Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

A Krausse gest

Raphael Sanzio

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

00

# Biographische Miniaturbilder.

Zur bildenden Lektüre

für

**die reifere Jugend**

verfaßt

von

**A. W. Grube.**

---

**Erster Theil.**

Dritte verbesserte Auflage.

Mit den Bildnissen von Raphael Sanzio und Christian Rauch.

---

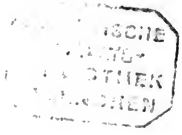
**Leipzig.**

Friedrich Brandstetter.

1872.

Y. u. 70025

Digitized by Google


Digitized by Google

# Vorwort zur zweiten Auflage.

Die neue Auflage vorliegenden Werkes hat manche durchgreifende Veränderungen und — wie ich hoffe und wünsche — Verbesserungen erfahren. Indem ich auf den Titel „für die reifere Jugend" setzte, zog ich den Leserkreis zwar enger, konnte und mußte ihn aber auch schärfer begrenzen. So fühlte ich mich denn veranlaßt, die Biographieen von Boerhave, Talleyrand, Wilh. v. Humboldt, Frau v. Staël, Paganini, Angel. Kaufmann und Mengs zu streichen, weil sie dem Interesse der Jugend ferner lagen; dagegen fügte ich die neugeschriebenen Arago, Stephenson und Uhland hinzu. Auch Newton und Kant wollte ich anfangs, dem Winke eines freundlichen Rezensenten folgend, streichen, auf den Rath und Wunsch zweier erfahrener Pädagogen, deren Söhne diese Miniaturbilder lesen und studiren, habe ich es jedoch unterlassen. Sollte unter den Geistesheroen der deutschen Nation — so sagte ich mir selber — kein Denker aufgeführt werden? und bietet nicht Kant sowohl als Mensch wie als Philosoph Charakterzüge genug, die schon dem angehenden Jüngling eindringlich werden? Für zehnjährige Knaben habe ich diese Biographieen nicht geschrieben. Wollte man streng den Satz befolgen, daß die Leser den ganzen Mann, der ihnen biographisch geschildert wird, verstehen und übersehen müssen, dann würden auch Herder, Fichte ꝛc. ꝛc., die ja auch für die Jugend bearbeitet sind, nicht zur biographischen Lektüre kommen dürfen. Und warum sollte der Gymnasiast oder Realschüler, der im physikalischen Unterricht so oft auf Newton hingeführt wird, nicht auch Näheres über dessen Lebensumstände erfahren und den großen Forscher

Digitized by Google

persönlich näher kennen lernen, trotzdem, daß er von der geistigen Größe desselben noch keine volle Anschauung empfangen, sie vielmehr nur ahnen kann! Uebrigens habe ich in der biographischen Skizze Newtons Manches gekürzt und hinzugesetzt, wie es dem Zwecke der Miniaturbilder entsprach.

Daß ich ferner Charaktere wie Paskal und Fenelon, die mit ihrer sittlichen Würde, mit der Lauterkeit und Schönheit des inneren Menschen auch auf den empfänglichen Sinn des jugendlichen Lesers wirken und das französische Wesen von seiner edelsten achtbarsten Seite zeigen, unangetastet ließ, verstand sich bei mir von selbst, da ich nicht bloß das glänzende Genie und glückliche Talent oder die gewaltige erfolgreiche That verherrlichen, sondern auch Momente des inneren Lebens hervorheben, das Gemüth und die Gesinnung feiern wollte. Es scheint mir fast, als sei man in den neuerdings für die Jugend verfaßten Biographieen zu sehr auf das Spannende, Pikante, Glänzende, Handgreifliche und Materielle verfallen.

Ich habe es schon im Vorwort zur ersten Auflage ausgesprochen, daß ich bei Ausarbeitung dieser biographischen Bilder mich ebenso fern zu halten suchte von trockener Kürze wie von buntem Notizenkram. Die „Miniaturbilder" sollen, wenn auch im kleinsten Rahmen, dem Blicke ein lebendiges Ganzes darstellen mit dem Ausdruck und der Frische des individuellen Lebens. Dieses Ziel im Auge behaltend habe ich den durch kompresseren Druck gewonnenen Raum benutzt, manche Biographie noch mehr zu vervollständigen und abzurunden. Da der Herr Verleger überdieß noch werthvolle Illustrationen hinzugefügt hat, ohne den Preis des Werkes zu erhöhen: so durfte ich diese neue Auflage wohl eine „verbesserte" nennen.

Schon in der ersten Auflage wurde Aehnliches und Gegensätzliches zu Parallelen zusammengestellt; dieß ist in der vorliegenden zweiten noch durchgreifender geschehen. Das Bildungsleben der Neuzeit nach seiner wissenschaftlichen und künstlerischen, technischen und gewerblichen, politischen und religiösen Richtung ist in bedeutsamen Charakteren, welche den verschiedensten Ständen und Berufsarten angehören, veranschaulicht worden. Der erste Theil bringt vorzüglich

Digitized by Google

Männer der Kunst und Wissenschaft, der zweite überwiegend Männer der Freiheit. Daß ich unseren deutschen Patrioten, namentlich aus der glorreichen Zeit der Freiheitskriege, den nicht geringsten Platz einräumte, bedarf wohl keiner Rechtfertigung.

So möge denn das Buch bei der deutschen studirenden Jugend, namentlich der Gymnasien und Realschulen, sich noch fernerhin Freunde erwerben und jener Lektüre Vorschub leisten, die nicht bloß flüchtig unterhält, sondern auch belehrt und bildet.

Der Verfasser.

Digitized by Google

# Inhalt.


| | Seite |
|---|---|
| Raphael Sanzio | 1 |
| Peter Paul Rubens | 16 |
| Galileo Galilei | 27 |
| Isaak Newton | 37 |
| Pascal | 49 |
| Fénélon | 58 |
| Linné | 78 |
| Cuvier | 90 |
| Franz Arago | 105 |
| Abraham Gottlob Werner | 119 |
| Fraunhofer | 126 |
| James Watt | 134 |
| Georg Stephenson | 144 |
| Garrik | 159 |
| Karl Seydelmann | 170 |
| Christian Gottlob Heyne | 181 |
| Der alte Heim | 195 |
| Bertel Thorwaldsen | 209 |
| Christian Rauch | 222 |
| Ludwig van Beethoven | 232 |
| Felix Mendelssohn-Bartholdy | 245 |
| Nikolaus Lenau | 263 |
| Ludwig Uhland | 278 |
| Lord Byron | 304 |
| Walter Scott | 325 |


Digitized by Google

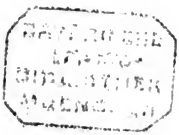
Grube's

# Biographische Miniaturbilder.

Erster Theil.

Digitized by Google

Digitized by Google



# Raphael Sanzio.*)

Raphael Santi aus Urbino ist nicht nur der größte Maler, sondern der schönste Genius der modernen Kunst überhaupt. Sein Vater, Giovanni Santi, war auch Maler, und ein sehr tüchtiger Meister, der mit seiner Kunst zugleich nach damaligem Gebrauch das Geschäft eines Vergolders verband. Freilich war er durch nichts Geniales ausgezeichnet, aber man rühmte an seinen Gemälden die Innigkeit des Ausdrucks, den Ernst und die Einfachheit der Darstellung. Er war auch Schriftsteller, und verfaßte in Terzinen eine Lebensbeschreibung des von ihm herzlich verehrten Herzogs Federico von Urbino.

Zu der gemüthlichen Richtung Giovanni's stimmte ganz der zarte Sinn seiner Frau Magia, die ihm am 28. März, am Charfreitage 1483, ein Söhnchen gebar, dem er in der Freude seines Herzens und wie zu guter Vorbedeutung den Namen „Raphael" gab, obschon dieser Name in der Familie gar nicht gebräuchlich war. Seine Sorgfalt und Liebe zu dem ihm von der Vorsehung geschenkten Kinde war so groß, daß er nicht litt, daß eine Amme ihm die erste leibliche Nahrung gäbe, sondern aus der Mutterbrust sollte es wie die erste Nahrung so die erste Liebe empfangen.

In einem heiteren durch keine Mißhelligkeiten getrübten Familienleben wuchs der kleine Raphael heran, und wie sein Auge im elterlichen Hause schon früh auf die Werke der Kunst gerichtet wurde, so mußte auch die schöne Lage von Urbino früh den Blick des Knaben auf die frischen lebendigen Formen und Farben einer anmuthigen Natur lenken. Die festgebaute Stadt liegt nämlich nahe am höchsten Grat des Apennin, wo er die Mark Ankona von Toskana und Umbrien trennt. Nach Osten zu blickt zwischen den Berghöhen das adriatische Meer hindurch, westwärts thronen die eigenthümlichen Felsbildungen des St. Simone; in den sich

*) Leben der ausgezeichnetsten Maler, Bildhauer und Baumeister von Cimabue bis zum Jahre 1567, beschrieben von Giorgio Vasari. Aus dem Italienischen von Ludwig Schorn und Ernst Förster. 3. Bd. (Stuttgart und Tübingen, 1843). Raphael von Urbino und sein Vater Giovanni Santi von Passavant (in 2 Theilen), Leipzig, 1839. Vergl. den betreffenden Artikel in Dr. Kugler's „Handbuch der Geschichte der Malerei in Italien" (Berlin, 1837). Rafael Santi, sein Leben und seine Werke. Von Alfred Freih. v. Wolzogen (Leipzig, 1865).



Digitized by Google

absenkenden Thälern spenden die Fruchtbäume, vornehmlich die Olive und der Weinstock, den Segen des Himmels.

Meister Giovanni arbeitete fleißig und an Bestellungen fehlte es ihm nicht; sein schönes Familienverhältniß sollte aber nicht von langer Dauer sein, denn am 3. Oktober 1491 starb ihm die Mutter, am 7. Oktober seine heißgeliebte Magia und wenige Tage darauf ihr einziges Töchterlein. Der gemüthvolle Giovanni ward durch diese schnell hintereinander folgenden Verluste in die tiefste Trauer gestürzt; er vermählte sich zwar, um dem verwaisten Zustande zu entgehen, bald wieder (am 25. Mai 1492) mit Bernardina, der Tochter eines Goldarbeiters; diese konnte ihm aber seine treffliche Magia nicht ersetzen! Sein Tod erfolgte schon am 1. August 1494 und nun begannen in der Familie eine Reihe von Zwistigkeiten, die später nur durch den milden versöhnlichen Charakter Raphael's beigelegt wurden.

Raphael hatte bei dem Tode seines Vaters erst das 11. Jahr zurückgelegt; da er jedoch bereits ausgezeichnete Proben seines Malertalentes gezeigt hatte, beschlossen die Verwandten, ihn nach Perugia zum berühmten Meister Pietro zu senden. Pietro Perugino hatte eine zahlreiche Jüngerschaft um sich versammelt, die höchst bildend auf den jungen Urbiner einwirkte, der durch seine liebenswürdige Hingabe an die ihm Vorangeschrittenen, durch seine feurige Liebe zur Kunst und seinen zarten reinen Sinn für alles Schöne und Edle sich bald die Zuneigung Aller gewann, mit denen er verkehrte. In kurzer Zeit hatte er aber alle seine Genossen überholt, und Meister Pietro war nicht wenig erstaunt und erfreut, als er seinen eigenen Styl in dem jungen Schüler zu schönster Blüthe gelangen sah. Die Schule des Perugino hatte freilich in ihren Formen noch etwas Steifes, in der Zeichnung Mageres, in der Färbung Trockenes, doch offenbarte sich in den Figuren eine gewisse Sehnsucht und Lieblichkeit des Gemüths.

Indem Raphael mit aller Treue die Art seiner Meister sich anzueignen und wiederzugeben suchte, lernte er sich beschränken und gewann gerade durch die Schranken seine Freiheit und Eigenthümlichkeit, zum Beweise, daß auch der kräftigste und ursprünglichste Genius nicht der Nachbildung vorhandener Muster und des fleißigsten Studiums der Schule sich entschlagen darf, wenn er nicht in's Schrankenlose auseinander fließen will.

Zu den frühesten Arbeiten, welche Raphael in der Schule des Perugino ausführte und die sich bis auf unsere Zeiten erhalten haben, gehört jenes Bildchen des Christkindes mit dem kleinen Johannes, welches er einer größeren Composition der Familie der heiligen Anna entlehnte, die sein Meister als Altartafel für die Kirche der heiligen Maria zu Perugia gemalt hatte. Auf dem (nun verwischten) Altarblatte war Maria im Schooße der heiligen Anna sitzend dargestellt, umgeben von Joseph und Joachim, den heiligen Marien Cleopha und Salome und sechs Kindern der heiligen Familie. Zwei dieser Kinder, Jesus und

Digitized by Google

der kleine Johannes, welche sich herzen, kopirte Raphael auf Goldgrund à tempera wahrscheinlich zu seiner Uebung, und ahmte darin dem Meister vortrefflich nach. Als eine interessante Reliquie wird diese kleine Tafel in der Peterskirche zu Perugia aufbewahrt; des Pietro Perugino schönen Originalentwurf zu jenen Kindern in sorgfältiger Federzeichnung besitzt die reiche Sammlung von Zeichnungen in Florenz.

Meister Pietro brauchte seinen genialen Schüler immer lieber zur Mithülfe bei seinen Arbeiten, und als er Geschäfte halber nach Florenz gewandert, hatte Raphael die Freude, daß er, den Aufträgen aus der Umgegend Folge leistend, auch größere Werke selbstständig ausführen durfte, wie die Krönung des wunderthätigen Einsiedlers Nicolaus von Tolentino, die er freilich auf die ihm von den Mönchen vorgeschriebene Weise darstellen mußte. Auch die „Krönung Mariä" gehörte zu diesen Werken des Jünglings; er malte sie für das Kloster des heiligen Franziskus in Perugia.

Fast gleichzeitig entstand das liebliche Madonnenbildchen, welches Raphael für den Grafen Staffa malte und das noch in Perugia von allen dahin pilgernden Kunstfreunden gesehen werden kann. Die Mutter des Heilandes, in einer Frühlingslandschaft wandernd, liest nachsinnend in einem Büchlein, in das auch der auf ihrem Arme ruhende Jesusknabe aufmerksam hineinblickt. Ebenso zart und frisch ist ein anderes kleines Bild gemalt, das einen unter einem Lorbeerbäumchen schlafenden jungen Ritter zeigt, dem in zwei allegorischen Gestalten auf einer Seite die Freuden des Lebens, auf der andern Seite die Arbeiten des Lebens, jene Genuß, diese Ruhm versprechend erscheinen. Der nach dem Höchsten strebende Jüngling, welcher vom Leben mächtig angeregt, die Freude wie die Arbeit vor sich sah, hat uns darin seinen eigenen Gemüthszustand dargestellt.

Dem Pinturicchio, einem ehemaligen Mitschüler Raphaels, war die Ausschmückung des Bibliothekssaales im Dome zu Siena übertragen worden, und da dieser seinen jüngeren Freund liebte und als guten Zeichner kannte, so lud er ihn ein, ihm bei der Arbeit zu helfen. Raphael hatte bereits einen Theil der Cartons vollendet, als einige Maler ihm lobpreisend von den in Florenz befindlichen Meisterwerken des Michel Angelo und Leonardo da Vinci erzählten. Sogleich legte er seine Arbeit bei Seite und eilte nach Florenz, dem Sitze der Musen. Dort nahm er mit heiliger Andacht die Eindrücke der vielen Kunstwerke in sich auf; die Stadt gefiel ihm so gut, daß er solange als möglich daselbst zu bleiben sich vornahm. Er befreundete sich mit andern jungen Malern, namentlich mit Ghirlandajo, und er war so sehr mit Anschauen und der eigenen Verständigung beschäftigt, daß er während dieses seines ersten Aufenthalts in Florenz fast gar nichts malte. Er blieb zu Florenz den ganzen Winter hindurch.

Eine Bestellung rief ihn im Jahre 1505 wieder nach Perugia. Er malte ein Altarblatt für die dortigen Nonnen des heiligen Antonius



Digitized by Google

aus Padua, ferner ein Freskobild in einer Seitenkapelle der Camaldulenserkirche, die heilige Dreifaltigkeit darstellend, umgeben von sechs Heiligen des Camaldulenser-Ordens. Es folgte ein Auftrag nach dem andern, doch Raphael sehnte sich im Streben nach höherer Kunstbildung nach Florenz, wohin er bald wieder abreiste.

Bei diesem zweiten Aufenthalte lernte ihn Taddeo Taddei, ein florentinischer Edelmann und kunstsinniger Beförderer ausgezeichneter Talente, kennen, und gewann ihn so lieb, daß er ihn stets in seinem Hause und an seinem Tische haben wollte. Raphael, um seine Dankbarkeit zu bezeigen, malte seinem Gönner zwei Madonnenbilder; das eine, die sogenannte „Jungfrau im Grünen" (jetzt in der Galerie des Belvedere in Wien), stellt Maria in einem reichen Wiesengrunde dar, wie sie in liebevoller Sorgfalt das vor ihr stehende Jesuskind mit beiden Händen hält, das sich seinerseits zu dem vor ihm knieenden kleinen Johannes neigt und das Kreuzchen faßt, welches dieser ihm darhält; das andere wahrscheinlich die heilige Familie bei der Fächerpalme, eine runde Tafel, gegenwärtig im Besitz des Herzogs von Bridgewater. Beide Bilder sind dadurch merkwürdig, daß sie zugleich an den ersten peruginischen Styl und an die bessere durch das Studium in Florenz gewonnene Behandlungsweise, namentlich an Leonardo da Vinci erinnern. Außerdem malte Raphael diesmal noch manche Porträts, die größtentheils im Palast Pitti aufbewahrt sind. Seine Hauptthätigkeit richtete er aber auch jetzt auf das Studium der großen florentinischen Meister, und durch die Bekanntschaft mit Fra Bartolomeo gelangte er zu größerer Sicherheit im Kolorit.

Von Florenz ging er nach der berühmten Stadt Bologna, wo er die Bekanntschaft des Meisters Francesco Francia machte und bald mit ihm in das innigste Freundschaftsverhältniß kam. Dann reiste er nach seiner Vaterstadt Urbino (die er öfters besuchte), um seine Verwandte und Freunde nach überstandener Pest zu sehen. Um den Herzog Guidubaldo und seine treffliche Gemahlin Elisabetta Gonzaga war um diese Zeit ein glänzender Hof versammelt; die Blüthe der schönen Geister Italiens war hier vereinigt, ähnlich wie zur Zeit Göthe's in Weimar. Ausgezeichnete Männer wie Giuliano da' Medici, Bruder Leo X., Graf Castiglione, Pietro Bembo, nachmals Sekretär Leo X. und unter Paul III. zum Kardinal erhoben, Bernardo Bibiena, auch später Kardinal, bildeten einen herrlichen Kreis, dessen Mittelpunkt die geist- und gemüthvolle Herzogin war; sie begrüßten mit Freude das immer mehr aufstrebende Talent Raphaels und wurden seine Freunde und Beschützer.

Nachdem er ebenso anregende als genußreiche Tage in Urbino verlebt hatte, kehrte er wieder nach dem kunstreichen Florenz zurück, um seine Studien fortzusetzen, besonders um Michel Angelo's berühmten Carton der „Badenden bei der Schlacht zwischen den Florentinern und Pisanern" kennen zu lernen, welcher zum ersten Mal ausgestellt im Publi-

Digitized by Google

kum, insbesondere bei den Künstlern, ein so großes Aufsehen erregte, daß von gar nichts Anderem mehr gesprochen wurde.

Während dieses dritten Aufenthaltes in Florenz malte er ein schönes Bild der heiligen Familie, und um der Welt zu zeigen, daß er auch mit einem Michel Angelo und Leonardo da Vinci in die Schranken treten könne, vollendete er den mit außerordentlichem Fleiß entworfenen Carton „die Grablegung Christi", den er dann in Perugia ausführte. Wir sehen den überaus edel gestalteten Körper des Heilandes von zwei jungen, trauernden Männern zu Grabe getragen, während Maria Magdalena in ihrem ungestümen Schmerz noch einmal herbeieilt und die Hand, die sich so oft zum Segnen erhoben, auf die ihrige legend, zum letzten Mal das Antlitz dessen betrachtet, der ihr Alles auf Erden war und Alles über allen Begriff in der Zukunft werden sollte. Neben ihr steigt Joseph von Arimathia zur Grabeshöhle hinauf, das Werk der Liebe und Trauer zu vollenden, während der treuliebende Jünger Johannes händeringend über Josephs Schulter auf den Herrn und Meister herabsieht, als könne er dessen Tod nicht für möglich halten. Maria aber, in einiger Entfernung von tiefem Schmerz überwältigt, sinkt bewußtlos in die Arme von drei sie umgebenden Frauen, deren Trauer über den Verlust ihres Heilandes hier vorübergehend durch die Sorge um dessen Mutter gemildert wird. In der Ferne sieht man den Calvarienberg, und im Vorgrunde steht Raphaels Name mit der Jahreszahl 1507.*)

Wonach er am meisten strebte, einen größeren Styl in Formen, Gewändern und Umrissen, das hatte er in der florentinischen Schule gefunden und lebendig sich angeeignet. Und sobald er diese höhere Stufe in seiner eigenen Kunstbildung gewonnen, fügte es ein glückliches Geschick, daß ihn der Papst Julius II. auf Fürsprache des berühmten Bramante, der den Bau der Peterskirche leitete, nach Rom berief. Jener Kirchenfürst, ausgezeichnet durch seine Charakterfestigkeit wie durch seine großartige Pflege der Werke des Friedens und durch seinen hellen Blick, der ihn überall die ersten Talente finden ließ, unternahm es, den Vatikanischen Palast zu einer Art päpstlichen Stadt zu erweitern und seine Zimmer auf das Großartigste auszuschmücken. Raphael wurde vom Papst mit ausgezeichneter Güte, von den Künstlern mit größter Achtung empfangen. Das erste Zimmer, das er mit seinen Gemälden zieren sollte, war das della Segnatura, dessen Decke bereits von einem andern Künstler ausgemalt worden. Er entwarf sogleich einen großartigen Plan, welcher den Verhältnissen angemessen vom Papste durchaus gebilligt wurde. In vier allegorischen Figuren sollten zuvörderst die vier Hauptrichtungen des menschlichen Geistes (gleichsam die vier Fakultäten) dargestellt werden, die religiöse in der Theologie, die erkennende in der Philosophie, die ästhetische in der Poesie und die sittliche in der Jurisprudenz.

Als der Künstler die „Theologie" vollendet hatte (eine weibliche Ge-

*) Passavant I. S. 119.

Digitized by Google

stalt sitzt anmuthsvoll auf Wolken, in der Linken ein Buch haltend, mit der Rechten nach dem Himmel weisend), war Julius so sehr von der Fülle des raphael'schen Genius ergriffen, daß er beschloß, alle Zimmer von ihm ausmalen zu lassen und alle darin befindlichen früheren Malereien zu vertilgen. Dem widersetzte sich Raphael selber; doch rettete er nur ein Deckengemälde, das sein Lehrer Pietro Perugino gemalt hatte.

Die vier großen Runde im Kreuzgewölbe verwendete Raphael abermals zu allegorischen Bildern, die den vier größeren Wandbildern der Theologie, Philosophie, Poesie und Jurisprudenz entsprachen. Der Theologie entsprach die sogenannte „Disputa". Wir erblicken auf diesem Gemälde eine Versammlung von Theologen und Kirchenmännern, welche, begierig die Geheimnisse des Glaubens zu erforschen, schreiben und miteinander streiten. Sie sind um den Altar versammelt, auf welchem die Hostie steht. Ueber ihnen zeigt sich der Himmel mit Gott dem Vater, mit Christus und der heiligen Jungfrau, Johannes dem Täufer, mit den Aposteln, Evangelisten und Märtyrern. Gott Vater sendet den heiligen Geist herab, das Gewölk theilt sich, durchbrochen von der überirdischen Glorie des geoffenbarten Gottes, welche das Disputiren abschließt und auf die Eucharistie, das sinnliche Zeichen der Gegenwart des Göttlichen hinweist. Es ist ein großartiger Augenblick der Ueberraschung durch den sich offenbarenden Himmelsglanz. Als Uebergangsbilder zu den nächsten großen Wandgemälden erschien nach der Seite der Jurisprudenz zu die Darstellung des Sündenfalls, als negativer Grund aller den Menschen dargereichten Mittel zur Erlösung. Auf der entgegengesetzten Seite nach dem Bilde des Parnasses zu ward die von Apollo über Marsyas verhängte Strafe dargestellt — der Sieg der wahren Kunst über die falsche. Und gleichsam als Ueberschrift zum Parnaß diente die allegorische Figur der Poesie, eine der gelungensten, welche je durch die Kunst gebildet ward. Sie sitzt geflügelt in Wolken auf einem mit Masken, als Symbol der dramatischen Dichtkunst, gezierten Marmorsessel, und hält die ihren Gesang begleitende Lyra und einen Band ihrer Dichtungen in den Händen. Ihr Haupt mit dem Lorbeerkranz umwunden, das mit Sternen geschmückte Schulterband und ihre weit ausgebreiteten Schwingen deuten auf den Flug in die höchsten Regionen, wohin sie auch den Blick ihres schönen begeisterten Antlitzes richtet. Zu ihren Seiten sitzen zwei kleine Götterknaben, welche eine Tafel halten mit den Worten: Numine afflatur! (Sie wird von der Gottheit angeweht!)

Das auf die Philosophie Bezug habende große Wandgemälde ward die „Schule von Athen" genannt. Wir erblicken, auf der linken Seite des Vordergrundes beginnend, die älteren philosophischen Schulen um Pythagoras gruppirt; Sokrates mit seinen Anhängern und Gegnern bildet den Uebergang zu Plato und Aristoteles, welche von ihren Schülern umgeben in der Mitte des Bildes stehend, den Höhenpunkt griechischer Philosophie nach zwei Richtungen hin bezeichnen. Weiter zur Rechten befinden sich die Stoiker, Cyniker (Diogenes mit seiner Schale), Epikuräer

Digitized by Google

und einige der späteren Philosophen; zuletzt stehen im Vordergrunde rechts die mehr dem Realen zugewandten Lehrer, unter welchen Euklid besonders hervortritt.

Die der Jurisprudenz gewidmeten Gemälde stellen den Kaiser Justinian, wie er das römische Recht dem Tribonian, und Papst Gregor X., wie er das kanonische Recht einem Konsistorialadvokaten übergiebt, dar; unter diesen den Gesetzgeber Moses. Das kleine Uebergangsbild veranschaulicht den Richterspruch Salomonis über die beiden Mütter.

Im Jahre 1511 waren sämmtliche Arbeiten in der ersten Stanze vollendet. Nebenbei hatte Raphael noch manche kleinere Staffeleibilder gemalt, und als sein älterer Freund und Kunstgenosse, dem er von Rom aus schrieb, einige davon zu Gesicht bekam, ward er zu folgendem Sonett begeistert.

Dem vortrefflichen Maler Raphael Santi, dem Zeuxis unsers Jahrhunderts, von mir Francesco Raibolini, Francia genannt.

Nicht Zeuxis bin ich noch Apoll, die Ehre
So hoher Namen will mir nicht gebühren,
Noch will Talent und Tugend so mich zieren,
Daß Raphael mir ew'ges Lob gewähre.

Du Einz'ger, dem des Himmels Gunst, die hehre,
Sieg allwärts schenkt, ob Allen zu regieren,
Sprich, welche Kunst ließ Solches Dich vollführen,
Daß, gleich der Alten Ruhm, Dich Ruhm verkläre?

Glückse'ger Jüngling, früh' emporgeschwebet
Zu solcher Höh' — wer mag voraus ergründen,
Wozu gereifte Kraft Dich wird begeistern?

Besiegt beugt sich Natur, und, neu belebet
Von Deinem Täuschen, wird sie preisend künden,
Daß Du der Meister seist ob allen Meistern.

Raphaels Kraft wuchs während der Arbeit. Das Gemälde in der zweiten Stanze, die Vertreibung des Heliodor aus dem Tempel zu Jerusalem, aus dem er in Auftrag des Königs Seleucus die dort niedergelegten Wittwen- und Waisengelder entwenden wollte (2. Makk. 3), ist wahrhaft ergreifend durch den Ernst der Leidenschaft und die Wahrheit, womit die stärksten Affekte dargestellt sind. Die Ausschmückung des zweiten Zimmers sollte jedoch Papst Julius II. nicht mehr erleben; er starb schon am 20. Februar 1513. Kardinal Giovanne de Medici bestieg als Leo X. den päpstlichen Stuhl, und in diesem kunst- und prachtliebenden Fürsten fand Raphael einen nicht minder geneigten Gönner, so daß er ohne lange Unterbrechung die Ausschmückung des heliodorischen Zimmers fortsetzte. Die Befreiung des Apostels Petrus aus dem Gefängnisse, und Attila, von den Schutzpatronen Roms geschreckt, durch Leo I. (den Großen) bewogen, sich von den Mauern Roms wieder zurückzuziehen, traten dem genannten ersten Gemälde würdig zur Seite. Der Plafond zeigte Moses

Digitized by Google

und den brennenden Busch, den Bau der Arche Noah's, Isaak's Opfer und Jakob's Traum.

Fast gleichzeitig malte Raphael das schöne Altarblatt für die Kirche St. Domeniko in Neapel, welches nachmals nach Spanien kam und den Namen „Madonna mit dem Fisch" (m. del pesce) erhielt. Es gehört zu den bewunderungswürdigsten des Meisters; eine edlere Gestalt der Mutter des Heilandes und größere Anmuth des Christkindes möchte wohl nimmer erfunden werden können.

Raphaels Ruhm war bereits durch ganz Italien verbreitet; sein Ansehen und auch sein Vermögen wuchs mit jedem Tage, und es erschien ihm nun wünschenswerth, ein eigenes Haus zu besitzen. Er wählte sich einen Platz in Borgo nuovo gegenüber der Peterskirche, in der Nähe des Vatikan, und mit Hülfe seines Freundes und Landsmannes, des päpstlichen Baumeisters Bramante, entwarf er den Plan zu seiner Wohnung. Denn er war auch in der Architektur wohlbewandert und hatte an der Hand Bramante's schnelle Fortschritte darin gemacht. Die Hauptfronte ging nach dem Petersplatze und hatte drei Stockwerke. Das untere zierten sechs dorische Halbsäulen, mit einem Thor in der Mitte und Werkstätten zu beiden Seiten. Im zweiten Stockwerk waren die fünf Fenster durch kleine ionische Säulen geziert, abwechselnd mit spitzen und gerundeten Giebeln, wie sie Raphael nach antik-römischen Vorbildern gern anwandte. Nischen an den Seiten der Fenster bereicherten noch die Architektur. Im dritten Stock hatten die kleineren Fenster eine flachere, den Antiken entlehnte Einfassung; das Ganze krönte ein ionisches Gesims mit einer Balustrade. Das Wappen Leo's X. prangte über dem mittleren Fenster und sechs Medaillons mit Bildnissen in Relief erhöhten den Schmuck der reichen Façade. Die Schüler strömten schaarenweis zu dem verehrten Meister, und die liebreiche Art, mit welcher er alle empfing und jedem nützlich zu werden suchte, bildet eine schöne Zugabe zu seinem Ruhmeskranze. „Albrecht Dürer" — so berichtet Vasari — „ein bewunderswerther Maler aus Deutschland, der vorzügliche Kupferstiche verfertigte, hörte von seiner Trefflichkeit und schickte ihm als Tribut seiner Huldigung einen Kopf, sein eigenes Bildniß, mit Wasserfarbe auf ganz feiner Leinwand ausgeführt, so daß er sich auf beiden Seiten zeigte. Raphael verwunderte sich sehr darüber und sandte Dürer eine Menge Blätter von seiner Hand gezeichnet, welche dieser ungemein werth hielt. Der oben genannte Kopf des deutschen Künstlers (leider nicht mehr vorhanden) befand sich zu Mantua unter den Besitzthümern von Giulio Romano, dem Erben Raphaels.*)

Unter den gelehrtesten und hochgestelltesten Männern in Rom zählte Raphael warm ihm zugethane Freunde; der Kardinal Bibiena bot ihm die Tochter seines Brudersohnes, eine sehr edle Jungfrau, zur Gemahlin

*) Eine von den an Dürer gesandten Zeichnungen ist noch in der Sammlung des Erzherzogs Karl erhalten.

Digitized by Google

an. Sie starb jedoch, noch ehe sich Raphael zur Ehe entschlossen hatte. Ein Brief an den geliebten Oheim Simone di Battista di Ciarla in Urbino eröffnet uns einen interessanten Blick in die persönlichen Verhältnisse Raphael's. Derselbe lautet:

„Wertheſter an Vaters Statt!

„Ich habe Euren lieben Brief empfangen und daraus ersehen, daß Ihr mir nicht zürnt, woran Ihr in der That Unrecht thätet. Bedenkt nur, wie lästig es ist, ohne wichtige Veranlassung zu schreiben; jetzt, da ein wichtiger Anlaß vorhanden, antworte ich sogleich, um Euch ganz zu sagen, was ich auszudrücken vermag.

„Zuvörderst in Betreff eine Frau zu nehmen, antworte ich Euch rücksichtlich derjenigen, welche Ihr mir zuerst zudachtet, daß ich sehr froh bin und Gott beständig danke, weder diese noch eine andere genommen zu haben, und darin war ich weiser als Ihr, der mir sie geben wollte. Ich bin überzeugt, Ihr seht gegenwärtig auch ein, daß ich nicht dahin gekommen wäre, wo ich jetzt bin. Denn ich habe gegenwärtig in Rom schon Besitzungen von 3000 Dukaten in Gold und ein Einkommen von 50 Goldskudi. Sodann hat Seine Heiligkeit, unser Herr, mich über den Bau der Peterskirche gesetzt und mir einen Gehalt von 300 Golddukaten ausgeworfen, der mir nie fehlen wird, so lange ich lebe, und sicher erhalte ich deren noch andere. Außerdem bezahlt man mir für meine Arbeiten, was mir gut dünkt; für die Malereien eines anderen Zimmers, was ich angefangen habe, erhalte ich 1200 Golddukaten. So lieber Oheim bringe ich Euch sowohl Ehre als allen Verwandten und dem Vaterlande. Aber ich höre nicht auf, Euch immer in meinem Herzen zu tragen, und wenn ich Euch nennen höre, glaube ich den Namen meines Vaters zu hören. Beklagt Euch daher nicht über mich, wenn ich Euch nicht schreibe, da ich mich im Gegentheil über Euch beschweren sollte, der Ihr den ganzen Tag die Feder in der Hand habt und sechs Monate von einem Brief bis zum andern verstreichen laßt. Doch zürne ich Euch, trotz allem diesem, nicht, wie Ihr mir ungerechter Weise thut. Ich habe die Heirathsangelegenheiten fallen lassen, aber darauf zurückkommend, lasse ich Euch wissen, daß mir der Kardinal S. Maria in Portiko eine seiner Verwandtinnen geben will, und daß mit Genehmigung des Oheims (des Priesters D. Bartolomeo Santi) und der Eurigen ich versprochen habe, Seiner Herrlichkeit zu Willen zu sein. Ich kann mein Wort nicht brechen; wir sind jetzt mehr als jemals in der Enge, und ich werde Euch sogleich von Allem unterrichten .....

„Was meinen Aufenthalt in Rom anbelangt, so kann ich, aus Liebe zum Bau der Peterskirche, niemals anderswo als hier bleiben, denn ich habe jetzt die Stelle des Bramante. Welcher Ort in der Welt ist aber würdiger als Rom? welches Unternehmen würdiger als das von St. Peter, welcher der erste Tempel der Welt ist! Denn der ist der größte Bau, den man je gesehen, und wird mehr als eine Million Goldes

Digitized by Google

kosten. Wißt, der Papst hat jährlich 60,000 Dukaten für den Bau bestimmt und denkt nie anders. Mir hat er einen Gefährten gegeben, einen sehr gelehrten Frate, der über 80 Jahr alt ist, und da der Papst sieht, daß er nur kurze Zeit noch leben wird und er im Ruf großer Kenntnisse steht, so hat Se. Heiligkeit sich entschlossen, mir ihn zum Gefährten zu geben, auf daß ich von ihm lerne, wenn er irgend ein schönes Geheimniß in der Architektur besitzt, und vollkommen in dieser Kunst werde. Er heißt Fra Giokondo. Jeden Tag läßt uns der Papst rufen und spricht einige Zeit mit uns über den Bau. Ich bitte Euch, geht zum Herzog und zur Herzogin, und berichtet ihnen dieses; denn ich weiß, daß sie gern vernehmen, wenn einer ihrer Unterthanen sich Ehre erwirbt, und empfehlt mich ihren Herrlichkeiten, wie ich mich Euch beständig empfehle. Grüßt alle Freunde und Bekannte in meinem Namen, besonders Ridolfo, der eine so große ehrliche Liebe zu mir hat.

„Den 1. Juli 1514.

„Euer Raphael, Maler in Rom."

Raphael liebte ein einfaches, aber durch ihre Schönheit ausgezeichnetes Mädchen; sie soll die Tochter eines Sodabrenners gewesen sein, welcher über dem Tiber bei Sta. Cäcilia wohnte; man hat ihr den Namen „Fornarina" gegeben. Die von dem Kardinal beabsichtigte Heirath mag er wohl absichtlich so lange verzögert haben.

Doch zurück zu den unsterblichen Schöpfungen des Meisters. Das dritte der päpstlichen Zimmer, Stanza di torre Borgia genannt, der Vorsaal der Palafrenieri, worin sich die Dienerschaft gewöhnlich aufhielt, endlich die Loggien des zweiten Geschosses sollten sämmtlich von Raphael — so wünschte es der Papst — auf das reichste ausgeschmückt werden. So vielen Anforderungen konnte er aber nur dadurch genügen, daß er Vieles blos skizzirte und die Ausführung seinen Schülern überließ. So geschah es mit der fortlaufenden Reihe der Bilder aus der biblischen Geschichte in den Loggien; nur für das päpstliche Zimmer machte er besondere Studien und Cartons, und führte sie großentheils selber al fresco aus. Das ausgezeichnetste Gemälde in der dritten Stanze ist der ganz von Raphael's Hand ausgeführte „Burgbrand" (incendio del borgo), den Papst Leo durch sein Gebet löscht, ein herrliches Gemälde durch die Stärke und Wahrheit des Ausdrucks, die Schönheit der Formen, durch die Gruppirung und Mannigfaltigkeit der Gestalten. Gleich wundervoll zeigte sich der Genius des Meisters in den Darstellungen aus der Apostelgeschichte, welche er zu den zehn Tapeten für die sixtinische Kapelle in kolorirten Cartons aufführte. Papst Sixtus VI. hatte gleich nach der Erbauung der Kapelle sie mit Freskomalereien aus dem alten und neuen Testamente durch die größten Meister seiner Zeit ausschmücken lassen; Julius II. hatte ihr durch die unvergleichlichen Deckengemälde von Michel Angelo eine Berühmtheit verschafft, welche durch ganz Europa ging. Nun mochte Raphael selber wünschen, mit seinem

Digitized by Google

großen Nebenbuhler in die Schranken zu treten und auch seinerseits der Kapelle einen unvergänglichen Schmuck zu verleihen. Er schlug dem Papst vor, für den untern Raum, der nur mit gemalten scheinbar aufgehängten Teppichen versehen war, Cartons zu fertigen, um nach denselben in Flandern Tapeten in Gold, Seide und Wolle wirken zu lassen, welche nach altrömischem und byzantinischem Gebrauch bei Kirchenfesten längs den unteren Wänden aufgehängt würden. Ein solches Unternehmen war dem prachtliebenden Leo X. ganz willkommen, und es wurde auch so vollkommen ausgeführt, daß diese Tapeten noch jetzt in unerreichter Herrlichkeit prangen. Sie kamen im Jahr 1519 wenige Monate vor Raphael's Tode nach Rom, wurden am zweiten Weihnachtstage in der Kapelle aufgehängt und der Meister erlebte noch die hohe Freude, daß ganz Rom darob in Entzücken gerieth. Vasari nennt sie ein Werk, das vielmehr durch ein Wunder, denn durch menschliche Kunst, scheine entstanden zu sein.

Die Eintheilung geschah so, daß vier für jede der Seitenwände, und zwei Bilder für die Hinterwand neben dem Altar zu stehen kamen. Links zu den Seiten des päpstlichen Throns fanden vier Darstellungen aus dem Leben des Apostels Petrus und die Steinigung Stephani ihre Stelle; gegenüber fünf Begebenheiten aus dem Leben des Apostels Paulus. Unter den Hauptbildern befinden sich sockelartige gleich goldenem Relief behandelte Darstellungen aus dem Leben Leo X. und des Apostels Paulus; an die Tapeten angewirkte Ornamente bedeckten die Pilaster. Sie zeigen in ihren Hauptfiguren die theologischen Tugenden, die Parzen, die Jahres- und Tageszeiten, die Erd- und Himmelskugel ꝛc. Auch zur Tapete für den Altar in der sixtinischen Kapelle fertigte Raphael noch einen Carton, welcher die Krönung Mariä darstellte.

Als sich Papst Leo X. im Winter 1515—1516 in Florenz befand, ließ er auch Raphael dahin kommen, um seinen Rath wegen der Façade der neuerbauten Lorenzkirche zu hören. Zugleich fertigte der Meister noch zwei Pläne für Privatwohnungen, die zu den schönsten gehören, welche das an schönen Häusern und Palästen so reiche Florenz besitzt. Es kamen aus allen Ländern Bestellungen, denen der mit Arbeiten überladene Künstler freilich nur selten genügen konnte. Für den kunstliebenden König von Frankreich, Franz I., malte Raphael (1517) den Erzengel Michael, der den Satan in den Abgrund bannt. Auch eine Reihe wohlgelungener Portraits wurden gefertigt. Die Benediktiner des Klosters zum heiligen Sixtus in Piacenza bestellten (wahrscheinlich für eine Umgangsfahne) eine Leinwand mit der Mutter Gottes, dem heiligen Papst Sixtus und der heiligen Barbara. Der Meister, ohne vorläufige Studien, warf das Bild sogleich auf die Leinwand und gab ihm gerade dadurch den Zauber eines frischen Ergusses seiner Phantasie, einer zur Offenbarung gelangten Vision. „Zwischen den zurückgezogenen Vorhängen, gleichsam aus dem Geheimniß in die Offenbarung hervorschwebend, sehen wir verklärt und von himmlischen Chören im Lichtglanz umgeben die

Digitized by Google

heiligste Jungfrau, zwar demuthsvoll, aber doch im Bewußtsein ihrer Würde gleich einer Königin in den Räumen des Himmels, ihr göttlich Kind im Arm haltend, durch welches alle Geschlechter der Erde gesegnet werden sollen. Dieses, obgleich in kindlichem Wesen, schauet mit einem Blick der Allgewalt und der Erkenntnißtiefe wunderbar aus dem Bilde. Auf die Mutter mit dem Weltheilande weist nun der knieende heilige Sixtus, als auf den Born aller Gnaden und scheint Fürbitte einzulegen für seine abwesende Gemeinde. Gegenüber kniet die heilige Barbara, jungfräulich und anmuthig nach unten blickend, gleichsam mit weiblicher Holdseligkeit die Zusicherung erhörten Gebetes zu geben. Einen neuen Reiz erhält die hehre himmlische Szene durch zwei Engelknaben, voll holder Unschuld und Seligkeit, die sich unten höchst naiv auf eine Brüstung auflehnen." *)

Mit dieser „sixtinischen Madonna" schloß der Meister würdig seine Reihe der Madonnenbilder. Das Original, gegenwärtig in Dresden befindlich, ist von C. G. Schulze und F. Müller in Kupfer gestochen. Es war dem Churfürsten von Sachsen, August III., gelungen, das kostbare Gemälde zu erwerben; auf ausdrücklichen Befehl des Fürsten wurde das Bild im Audienzsaale zu Dresden der Kiste entnommen, aber man kam in Verlegenheit wegen einer günstigen Aufstellung, da die geeignete Wand gerade durch den Thron bedeckt war. Der Churfürst, sobald er das merkte, faßte eigenhändig den Thronsessel und ließ an dessen Stelle die raphaelsche Madonna aufhängen. Die fürstliche Majestät beugte sich vor der Majestät des Künstlergeistes.

Noch sei auf einen Johannes in der Wüste hingewiesen, den Raphael für den Kardinal Kolonna malte. Der Täufer ist im Jünglingsalter dargestellt, nur leicht mit einem Parderfell am Arm und an den Lenden umwunden; er sitzt an einem Quell in der Wüste und blickt nach dem strahlenden Licht eines Rohrkreuzes.

---

*) Passavant I, 301. — Julius Hübner, Professor an der Kunstakademie zu Dresden, hat in seinem neuen Kataloge der Gemäldegallerie bei Erwähnung der sixtinischen Madonna ein Sonett mitgetheilt, das nicht treffender und inniger empfunden sein könnte:

Sie schwebt herab! — Die Jungfrau mit dem Kinde,
Deß Himmelsblicke ernst die Welt begrüßen,
In Wolken liegt die Erde ihr zu Füßen,
Und Schleier und Gewande weh'n im Winde!

Das schöne Haupt neigt Barbara gelinde,
In Demuth, knieend so viel Huld zu büßen —
Verklärt schaut Sixtus aufwärts in dem süßen
Bewußtsein, daß die Menschheit Gnade finde!

Und mit den Engeln schau'n auch wir nach oben,
In lichten Chören ewig ihn zu loben,
Der unsers Heiles selige Begründung!

So Raphael, du Engel der Verkündung,
So sahst Du sie — so läßt Du sie uns schauen
„Die Königin des Himmels und der Frauen!"

Digitized by Google

Zu den Altarblättern, welche Raphael auswärts versendete, gehörte auch die berühmte Tafel für das den Olivitanermönchen gehörende Kloster Santa Maria della Spasimo zu Palermo, auf der Christus dargestellt ist, wie er sein Kreuz zum Richtplatze trägt und zu den ihm nachfolgenden Frauen sich umkehrt, als wollte er jene Worte sprechen: „Ihr Töchter von Jerusalem, weinet nicht über mich, sondern über eure Kinder!" Es ward später in Paris von Holz auf Leinwand übertragen, und befindet sich jetzt im königlichen Museum zu Madrid.

Das letzte Werk, das der große Künstler aber nicht ganz vollenden sollte, war die Verklärung Christi oder die sogenannte Transfiguration. Man hat dem reichen Gemälde den Vorwurf gemacht, daß es eigentlich aus zwei Bildern bestehe, aber es stehen die beiden Hauptgegenstände doch in einem inneren Zusammenhange und es bleibt dies Bild eines der größten Meisterstücke der neueren christlichen Kunst. Im oberen Theile sehen wir Christum verklärt und von himmlischem Glanze umgeben, schwebend zwischen Elias und Moses. Auf dem Berge Tabor liegen vom Glanz geblendet die drei Jünger Petrus, Jakobus und Johannes, zu ihrer Seite links knieen noch zwei anbetende Diakonen. Das Gegenstück der verklärten Natur im Gottessohne ist die dämonische Menschennatur, wie sie von der Krankheit niedergebeugt wird. Rechts im untern Theil des Bildes bringt der Vater seinen besessenen Knaben und spricht die gegenüber am Berge zurückgebliebenen Jünger um Hülfe an; die ihn umgebenden Männer und Weiber unterstützen seine Bitte, doch vergebens. Die Jünger, im Gefühl ihrer Unfähigkeit zu helfen, zeigen nach ihrem Meister auf der Höhe des Berges, welcher allein mit dem Geiste den Leib zu heilen vermag.

Raphael hatte durch ein künstliches Helldunkel, in das er viele Figuren, vornehmlich des unteren Theiles, brachte, die Glorie des schwebenden Christus zu heben gesucht, nach seines Schülers Giulio Romano Angabe sich aber dazu des Lampenrußes bedient, der sehr nachdunkelt und den Reiz dieses Kolorits nicht mehr erkennen läßt. Es ist über das Ganze ein erhabener Ernst verbreitet; eine so großartige Vertheilung der Massen von Licht und Schatten, verbunden mit so vollendeter, man möchte sagen dramatischer Zeichnung, verfehlt auch jetzt ihre Wirkung auf den Beschauer nicht, trotzdem, daß die Frische des Kolorits verschwunden ist.*) Die Gestalt Christi vornehmlich ist wunderbar durchgeistigt. „Wer erkennen will," sagt Vasari, „wie man Christum zur Gottheit verklärt darstellen könne, der komme und schaue ihn in diesem Bilde. Es ist, als habe dieser seltene Geist alle Kraft aufgeboten, die er besaß, um in dem Angesicht des Heilandes die Macht und Gewalt der Kunst zu offenbaren, denn nachdem er es vollendet hatte, als das letzte, was zu vollbringen ihm oblag, rührte er keinen Pinsel mehr an — es überraschte ihn der Tod."

*) Das Gemälde bildet jetzt eine Hauptzierde des Vatikan: im Jahr 1797 raubten es die Franzosen, mußten es aber nach dem Frieden von 1815 wieder zurückgeben.

Digitized by Google

Er hatte einen Plan vom antiken Rom entworfen, und dieses Bild der alten Stadt, das zu seiner Zeit schon ganz unkenntlich geworden war, durch genaue Forschungen wieder herzustellen gesucht. Wahrscheinlich war es bei diesen Untersuchungen und Aufnehmen in Roms Ruinen, daß er sich ein heftiges Fieber zugezogen hatte, welches leider die Aerzte ganz falsch behandelten. Anstatt sein von übermäßigen Arbeiten ohnehin gereiztes Nervensystem zu stärken und seine Kräfte zu heben, schwächten sie seinen zarten Körper noch mehr durch wiederholte Aderlässe. Raphael starb nach kurzem Krankenlager im Alter von 37 Jahren am Charfreitage des Jahres 1520, seinem Geburtstage.

Ganz Rom gerieth in Bestürzung, und die Trauer um den gefeierten Künstler, der wie ein höherer Geist in der Weltstadt geweilt und sie verherrlicht hatte, war unermeßlich. Seine Leiche ward auf einem Katafalk von brennenden Wachskerzen umgeben in seinem Hause ausgestellt, und hinter dem Todtenbette des Verklärten war das Bild jener höchsten Verklärung aufgestellt, das beredter als Worte eine Lobrede auf den Dahingeschiedenen hielt. Eine unübersehbare Menge, besonders der Freunde und Verehrer Raphael's, begleitete die sterblichen Reste des unsterblichen Genius zur letzten Ruhestätte; da war kein Auge thränenlos, kein Herz ohne Theilnahme. In der Kirche Santa Maria della Rotonda (dem „Pantheon") in einem eigens dazu hergerichteten Gewölbe hinter dem Altar, den einst Raphael selber gestiftet, ward der Sarg beigesetzt, nahe bei der Gruft, in welche kurz zuvor die mit Raphael verlobte Maria da Bibiena eingesenkt worden war.

Die von Raphael's Freunde, dem Kardinal Pietro Bambo, verfaßte Grabschrift lautet in deutscher Uebersetzung also:

Gott dem Allmächtigen, Allgütigen.
Raphael Santi dem Sohn des Johannes aus Urbino,
Dem größten Maler, der mit den Alten wetteiferte,
In dessen lebendigen Bildern
Du bei der Betrachtung
Das Bündniß der Natur und Kunst
Leicht erkennst.
Er verherrlichte den Ruhm Julius II. und Leo X.
Durch seine Werke in der Malerei und Baukunst.
Lebte XXXVII volle Jahre
Starb an dem Tage, an dem er geboren war
Am VI. April MDXX.

*

Dies ist Raphael, durch den, da er lebte, die Mutter Natur
Besiegt zu werden fürchtete — zu sterben, da er starb.
(Ille hic est Raphael, timuit quo sospite vinci
Rerum magna parens et moriente mori.)

Digitized by Google

Man erstaunt, wenn man die reiche Fülle der Werke des Künstlers überschaut, deren spezielle Anführung allein ein ganzes Buch füllen würde. Es war eine übersprudelnde Produktionskraft, wie sie in neuerer Zeit nur wieder auf anderem Gebiete bei Mozart sich offenbarte. Der aus dem Innern mächtig hervorbrechende Gestaltungstrieb, der jede Gestalt zu einer lebendigen, sprechenden, im Höhenpunkt ihrer Handlung erfaßten bildet, die Leichtigkeit der Komposition, welche auch die verschiedensten Gestalten zu einem Organismus verbindet und alles Gezwungene, Steife vermeidet, dieser Bildungstrieb, der selbst das Gewand zu einem natürlichen Bestandtheil der Figur zu machen weiß — ist in solcher Vollkommenheit und Fülle noch bei keinem andern Maler hervorgetreten, er ist, wie alles Vollendete, einzig in seiner Art. Ein Titian und Correggio waren vorzüglicher im Kolorit, ein Michel Angelo in der Darstellung des Nackten, des strengen Naturgesetzes, auch in der titanischen Kühnheit der Phantasie: aber Raphael's universaler Geist nahm strebend das Große jener Geister auf, um es für seinen höheren Zweck der Charakteristik und dramatischen Lebendigkeit zu verarbeiten. Weder das Titanische, Uebermenschliche*), noch das blos sinnlich reizende Natürliche herrscht bei ihm vor, sondern Göttliches und Menschliches, Geist und Sinnlichkeit ist überall in schönem Maaß vereinigt, darum tritt uns die raphael'sche Kunst überall so menschlich nahe, darum ist sie so freundlich, wohlthuend, erhebend und beruhigend zugleich.

Auf Raphael's liebenswürdigen Charakter als Mensch haben wir schon oben hingewiesen. Welchen Zauber er dadurch auf seine Umgebung ausübte, bezeugt Vasari, indem er ausruft: „O du glückliche und gebenedeite Seele, von welcher Jedermann gern redet, um dich und deine Handlungen zu erheben." „Denn außerdem, daß Raphael der Kunst zum Heil ward, zeigte er auch in seinem Leben, auf welche Weise mit den Großen umzugehen sei, wie mit den Geringeren und mit den Niedrigsten. Und sicher ist unter den bewunderungswürdigen Gaben, welche er besessen, eine von solcher Macht, daß ich darüber erstaune, wie der Himmel ihm die Kraft gab, in unserem Kunstleben eine Wirkung zu erreichen,

*) Treffend heißt es am Schluß einer Charakteristik Raphael's von A. v. Schaden (Erinnerungen an Emil August v. Schaden, herausgegeben von H. Thiersch): „Was Ghirlandajo und Pietro Perugino, Orcagna und Fiesole, ja selbst was Leonardo gemalt hat — von alle dem das Schönste, Edelste und Feinste wie die höchsten und vollendetsten Momente, welche dann und wann die Natur bietet: das Alles ist in Raphael's Werke übergegangen, zu einer Einheit und Harmonie geläutert, deren unsterblicher Zauber in Wahrheit eine unmittelbare Offenbarung des Geistes inmitten der Sinnlichkeit genannt zu werden verdient. Nichts fehlte ihm, als die gigantische himmelstürmende Gewalt eines Michel Angelo. Wo er dieser nachstreben will, da versagt es ihm seine milde und maaßvolle Seele, die zwar die Seligkeit des Himmels, nicht aber die Schauer des Abgrundes wiederzugeben verstand. Aber selbst hier zwang er einmal seine Muse. Das kleine Gemälde im Palast Pitti zu Florenz, welches die Vision des Propheten Hesekiel — Gott den Vater, vom Stier, Adler, Löwe und Engel getragen — darstellt, athmet Michel Angelo'sche Größe und Erhabenheit."

Digitized by Google

welche der Art und Weise unserer jetzigen Künstler so fremd ist: nämlich, wie die Maler, in Gemeinschaft mit Raphael arbeitend, so in Eintracht verbunden waren, daß bei seinem Anblick eine jede üble Laune bei ihnen erlosch und jeder niedere Gedanke ihnen entschwand. Diese Eintracht war in keiner Zeit so groß als in der seinen, und hatte ihren Grund darin, daß er Alle sowohl an Zuvorkommenheit als in der Kunst übertraf, aber mehr noch durch den Genius seiner Güte, welcher eine solche Fülle einnehmender und wohlwollender Liebe kund that, daß selbst die Thiere ihn gleich den Menschen verehrten. Man sagt, daß er jedem Maler, ob er ihn nun gekannt oder nicht, wenn ein solcher irgend einen Wunsch gegen ihn äußerte, sogleich zu helfen bereit war und seine Arbeit stehen ließ. Er beschäftigte deren beständig eine große Zahl, half ihnen und belehrte sie mit der Liebe, mit welcher man seine eigenen Söhne zu behandeln pflegt. Daher geschah es denn auch, daß, wenn er zu Hofe ging, er von seinem Haus aus wohl von 50 ausgezeichneten und guten Malern begleitet wurde, die ihn dadurch zu ehren suchten. Genug, er lebte nicht wie ein Maler, sondern gleich einem Fürsten."

Von der Gestalt Raphael's hat Bellori folgendes treffende Bild entworfen: „Nach der Belehrung, welche uns die authentischen Porträte Raphael's gewähren, namentlich das in der florentiner Gallerie und das in der Schule von Athen, hatte er eine regelmäßige, einnehmende und zarte Gesichtsbildung. Seine Haare waren braun, so auch seine Augen von sanftem, bescheidenem Ausdruck. Der Ton seiner Carnation ging in's Olivenfarbige. Im Allgemeinen sprach sich in seinem Benehmen Grazie und Zartgefühl aus. Seine Komplexion und überhaupt seine Körperbildung schienen ganz in Harmonie mit seiner Physiognomie. Er hatte einen langen Hals, einen kleinen Kopf und war von schlankem Wuchs. Nichts verkündete in ihm eine Konstitution von langer Dauer. Seine Manieren waren voll Anmuth, sein Aeußeres einnehmend, sein Anzug zeigte Eleganz, den Umgang mit der Welt und das, was man den guten Ton der Leute bei Hof nennt."

## Peter Paul Rubens.*)

Ueber den Geburtsort des genialen Malers ist lange Streit gewesen; Antwerpen und Köln machten sich die Ehre streitig, bis zuletzt Siegen, ein Städtchen im heutigen preußischen Regierungsbezirk Arensberg, den

*) J. J. Merlo, Nachrichten aus dem Leben und den Werken kölnischer Künstler (Köln, 1850). Emil Gachet: lettres inédites de P. P. Rubens (Brüssel, 1840). Peter Paul Rubens von Dr. Waagen, im historischen Taschenbuche von Raumer, 1833. Vgl. P. P. Rubens im Wirkungskreise des Staatsmanns von Klose in Raumer's historischem Taschenbuche (1855).

Digitized by Google

Sieg davon trug. Der Vater des großen Künstlers, Johann Rubens, der die Rechte studirt und sich eine nicht gewöhnliche Gelehrsamkeit erworben hatte, erhielt um das Jahr 1570 zu Antwerpen das ehrenvolle Amt eines Schöffen. Der Krieg mit Spanien aber, welcher damals die Niederlande arg verwüstete, die grausamen Hinrichtungen der Grafen Egmont und Hoorne, die alle Bürger mit Schrecken erfüllten, bewogen ihn gleich anderen angesehenen niederländischen Familien in Köln einen Zufluchtsort zu suchen. Dort wurde ihm 1574 sein erster Sohn Philipp, und als er weiter nach Siegen gezogen war, am 29. Juni 1577 als am Peter-Pauls-Tage sein zweiter Sohn geboren, der dem Heiligen zu Ehren Peter Paul genannt wurde. Doch bald nach seiner Geburt kehrten die Eltern nach Köln zurück. Zehn Jahre lang blieb die Familie daselbst, und die Knaben wurden höchst sorgfältig erzogen und durch den Vater geistig geweckt. Aber schon 1587 starb Johann Rubens, und die Wittwe beschloß, mit ihren sieben Kindern wieder nach Antwerpen zurückzukehren. Es war eine große Erleichterung für sie, daß sie ihren zweiten Sohn Peter Paul als Pagen bei der verwittweten Gräfin Lalaing unterbringen konnte. Jedoch dem jungen Rubens sagte dieses Verhältniß keineswegs zu, wegen des wüsten zügellosen Lebens, das ihn dort umgab; sein reger strebsamer Geist verlangte nach höherer Entwickelung, und er kehrte bald wieder zu seiner Mutter zurück, um die Studien fortzusetzen. Als die Seinen den großen Eifer und die leichte Auffassung des Knaben bemerkten, kamen sie überein, ihn für die Laufbahn des Vaters zu bestimmen. Auf den Wunsch des jungen Rubens wurden ihm auch einige Privatstunden im Zeichnen bewilligt, und bald empfand er so große Lust für dieses Fach, daß er die Mutter dringend bat, ihn Maler werden zu lassen. Es wurde mit den Vormündern Rücksprache genommen, und da der größte Theil des Vermögens durch die Wechselfälle des Kriegs verloren gegangen war, auch die Laufbahn eines Malers weniger kostspielig erschien, ward der Entschluß des Knaben gebilligt.

Zuerst brachte man ihn zu einem geschickten Landschaftsmaler, Namens Tobias Verhaegt, der seinen Sinn für die mannigfaltigen Erscheinungen des Naturlebens, wie sie namentlich in der Landschaft hervortreten, zu erwecken verstand. Dann kam er zu dem Historienmaler Adam van Oort, der sich besonders durch sein vortreffliches Kolorit einen Namen gemacht hatte, dessen wüstes Leben und grobe Behandlung jedoch den jungen Rubens bald wieder verscheuchte, so daß er sich zu dem noch berühmteren Maler Otto van Veen (Otto Venius) begab. Bei diesem erwarb er sich gründliche Kenntnisse in der Anatomie, Perspective und besonders in der Anwendung des Helldunkels. Mit der Leichtigkeit des Genius wußte Rubens bald die Regeln sich eigen zu machen, die Schwierigkeiten zu überwinden, da er zugleich den angestrengtesten Fleiß sich nicht verdrießen ließ. Hocherfreut über die trefflichen Gemälde seines Schülers rieth ihm O. Venius schon 1600, nach Italien zu gehen, um daselbst seine künstlerische Ausbildung zu vollenden.



Digitized by Google

Da Rubens neben seinen Fachstudien zugleich eifrig die alten Klassiker gelesen und die Kunst des Alterthums studirt hatte, so war er für die italienische Reise trefflich vorbereitet, zumal da er das Lateinische nicht blos fertig las, sondern auch sprach, und auch im Italienischen, das später seine Lieblingssprache ward, tüchtige Fortschritte gemacht hatte. War es doch in den niederländischen Handelsplätzen nichts Seltenes, daß Leute, die nie gereist waren, drei bis vier Sprachen redeten. Nachdem sich der junge Maler noch zum Abschiede dem Wohlwollen der Statthalterin, der Infantin Isabella und ihres Gemahls, des Erzherzogs Albrecht (dem er als Künstler bereits vortheilhaft bekannt war) empfohlen hatte, reiste er am 9. Mai des Jahres 1600 nach Italien ab. Er hatte Empfehlungsbriefe an den Herzog Vincenz I. (von Gonzaga) nach Mantua erhalten, und ward von diesem großen Kenner der Kunst und Wissenschaft so freundlich aufgenommen, daß ihm der Vorschlag gemacht ward, ob er nicht Lust habe als Hofjunker in des Herzogs Dienste zu treten. Gern ging der junge Mann auf dies Anerbieten ein, da er auf solche Weise die beste Gelegenheit erhielt, die zu Mantua vorhandenen Werke des Giulio Romano mit Muße studiren zu können. Zu Romano fühlte sich Rubens ganz besonders hingezogen; Bilder wie die Hochzeit der Psyche und der Gigantensturz setzten seine Phantasie in Feuer und Flammen.

Mit Erlaubniß seines Herrn konnte Rubens von Mantua Ausflüge nach Rom, Venedig und Genua unternehmen; in Venedig fesselten ihn besonders die Werke Titian's und Paolo Veronese's, zweier Meister, die auf seinen außerordentlichen Farbensinn höchst anregend wirken mußten. Drei Bilder, welche er für die Jesuitenkirche in Mantua ausführte, zeigten bald die guten Früchte dieser Studien, und der Herzog war darob so erfreut, daß er seinen genialen „Junker" nach Rom sandte, um dort einige berühmte Gemälde zu kopiren. Während sich Rubens dieses Auftrags entledigte, gewann er noch Zeit genug, um für den Erzherzog Albrecht eine Dornenkrönung, eine Kreuzigung und eine Kreuzfindung zu malen, welche dieser Fürst, der vor seiner Vermählung mit der Infantin Isabella von der Kirche St. Croce di Gerusalemme den Kardinalstitel trug, dieser Kirche zum Geschenk machen wollte. Im Jahre 1605 kehrte Rubens nach Mantua zurück, um im Namen des Herzogs dem Könige von Spanien eine prächtige Staatskarrosse nebst sechs Pferden von seltener Schönheit zu überbringen. Der männlich schöne, feingebildete und liebenswürdige junge Mann fand am madrider Hofe sowohl als Abgesandter seines Herrn wie als Maler die gnädigste Aufnahme. Er mußte das Bildniß des Königs Philipp III. und anderer Großen zu Madrid malen, benutzte dabei jedoch wieder diesen Aufenthalt zu seiner Bildung, indem er drei Bilder von Titian: Venus und Adonis, Diana und Aktäon und die Entführung der Europa kopirte.

Nach Mantua zurückgekehrt, erlaubte ihm der Herzog sogleich wieder nach Rom zu gehen, von woher er den Auftrag erhalten hatte, ein Altar-

Digitized by Google

bild für die Kirche St. Maria in Vallicella zu malen. Auf dem Mittelbilde stellte Rubens Maria mit dem Kinde in der Glorie vor, welche von Engeln verehrt wird, auf den Seitenbildern aber mehrere Heilige, namentlich den Papst Gregor den Großen und den heiligen Mauritius. Dieses Mal traf er in Rom mit seinem geliebten Bruder Philipp zusammen, in dessen Gesellschaft er eifrig die römischen Alterthümer studirte. Als Philipp Rubens im Jahre 1608 sein Werk herausgab, lieferte Peter dazu die sechs Kupfertafeln.

Von Rom ging Rubens nach Genua, wo er sich so wohl gefiel (selbst der phantastische, oft barocke Geschmack, worin viele genuesische Paläste gebaut sind, sagte seinem Naturell zu), daß er dort länger als an irgend einem andern Orte in Italien verweilte. Unter den vielen Bildern, welche er daselbst für Kirchen und Privatpersonen ausführte, zeichneten sich zwei für die Kirche der Jesuiten in Antwerpen gemalte besonders aus: eine Beschneidung und der heilige Ignatius von Loyola, welcher einen Besessenen heilt. Letzteres Bild (gegenwärtig in der k. k. Gallerie im Belvedere zu Wien) ist wahrhaft kühn in seiner Komposition, und der heilige Ignatius, welcher den Teufel austreibt, nicht minder dramatisch kraftvoll als die ihn umgebenden Gruppen. Als Rubens im Herbst 1608 die Nachricht erhielt, seine Mutter sei schwer erkrankt, eilte er sogleich in die Heimath; aber die geliebte Mutter fand er nicht mehr am Leben. Sein Schmerz über ihren Verlust war so lebhaft, daß er sich vier Monate lang in die Abtei St. Michael einschloß und nur durch wissenschaftliche und künstlerische Thätigkeit seinen Schmerz zu zerstreuen suchte.

Als er, im Begriff nach Mantua zurückzukehren, nach Brüssel ging, um sich bei Hofe zu verabschieden, machten ihm die Erzherzöge so ehrenvolle Anträge, daß er blieb. Er empfing das Patent als Hofmaler (am 23. September 1609) und zugleich die Erlaubniß, nach Gefallen in Antwerpen seinen Aufenthalt zu nehmen. Da im selben Jahre zugleich ein Waffenstillstand mit den 7 nördlichen Provinzen der Niederlande auf zwölf Jahre geschlossen ward und für das friedliche Gedeihen der Kunst sich gute Aussicht eröffnete, baute sich Rubens in Antwerpen ein Haus nach italienischem Styl, das er selber von Außen in Fresko malte. Eine herrliche Rotunda, die das Licht durch eine Oeffnung in der Kuppel erhielt, wurde zwischen dem Hofe und Garten aufgeführt, und war dazu bestimmt, die Vasen, Büsten, Gemmen, Münzen und Gemälde aufzunehmen, die er mit großem Eifer gesammelt hatte. Da er zugleich mit Elisabeth Brant, der Tochter eines Schöffen von Antwerpen, sich sehr glücklich verheirathet hatte, führte er nun ein genußreiches Stillleben. Er brachte (nach Waagen a. a. O.) seinen Tag folgendermaaßen zu. Nachdem er aufgestanden (was sehr früh, im Sommer schon um 4 Uhr geschah), war sein Erstes, die Messe zu hören. Darauf begab er sich an seine Arbeit, und ließ sich während derselben aus irgend einem Klassiker, am liebsten aus dem Livius, Plutarch, Seneka, Cicero oder einem der



Digitized by Google

großen Dichter vorlesen, nahm auch viele Besuche an und unterhielt sich gern und lebhaft über die verschiedensten Gegenstände. Eine Stunde vor dem Essen diente ihm zur Erholung und da mußte er allein sein, indem er sich theils seinen Gedanken über politische oder wissenschaftliche Gegenstände überließ, theils am Anblick seiner Kunstschätze sich erfreute. Bei Tische war er sehr mäßig, denn er fürchtete, durch viel Speise und Trank der Beweglichkeit seiner Phantasie Abbruch zu thun. Die Arbeit begann dann von Neuem bis gegen Abend, wo er, wenn sonst kein Geschäft ihn hinderte, am liebsten auf einem andalusischen Pferde einen Spazierritt machte. Nach seiner Rückkehr fand er in seinem Hause gewöhnlich einen Kreis von Freunden (meist Gelehrte und Künstler), mit denen er ein einfaches Mahl genoß und den Abend unter lehrreichen und heiteren Gesprächen beschloß. Nur bei solcher Lebensweise, verbunden mit seinem außerordentlichen Fleiß, vermochte Rubens jene erstaunliche Anzahl von Werken zu liefern, deren Echtheit keinem Zweifel unterliegt.

Aus den ersten Jahren seiner Ehe stammt das einfache, ganz idyllisch gehaltene Gemälde, das jetzt in der Gallerie zu München befindlich ist, und den Künstler und seine Frau in einer Geißblattlaube sitzend darstellt. Die Ruhe und Gemüthlichkeit, wie der mäßig gehaltene Farbenton, der in diesem Bilde herrscht, lassen gar nicht die spätere Gluth und drastische Lebendigkeit der Rubens'schen Weise ahnen. Doch ging Rubens gar bald zu seiner freien glänzenden, freilich auch mehr phantastischen und flüchtigen Darstellungsweise über in seinem berühmten für die Kathedrale zu Antwerpen bestimmten Gemälde der „Kreuzabnahme", durch welches Bild sein Ruf so sehr stieg, daß die verwittwete Königin von Frankreich, Maria von Medicis, den von ihr erbauten Palast Luxembourg nur mit Rubens'schen Gemälden geschmückt sehen wollte. Da aber bereits die Aufträge sich allzusehr häuften, entwarf der Künstler nur die Skizzen, die Ausführung seinen Schülern überlassend. Er hatte die merkwürdigsten Szenen aus dem Leben der Königin sich zum Vorwurf genommen, jedoch dem damals höchst barocken Modegeschmack, der das Portrait mit dem Allegorischen und Mythologischen seltsam mischte, auch seinerseits gehuldigt. Bei der Vermählungsszene ist z. B. der Bischof vor dem Altar und Gott Hymen trägt die Schleppe der Prinzessin; zwischen den im Portrait dargestellten Majestäten und andern bekannten Personen, sämmtlich im Hofkostüm dargestellt, bewegt sich zum Theil unbekleidet der ganze Olymp.

Bei seinem damaligen Aufenthalt in Paris (1625) lernte Rubens auch den höchst unwürdigen Günstling der englischen Könige Jakob und Karl, den Herzog von Buckingham kennen, der mit besonderem Eifer den flandrischen Maler an sich zu ziehen suchte und die schöne Sammlung von Kunstsachen, auf die Rubens so stolz war, käuflich an sich brachte, indem er dafür 100,000 Gulden zahlte. Die große Summe reizte vielleicht den für das Geld nicht unempfindlichen Künstler, obwohl Rubens

Digitized by Google

sogleich wieder zu sammeln begann und auch bald eines der reichsten Kabinette wieder sein nennen konnte.

Im Jahre 1621 war Erzherzog Albrecht gestorben. Er hatte noch auf seinem Todtenbette seiner Gemahlin, der Infantin Isabella, gerathen, sich in politischen Angelegenheiten des Rathes von Rubens zu bedienen, dessen Ergebenheit und Treue zuverlässiger war, als die mancher belgischen Großen vom Adel. Nicht lange nachher (1624) war zwischen England und Spanien ein Krieg ausgebrochen, welcher der Infantin einen Waffenstillstand mit den Vereinigten Staaten von Holland wünschenswerth machte. Rubens sollte die Unterhandlungen einleiten, doch eine Hofkabale widersetzte sich seiner Sendung. Als indeß 1627 der leichtfertige Buckingham den König Karl I. auch zu einem Kriege mit Frankreich verleitete, glaubte die Infantin, daß es nun an der Zeit sei, an England von Seiten Spaniens Friedensvorschläge zu machen, und Rubens ward nach dem Haag gesandt, wo er mit Gerbier, der als Maler und Architekt in König Karls Diensten stand, und von ihm zum Agenten gewählt war, unterhandelte.

Die Verhandlungen zerschlugen sich wieder, die zunehmende Finanznoth in den Niederlanden machte die Lage der Infantin immer schwieriger, und sie schickte 1628 ihren Liebling Rubens nach Spanien; doch so sehr auch Philipp IV. dem Maler-Gesandten gewogen war, zog sich doch die Unterhandlung wieder in die Länge, bis endlich England nach der Ermordung Buckinghams sich zum Frieden neigte, den Rubens, der nach London ging, mit dem englischen Kanzler Cottington abschloß, und dafür von beiden Monarchen königlich belohnt ward. Schon vor Abschluß des Friedens (im Februar 1630) wurde Rubens vom Könige von England zum Ritter geschlagen.

In demselben Jahre vermählte sich Rubens zum zweiten Mal, da er 1628 seine erste Frau verloren hatte. Seine zweite Braut war Helena Forman, ein eben so reiches als schönes Mädchen von 16 Jahren, deren Liebenswürdigkeit von allen Zeitgenossen gepriesen wird. Sie diente ihm in der Folge häufig als Modell für seine historischen und allegorischen Gemälde. Rubens hatte ohne Unterlaß auch während seiner diplomatischen Missionen gemalt; doch seit 1635 mußte er wegen öfterer Gichtanfälle seinem Fleiß Schranken setzen und seinen Schülern mehr zur Ausführung überlassen, als ihm wohl selbst lieb sein mochte. Für Kunst und Wissenschaft blieb aber seine Theilnahme sich stets gleich, und seine Gespräche mit den hervorragendsten Gelehrten und Künstlern waren stets anregend und höchst lebendig. Mit den philosophischen Systemen alter und neuer Zeit vertraut, ein Kenner des klassischen Alterthums und sechs neuere Sprachen redend, mußte sein Umgang auch für die gelehrtesten Männer seiner Zeit, für den ausgezeichneten Humanisten Gevaerts und den Parlamentsrath Reiresk in Aix, für Dupuy und die beiden de Thou, mit welchen allen er innig befreundet war, sehr erwünscht sein. Seine Korrespondenz war, so lange ihm die Gichtanfälle noch das Schreiben

Digitized by Google

erlaubten, höchst ausgebreitet. Dabei stand, auch wenn er arbeitete, sein Haus jederzeit den Künstlern offen, und er gab gern Rath und wußte auch bei mittelmäßigen Arbeiten die gute Seite hervorzukehren. An Neidern fehlte es ihm zwar auch nicht, aber er antwortete ihnen bloß durch tüchtige Bilder, die er produzirte. So, als man verbreitet hatte, er müßte sich für Thier- und Landschaftszeichnungen Maler halten, da er nicht im Stande sei, sie selber zu malen, führte er in trefflicher Weise vier Landschaften und zwei Löwenjagden aus, und seine Feinde verstummten. Mit seinem klaren Verstande und treffenden Mutterwitz antwortete er einem berühmten Alchymisten jener Zeit, Brendel aus London, der Rubens zur Anlegung eines Laboratoriums bereden wollte und kühn behauptete, er sei nun ganz gewiß, den Stein der Weisen zu finden: „Meister Brendel, Ihr kommt um zwanzig Jahre zu spät, denn damals schon habe ich den wahren Stein der Weisen durch Pinsel und Farben entdeckt."

Im Jahre 1640 wurden die Gichtanfälle so heftig, daß der Künstler ihnen am 30. Mai in einem Alter von 63 Jahren unterlag. Sein Leichenbegängniß war großartig; sämmtliche Maler und Künstler von Antwerpen, eine große Anzahl geistlicher und weltlicher Herren folgten dem Sarge, dem eine goldene Krone vorausgetragen wurde. Die sterblichen Ueberreste wurden in Rubens eigener Kapelle in der Jakobskirche beigesetzt, deren Altar durch ein vortreffliches Gemälde von seiner Hand geziert ist, Maria mit dem Kinde vorstellend, von dem heiligen Bonaventura verehrt. Außerdem sieht man darauf noch drei Frauen, unter denen zwei die Gattinnen Rubens, und das Bild des Künstlers selbst, als heiligen Georg vorgestellt. Im Vorgrunde befindet sich der heilige Hieronymus mit dem Löwen. Eine einfache Marmorplatte enthält in lateinischer Sprache die Grabschrift*), die lobend seines hohen Werthes als Gelehrter, Maler und Staatsmann gedenkt.

J. J. Merlo sagt von Rubens: „Er war ein Mann von schöner Körpergestalt, seine Haltung war würdevoll, sein Angesicht hatte edle, regelmäßige Formen, auf seinen Wangen blühte das Roth der Gesundheit, sein Haar war kastanienbraun, sein Auge glänzend aber mild, aus seinen Zügen sprach eine einnehmende Freundlichkeit, sein Benehmen gegen Jedermann war höflich und wohlwollend, obschon er eine gewisse abgemessene Zurückhaltung vor vertrauterem Anschließen beobachtete, indem er nur mit einem erlesenen Kreise von gelehrten Männern und geschickten

*) Es ist nicht übertrieben, wenn es u. A. heißt: Qui inter caeteras, quibus ad miraculum excelluit doctrina, historiae priscae omniumque bonarum artium et elegantiarum dotes non sui tantum saeculi, sed et omnis aevi, Apelles dici meruit, atque ad regum principumque virorum amicitias gradum sibi fecit, a Philippo IV. Hispaniarum Indiarumque rege, inter sanctioris consilii (er war Sekretair des geheimen Raths) scribas adscitus, et ad Carolum Magnae Britanniae regem anno MDCXXIX delegatus, pacis inter eosdem principes mox initae fundamenta feliciter posuit.

Digitized by Google

Künstlern ein häufiges Zusammenkommen unterhielt, wobei die Gegenstände der Kunst und Wissenschaft gründlich besprochen wurden."

Rubens war mit der Größenlehre vollständig vertraut. Die Aufgaben Euklid's waren die strengen Musen gewesen, die seinem Urtheil jene logische Schärfe gegeben hatten, die man in seiner Rede und Schrift bewunderte, obwohl der Styl in seinen Briefen oft etwas breit erscheint.

Man hat es Rubens zum Vorwurf gemacht, daß er einer Regierung, die er im Grunde nicht immer achten konnte und die er mit seinem freisinnigen Geiste als der Freiheit des Vaterlandes verderblich ansehen mußte, seine Dienste widmete, und auf ein Feld sich begab, wo doch für ihn keine Lorbeeren blühten. Es war aber gewiß mehr eine Pietät (der Herzog Albrecht hatte seinen ersten Sohn aus der Taufe gehoben, die Erzherzogin ihn mit wirklich aufrichtiger Freundschaft begnadigt), als Ehrgeiz und Gewinnsucht, die ihn zu einer elfjährigen diplomatischen Thätigkeit veranlaßte und zuletzt mit bitterer Demüthigung Seitens des hohen belgischen Adels schloß. Als nämlich zwischen den Vereinigten Staaten der Niederlande und dem König von Spanien im Haag (1635) die Friedensunterhandlungen begannen, fehlte es den belgischen Abgeordneten an einer erneueten Vollmacht des spanischen Königs, und die Versammelten sandten daher drei ihrer Mitglieder, unter welchen sich der Herzog von Aerschott befand, nach Brüssel, um von der Infantin die Auslieferung aller auf den Waffenstillstand Bezug habenden Papiere sich zu erbitten. Sobald Isabella dies erfuhr, beschloß sie, Rubens mit der gewünschten königlichen Vollmacht nach dem Haag zu senden, der aber unglücklicher Weise unterwegs dem Herzoge von Aerschott begegnete und von diesem ziemlich barsch aufgefordert wurde, die betreffenden Papiere auszuliefern. Rubens antwortete durch folgendes Schreiben: „Monseigneur, ich habe mit großem Bedauern vernommen, daß Ew. Excellenz mein Paßgesuch übel empfunden haben; denn ich gehe den geraden Weg und bitte sehr, überzeugt zu sein, daß ich stets bereit bin, von meinen Handlungen gute Rechenschaft abzulegen. Zugleich betheure ich vor Gott, daß ich von meinen Obern niemals einen andern Auftrag erhalten habe, als den, Ew. Excellenz in dieser für den Dienst des Königs und für die Erhaltung des Vaterlandes so wichtigen Frage auf jede Weise zu dienen, und daß ich denjenigen des Lebens unwürdig achten würde, der um seines persönlichen Vortheils willen die Fortsetzung dieser Angelegenheit nur im geringsten verzögern möchte. Dennoch sehe ich nicht ein, welcher Uebelstand darum hervorgegangen sein würde, wenn ich, ohne irgend einen andern Beruf, als den, Ihnen meine ganz ergebensten Dienste zu leisten, meine Papiere nach dem Haag gebracht und in die Hände Ew. Excellenz gelegt hätte, indem ich auf der Welt nichts mehr wünsche, als Gelegenheit, durch die That zu beweisen, daß ich von ganzem Herzen bin" u. s. w.

Die herzogliche Antwort lautete: „Mein Herr Rubens, ich habe aus Ihrem Briefchen (billet) das Bedauern ersehen, welches meine Unzu-

Digitized by Google

friedenheit mit Ihrem Paßgesuch in Ihnen erweckt hat, und daß Sie immer den geraden Weg gehen und von Ihren Handlungen immer gute Rechenschaft ablegen werden. Ich hätte es wohl unterlassen können, Ihnen die Ehre einer Antwort zu erweisen, da Sie so auffallend Ihre Schuldigkeit versäumt haben, persönlich bei mir zu erscheinen und in solchem Grade den Vertrauten spielen, daß Sie mir jenes Briefchen schrieben, was ganz gut paßt für Leute, die auf einer und derselben Stufe stehen. Ich bin von elf bis halb ein Uhr im Wirthshause gewesen und Abends halb sechs dahin zurückgekehrt; Sie haben also Muse genug gehabt, mich zu sprechen. Ich will Ihnen aber democh sagen, daß die ganze Versammlung, die in Brüssel gewesen ist, es sehr sonderbar gefunden hat, daß, nachdem man sich von Ihrer Hoheit den Marquis von Ayetone erbeten hat, Sie geschickt werden, um uns die Papiere mitzutheilen, die Sie angeblich mit sich führen, und statt das Versprechen erfüllt wurde, Sie um einen Paß nachgesucht haben; dabei kümmere ich mich sehr wenig darum, welchen Weg Sie gehen und welche Rechenschaft Sie von Ihren Handlungen ablegen können. Alles, was ich Ihnen sagen kann, ist, daß es mir lieb sein soll, wenn Sie von nun an lernen, wie an Leute meiner Art Leute von der Ihrigen schreiben müssen. Alsdann können Sie versichert sein, daß ich sein werde" u. s. w.

Rechnet man zu dem schwierigen Standpunkte den Parteien im Innern des Landes gegenüber noch den Umstand, daß in Frankreich ein Richelieu das Staatsruder in Händen hatte, so kann man es dem Diplomaten Rubens nicht zum Vorwurf machen, wenn manche seiner Sendungen ohne Erfolg blieben. Aber allerdings hätte es bei dem genialen Meister nicht dieser staatsmännischen Thätigkeit bedurft, um seinen Namen unsterblich zu machen. Rubens war, wie J. A. Füßli über ihn sich äußert*), „einer jener außerordentlichen Männer, die nur im Verlauf von Jahrhunderten erscheinen. Die Geschichte der neueren Kunst kann — Raphael ausgenommen — schwerlich einen Maler aufweisen, dessen Genie so weit umfassend, dessen Einbildungskraft so schöpferisch reich, dessen Verstand durch die schönen Wissenschaften so ausgebildet und berichtigt, und bei welchem Auge und Hand dem Wissen und Wollen so entsprechend als bei Rubens waren."

Man hat Rubens den „flandrischen" Raphael genannt, dies ist freilich mit einem Körnlein Salz zu nehmen und auf das Flandrische, Niederländische der Ton zu legen. Rubens war durch und durch eine niederländische Natur voll derbem Realismus, der Sinn für die Schönheit der Linie, für die durchgeistete Form wird bei seinen Landsleuten stets mangelhaft bleiben im Vergleich mit den Italienern, aber Rubens packte sie da, wo sie zugänglich und empfänglich waren: in der Darstellung des Individuellen der Naturerscheinungen, des durch ein lebendiges feuriges Kolorit hervorgehobenen Lebens. Rubens selber ist so

*) Kritisches Verzeichniß der besten Kupferstiche ꝛc. IV, 101—110.

Digitized by Google

sehr ein Sohn seines Landes, daß seine Madonnen und Göttinnen sammt und sonders derben niederländischen Mädchen gleichen, seine Engel und schwebenden Gestalten sind oft so sehr mit Fleisch und Blut bedacht, daß man nicht wohl absieht, wie sie überhaupt schweben können. Dazu kommt die große Nachlässigkeit und offenbare Unrichtigkeit in der Zeichnung mancher Figuren. Aber trotz alledem fesselt doch immer wieder die natürliche Frische, die unversiegbare Schöpferkraft, die jedem Bilde aufgeprägt ist, und die Harmonie der Gesammtwirkung hat Rubens mit Raphael gemein. Namentlich ist in der berühmten Kreuzabnahme (im Dom zu Antwerpen), wo alle Figuren sich um den Heiland bemühen und obwohl jede auf ihre individuelle Art thätig, doch als nothwendige Glieder des Ganzen erscheinen, der Totaleffekt ergreifend; die Färbung ist leuchtend, doch nicht übertrieben, und die Lichtmassen sind zu Einem Ganzen zusammengehalten.

Aus der christlichen Legende und biblischen Geschichte hat Rubens eine große Zahl von Bildern geliefert, und am meisten sind ihm jene gelungen, in denen energische Handlung, der im Moment geschehende dramatische Effekt dem Auge zu vermitteln war. Denn des großen Künstlers Phantasie ist zugleich feurig und energisch, und wie es ihn drängte, fast mit Einem Wurf die Szene zu skizziren, so brachte er auch das in dem Augenblick zusammengedrängte Leben zur Anschauung. Die selige heitere Ruhe war weniger seine Sache, deshalb sind ihm auch die Madonnen selten gelungen. Doch erwähnt Frau v. Humboldt einer Maria im Capitilo Prioral des spanischen Eskurials, die auf einer Weltkugel stehend, die Schlange, die sich unter ihr krümmt, unter die Füße tritt, als besonders gelungen. Die geistvolle Kennerin sagt darüber: „Maria ist eine große, schlanke und sehr erhabene Gestalt. Eine Himmelskrone schwebt im Strahlenkranze über ihrem Haupte, sie erscheint als eine Himmelskönigin und erweckt Ehrfurcht und Anbetung. Zwei Engel, liebliche Kindergestalten, stehen auf den Wolken neben ihr. Einer hält eine Palme, der andere eine Lorbeerkrone. Maria erscheint erfüllt von Anbetung und Dank; in dem schimmernden Blick ihres Auges ahndet man ein begeistertes Wesen. Ihr Gewand fliegt in sehr schönen Falten von der Brust hernieder. Ein weißer Schleier bedeckt ihren Busen. Dieses Gemälde ist so schön, so edel und groß gehalten, so entfernt von der oft so widrigen Ueppigkeit der Rubens'schen Frauen, daß man es auf derselben Wand neben einem Raphael und Guido Reni mit Entzücken sieht und gern dabei verweilt. Dabei hat es alle Vorzüge, die Rubens so ganz ausschließend gehören, das blühendste Fleisch und das schönste Kolorit."

Auch in einem Gemälde wie die beiden Apostel Petrus und Paulus (überlebensgroße stehende Figuren in der Pinakothek zu München) ist in der Ruhe das höchste Leben ausgesprochen. Petrus mit dem Schlüssel des Himmelreichs, auf seinem Antlitz das freudige und gewisse Siegesbewußtsein des Glaubens, der die Welt überwindet, und Paulus mit

Digitized by Google

dem Schwert, bereit für den Glauben zu streiten und für das zu kämpfen, was innerlich sein Herz durchglühet und auf seinem denkenden tiefbewegten Antlitz sich ausspricht: welch schöne Einheit im Gegensatz!

Doch mit Vorliebe mußte Rubens Gegenstände behandeln wie „der Sturz der gefallenen Engel", und „der Sturz der Verdammten", „das jüngste Gericht", oder Szenen aus der Apokalypse, wie die in Kap. 12 geschilderte, welche auf einem ursprünglich für die Domkirche von Freisingen bestimmten, gegenwärtig auch in der münchener Gallerie befindlichen Gemälde dargestellt ist. Mit Adlersflügeln schwebt das von hellem Glanz umleuchtete Weib, ihr neugebornes Kindlein auf dem Arm, daher; unter ihren Füßen krümmt sich die Schlange, welche den Mond, worauf sie tritt, umwindet. Von oben senkt Gott Vater schützend sein Szepter herab. In der Tiefe erhebt sich der siebenköpfige Drache, um das Kind zu verschlingen, aber der gepanzerte Erzengel Michael kämpft wacker mit dem Ungethüm, das, vom Blitzstrahl getroffen, in ohnmächtiger Wuth die Füße des Engels umwindet und mit einem seiner Köpfe den Mantel des Weibes zu ergreifen sucht. Ebenso kühn und großartig wie dieses in biblischen Ideen wurzelnde Gemälde ist ein anderes aus der griechischen Mythologie: die Amazonenschlacht. Die Griechen haben die Amazonen besiegt und über den Thermodon zurückgedrängt, aber auf der Brücke wüthet noch der Kampf. Im Gedränge beißen sich zwei Pferde, eine Amazone wird vom Pferde herabgerissen, eine andere von dem ihrigen geschleift, andere Amazonen stürzen in den Fluß und suchen sich durch Schwimmen zu retten. Ein kostbares in Madrid befindliches Bild stellt Herkules dar, im Begriff, sich zu verbrennen. Ueber ihm schweben zwei Genien, die eine hält einen Lorbeerkranz über des Helden Haupt, die andere lenkt die muthigen Rosse durch den Aether.

Von den historischen Darstellungen nehmen besonders die der römischen Geschichte entnommenen sieben Gemälde aus dem Leben des Konsuls Decius Mus (in der fürstlich lichtenstein'schen Gallerie zu Wien) einen hohen Rang ein; nur ein Rubens konnte die Römerkraft und Tugend so energisch darstellen. Wo es Darstellungen aus der Thierwelt galt, wählte Rubens die energischen, bewegungslustigen, kräftigen: den Löwen, Tiger, Wolf, Hund. Unter den Landschaftsbildern gelangen ihm vorzüglich solche, welche die Elemente im Aufruhr darstellten. In allen Gebieten hat sich der Meister versucht, wenn auch mit mehr und weniger Glück. Im wiener Belvedere befinden sich von ihm 44 Bilder, in der lichtenstein'schen Sammlung 33, in München 100, Dresden 32, Berlin und Potsdam 50, und wie viele sind nicht in den Niederlanden, Frankreich, Italien, Spanien und England. Die Zahl der durch den Stich bekannten Kompositionen des Meisters beträgt gegen 1000, und mit Einschluß der Kopieen mehr als 1500. Und doch gewann Rubens neben seinen praktischen Arbeiten noch Zeit, die Theorie seiner Kunst, die Perspektive, Optik, Anatomie und Proportionslehre sehr gründlich zu studiren. In seinem Nachlasse fand sich ein Buch mit schriftlichen Bemerkungen

Digitized by Google

über diese Wissenschaften und erläuternden Zeichnungen, nebst einer großen Menge von Studien — Menschen in allen Lebensverhältnissen, Stimmungen und Leidenschaften, Skizzen nach Gemälden Raphaels und anderer Künstler mit angezogenen Stellen aus Virgil und anderen Dichtern, welche dieselben Gegenstände behandeln. Besonders gehaltvoll ist ein kurzer lateinischer Aufsatz von Rubens, worin er den Malern das Studium der antiken Statuen empfiehlt. Seine Liebe zu den Kunstwerken der Alten war so groß, daß er in Rom und in der Lombardei die wichtigsten antiken Denkmale zeichnen ließ und den Entschluß faßte, die schönsten antiken Cameen in einem Kunstwerk herauszugeben; man fand nach seinem Tode 6 Platten mit 21 Cameen, darunter die Gemma Augustea und Tiberiana, bereits ausgeführt.

Rubens hat sich selber zu öfteren Malen porträtirt; so fand man vor einigen zwanzig Jahren ein Selbstporträt von ihm in Fornbridgegreen bei Stafford in England, im 46sten Jahre seines Lebens gemalt. Im Palast Pitti zu Florenz ist ein unter dem Namen der vier Philosophen berühmtes Bild, eine Darstellung des Justus Lipsius, Hugo Grotius, Philipp und Peter Paul Rubens, ausgezeichnet durch das glänzende Kolorit, geistreiche Auffassung und kräftige Zeichnung der Köpfe; ebenso trefflich gemalt ist das von Rubens ausgeführte Porträt in der berühmten Sammlung von Malerporträten der Gallerie zu Florenz. Die meisten Bildnisse möchten aber wohl nach einem von van Dyk (der im Porträtiren die Rubens'sche Weise noch feiner ausbildete) gemalten Originale gestochen sein.

## Galileo Galilei.*)

...„Galilei, eindringend in die ätherischen Räume, brachte ungekannte Sterne an's Licht, und erschloß die Geheimnisse der Planeten. So lange daher Jupiters wohlthätiges Gestirn vom Himmel herab strahlen wird, von vier neuen Satelliten begleitet, so lange wird auch Galilei seines Jahrhunderts Lob zum steten Begleiter haben," — so schrieb Papst Urban VIII. an Ferdinand von Medicis, Großherzog von Toskana, am 8. Juni 1624.**)

*) Geschichte Galilei's von Jagemann (Weimar 1783). Vgl. „Vita e commercio litterario di Galilei" (2 Bände, Florenz 1821).

**) Galilaeus aethereas plagas ingressus ignota sidera illuminavit, et planetarum penetralia reclusit. Quare dum beneficum Jovis astrum micabit coelo quatuor novis asseclis comitatum, comitem aevi sui laudem Galilaei trahet.

Digitized by Google

Es war ein höchst glückliches Zusammentreffen, daß Kepler und Galilei Zeitgenossen waren, und während jener den Grund zur astronomischen Wissenschaft legte, dieser emsig beschäftigt war, den Blick in das Sonnensystem zu erweitern und durch seine Erfindungen und Experimente der Wissenschaft eine Gasse zu machen.

Galileo Galilei ward zu Pisa im Jahre 1564 geboren. Sein Vater, Vinzenz Galilei, stammte aus edelem Geschlecht, war aber arm und konnte, da er eine zahlreiche Familie zu ernähren hatte, dem Galileo nur einen sehr mittelmäßigen Lehrer geben. Er selber war jedoch ein sehr kenntnißreicher Mann, verfaßte mehrere damals sehr geschätzte Werke über die Theorie der Musik, und in Florenz, wo er seinen Aufenthalt genommen, herrschte überhaupt viel geistige Regsamkeit, so daß es dem kleinen Galileo nicht an bildenden Einflüssen fehlte. Neben dem Studium der alten Sprachen, die er mit allem Eifer sich aneignete, bildete Musik und Malerei frühzeitig eine angenehme Erholung, und geschickte Maler versicherten, der junge Galileo habe ihnen oft mit seinen treffenden Rathschlägen genützt. Von Kindheit an hatte er auch eine große Anlage für Mechanik gezeigt, und sich oft damit beschäftigt, Modelle zu Maschinen anzufertigen.

Der Vater sah mit Freude die herrlichen Anlagen seines Sohnes, und beschloß endlich, obwohl es seinen Finanzen sehr schwer ankam, ihn auf die Universität Pisa zu senden, damit er dort Medizin studire; denn dadurch, so hoffte er, würde der Sohn am ersten sich ein selbständiges Fortkommen sichern können. Der achtzehnjährige Jüngling begann mit Lust und Ernst seine Studien; längst war in seiner Seele der Entschluß lebendig geworden, durch wissenschaftliche Tüchtigkeit seinem Geschlecht den Glanz zu erwerben, den es verloren hatte. Nicht nur das spezielle Fachstudium, sondern auch Philosophie und besonders Mathematik, zu welcher sich Galileo am meisten hingezogen fühlte, beschäftigten den aufstrebenden Geist, so daß der Vater fürchtete, das mathematische Studium möchte ihn von der Medizin entfremden. Ein Professor der Mathematik, Namens Ricci, ertheilte dem jungen Manne Privatunterricht in der Geometrie; sobald der Vater dieß erfuhr, verbot er seinem Sohne allen ferneren Umgang mit diesem Manne; aber Galileo hatte schon so viel gewonnen, daß er für sich allein den Euklid lesen und verstehen konnte. Als er bis zum sechsten Buche gekommen war, konnte er nicht länger an sich halten, dem Vater seine Liebe zur Mathematik zu bekennen, und ihn um Erlaubniß zu bitten, das medizinische Studium verlassen und ganz dem mathematischen sich widmen zu dürfen.

Vinzenz Galilei gab endlich dem heißen Wunsche des Galileo nach, der außer dem Euklid eifrig die Abhandlungen des Archimedes las. Die Methode, womit dieser alte berühmte Geometer die Mischungsverhältnisse des Goldes und Silbers durch Wägungen in der Luft und im Wasser bestimmt hatte, schien ihm so sinnreich, daß er auf Mittel sann, ihre Anwendung zu vervielfältigen, und so erfand er ein Werkzeug, das in ähnlicher Weise zu gebrauchen war wie unsere Wasserwage. Diese

Digitized by Google

Erfindung verschaffte ihm schnell einen wissenschaftlichen Ruf, so daß ihn der Großherzog von Toskana zum Professor der Mathematik an der Universität Pisa ernannte, trotz seiner Jugend, denn er zählte erst 25 Jahre.

Schon als angehender Student hatte er den Philosophen, die mit blinder Vorliebe an Aristoteles hingen, den Krieg erklärt, indem er das Ungereimte nachwies, mit Philosophemen und allgemeinen abstrakten Sätzen über Dinge urtheilen zu wollen, welche die Vernunft bloß an der Hand der Erfahrung entscheiden könne. Die philosophischen Schulen des Mittelalters, an den Worten des griechischen Altmeisters klebend, ohne dessen lebendigen auf scharfe Beobachtung der Dinge gerichteten Geist sich anzueignen, fanden es freilich bequemer, auf den philosophischen Formeln herumzureiten, ohne die mühsamen Untersuchungen und Experimente, die Galilei forderte. Dieß war eben der geniale Funken, der ein so belebendes Feuer in der Wissenschaft anzündete, daß Galilei überall auf das Sehen, Beobachten und Experimentiren drang. Wie Newton später durch einen herabfallenden Apfel zur Untersuchung und Erforschung des Gesetzes der Schwere geführt wurde, so soll Galilei durch einen hin und her schwingenden Kronenleuchter in der Kathedrale von Pisa die erste Anregung zum Studium der Pendelschwingungen erhalten haben. Durch sorgfältige Beobachtung war er ferner zu dem Schluß gekommen, daß alle Körper, von welcher Beschaffenheit sie auch seien, dem Triebe der Schwere in gleicher Weise Folge leisten müßten, und daß die verschiedene Geschwindigkeit, mit der sie fielen, nur von ihrem verschiedenen Volumen und des dadurch bedingten Widerstandes der Luft herrührte. Er wies dieß nach durch Experimente, die er auf dem Domthurme zu Pisa anstellte. Zwar hatten zwei Italiener schon früher es ausgesprochen (Vachi 1454 und Benedetti 1553), daß alle Körper von derselben Höhe in gleicher Zeit herabfielen, aber es fehlten die positiven Beweise und die herrschende Schule verstand sich nicht auf das Experiment, glaubte noch immer steif und fest, ein Stein von 10 Pfund Gewicht müsse 10 Mal schneller zur Erde kommen, als ein Stein von nur 1 Pfund Gewicht, und eine goldene Kugel müsse schneller fallen als eine eiserne. Galilei bestieg den schiefen Thurm von Pisa und zeigte den ungläubigen Gegnern, nicht bloß, daß zwei Steine von verschiedenem Gewicht zugleich auf die Erde fielen, sondern daß auch ein Naturgesetz über die zunehmende Geschwindigkeit des Falles obwalte, nämlich, daß ein fallender Körper in der ersten Sekunde 15, in der zweiten 3 Mal 15, in der dritten 5 Mal 15 Fuß ꝛc. falle, daß also in jeder folgenden Zeiteinheit die Fallräume zunehmen wie die ungeraden Zahlen, woraus dann weiter folgte, daß die Fallräume im Ganzen sich verhalten wie die Quadrate der Zeiten, daß also ein fallender Körper nach 2 Sekunden 4 Mal 15 Fuß, nach 3 Sekunden 9 Mal 15 Fuß gefallen ist.

Galilei's Erfahrungswissenschaft brachte die Anhänger der aristotelischen Schule immer mehr in's Gedränge, so daß sie, um des verhaßten

Digitized by Google

Neulings sich zu entledigen, ihn auf alle Weise kränkten und ihn zwangen, schon nach drei Jahren seinen Lehrstuhl in Pisa zu verlassen. Mit schwerem Herzen wanderte der junge Professor nach Florenz (1592), wo er kaum es wagte, dem Vater, der schon so viele Opfer für ihn gebracht hatte, unter die Augen zu treten. Glücklicher Weise schlug sich ein reicher florentinischer Edelmann in's Mittel, der, Salviati mit Namen, Galilei an einen angesehenen Venetianer Namens Sagredo empfahl. Auf des letzteren Verwendung erhielt dann Galilei eine Anstellung als Professor der Mathematik zu Padua, welche Universität unter der Oberherrlichkeit des Senates zu Venedig stand. Freilich lautete die Bestallung nur auf sechs Jahre, aber es war doch der nächsten Noth ein Ende gemacht.

In Padua setzte Galilei nicht bloß seine mathematischen Vorlesungen, sondern auch seine naturwissenschaftlichen Experimente fort und fand den größten Beifall. Er schrieb für seine zahlreichen Schüler mehrere Abhandlungen über Mechanik, sphärische Astronomie und über die Befestigungskunst. Der Republik Venedig leistete er mit einer von ihm erfundenen hydraulischen Maschine, dem Verhältniß- oder Proportionalzirkel, ein für die Feldmesser und Ingenieurs damaliger Zeit höchst nützliches Instrument, manchen Dienst; deshalb ernannte ihn 1599 der Senat auf weitere sechs Jahre zum Professor, und als auch dieser Termin abgelaufen war, verlängerte man mit einer ansehnlichen Gehaltszulage die Professur auf abermals sechs Jahre.

Im Jahre 1609 (wo Kepler seinen berühmten Kommentar über den Mars herausgab) war Galilei in Venedig auf Besuch, und vernahm dort in einer Unterhaltung, daß ein Holländer dem Grafen Moritz ein Instrument überreicht habe, welches entfernte Gegenstände bedeutend vergrößerte und sie dem Auge ganz nahe brächte. Viele wollten dem Gerücht gar keinen Glauben schenken, Galilei begann aber sogleich seine Untersuchung mit den Gläsern, die er zur Hand hatte. Mit den vergrößernden Eigenschaften der Linsengläser war er bereits vertraut, es kam nur darauf an, mehrere sphärische Gläser von verschiedener Form mit einander in Verbindung zu setzen. An dem einen Ende einer bleiernen Röhre brachte er also ein Brillenglas an, dessen eine Seite eben, die andere konver war, und auf der entgegengesetzten Seite ein anderes Brillenglas, auf der einen Seite konkav und auf der andern eben. Er hielt nun das Auge an das konkave Glas und sah die Gegenstände sehr groß und nahe vor sich. Sie erschienen ihm dreimal näher und an der Oberfläche neunmal größer als dem unbewaffneten Auge. Das Fernrohr, wenn auch noch unvollkommen, war erfunden, und als Belohnung stellte ihm der Senat sogleich ein Dekret auf lebenslängliche Anstellung mit einem dreimal stärkeren Gehalte aus. Da der Weg geöffnet war, so wurde es dem glücklichen Manne leicht, bald ein größeres Fernrohr zu konstruiren, das die Objekte fast 1000 Mal größer und dem Auge mehr als 30 Mal näher darstellte.

Digitized by Google

Man denke sich die Freude eines gelehrten Mathematikers und Astronomen, der schon so oft das Auge auf die unendliche Sternwelt gerichtet und dabei geseufzt hatte, nicht schärfer und näher die glänzenden Pünktchen ergründen zu können. Sobald das herrliche Instrument vollendet war, richtete es sein Erfinder auch sogleich auf den Himmel. Es war am Abend des 7. Januar 1610, als Galilei sein Teleskop auf den hellschimmernden Jupiter richtete. Da sah er denn um den großen Planeten drei glänzende kleine Sterne, parallel mit der Ekliptik, zwei im Osten und einen im Westen. Er hielt sie für gewöhnliche Sterne und dachte nicht daran, ihre Entfernung zu bestimmen; aber wie erstaunte er, als er, am folgenden Abend abermals hinschauend, die drei Sterne sämmtlich an der Westseite des Planeten erblickte! Um eine solche Konstellation hervorzubringen, hätte der Jupiter eine rechtläufige Bewegung haben müssen, während sie doch nach der Berechnung rückgängig war. Der Forscher gerieth über diesen Widerspruch in nicht geringe Verlegenheit; mit großer Ungeduld erwartete er den dritten Abend, aber leider war dieß Mal der Himmel mit Wolken bedeckt! Am vierten Abend jedoch sah er wieder zwei Sterne im Osten, und diesen Umstand konnte er nicht länger mehr durch die Bewegung des Jupiters sich erklären. Er sah sich genöthigt, die verschiedene Stellung der kleinen Sterne in diesen selber zu suchen, und nachdem er noch am fünften Abend seine Beobachtungen wiederholt hatte, zweifelte er nicht, daß er drei um den Jupiter sich bewegende Planeten entdeckt habe. Zwei Tage nachher ward ihm die Freude, auch den vierten Jupiterstrabanten zu erblicken.

Diese Entdeckung — bemerkt Brewster sehr wahr — obgleich von der äußersten Wichtigkeit an sich selbst, erlangte einen neuen Werth durch das Licht, welches sie auf die richtige Erkenntniß des Weltalls warf. So lange nur die Erde der einzige von einem Monde beleuchtete Planet war, konnte man natürlicher Weise voraussetzen, daß sie allein bewohnbar sei und den Vorzug genieße, den Mittelpunkt des Weltsystems zu bilden. Aber die Entdeckung von vier um einen viel größeren Planeten sich bewegenden Monden beraubte dieß Argument seiner Kraft und setzte die Erde den andern Planeten gleich.

Galilei richtete, seine Beobachtungen fortsetzend, das Teleskop gegen die Venus und entdeckte noch im Jahre 1610 die Phasen dieses Planeten, welche ganz wie bei unsern Mondsvierteln sich darstellten. Dieser Anblick benahm ihm allen Zweifel, daß auch die Venus sich um die Sonne bewege; das ptolemäische System aber ward durch dieß Faktum noch mehr erschüttert. Nun wandte Galilei seinen Blick auf die Sonne, entdeckte ihre Flecken und folgerte daraus, daß auch der Centralkörper unsers Planetensystems sich um die Axe drehete. Am Saturn bemerkte er zwei Handhaben (die äußersten Stücke des Ringes), aber den Ring vermochte er mit seinem Instrumente noch nicht zu schauen, sowenig als die kleinen Trabanten des Saturn. Besonders überraschend war der Blick auf den Mond; da sah er, was bisher keinem sterblichen Auge zu schauen vergönnt

Digitized by Google

war, eine große von hohen Bergen und tiefen Thälern durchschnittene Fläche und auch blieb ihm das sonderbare Faktum der Schwankung (Libration) nicht verborgen, durch welches Theile des Randes seiner Scheibe gelegentlich erscheinen und verschwinden. Der Nebel der Milchstraße löste sich auf in zahllose kleine Sterne, der ganze Himmel erschien aus lichten Welten zusammengesetzt, und doch war die Entfernung der Fixsterne so groß, daß sie nur heller, nicht größer erschienen.

Im März 1610 veröffentlichte Galilei seine bis dahin gemachten astronomischen Entdeckungen in einer zu Venedig gedruckten Schrift, die er Nuntius sidereus *) nannte und dem Großherzog von Toskana, Kosmus II., widmete.

Man kann sich denken, daß unter den Gelehrten und Astronomen — Galilei's Buch ward alsbald in Frankreich und Deutschland nachgedruckt — die außerordentlichen Entdeckungen nicht geringen Eindruck machten. Die meisten der naturkundigen Herren schüttelten den Kopf und wollten sie für bloße Phantasiespiele erklären; einige gingen so weit, daß sie sich weigerten, durch ein Fernrohr zu sehen. Andere, welche wenigstens Galilei's Erfindung des Fernrohrs anerkennen mußten, meinten doch, er sei im Grunde erst durch den Aristoteles darauf hingeführt worden, da der griechische Gelehrte schon erklärt habe, man könne aus einem tiefen Brunnen am hellen Tage die Sterne sehen. Der Brunnen oder die Grube sei so viel wie die Röhre und die aufsteigenden Dünste entsprächen den Gläsern, denn die Lichtstrahlen, wenn sie durch ein dichtes und dunkles Mittel gingen, würden dem Auge empfindbarer. Galilei erzählte diese Aeußerungen mit vielem Behagen in einem Briefe an Kepler, dem er seinen Dank aussprach, daß derselbe fast der einzige gewesen sei, welcher der neuen Wahrheit Glauben geschenkt habe.

Kepler, als er den Nuntius sidereus erhielt, war nicht wenig erfreut, seine wirklichen und wesentlichen Entdeckungen vollkommen bestätigt zu finden, während seine noch auf dem alten Glauben beruhenden Ansichten von der Harmonie der Sphären einen harten Stoß erlitten. Wie eine klar erkannte Wahrheit viele andere aus sich erzeugt, sah man auch hier. Kepler machte in der Dissertation, welche er über Galilei's Entdeckung herausgab, sogleich den Satz wahrscheinlich, daß Jupiter sich um seine Axe drehe, daß man über kurz oder lang auch um den Saturn und Mars sich drehende Monde erblicken würde. Ist auch diese Hoffnung nicht ganz in Erfüllung gegangen, so hat sie sich doch zum größten Theile bestätigt.

So groß die Fruchtbarkeit war, mit welcher Galilei eine Entdeckung und Erfindung an die andere reihete, so groß war sein praktisches Talent, das jede wissenschaftliche Eroberung sogleich zu verwerthen wußte. Er begnügte sich nicht damit, die Bewegungen und Verfinsterungen der Jupiterstrabanten bloß zu beobachten, sondern er wandte sie an zur

*) Bote der Gestirne.

Digitized by Google

Bestimmung der Länge für den Seefahrer, und Galilei's astronomische Beobachtungen haben der Anfertigung von Tabellen zum Gebrauch der Schiffer großen Vorschub geleistet.

Im April 1611 reiste Galilei, einer Einladung folgend, auf vier Wochen nach Rom und zeigte dort mehreren Kardinälen und wißbegierigen Freunden seine Entdeckungen am Himmel, auch die Flecken in der Sonne. Dieser Besuch erwarb ihm manchen Freund und Gönner in Rom, und selbst unter den Jesuiten traten gelehrte Mathematiker, wie Klavius, auf seine Seite und berichteten zu seinen Gunsten an den Kardinal Bellarmin, der sie über des Naturforschers Entdeckungen befragte. Der Kardinal del Monte erklärte sogar in einem Schreiben an den Großherzog von Toskana, daß, wenn Galilei zur Zeit der römischen Republik gelebt hätte, man ihm eine Ehrensäule auf dem Kapitol errichtet haben würde. Doch fehlte es schon damals nicht an solchen, die den glücklichen Forscher beneideten und ihn in den Verdacht der Ketzerei zu bringen suchten, da sie ihm auf dem Boden der Wissenschaft nichts anhaben konnten.

Wegen seiner Entdeckungen am Himmel bekam Galilei den Zunamen Linceus, von dem wegen seines scharfen Gesichts berühmten Argonauten. Ferner stiftete der Marchese Monticelli eine Akademie dei Lincei und machte Galilei zum Mitgliede.

Die Republik Venedig hatte den berühmten Mathematiker und Astronomen mit vielen Gunstbezeigungen erfreut, und wenn Galilei hätte ahnen können, was später sich begeben würde, so würde er auch wohl Pavia nicht verlassen haben, wo ihm die vollste Freiheit für seine Forschungen gelassen ward. Aber der Großherzog von Toskana, Kosmus II., sein Landesherr, wollte durchaus den Galilei als „großherzoglichen Mathematiker" in Florenz um sich sehen; er versprach dem Naturforscher die unbedingteste Muse und Unterstützung für seine astronomischen Beobachtungen und Galilei folgte dem Rufe. Sein großherziger Beschützer schien die sicherste Gewähr dafür, daß er nun sein Leben ganz der Verkündigung der Wahrheit widmen könnte; doch die Geistlichkeit in Toskana dachte anders. Sie stellte seine Entdeckungen in Abrede, schalt ihn einen Gottvergessenen und feindete ihn auf alle Weise an. Dem Klerus schien durch solche Naturforscher wie Galilei der Glaube an die kirchlichen Dogmen gefährdet und der freien Wissenschaft zu viel eingeräumt. Galilei ward beim heiligen Stuhl angeklagt, daß er Lehren verbreite, welche den Worten der heiligen Schrift geradezu widersprächen. Alsbald folgte eine Vorladung vor die Inquisition zu Rom. Der Großherzog von Toskana fühlte sich zu sehr von Rom abhängig, um öffentlich die Partei seines geschätzten Mathematikers zu nehmen; aber insgeheim suchte er für den Beklagten die Gemüther der Kardinäle günstig zu stimmen. Das aus lauter Theologen zusammengesetzte Kollegium, das den Galilei richten sollte, that den Ausspruch: „Die Erde steht im Mittelpunkt der Welt, und zwar fest; die entgegengesetzte Meinung ist abge-



Digitized by Google

schmackt, philosophisch unrichtig und ketzerisch." Doch wurde Galilei für dieß Mal mit einem bloßen Verweise entlassen, mußte aber versprechen, seine verdammte Meinung ein für alle Mal aufzugeben. Um Rache an seinen bornirten Richtern zu nehmen, kehrte Galilei mit dem Vorsatze nach Florenz zurück, seine „Gespräche" zu schreiben, worin er drei Personen über die brennende Frage verhandeln ließ. Simplicius hieß der eine, welcher, ein Anhänger der aristotelischen Philosophie, nur das ptolemaische Weltsystem anerkennen, von einer Arendrehung der Erde aber durchaus nichts wissen wollte. Salviati und Sagredo (die beiden Freunde Galilei's) hießen die beiden andern Sprecher, die als gebildete Laien eingeführt werden, welche an keinem Systeme hängen und keine Vorurtheile mitbringen, dagegen Alles prüfen, bevor sie es annehmen. Gegen diese ereifert sich Simplicius ganz in der Weise der Scholastiker und weiß immer nur mit der Autorität des Aristoteles seine Aussagen zu stützen. Diese so berühmt gewordenen Gespräche wurden unter dem Titel: „Dialogo di Galileo Galilei, dove ne congressi di quattro giornate si discorre de due massimi sistemi, Tolemaico et Copernicano" (Florenz 1632) herausgegeben.*)

Zuvor mußte die Erlaubniß der Zensur eingeholt werden. Galilei reiste im Jahr 1630 nach Rom, legte sein Werk dem Zensor dreist als eine Sammlung wissenschaftlicher Kontroversen zur Unterhaltung und zum Scherz geschrieben vor, und der Prälat, welcher mit den eifrigen Reden des Simplicius zufrieden sein mochte, ertheilte die nachgesuchte Erlaubniß. Als der Verfasser diese in Händen hatte, bat er sich das Manuscript wieder aus, um es in Florenz drucken zu lassen. Dadurch ward das Mißtrauen des Zensors erregt, der nun seinerseits das imprimatur wieder zurückzog, so daß Galilei sein Werk nun ohne römische Zensur in Florenz zum Druck brachte. Kaum aber war das Werk erschienen, als der Sturm losbrach. Die Angegriffenen merkten die Ironie; besonders wüthete Scipione Chiaramonti, Lehrer der Philosophie zu Pisa, auch Papst Urban VIII., der früher ein Verehrer Galilei's gewesen, wurde nun sein unversöhnlicher Verfolger, da ihn die Mönche zu überreden wußten, er sei unter dem Simplicius gemeint und spotte seiner Einfalt, daß er den Druck eines so anstößigen Buches erlaubt habe. Unter solchen Umständen ward es den Widersachern Galilei's leicht, ihn den schimpflichsten Mißhandlungen preis zu geben, da überdieß noch sein Gönner, Kosmus II., gestorben und die Regierung in die Hände des jungen und schwachen Ferdinand II. übergegangen war.

Es trat abermals eine Versammlung von Kardinälen, Mathematikern und Mönchen, sämmtlich dem Naturforscher feindlich gesinnt, zusammen, untersuchten seine Schrift, verdammten sie als höchst gefährlich und beschieden ihn abermals vor das Inquisitionsgericht zu Rom. Galilei, ein Greis von 69 Jahren und noch dazu krank, mußte in Person sich stellen,

*) Dialog über die zwei größten Systeme der Welt, das ptolemaische und kopernikanische.

Digitized by Google

und durfte die Reise nicht aufschieben. Sobald er in Rom angekommen war, besuchte ihn Pater Lancio, der oberste Kommissär des Inquisitionsgerichts, um ihn auf gütlichem Wege zum Widerruf seiner Lehren zu bewegen. Galilei sprach: Ich bin gern dazu bereit, wofern mir bewiesen wird, daß ich Unrecht habe! Dieß vermochte Pater Lancio nicht, und da er durch die Gründe des Astronomen sehr in die Enge getrieben ward, rief er fast wüthend: Terra autem stabit in aeternum, quia terra in aeternum stat! (Die Erde wird in Ewigkeit still stehen, weil die Erde ewig still steht!) Das Inquisitionsgericht wollte ebenso wenig als Pater Lancio auf wissenschaftliche Gründe hören, und hatte als einziges Argument bloß die Stelle in Bereitschaft, wo es in der Bibel bei Josua heißt: „Sonne stehe still zu Gibeon, und Mond im Thal Ajalon!"

Galilei, körperlich angegriffen und erwägend, daß an diesem Ort keine Vertheidigung möglich sei, war schwach genug, vor unwissenden Mönchen und neidischen Gelehrten (am 22. Juni 1633) seine „ketzerische Meinung" mit folgenden Worten abzuschwören: „Ich Galilei, der ich in mein 70stes Lebensjahr trete, als Gefangener zu den Füßen Eurer Eminenzen liege und das heilige Evangelium mit meiner Hand berühre: verfluche, verschwöre und verabscheue hiermit den Irrthum und die Ketzerei von der Bewegung der Erde." Nach dieser Abschwörung soll er, mit dem Fuße stampfend, halblaut die Worte gerufen haben: E pur si muove! (und doch bewegt sie sich!) Sein Buch aber wurde als ketzerisch verbrannt und der Verfasser auf unbestimmte Zeit zur Gefängnißstrafe verurtheilt. Und doch war schon längst zuvor das kopernikanische System von vielen frommen Gliedern der katholischen Kirche angenommen worden, und sogar mehrere Prälaten hatten es öffentlich vertheidigt. Kurz vor der ersten Verfolgung Galilei's hatte ein neapolitanischer Edelmann, Vizenzio Karaffa, ein auch durch seine Frömmigkeit ausgezeichneter Mann, einen gelehrten Karmelitermönch ersucht, Namens Foscari, das neue System des Weltalls zu erläutern, und dieser hatte in einer Flugschrift mit der größten Freimüthigkeit die Partei des kopernikanischen Systems genommen. Aber Galilei wurde in Ketten geworfen. Drei Jahr lang sollte er wöchentlich ein Mal die 7 Bußpsalmen Davids beten. Doch blieb er, da mehrere hohe Personen für ihn baten, nur vier Tage im Kerker, und wurde dann in den Palast des toskanischen Gesandten geführt, wo es ihm nicht an Bequemlichkeit fehlte. Auch war man so gnädig, an die Stelle der Kerkerstrafe die Verweisung in den bischöflichen Palast zu Siena treten zu lassen. Dort setzte er seine Forschungen über den Widerstand der festen Körper fort. Nach fünf Monaten ward ihm gestattet, seine Wohnung in dem Kirchspiel von Arcetri, nahe bei Florenz zu nehmen, um seiner Familie näher zu sein. Aber Florenz selber durfte er noch nicht betreten.

Es folgte nun aber ein trauriges Schicksal auf das andere. Kaum war er in seine Wohnung zu Arcetri zurückgekehrt, so ward seine Lieblingstochter Maria von einer gefährlichen Krankheit ergriffen, die sie in



Digitized by Google

kurzer Zeit hinraffte. Er selbst wurde von verschiedenen Leiden des Alters heimgesucht und ganz schwermüthig; er bat um Erlaubniß, sich der ärztlichen Hülfe willen in die Stadt Florenz begeben zu dürfen, aber dieses ward ihm abgeschlagen, und erst 1638 gestattete ihm der Papst, Florenz unter Begleitung eines Inquisitionsbeamten zu besuchen. Doch schon nach zwei Monaten mußte er wieder nach Arcetri zurück. Niedergebeugt von der Last der Jahre und von Widerwärtigkeiten aller Art hatte er aber doch keinen Tag unbenutzt gelassen, um seine wissenschaftlichen Untersuchungen fortzusetzen, und namentlich an den Tafeln über die Trabanten des Jupiters zu arbeiten. Seit dem Jahre 1636 war sein rechtes Auge erblindet, im folgenden Jahre auch das linke Auge mit dem gleichen Uebel befallen. Endlich versagten auch die Ohren ihren Dienst, und dennoch blieb der Greis thätig mit seinem rastlosen Geiste. „In meiner Finsterniß," schreibt er vom Jahre 1638, „grüble ich bald diesem, bald jenem Gegenstande der Natur nach, und kann meinen nie rastenden Kopf nicht zur Ruhe bringen, so sehr ich es auch wünsche. Diese immerwährende Thätigkeit meines Geistes raubt mir fast ganz den Schlaf." Er starb am 8. Januar 1642, am Geburtstage Newtons, im 78. Jahre seines Alters, in den Armen seines jüngsten und dankbarsten Schülers, Vizenzo Viviani. Sein Körper wurde in der Kirche St. Croce in Florenz beigesetzt, wo ihm ein Jahrhundert später (1737) neben Michel Angelo ein prächtiges Denkmal errichtet ward.

Galilei war klein von Gestalt, sonst aber von festem Körperbau. Seine Gesichtsbildung war einnehmend, sein Umgang sehr munter und angenehm, seine Gastfreundschaft stets warm und herzlich. Obgleich er sehr einfach lebte, fand er doch Geschmack an einem Glase guten Weins, und selbst in seiner letzten Lebenszeit war er besorgt, die Ehre seines guten Weinkellers aufrecht zu erhalten. Sein ganzes Leben hindurch blieb er ein Liebhaber der Musik, Malerei und Poesie. Er schrieb einen höchst fließenden und bündigen Styl. Den Ariosto konnte er auswendig, und zog ihn weit dem Tasso vor, den er scharf kritisirte. Seine Bibliothek war sehr klein; sein bestes Buch, sagte er, sei die Natur.

Die vollständige Ausgabe von Galilei's Werken erschien zu Mailand (1803) in 13 Bänden; enthielt aber doch manche Lücken, die erst in der neuesten 1842 begonnenen: Opere di Galileo Galilei prima edizione completa etc., von Professor Alberi in 15 Bänden veranstaltet, beseitigt wurden.

Digitized by Google

# Isaak Newton.*)

Zu Woolsthorpe, einem Dörfchen in der englischen Grafschaft Lincolnshire, wo die Familie ein kleines Landgut besaß, ward Newton gerade ein Jahr nach dem Tode Galilei's am 25. Dezember 1642 alten Styls geboren. Wie Kepler war auch Newton eine Frühgeburt; auch er kam so schwächlich zur Welt, daß man an seinem Aufkommen zweifelte. Der Vater war schon vor seiner Geburt in einem Alter von 36 Jahren gestorben; mit desto größerer Sorgfalt wachte nun die Wittwe über ihrem zarten Pflegling, der auch überraschend gut gedieh. Als sich Frau Newton drei Jahre nach dem Tode ihres Mannes mit Barnabas Smith, Pfarrer zu North-Witham unweit Woolsthorpe verehlichte, vertraute sie ihr Kind der Obhut ihrer eigenen Mutter. Der Knabe wuchs heran, besuchte die Elementarschulen des Kirchspiels und wurde in seinem zwölften Jahre auf die lateinische Schule des Städtchens Grantham gebracht, wo man ihn zu einem Apotheker, Namens Clark, in Kost und Wohnung gab. Es gibt phantasiereiche Naturen, die wegen der Flüchtigkeit ihres Geistes im Unterricht unaufmerksam und lässig sind; es gibt aber auch denkende Naturen, die, weil sie selbständig sind und Alles verarbeiten wollen, auch als unaufmerksame Schüler erscheinen. Zu letzteren mochte der junge Newton gehören, der in der ersten Zeit immer der Unterste blieb und für den Unterricht wenig empfänglich schien. Ein über ihm sitzender Knabe weckte ihn etwas unsanft aus seiner Träumerei, indem dieser ihm mit der Faust so hart an den Leib stieß, daß der arme Newton mehrere Tage die heftigsten Schmerzen fühlte. Nun entschloß er sich, es koste was es wolle, von seinem niederen Platze sich emporzuarbeiten, und es dauerte auch nicht lange, da war er der Erste in seiner Klasse. Bald ward ihm ernste nützliche Thätigkeit zum Bedürfniß, auch in den Erholungsstunden, wo seine Genossen mit Spielen sich unterhielten. Er verschaffte sich allerlei Werkzeuge, als Sägen, Beile, Hammer und dergl., für seine mechanischen Arbeiten, und bald hatte er eine Windmühle, eine Wasseruhr und einen kleinen Wagen verfertigt, der von einer darin sitzenden Person in Bewegung gesetzt werden konnte.

Als nämlich in der Nähe von Grantham eine Windmühle gebaut wurde, lief Isaak, so oft er abkommen konnte, hinaus, um den Arbeiten der Werkleute zuzuschauen, und er hatte sich auch so gut den Bau der Maschinerie gemerkt, daß er ein künstliches Modell anfertigte, welches die allgemeine Bewunderung erregte. Der Apotheker setzte die Miniaturwindmühle auf den First seines Hauses und der Wind brachte sie vollkommen

*) Sir Isaak Newton's Leben nebst Darstellung seiner Entdeckungen von Sir David Brewster ꝛc., übersetzt von B. M. Goldberg, mit Anmerkungen von H. W. Brandes (Leipzig 1833). Vergl. den Artikel von Biot in der Biographie Universelle und Fr. Arago's sämmtl. Werke, deutsch von Dr. Handtel (Leipzig 1855) III.

Digitized by Google

in Bewegung. Nicht zufrieden damit, kam der kleine Werkmeister noch auf die Idee, ob ein solches Werk nicht durch thierische Kraft in Bewegung zu setzen sei. So schloß er eine Maus in seine Mühle ein, die er die „Müllerin" nannte und welche dann durch das Betreten eines Rades die Maschine in Bewegung setzte.

Die Wasseruhr bestand in einem Kasten, den sich Newton von dem Bruder der Frau Clark erbeten hatte; wie eine gewöhnliche Stubenuhr hatte sie ein Zifferblatt, dessen Zeiger durch ein Stück Holz herumgedreht wurde, welches durch die Wirkung tropfenden Wassers stieg oder fiel. Sie stand in seinem Schlafzimmer und er versah sie jeden Morgen mit der nöthigen Wassermenge.

Das mechanische Fuhrwerk war ein Karren mit vier Rädern, der vermittelst einer Handhabe, die eine darin sitzende Person herumdrehte, in Bewegung gesetzt wurde, aber freilich nur auf ebener Erde zum Fahren sich eignete.

Den Mitschülern gab er Anleitung zur Verfertigung von Papierdrachen, und verfuhr dabei sehr genau, um die rechte Form und Proportion zu bestimmen. Auch machte er Laternen von Papier, die ihm zur Winterszeit auf seinem Gange zur Schule leuchten mußten, und bei dunkler Nacht befestigte er zuweilen solche Laternen an den Schweif seines Drachen, um den gemeinen Mann glauben zu machen, daß es Kometen wären.

Zu diesen Liebhabereien kam noch das Zeichnen und Versemachen. Die Wände in Isaaks Zimmer wurden mit Kohlenzeichnungen von Thieren, Menschen, Schiffen und mathematischen Figuren bedeckt, die alle sehr gut gezeichnet waren. Unter dieses oder jenes Portrait kamen dann auch wohl erklärende Verse zu stehen. Für ein Fräulein Storey, das in dem Hause des Herrn Clark wohnte und für welches der junge Newton zärtliche Freundschaft hegte, verfertigte er auch Schränke und kleine Toilettensachen, so daß keine Minute des Tages verging, die nicht durch Thätigkeit ausgefüllt wurde. Ein Werk führte ihn auf ein anderes. So mochte ihn die Unvollkommenheit seiner Wasseruhr auf die genauere Zeiteintheilung führen, wie sie durch die Sonne geregelt wird. In dem Hofraum des Hauses, wo er wohnte, verfolgte er die abwechselnde Bewegung der Sonne an den Wänden und Dächern der Gebäude, und bezeichnete vermittelst eingesteckter Pflöcke die stündlichen und halbstündlichen Punkte.

Newton hatte sein fünfzehntes Jahr erreicht und in den Studien große Fortschritte gemacht, als der Pfarrer Smith (1656) starb und die Wittwe mit ihren drei Kindern wieder nach Woolsthorpe zog. Bei ihrer eingeschränkten Lage erschien es wünschenswerth, daß Isaak die Verwaltung der kleinen Meierei übernahm, und die Mutter berief ihn zu sich. Um ihn an zwei der für den Landmann wichtigsten Geschäfte, das Einkaufen und Verkaufen, zu gewöhnen, schickte sie ihn des Sonnabends nach Grantham auf den Markt, dort Getreide und andere Produkte des Land-

Digitized by Google

guts abzusetzen und das für die Familie Nöthige einzukaufen. Zu seinem Beirath ward ihm ein alter treuer Diener mitgegeben. Sie pflegten im Gasthof zum Mohrenkopf einzukehren; aber kaum waren sie von ihren Pferden, als der junge Philosoph seinem Mentor Alles überließ und sich eiligst in sein Dachstübchen begab, wo ihm ein Haufen Bücher des Herrn Clark eine erwünschte Unterhaltung gewährte, bis nach vollbrachtem ökonomischen Geschäfte der alte Diener erschien und zur Rückfahrt antrieb. Zuweilen fuhr dieser auch ganz allein in das Städtchen und Isaak blieb hinter einem Busche liegen, um in einem mathematischen Buche zu studiren, das ihm wichtiger war als alle Kornsäcke seiner Mutter. Als die gute Frau sah, daß ihr Erstgeborner sich schlechterdings nicht zur Landwirthschaft bequemen wollte, und ihr Bruder, der Pfarrer W. Aiscough, auch zum Studiren rieth, ward Isaak wieder nach Grantham geschickt, um sich dort einige Monate lang auf das Trinity-Kollegium zu Cambridge vorzubereiten, welche Universität er, 18 Jahr alt, bezog (1661).

Im Vergleich mit andern Studenten war Newton sehr mangelhaft vorbereitet und seine Kenntnisse waren lückenhaft, aber er hatte — was auf Schulen nicht eben häufig gelehrt wird, beobachten und selbst denken gelernt, die Kraft, auf eigenen Füßen zu stehen, ausgebildet und machte darum außerordentlich rasche Fortschritte. Dr. Barrow, einer der gründlichsten Mathematiker seiner Zeit, erkannte des Jünglings Talent und zog ihn zu sich herauf, während der Schüler sich durch Studium von Saunderson's Logik und Kepler's Optik auf den Unterricht dieses Lehrers vorbereitete, den er bald überflügelte, so daß Barrow in dem Vorwort zu seinen optischen Vorlesungen, die er 1669 herausgab, bereits seinem Kollegen Herrn Isaak Newton dafür dankt, daß derselbe die Handschrift durchgesehen, manches Versehen berichtigt und wichtige Beiträge geliefert habe. Die Sätze des Euklid schienen dem mathematischen Genie Newton's so klar, daß er es nicht für nöthig hielt, die Elementargeometrie besonders zu studiren, und mit seinem ausdauernden Fleiß ward er Herr der Geometrie des Descartes (Cartesius). Später äußerte aber Newton sein Bedauern darüber, daß er sich über die cartesischen Werke und andere algebraische Schriften hergemacht, bevor er noch die Elemente des Euklid mit jener Aufmerksamkeit studirt hatte, welche ein so herrlicher Schriftsteller verdient.

In den Büchern der Universität ist verzeichnet, daß Newton 1661 als Sub-sizer aufgenommen wurde; im Jahr 1664 ward er Student, bekam 1665 den Grad eines Baccalaureus und 1667 als Magister. Im Jahr 1669 entsagte Dr. Barrow, um sich ganz der Theologie widmen zu können, der Professur der Mathematik zu Gunsten Newton's, der nun die glänzende Bahn der Entdeckungen und Forschungen betrat, die seinen Namen unsterblich gemacht haben.

Seine drei Hauptentdeckungen von der Methode der Fluxionen (fließenden Größen), von der Spaltung des Lichts und vom Weltgesetz

Digitized by Google

der Schwere hatte Newton schon vor seinem 24. Jahre gemacht, wenn er auch die Resultate erst nach und nach zur Oeffentlichkeit brachte.

Als die Pest im Jahre 1666 Newton gezwungen hatte, Cambridge zu verlassen, saß er eines Tages nachdenkend im elterlichen Garten zu Woolsthorpe, und — wie man sagt — da brachte ein herabfallender Apfel ihn zu der Frage, ob diese Kraft, die alle Körper nach dem Mittelpunkte der Erde treibt, nicht dieselbe sei, welche den Mond in seiner Bahn um die Erde erhalte? Da die Schwere in den tiefsten Schachten der Erde ebenso wirksam ist, wie auf den höchsten Bergen — so fragte sich der Naturforscher —, warum sollte sie nicht auch sich weiter erstrecken auf die anderen Planeten, und die Sonne auch auf diese nicht in ähnlicher Weise wirken, wie die Erde auf den Mond? Newton verfolgte diese Idee mit Beziehung auf das dritte Kepler'sche Gesetz*), und fand richtig, daß die Anziehungskraft der Sonne im umgekehrten Verhältniß des Quadrats der Entfernung wirke. Als er aber die nämliche Voraussetzung auch auf den Mond anwandte, wollte die Rechnung nicht stimmen, weil die zu Grunde gelegte Größe des Erdhalbmessers noch nicht genau festgestellt war; als ein Jahrzehend später durch die von Picard ausgeführte Messung eines Meridiangrades der Irrthum berichtigt werden konnte, nahm Newton alsbald seine Rechnung wieder vor, und er hatte nun das Vergnügen, daß auch für die Mondbewegung dasselbe Gesetz sich herausstellte. Nun lag das ganze materielle Universum offen vor seinem Blick; die Sonne mit ihren Planeten, die Planeten mit ihren Trabanten, die Kometen, welche in excentrischen Bahnen rollen, und die Systeme der Fixsterne, die sich in unabsehbare Weiten des Raumes erstrecken: — Alles bewegte sich nach dem einen einfachen Grundgesetz, nach welchem der Apfel vom Baume zur Erde fällt.

In demselben Jahre beschäftigte sich Newton mit dem Schleifen von optischen Gläsern, die nicht sphärisch wären, um zu versuchen, ob dem Fehler der Linsen in den gebräuchlichen Fernröhren (Farbenzerstreuung und dadurch hervorgerufene Verdunkelung des Bildes) nicht abzuhelfen sei. Dieß führte ihn auf nähere Untersuchung der Brechung des Lichtes überhaupt. Es hatten bereits die größten Forscher die ganze Kraft ihres Geistes auf die Lehre vom Licht und von der Verbesserung des dioptrischen Fernrohrs gerichtet. James Gregory von Aberdeen hatte sein Spiegelteleskop erfunden; Descartes hatte die Theorie des gewöhnlichen Teleskops erläutert und Mittel zu seiner Vervollkommnung angegeben und Huygens nicht bloß die herrlichen Instrumente zu Stande gebracht, vermittelst deren er den Ring und die Trabanten des Saturn entdeckte, sondern auch angefangen, über die Natur des Lichtes und über die Phänomene der doppelten Strahlenbrechung die erfolgreichsten Untersuchungen anzustellen. Es bedurfte nur noch eines Talentes, wie das Newton's, um den entscheidenden Schritt nach vorwärts zu thun. Er nahm ein

*) Vergl. den II. Th. S. 9.

Digitized by Google

Glasprisma, und ließ in ein ganz verdunkeltes Zimmer durch eine kleine runde Oeffnung eine genügende Menge Sonnenlicht darauf fallen. Das auf der weißen Wand aufgefangene „Farbenspektrum" zeigte die bekannten sieben Regenbogenfarben, aber erschien nicht mehr kreisförmig, sondern wohl fünfmal so lang als breit. Sollte die Ungleichheit im Glase die Ursache sein? Newton nahm ein zweites Prisma und hielt es so an das erste, daß das Licht durch beide gehend in entgegengesetzten Richtungen gebrochen wurde. Nun war der lichte weiße Kreis wieder da, als ob das Licht ohne Weiteres aus dem kleinen Loch auf die weiße Wand gefallen wäre. Endlich nahm er ein Bret, in das ein kleines Loch gebohrt war, und stellte es dem Prisma so nahe, daß er jede einzelne Farbe nach Belieben hindurchlassen oder zurückhalten konnte; diese ließ er dann abermals durch ein Prisma und erfuhr so, daß die rothen Strahlen durch das zweite Prisma weniger gebrochen wurden als die orangenfarbenen, diese weniger als die gelben u. s. f., so daß die violetten als solche erschienen, die mehr als alle übrigen gebrochen wurden. Daraus ergab sich dann mit Gewißheit, daß das Licht nicht gleichartig gemischt sei, sondern aus Strahlen bestehe, von denen einige mehr brechbar sind als die anderen.

Mit dieser glänzenden Entdeckung in der Lehre vom Licht eröffnete Newton seine mathematischen Vorlesungen (1669); nicht lange darauf zog er durch eine Arbeit über bessere Einrichtung der Teleskope die Aufmerksamkeit der königlichen Sozietät der Wissenschaften zu London auf sich, welcher er auch ein solches von ihm selbst verfertigtes Teleskop mit einem Metallspiegel überreichte; 1672 wurde er zu ihrem Mitgliede ernannt und legte ihr nun einen Theil seiner Analyse des Lichtes vor. Ein Mitglied der Sozietät, Dr. Harke, unterwarf die Lehre Newton's einer scharfen Kritik, indem er von der Annahme eines alle Körper durchdringenden Aethers ausging, durch dessen wellenförmige Bewegungen (Undulationen), wenn sie die Netzhaut des Auges treffen, die Phänomene des Sehens hervorgerufen werden. Newton dagegen lehrte, daß Theilchen von unbeschreiblicher Feinheit und mit fast undenklicher Schnelligkeit von dem leuchtenden Körper fortgestoßen würden, und daß diese Theilchen, wenn sie in's Auge dringen, die Empfindung des Lichtes hervorbringen. Diese Theorie des Ausflusses oder der Emission fand auch in dem berühmten holländischen Mathematiker und Naturforscher Huygens, der sich zur Undulationstheorie bekannte, einen starken Gegner; aber Newton, der Vortheile und Nachtheile beider Ansichten genau abgewogen hatte, hielt an seiner Theorie unerschütterlich fest, die auch den Angriffen Eulers widerstand, bis sie in neuerer Zeit einen bedrohlichen Stoß durch Thomas Young erhielt.

Zur Erläuterung der Differenz in den Ansichten der großen Forscher hier nur Folgendes. Es hat wohl schon Mancher die glänzenden Farben beobachtet, in denen die Seifenblasen schimmern, die von spielenden Knaben durch eine kleine Thonpfeife gebildet werden. Diese Farben zeigen

Digitized by Google

sich immer, wenn ein durchsichtiger Körper die gehörige Dünne erlangt. So glänzt ein Tropfen Oel, den man auf das Wasser fallen und dort sich in eine höchst dünne Schicht zertheilen läßt, in schönen Regenbogenfarben. Man kann diese Irideszenz am besten beobachten, wenn man in das Wasser zuvor etwas Potasche oder Soda gethan und darin zur Auflösung gebracht hat. Newton vermochte mit tiefem Scharfsinn aus dem Farbenspiel auf die Dicke der Seifenblase zu schließen und wies nach, daß einer gewissen Farbe auch stets eine gewisse Dicke der glänzenden Schicht entspreche. Er gelangte zu diesem Ergebniß auf folgendem Wege. Er nahm eine convexe Glasröhre von sehr schwacher Krümmung und legte eine kleine Platte glatten Glases darauf. In der Mitte, wo das Glas die Linse berührte, zeigte sich ein dunkler Punkt, rings um denselben erblickte man aber eine Reihe gefärbter Ringe. Die verschiedene Färbung dieser Ringe rührte offenbar von der verschiedenen Dicke der Luftschichten her, die sich zwischen der Linse und der auf ihr ruhenden Platte befanden. Indem nun Newton die Entfernungen dieser Ringe vom Mittelpunkte maß und den Halbmesser seiner Linse kannte, vermochte er durch einfache Berechnung die genaue Dicke der jeder einzelnen Farbe entsprechenden Luftschicht zu bestimmen und war somit im Stande, durch Anwendung dieser Berechnungen auf die Seifenblase die Dicke ihrer Wand zu bestimmen.

Da das Sonnenlicht aus verschiedenen Farben zusammengesetzt ist, suchte Newton das Experiment zu vereinfachen, indem er von dem Licht einer einzelnen Farbe Gebrauch machte. Nun erschienen die Ringe einfach hell und dunkel; rings um das Centrum zog sich ein heller Ring, dann folgte ein dunkler, hernach ein zweiter heller u. s. f. und es ward die Thatsache offenbar, daß zur Hervorbringung des zweiten dunkeln Ringes eine genau zweimal so dicke Luftschicht als die, welche den ersten dunkeln Ring erzeugte, zur Hervorbringung des dritten dunkeln Ringes eine dreimal so dicke Luftschicht erforderlich sei u. s. f. — Daß also die Dicke der den Ringen entsprechenden Luftschicht in arithmetischer Progression wachse. Newton entdeckte ferner, daß die Ringe violetten Lichtes kleiner seien als die vom rothen Licht, während die Zwischenfarben Ringe von Zwischendurchmessern erzeugten. Wenn man aber zusammengesetztes Licht in Anwendung bringt, erscheinen alsbald auch die Reihenfolgen von Farben.

Wie kommt es nun aber, daß die für rothes Licht erforderliche Entfernung größer ist als die für violettes Licht erforderliche? Dieß vermochte Newton's Theorie nicht zu erklären und das Phänomen ward erst klar in Thomas Youngs Lehre von den Aetherschwingungen, deren Wellen von verschiedener Breite und Geschwindigkeit auch auf der Netzhaut das Bild verschiedener Farben erzeugen. Newton meinte, das Licht bestehe aus materiellen Theilchen, die von dem Lichtkörper fortgestoßen würden, die von der Oberfläche des einen Körpers abprallten oder zum Theil oder ganz festgehalten würden. Er wandte auf die Lichttheilchen

Digitized by Google

die mechanischen Gesetze der Wurfgeschosse an. Warum prallen aber diese kleinen Lichtprojektile nicht von einer Fläche weißen Papiers ab, wenn zwei Sonnenstrahlen an einem bestimmten Punkte sich kreuzen? Zur Erklärung des berühmten schon im Jahre 1665 von dem Jesuiten Grimaldi gemachten Experimentes sah sich Newton ganz außer Stande. Grimaldi ließ Sonnenstrahlen durch zwei nahe bei einander angebrachte Oeffnungen in einen dunkeln Raum eindringen und richtete seinen Versuch so ein, daß die hellen Punkte, welche von den Sonnenstrahlen auf einem Schranke sich bildeten, einander überdeckten. Da, wo diese Ueberdeckung stattfand, bemerkte er immer einen dunkeln Punkt, der alsbald verschwand, wenn einer der beiden Strahlen unterbrochen ward. Solchergestalt war die erstaunliche Thatsache festgestellt, daß unter Umständen Licht zu Licht gebracht, Dunkelheit erzeugen könne. Grimaldi bemerkte auch gefärbte Fransen rund um die Ränder der von dünnen Körpern geworfenen Schatten, und auch rund um die Ränder der von dünnen Sonnenstrahlen in einem dunkeln Zimmer hervorgebrachten Lichtstellen. Aus diesen Versuchen schloß er, das Licht könnte wohl durch Undulationen hervorgebracht werden — aber seine Versuche wurden von den Physikern außer Acht gelassen und erst fast anderthalb Jahrhunderte später wurden diese und ähnliche Erscheinungen, die Ringe Newton's eingeschlossen, durch die von Thomas Young aufgestellte Lehre von der Interferenz der Lichtstrahlen mit Erfolg zur Klarheit gebracht. Young zeigte, daß, wie zwei Wellen im Wasser sich kreuzend sich aufheben, wie in gleicher Weise auch Schallstrahlen sich gegenseitig heben oder theilweis und ganz vernichten können: so auch Lichtwellen sich in ihrem Nacheinander oder Ineinander und Kreuzen verschieden modifiziren; daß zwei Strahlen, die sich kreuzen, sich nicht immer an dem Punkte ihres Zusammentreffens vernichten, sondern sich schwächen oder verstärken je nach den Unterschieden der von den Strahlen durchlaufenen Wege. Da die Wellen violetten Lichtes kürzer sind als diejenigen des rothen, so ist im ersteren Falle eine geringere Dicke der Luftschicht zur Hervorbringung des Wegeunterschiedes erforderlich als in letzterem Falle; deßhalb wird bei einer geringern Entfernung vom Kern der Linse die eigentliche Dicke erreicht. Darum sind auch die violetten Ringe kleiner als die rothen. Ist die Dicke der Schicht von der Art, daß die zwei von ihrer oberen und unteren Fläche reflektirten Strahlen in ihren Wegen um eine halbe Wellenbreite abweichen, so gerathen (wie beim Schalle) die beiden Wellensysteme in Disharmonie, ein Strahl zerstört den anderen, und so erscheinen denn, wie wir von dem Kern der Linse aus auf Dicken stoßen, die abwechslungsweis gleich sind einer ungeraden und geraden Zahl von Halbwellen, auf hellere und dunklere Ringe.

Daß Young's Entdeckungen an den Untersuchungen Newton's einen bedeutenden Anknüpfungspunkt fanden, geht schon aus den vorstehenden kurzen Andeutungen hervor. Die Wissenschaft ist ein großes Werk, an welchem die Tausende großer und kleiner Forscher gemeinsam arbeiten.

Digitized by Google

Gelehrte Streitigkeiten waren nicht des großen Newton Sache; sie beengten sein Gemüth und verstimmten ihn. Mitunter hatte er große Mühe seiner Aufwallungen Herr zu werden. Doch ließ er sich keineswegs von seiner Bahn ablenken und schon im Jahr 1687 trat sein großes Werk: „Philosophiae naturalis principia mathematica“ (die mathematischen Grundsätze der Philosophie der Natur) an's Licht, worin er eine solche Fülle der erhabensten und tiefsten Gedanken niedergelegt hatte, daß nur Wenige seiner Zeitgenossen im Stande waren, es ganz zu verstehen und zu würdigen.

Die mathematischen Grundsätze des Newton'schen Systems fanden bald auf den meisten englischen Hochschulen Eingang, und die neuen Lehrsätze der Physik wurden eifrig studirt und dem Publikum durch verschiedene Vorlesungen zugänglich gemacht. Der berühmte Locke, welcher aus Mangel an mathematischen Kenntnissen die Principia zu verstehen nicht fähig war, fragte Huygens, ob alle in diesem Werke enthaltenen mathematischen Sätze richtig wären. Als ihm versichert worden, daß er sich auf die Richtigkeit derselben verlassen könne, nahm er sie als ausgemacht an und prüfte sorgfältig die aus ihnen hervorgehenden Schlüsse.

Unterdessen sollte das Leben des gelehrten Physikers auch politische Bedeutung erhalten. Der König Jakob II. wollte die vormalige Oberherrlichkeit des katholischen Glaubens wieder herstellen und fing an, die Rechte und wohlerworbenen Privilegien seiner protestantischen Unterthanen anzugreifen. Zu seinen widerrechtlichen Handlungen gehörte auch die, daß er an der Universität zu Cambridge einen Befehl ergehen ließ, den Pater Franziskus, einen unwissenden Mönch des Benediktinerordens, zum Grade eines Magisters zu erheben und dabei ihm den herkömmlichen Eid zu erlassen. Die Universität protestirte und Newton trug durch seine Festigkeit nicht wenig dazu bei, daß der König seinen Befehl zurücknehmen mußte. Bald darauf ward Newton zum Parlamentsmitglied für die Universität Cambridge erwählt und stimmte in gleich liberaler Weise für die Bill, welche die Thronerledigung proklamirte. Sein Freund, Karl Montague, nachheriger Graf von Halifax, zeigte in dieser Parlamentsversammlung solche Rednertalente und Sachkenntnisse, daß er zum Kommissionär des Schatzes und Geheimen Rath ernannt und 1694 zum Kanzler des Finanzkollegiums befördert wurde. Als solcher ging er damit um, die gangbare sehr verfälschte Münze umzuprägen und sie in ihrem eigenthümlichen Werth wieder herzustellen. Trotz allem Widerstand, den diese Reform hervorrief, führte er sie doch durch, und die Männer, welche er dabei zu Rathe zog, waren Newton, Locke und Halley, und da der bisherige Aufseher der Münze beim Zollamt angestellt wurde, ergriff der Minister die Gelegenheit, seinem Freunde und Lande zugleich zu dienen, indem er Newton zu dem wichtigen Posten empfahl (1696). Der König genehmigte die Anstellung, und Newton gab nun seinen mathematischen und chemischen Kenntnissen eine durchaus praktische Richtung. Im Jahr 1699 wurde er zum Münzmeister befördert und genoß als

Digitized by Google

solcher eines sehr bedeutenden Einkommens. Er bewies sich aber auch in seiner neuen Stellung höchst thätig und treu. Zugleich begann sein wissenschaftlicher Ruf immer mehr sich auszubreiten und er ward von allen Seiten mit Ehrenbezeigungen überhäuft. Die pariser Akademie ernannte ihn zu ihrem auswärtigen Mitgliede; die Universität Cambridge wählte ihn (1701) zum zweiten Mal zu ihrem Parlamentsdeputirten; zwei Jahre darauf ward er Präsident der londoner Sozietät und 1705 erhob ihn die Königin Anna zum Ritter.

Als Georg I. im Jahr 1714 auf den großbritannischen Thron gelangte, wurde Sir Isaak Newton der Gegenstand des Interesses am Hofe. Seine hohe Stellung in der Verwaltung, sein glänzender Ruhm, sein fleckenloser Charakter — und vor Allem seine ungeheuchelte Frömmigkeit zogen die Aufmerksamkeit der Prinzessin von Wales (nachherigen Königin und Gemahlin Georgs II.) auf ihn. Diese Dame, die einen hochgebildeten Geist besaß, fand das größte Vergnügen in der Unterhaltung mit Newton und in der Korrespondenz mit seinem großen deutschen Nebenbuhler Leibnitz. Sie äußerte sich oft, daß sie sich glücklich fühle, in einer Zeit zu leben, wo sie der Unterhaltung eines so großen Genies zu genießen fähig wäre. Leibnitz aber griff in seiner Korrespondenz mit der Prinzessin die Newton'schen Lehren an vielen Punkten an, und als der König von diesen Angriffen hörte, sprach er den Wunsch aus, daß Sir Isaak Newton eine Widerlegung entwerfen möchte. Er trat demnach in die Schranken über den mathematischen Theil des Streites und überließ den philosophischen Theil desselben seinem treuen Anhänger Dr. Clark. So entspann sich eine Korrespondenz, welche von der Prinzessin mit der größten Theilnahme verfolgt wurde und die ihre Achtung gegen Newton keineswegs schwächte. Im Jahre 1716 legte Leibnitz den englischen Geometern eine schwierige analytische Aufgabe vor, um — wie er sagte — ihnen an den Puls zu fühlen. Newton, der sie Abends 4 Uhr, als er sehr ermüdet von der Münze heim kam, vorfand, machte sich gleich darüber her und hatte sie noch vor dem Schlafengehen gelöst.

Doch dieß war auch seine letzte mathematische Anstrengung. Die letzten zehn Jahre seines Lebens widmete er außer seiner amtlichen Thätigkeit fast nur theologischen Studien, zu denen sein frommer Sinn sich schon längst hingeneigt hatte. Inwiefern zu dieser Richtung eine durch seine früheren außerordentlichen Anstrengungen des Geistes herbeigeführte Schwächung der Nervenkraft mitwirkte, ist schwer zu entscheiden. Schon im Jahr 1693, als ein in seinem Arbeitszimmer entstandenes Feuer mehrere werthvolle Manuscripte verzehrt hatte, war ein Zustand geistiger Abspannung eingetreten, der aber auch seinen natürlichen Grund in den vielen Nachtwachen hatte. Newton schrieb damals an Locke: „Als ich im vergangenen Winter zu oft bei meinem Feuer schlief, gewöhnte ich mir eine schlechte Art zu schlafen an, und eine Krankheit, welche diesen Sommer epidemisch war, brachte mich noch mehr aus der Ordnung, so daß ich, als ich an Sie schrieb, in 14 Tagen in keiner Nacht eine Stunde

Digitized by Google

und seit fünf Tagen keinen Augenblick geschlafen habe." Wie oft hatte der große Mann über seine Studien Essen und Trinken vergessen! So erklärlich also auch die verminderte Energie seines Forschungstriebes in seinen späteren Jahren sein mag, so darf doch der fromme Grundzug seines Charakters nicht außer Acht gelassen werden, der ihn trieb, in dem Buch der Offenbarung den persönlichen Gott, der sich in Jesu Christo geoffenbart, zu suchen und festzuhalten. So tief auch seine Schriften über die Prophezeiungen des Daniel und der Apokalypse unter seinen naturhistorischen Werken stehen, so bleiben sie doch ein ehrenvolles Denkmal für den religiösen Charakter des Naturforschers und Philosophen, der freilich nicht in allen Richtungen genial sein konnte. Auch vermag ja der Engländer viel leichter als der Deutsche die freieste Naturforschung mit dem festesten Bibelglauben zu vereinen.

In geselliger Beziehung zeigte Newton stets eine große Ruhe und heitere Milde, er war gesprächig und mittheilend, und nur im Kreise seiner Verwandten überließ er sich zuweilen Stunden lang dem stillen Nachsinnen. Wenn ihn eine zu lösende Aufgabe beschäftigte, kam es wohl vor, daß er, vom Schlafe erwachend und im Begriff sich anzukleiden, noch auf dem Bette sitzen blieb, bis er mit der Lösung zu Stande gekommen war. Lichtenberg, der im Jahr 1774 und 1775 in London war, berichtet, daß er dort einen sehr bejahrten Mann kennen gelernt habe, der mit einem Bedienten Newton's in genauem Verhältnisse gestanden hatte. Dieser habe ihm erzählt, daß Newton's Bedienter, wenn er seinem Herrn Morgens das Frühstück brachte, ihn oft noch in eben der Stellung sitzend gefunden habe, wie er ihn Abends verlassen hatte. — Bei den unerschöpflichen Gedanken, die an Newton's Seele vorüber gingen, war es leicht erklärlich, daß er oft die Zeit vergaß. Auf die Frage seines Freundes Halley, wie er es nur angefangen habe, so viele und große Entdeckungen zu machen, antwortete er: „Indem ich unabläßig darüber nachdachte," und bei einer andern Gelegenheit äußerte er, daß wenn er etwas Bedeutendes geleistet habe, er dieses nur seinem anhaltenden Fleiß und seiner Geduld zu verdanken glaube. Seine Bescheidenheit blieb sich immer gleich, und noch kurz vor seinem Tode äußerte er: „Ich weiß nicht, wie ich der Welt erscheine; aber mir selbst komme ich vor wie ein Knabe, der am Meeresufer spielt und sich damit belustigt, daß er dann und wann einen glatten Kiesel oder eine schöne Muschel findet, während der große Ocean der Wahrheit unerforscht vor ihm liegt." Er war so bescheiden, weil er so gründlich war.

Während der letzten zwanzig Jahre, die er in London zubrachte, ruhte die Sorge seines Hauswesens auf seiner schönen und gebildeten Nichte, welche auf Kosten ihres Oheims erzogen worden war, und nach dem Tode ihres ersten Mannes, des Obristen Barton, sich an Herrn Conduit verheirathet hatte und fortwährend mit ihrem Manne in Newton's Hause wohnte bis an seinen Tod. Newton war sehr einfach in Diät und Kleidung, hielt aber auf Wohlanständigkeit, hatte Equipage und eine

Digitized by Google

Bedienung von drei männlichen und drei weiblichen Personen. Seine Freigebigkeit und Mildthätigkeit war unbegrenzt; er verwendete einen beträchtlichen Theil seiner Einkünfte zur Unterstützung der Armen, zur Hülfe für seine Verwandten und zur Aufmunterung unbemittelter Gelehrten. Er äußerte sich oft, daß Diejenigen, welche erst nach ihrem Tode zu geben anfangen, eigentlich gar nichts geben.

Mit dem Anfang des 80sten Lebensjahres stellten sich Steinbeschwerden und bald darauf Gichtanfälle ein; die heftigsten Schmerzen der Krankheit ertrug er aber mit der größten Geduld. Noch im letzten Jahre seines Lebens präsidirte er einer Sitzung der königlichen Sozietät, am 28. Februar 1727; den 18. März, Sonnabends, las er noch die Zeitungen und unterhielt sich ziemlich lange mit Dr. Mead, aber um 6 Uhr Abends verlor er das Bewußtsein und blieb in diesem Zustande den ganzen Sonntag bis Montag den 20. März, wo er zwischen 1—2 Uhr des Morgens in einem Alter von 85 Jahren verschied.

Als der Hof den Tod des großen Mannes erfuhr, verordnete der König, daß — wie es bei Personen von höchstem Range üblich — der Leichnam auf einem Paradebette ausgestellt und dann in der Westminster-Abtei beigesetzt werden sollte, wohin er in feierlichstem Trauerzuge geleitet wurde. Das Leichentuch trugen der Lord-Ober-Kanzler, die Herzöge von Roxburgh und Montrose und die Grafen von Pembroke, Sussex und Macclesfield, welche Mitglieder der königlichen Sozietät waren. Nahe am Eingange in das Thor zur linken Seite fanden die irdischen Reste Newton's ihre Ruhestätte. Seine Verwandten und Erben beschlossen, ihm ein würdiges Denkmal zu errichten, und der Dechant und das Kapitel von Westminster bestimmten dazu eine Stelle in dem ansehnlichsten Theile der Abtei, die bis dahin manchem Vornehmen des englischen Adels verweigert worden war. Dieses Denkmal ward 1731 errichtet. An der Fronte eines auf einem Fußgestell ruhenden Sarkophages sind in halb erhabener Arbeit Jünglinge dargestellt, die in den Händen Embleme von Newton's Hauptentdeckungen halten. Einer hält eine Prisma, ein anderer ein Spiegelteleskop, ein dritter wägt die Sonne und die Planeten mit einer Schnellwage, ein vierter ist um einen Schmelzofen beschäftigt und zwei andere tragen neugeprägte Münzen. Auf dem Sarkophag ist Newton in ruhender Lage, mit dem Ellbogen auf mehrere seiner Schriften gestützt, angebracht; zwei vor ihm stehende Jünglinge halten eine Rolle, worauf astronomische Zeichnungen zu sehen sind. Hinter dem Sarkophag ist eine Pyramide, aus deren Mitte ein Globus hervorschaut, auf dem mehrere Konstellationen verzeichnet sind, um den Gang des Kometen von 1680 zu zeigen, dessen Periode Newton bestimmt hatte, desgleichen der Kolur der Sonnenwende, nach der Angabe des Hipparchus, vermittelst dessen Newton versucht hatte, in seiner Chronologie die Zeit der Argonautenfahrt zu bestimmen. Die Astronomie, als Königin der Wissenschaften, sitzt weinend an dem Globus mit dem Scepter in

Digitized by Google

der Hand; auf der Spitze der Pyramide ragt ein Stern hervor. Die Grabschrift lautet also:

Hic situs est
Isaacus Newton, Eques auratus,
Qui animi vi prope divina
Planetarum motus, figuras,
Cometarum semitas, Oceanique aestus,
Sua Mathesi facem praeferente,
Primus demonstravit.
Radiorum Lucis dissimilitudines,
Colorumque inde nascentium proprietates,
Quas nemo antea vel suspicatus erat, pervestigavit,
Naturae, Antiquitates, S. Scripturae,
Sedulus, sagax, fidus Interpres,
Dei Opt. Max. Majestatem philosophia asseruit,
Evangelii simplicitatem, moribus expressit
Sibi gratulentur Mortales, tale tantumque extitisse
Humani Generis Decus
Natus XXV. Decemb. MDCXLII, Obiit XX. Mar.
MDCCXXVII.

Zu deutsch:

Hier ruht
Der Ritter Sir Isaak Newton,
Welcher durch fast göttliche Geisteskraft
Der Planeten Bewegung, Gestalten,
Der Kometen Bahnen, des Ozeans Ebbe und Fluth;
Indem seine Mathematik ihm den Weg zeigte,
Zuerst darlegte;
Der Lichtstrahlen Ungleichheiten,
Der daraus entstehenden Farben Eigenthümlichkeiten,
Die keiner vorher auch nur gemuthmaßt hatte, erforschte.
Der Natur, der Alterthümer, der heiligen Schrift
Fleißiger, scharfsinniger und treuer Erklärer,
Des Allmächtigen Gottes Majestät verherrlichte er in seiner
Philosophie,
Die Einfalt des Evangelii zeigte er in seinem Wandel.
Mögen die Sterblichen sich freuen, daß unter ihnen lebte
Diese Zierde des Menschengeschlechts,
Geboren den 25. Dezember 1642, gestorben den 20. März 1727.

Zu gleicher Zeit ward im Tower zu Ehren Newton's eine Denkmünze geschlagen; auf der einen Seite sein Bildniß mit dem Motto: Felix cognoscere causas (glücklich, wer die Ursachen erforscht!) und auf der Rückseite eine die Mathematik vorstellende Figur.

Den 4. Februar 1755 wurde ein prächtiges Standbild Newton's in Lebensgröße aus weißem Marmor in der Vorhalle des Trinity-Kollegiums

Digitized by Google

errichtet. Newton ist mit einem leichten Mantel, auf einem Fußgestell stehend, vorgestellt, mit einem Prisma in der Hand und gen Himmel blickend mit dem Ausdruck des tiefsten Nachdenkens. An dem Fußgestell befindet sich die Inschrift:

Qui genus humanum ingenio superavit

(Der die Geschlechter der Menschen an Geist übertraf),

deren englische Plumpheit wenig zu dem bescheidenen Wesen Dessen stimmt, den sie verherrlichen soll.

* * *

Wir Deutsche wollen aber nicht vergessen, daß des Briten Newton Größe auf des Deutschen Kepler Größe ruhet, daß der deutsche Astronom den Grund legte, auf welchem Newton sein wissenschaftliches Gebäude errichtete und auf dem es allein zu stehen vermochte.

## Paskal.*)

Blasius Paskal wurde am 19. Juni 1623 zu Clermont in der Auvergne geboren, wo sein Vater Präsident der Steuerkammer war. Während in Deutschland der dreißigjährige Krieg wüthete, der auf lange hin unser schwer heimgesuchtes Vaterland in die Barbarei zurückwarf, wuchsen die schönen Wissenschaften, die in Italien schon ein Jahrhundert lang geblüht hatten, auch auf Frankreichs Boden empor; aber auch die mathematischen Wissenschaften (und namentlich die Physik) arbeiteten sich hervor aus den Banden der scholastischen Philosophie des Mittelalters, welche durch Geister wie Kopernikus, Kepler und Galilei gesprengt worden waren. Stephan Paskal, der Vater des Blasius, war auch von dem Drange nach Naturerkenntniß nicht unberührt geblieben, trieb fleißig Geometrie und Physik und stand mit den ausgezeichnetsten Köpfen der Hauptstadt in regem Verkehr. Diese gelehrten Männer veranstalteten von Zeit zu Zeit eine Zusammenkunft, unterhielten auch mit den berühmtesten Forschern des In- und Auslandes einen Briefwechsel, der sie von jeder neuen Entdeckung in der Mathematik oder Physik alsbald in Kenntniß setzte. Dieser freie und freundschaftliche Verein gleichstrebender Männer war die erste Anregung zur Stiftung der von der Regierung 1666 bestätigten berühmten pariser Akademie der Wissenschaften.

*) „Pensées sur la religion" (Amsterdam 1692). „Oeuvres complètes de P." (Haag und Paris 1779) Bd. 1. „Eloge de Pascal par Raimond" (Paris 1816). Paskals Leben und der Geist seiner Schriften ꝛc. von Dr. H. Reuchlin (Stuttgart und Tübingen 1840).



Digitized by Google

Schon im zartesten Alter gab das Kind Proben eines außergewöhnlichen geistigen Lebens; der kleine Blasius lernte nicht nur frühzeitig sprechen, sondern auch mit größter Aufmerksamkeit auf Alles achten, was um ihn her vorging. Wenn die gelehrten Konferenzen im väterlichen Hause gehalten wurden, so war das für den lernbegierigen Knaben ein wahrer Festtag. Nicht selten setzte er durch seine Fragen die Erwachsenen in Erstaunen und Verlegenheit.

Leider hatte er schon, nachdem er kaum das dritte Lebensjahr überschritten hatte, seine Mutter verloren. Desto sorgfältiger nahm sich nun der Vater seiner Erziehung an, zumal da er außer zwei Töchtern nur diesen einzigen Sohn hatte. Er mochte keinem Fremden die Erziehung überlassen, und um desto ungestörter sich ganz dem einen Lieblingsgeschäft widmen zu können, gab er im Jahr 1631 seine Stelle zu Clermont auf und zog mit seiner Familie nach Paris, wo ihm die reichsten Bildungsmittel zu Gebote standen. Dabei kam es ihm nicht in den Sinn, die Entwickelung des Knaben treibhausartig zu beschleunigen, vielmehr war seine Hauptmaxime in der Pädagogik: das Kind stets über seiner Arbeit zu erhalten, damit es dieselbe beherrsche. Darum wollte er mit ihm nicht vor zurückgelegtem zwölften Jahre das Lateinische beginnen, in der Ueberzeugung, das später Begonnene werde dann schon um so schneller vollendet werden.

Bis zu jenem Zeitpunkte des Erlernens fremder Sprachen ward der Knabe angehalten, auf die Gesetze der eigenen Muttersprache zu achten, und an diesen die Kenntniß der Grammatik zu gewinnen. Daneben wurden auch die Naturerscheinungen fleißig beobachtet, und an gewisse auffallende Wirkungen, wie die Entzündung des Pulvers, der erste physikalische Unterricht geknüpft. Der wißbegierige Schüler ruhte nicht, bis er von Allem, was er sah, den Grund erkannt hatte, und wenn ihm diese und jene Auskunft, die man ihm gab, nicht genügte, begann er selber zu forschen. So hatte er einstmals, als bei Tische Jemand mit dem Messer an einen Porzellanteller geschlagen hatte, nicht bloß auf diesen Ton geachtet, sondern auch bemerkt, daß derselbe alsbald gedämpft würde, wenn man die Hand auf den Teller legte. Dieser Versuch führte noch zu manchen andern, und in einem Alter von 12 Jahren schrieb er darüber bereits eine kleine Abhandlung, die von den Sachverständigen sehr gelobt wurde.

Auch das große Talent für die Mathematik brach um diese Zeit hervor. Der Vater war in den mathematischen Wissenschaften sehr erfahren, aber im Begriff die Sprachen zu beginnen, drängte er absichtlich jenes Studium zurück, weil er seinen Sohn vorzugsweise für die Sprachen tüchtig machen wollte und auch diese Bildung für ungleich wichtiger hielt. Das damals schon aufkeimende Naturstudium galt Vielen für höchst gefährlich in Bezug auf den Glauben. Darum verschloß er alle Bücher, die über Mathematik handelten, und redete in Gegenwart des Sohnes nie über mathematische Gegenstände. Das hinderte indeß nicht,

Digitized by Google

daß dieser auch über letztere mit mancherlei Fragen vorrückte, die aber sämmtlich mit dem Bescheide zurückgewiesen wurden: Wenn Du lateinisch und griechisch gelernt haben wirst, dann wollen wir auch hierüber sprechen. Dieser Widerstand reizte um so mehr die Wißbegierde des Knaben, der nun in seinen Mußestunden den größten Genuß darin fand, sich selber Aufgaben zu stellen, Kreise und geradlinige Figuren zu zeichnen, zu vergleichen und zu messen. Bei solchen Uebungen überraschte ihn einstmals der Vater und erkannte zu seiner größten Verwunderung, welche Fortschritte der Sohn mit den Mitteln des eigenen Genius in der Geometrie bereits gemacht hatte. Nun gab er ihm die „Elemente des Euklid" in die Hände, und der trefflich vorbereitete Schüler verstand und durcharbeitete dieses Werk ohne fremde Beihülfe. Obwohl er nur seine Freizeit zum mathematischen Studium verwandte und dasselbe bloß zur Erholung trieb, wie er sagte, brachte er es darin doch bald so weit, daß er in seinem sechzehnten Jahre eine Abhandlung über die Kegelschnitte ausarbeitete, welche die Bewunderung aller Mathematiker von Fach auf sich zog. Der bescheidene Jüngling wollte aber nicht, daß sie gedruckt würde.

Während dieser ganzen Zeit fuhr er eifrigst fort, Latein und Griechisch zu lernen; außerdem unterhielt sich der Vater mit ihm über die wichtigsten Gegenstände aus der Physik, Logik und Philosophie, und er wurde damit fast spielend bekannt, ohne je eine öffentliche Schulanstalt besucht zu haben. Doch zeigten sich schon in seinem 18. Jahre Krankheitssymptome, denn es konnte nicht fehlen, daß ein so überwiegend geistiges Leben die leibliche Gesundheit angriff. Da ihn aber diese kleinen Anfälle in seinen gewohnten Beschäftigungen nicht sehr störten, achtete er ihrer nicht.

In seinem 19. Jahre erfand er die sehr scharfsinnig zusammengesetzte Rechenmaschine (die später von unserm Leibnitz vereinfacht und vervollkommnet wurde), und war dann mit großer Anstrengung zwei Jahre lang beschäftigt, sie zweckmäßig herzustellen — was ihm der Ungeschicklichkeit der Arbeiter willen viele Noth machte. Sein Geist war unaufhörlich mit neuen Ideen beschäftigt, aber es stellten sich nun auch mit jedem Jahre empfindlicher die Krankheitsanfälle ein. Trotzdem unterbrach er keinen Augenblick seine Studien, und machte namentlich in der Physik sehr glückliche Experimente. So wies er u. A. in guten Experimenten nach, daß der nach dem Naturforscher Toricelli benannte leere Raum keineswegs durch die Scheu der Materie vor dem Leeren, sondern durch die Schwere der Luft hervorgebracht werde.

Der geniale Galilei hatte sich bereits mit der Frage beschäftigt, wie es doch komme, daß in einer Brunnenröhre oder Saugpumpe, wenn auch der Stiefel noch so hoch heraufgezogen würde, das Wasser doch nie höher als 32 Fuß steigen wollte. Die bis zu seiner Zeit übliche Ansicht, das Wasser steige in der Pumpröhre, weil die Natur den leeren Raum verabscheue, genügte ihm freilich nicht, und doch wußte er nichts Besseres zu sagen, als der Abscheu vor dem Leeren (horror vacui) habe in einer



Digitized by Google

Höhe von 32 Fuß seine Grenze. Sein Schüler Toricelli hatte aber 1643 diesen leeren Raum auf eine viel geringere Höhe beschränkt, indem er bei seinen Versuchen statt des leichteren Wassers das schwere Quecksilber nahm und so bereits die richtige Erkenntniß angebahnt, daß die Flüssigkeit mit der Luft sich in's Gleichgewicht zu setzen bestrebe. Durch Pater Mersenne, der aus Italien nach Paris zurückkehrte, ward Paskal mit Toricelli's Entdeckungen über das Barometer und den Druck der Luft bekannt gemacht, und was bisher nur erst ungewisse Annahme war, erhob er nun zur sichern Erfahrung. Er stieg mit dem Barometer (im Jahr 1648) auf den Kirchthurm Saint-Jacques de la boucherie, und bemerkte, daß das Quecksilber zu ebener Erde ein wenig höher stand. Zu gleicher Zeit ließ er denselben Versuch von seinem Schwager Perier auf dem hohen Berge des Puy-de-dôme anstellen, und siehe da, man fand auf der Spitze des Berges einen Unterschied von 3 Zollen und $1^1/_2$ Linie in der Höhe der Quecksilbersäule (also auf 20 Toisen Höhe einen Unterschied etwa von 2 Linien). So war klar und für alle Zeiten fast der Irrthum vom horror vacui widerlegt, das Naturgesetz gefunden, daß mit der Höhe auch der Druck der Luft abnehme und eine neue Methode entdeckt, die Höhe der Berge zu messen.

Eine so schöne Entdeckung sollte aber dem Neide und der Mißgunst nicht entgehen; die Jesuiten von Clermont-Ferrand behaupteten, Paskal habe sich die Entdeckungen der Italiener unrechtmäßiger Weise angeeignet und verleumdeten ihn auf alle Weise. Dazu konnte Paskal nicht schweigen; mit beißender Satyre, treffendem Witz und geistiger Ueberlegenheit stellte er das Treiben der Gesellschaft Jesu in's rechte Licht und hatte dabei alle Verständigen auf seiner Seite. Im Jahr 1653 veröffentlichte er zwei Abhandlungen über das Gleichgewicht der Flüssigkeiten und die Schwere der Luftmassen. Auch noch andere mathematische Arbeiten, wie die Abhandlung „über das arithmetische Dreieck" und die sinnreiche Erfindung des Schubkarrens (brouette, vinaigrette) und des Rollwagens (haquet) wurden bekannt gemacht. Je zerrütteter die leibliche Kraft und Gesundheit wurde, desto mehr schien er an geistiger Kraft zu wachsen.

In seinem 24. Jahre bekam er Gelegenheit, einige christliche Erbauungsschriften zu lesen, und diese machten einen so großen Eindruck auf sein Gemüth, daß ihm wie ein Licht aufging, alle andere Weisheit sei eitel außer der in Jesu Christo geoffenbarten. Von Stund an verzichtete er auf alle seine übrigen Studien, um sich einzig und allein dem geistlichen Leben zu widmen.

Seine Lauterkeit war bis dahin von allen Verirrungen der Jugend frei geblieben; was aber für so kräftig gebildete Geister, wie der seinige war, noch mehr sagen will, er hatte sich auch von aller Freigeisterei fern gehalten, und Alles, was auf die Religion Bezug hatte, nicht anzutasten gewagt durch voreiliges Vernünfteln. In dieser Beziehung hatte das Beispiel des Vaters, der ein durchaus frommer Mann war, segensreich auf den Sohn eingewirkt, so daß der Umgang mit einigen jungen

Digitized by Google

Männern, die spöttisch sich über manche religiöse Gebräuche und Ansichten vernehmen ließen, gar keinen nachtheiligen Einfluß auf ihn ausübte. Diese kindliche Einfalt dem Glauben gegenüber ist ihm sein ganzes Leben hindurch treu geblieben. Wenn er über die christlichen Lehren sich aussprach, geschah es mit solcher Einfachheit und Innigkeit, daß alle Familienglieder davon erbaut wurden.

Nachdem der Tod ihm den Vater genommen (1651) und die jüngere Schwester bald darauf in's Kloster Port royal des Champs (bei Versailles) sich zurückgezogen hatte, trieb ihn letztere mit allem Eifer zur Nachfolge. Er sehnte sich nach Einsamkeit und Ruhe; durch klösterliche Gelübde wollte er sich nicht binden, aber er entschloß sich, sein Leben in der Abtei Port royal des Champs zu beschließen, wohin er 1654 sich zurückzog.

Doch auch hier warteten seiner noch manche geistige Kämpfe. Die Abtei folgte den religiösen Ansichten des Jansenius, ehemaligen Bischofs von Ypern in Belgien, der im Gegensatz zur katholischen Werkheiligkeit die Lehre von der Gnade hervorgehoben hatte. Arnauld, einer der frommen Jansenisten in der Abtei, hatte in einem 1655 veröffentlichten Briefe geradezu ausgesprochen, „der heilige Petrus biete bei seinem Falle das Beispiel eines Gerechten, dem die Gnade, ohne die man nichts vermöge, gefehlt habe." Darüber gerieth die Sorbonne, das theologische Kollegium zu Paris, in nicht geringe Aufregung; die Jesuiten griffen heftig die Jansenisten an, und dem braven Arnauld ward die Vertheidigung schwer. Da nahm sich Paskal der Sache an, und schrieb seine Briefe an einen Provinzial*), worin er mit einer Feinheit und Leichtigkeit, mit so viel Schärfe des Geistes als Tiefe christlicher Gesinnung die laxe aber weltkluge Moral der Jesuiten aufdeckte und diesem Orden die tödtlichste Wunde schlug. An dem ausgezeichneten Styl erkannte man bald den wahren Verfasser; die Briefe gingen von Hand zu Hand, von Mund zu Mund. „Die Provinzialbriefe waren wie ein Flammenzeichen für den katholischen Klerus, namentlich für die Pfarrer, welche nicht glaubten, daß man ein besserer Katholik sei, wenn man schweigend harre, bis Rom es für gut finde dem längst dringenden Uebel zu steuern. Ohnedies hielten sie es nicht für die Pflicht des Katholiken, in allen Stücken sich der Jesuiten anzunehmen, vielmehr wußten sie wohl aus Erfahrung, wie sehr ihre eigene Wirksamkeit auf ihre Beichtkinder gestört werde, wo nur immer die Jesuiten sich Eingang verschafft. Sie versicherten, daß sie namentlich durch die traurigen Folgen der Kasuistik**), welche sie im Beichtstuhl beobachtet, zu diesem Schritt gedrängt worden seien. Vor Allen waren es die Pfarrer von Rouen und der Normandie, welche

*) Lettres écrites par Louis de Montalte à un Provincial de ses amis, et aux RR PP Jésuites, sur la morale et la politique de ses pères.

**) Spitzfindige Behandlung der Gewissensfragen.

Digitized by Google

am 28. August 1656 ihrem Erzbischof eine Eingabe überreichten, worin sie auf die dringende Noth der Kirche aufmerksam machten. Im gleichen Sinne ließen die Pfarrer von Paris eine Aufforderung an alle Pfarrer Frankreichs ergehen, zusammenzutreten und ihnen (den Parisern) eine Vollmacht zu übersenden, womit sie die Verdammung dieser Kasuistik bei der Klerusversammlung betreiben könnten. Es war dies eine Reaktion der moralischen Kraft, des evangelischen Elements in der katholischen Kirche gegen die todte Werkgerechtigkeit, die Lüge und Herrschsucht des Papismus, der in den Jesuiten seine natürlichen Verfechter hatte." *)

Uebrigens störte ein solcher Streit keineswegs seine Andachtsübungen; er las mit immer größerem Eifer die heilige Schrift, seine Gedanken und Gefühle vereinigten sich in dem Einen Gedanken Gottes und der Erlösung durch Jesum Christum. Er faßte den Plan, ein großes Werk zu schreiben von der Wahrheit der christlichen Religion, aber seine Körperleiden hinderten ihn an der Ausführung, und nur die Fragmente, Pensées sur la religion et sur quelques autres sujets kamen zu Stande; kostbare Reliquien, die in Tiefe der Gedanken und Vollendung des Ausdrucks. nicht ihres Gleichen haben. Wie er in seiner Jugend alle seine physikalischen Forschungen zur mathematischen Evidenz (vollster Klarheit) gebracht hatte, so rang er nun mit gleicher Energie nach der Wahrheit im Glauben und brachte es auch in dieser tiefsten Tiefe menschlicher Erkenntniß zur größten Klarheit und Sicherheit. Hier leitete ihn sicher sein unverdorbenes Herz, wie er denn auch von der Bibel sagte, sie sei nicht als Wissenschaft für den Kopf, sondern für das Herz geschrieben, und nur vermittelst eines aufrichtigen Herzens zu verstehen. Auch war er in der Bibel so zu Hause, daß er sie fast wörtlich hersagen konnte, und wenn Jemand eine Stelle nicht ganz genau anführte, sogleich den richtigen Ausdruck ergänzte.

Seine ältere Schwester Jaqueline, die uns seine Biographie hinterlassen hat und eine begabte Dichterin war, verheirathete sich und bekam manche Familiensorgen. An diesen nahm der Bruder den aufrichtigsten Antheil. Auch konnte er es nicht vermeiden, mit ausgezeichneten Geistern hier und da ein ernstes Gespräch zu führen, namentlich wenn ihn Solche aufsuchten, die ähnliche Gesinnungen hatten wie er selber. Endlich wurde er auch von Armen häufig angegangen, und dann unterließ er nie, Rath und Hülfe zu spenden, so viel er vermochte. Um aber vor allen Gedanken der Eitelkeit sich zu schützen, ließ er sich einen mit spitzigen Nägeln versehenen eisernen Gürtel anfertigen, und er gab sich selber Schläge mit den Ellbogen, sobald seine Gedanken auf unheilige Gegenstände sich richten wollten. Diese Gewohnheit schien ihm so praktisch, daß er sie bis an's Ende seines Lebens beibehielt.

Der Leib widersetzte sich freilich oft genug einer so strengen Behand-

*) Dr. Reuchlin, a. a. O.

Digitized by Google

lung von Seiten des Geistes, und durch die allzugroße Entsagung wurden die Körperkräfte immer schwächer. Je mehr aber die Schmerzen zunahmen, um so größer ward auch seine Geduld und der Frieden seiner Seele, und auf diesen war ja sein Hauptaugenmerk gerichtet. Auch konnte ihn keine Krankheit dahin bringen, etwas seiner Bequemlichkeit hinzuzufügen oder irgend einen Genuß an schmackhafter Speise zu suchen, er blieb dem Grundsatz eines entsagenden Lebens durchaus getreu. Denn wenig Bedürfnisse zu haben, schien ihm die größte Vollkommenheit, und die Armuth als solche war ihm lieb. Wenn Jemand irgendwie an seine Bequemlichkeit dachte, so schien ihm das ein weltlicher Sinn, der noch am Irdischen klebt. Die Ertödtung der Sinnlichkeit trieb er so weit, daß er sich nicht bloß erlaubte Genüsse versagte, sondern auch das mit größter Ausdauer genoß, was seinen Sinnen nicht zusagte.

Seine Liebe zur Armuth war auch die Liebe zu den Armen, und Niemand, der ihn um eine Gabe ansprach, ging unbeschenkt von ihm hinweg. Oft fehlte es ihm an Geld und er mußte seine Renten schon im Voraus beziehen, so daß er darob selber in Verlegenheit kam. Eines Tages kam ein junges schönes Mädchen in höchst ärmlicher Kleidung zu ihm und bat um ein Almosen. Ihr Vater war gestorben und die Mutter krank. Sogleich nahm er sie mit sich in's Seminar, übergab sie dort einem alten ehrwürdigen Priester, den er bat, Sorge zu tragen, daß das Mädchen einen ordentlichen Dienst fände. Das nöthige Geld übergab er sogleich, versprach dabei, den folgenden Tag durch eine redliche Frau auch die nöthigen Kleidungsstücke besorgen zu lassen. So geschah es, und die Frau handelte in Gemeinschaft mit dem Geistlichen so besonnen, daß jenes Mädchen bald einen guten Dienst erhielt und dabei unter steter Aufsicht blieb, so daß ihrem Wohlthäter fortwährend Bericht über ihr Betragen abgestattet werden konnte.

Seine Schwester Jaqueline ermahnte er oft höchst eindringlich, sich mit ganzer Kraft dem Dienst der Armen zu widmen und auch ihre Kinder dazu anzuhalten. Als ihm diese antwortete, sie habe vor Allem für ihre Familie Sorge zu tragen und dürfe diese nicht vernachlässigen, wies er solche Entgegnung zurück mit der Bemerkung, daß es nur auf den guten Willen ankomme und man recht wohl beide Pflichten mit einander vereinen könne. Es sei das ein Ruf, der an alle Christen ohne Ausnahme ergehe, und der Heiland werde uns ja vorzüglich danach richten, was wir den Armen gethan hätten. Auch sei der ununterbrochene Besuch von Armen und Nothleidenden schon deshalb nöthig, um uns auf so manches Unnöthige und Ueberflüssige in unserm Besitz aufmerksam zu machen, daß wir unser Herz nicht an diese Dinge hängen.

Wenn dann, durch solche Worte ermuntert, seine Verwandten besondere Veranstaltungen trafen, um den Bedürfnissen der Ortsarmen abzuhelfen und demgemäß ein allgemeines Reglement entwerfen wollten: so war Paskal keineswegs damit einverstanden und sprach: Ihr seid nicht zum Allgemeinen berufen, sondern zum Besondern, zur Privatwohlthätigkeit.

Digitized by Google

Da gilt es, sich um den Einzelnen zu bekümmern, selbst arm zu werden, um den Armen zu verstehen, ihm auf die rechte Art zu helfen. Er war nicht gegen die Hospitäler, fand im Gegentheil ihre Wirksamkeit höchst nützlich und heilsam, aber er meinte, dabei dürfe es der Christ nicht bewenden lassen und ein Jeder habe noch seinen besondern Beruf zu Nutz und Frommen der Kranken zu erfüllen.

Seine Schwester erzählt auch, daß er sie einstmals tadelte, weil sie gesagt hatte, sie sei einer außerordentlich schönen Frau begegnet. Man solle — sprach er — sich vor Dienstboten und Kindern aller Reden enthalten, die zur Eitelkeit führen und vergänglichen Dingen einen übertriebenen Werth beilegen könnten. Auch wollte er von Liebkosungen aller Art nichts wissen, selbst zwischen der Mutter und ihren Kindern nicht, indem er meinte, es mische sich da viel Sinnlichkeit und Eigensucht unter, und man könne seine Liebe auf geistigere Weise zu erkennen geben. Er trug die zärtlichste Liebe für die Seinen im Herzen, gab aber nie Aeußerungen seiner Anhänglichkeit, wollte überhaupt von Anhänglichkeit an alles Irdische nichts wissen. Als seine Schwester im Kloster Port-Royal zu Paris (drei Monate vor seinem Tode) gestorben war, vergoß er keine Thränen und sprach zu der wehklagenden Schwester: Glücklich sind die, welche im Herrn sterben. Darum wollen wir Gott lobpreisen.

Bei der entschiedenen Weise, mit welcher er Allen entgegentrat, die von dem, was er für Recht und Wahrheit erkannt hatte, abwichen, konnte es nicht fehlen, daß er auch manche Feinde hatte, die ihn mit Spott und Bitterkeit bekämpften. Er aber vergaß alle Beleidigungen, und wenn er mit diesem oder jenem früheren Gegner zusammenkam: so war es nicht anders, als wenn er mit seinen besten Freunden verkehrte. So treu und stark für alles Wissenswerthe sonst sein Gedächtniß war, so schien es für Beleidigungen gar nicht vorhanden zu sein. Es war ihm stets um die Sache zu thun; das Persönliche kümmerte ihn nicht.

So erleuchtet auch sein Geist war und so gut er es verstand, im stillen Gebet der Andacht zu pflegen, so versäumte er doch nie die Messe und den öffentlichen Gottesdienst überhaupt. Besonders aber waren ihm die horae, die „kleinen Stunden" lieb, weil sie aus dem 118. Psalmen („danket dem Herrn, denn er ist freundlich und seine Güte währet ewiglich") bestehen, den er ganz besonders liebte und den er nie müde werden konnte zu rezitiren. Wenn er mit seinen Freunden von der Schönheit dieses Psalmes sich unterhielt, so strahlte sein Blick und er kam fast außer sich vor Entzückung. Wenn man ihm die monatliche Spruchsammlung schickte (die „Losungen"), so las er die Sprüche mit besonderer Andacht und wiederholte den für den jedesmaligen Tag bestimmten Spruch oftmals. Wurden irgendwo Reliquien ausgestellt oder sonst kirchliche Feierlichkeiten abgehalten, so war er stets zugegen und verrichtete seine Andacht auf eine so einfache fromme Weise, daß Jedermann darob sich freute und eine berühmte Persönlichkeit zu dem Ausspruch veranlaßt wurde: Die Gnade Gottes offenbart sich in großen

Digitized by Google

Geistern durch kleine Dinge und in geringen Geistern durch hohe Dinge.

Diese hohe Einfalt trat besonders dann zu Tage, wenn man mit ihm über Gott oder auch über seine eigenen Herzensangelegenheiten sprach, und noch am Tage vor seinem Tode, als der würdige und höchst gelehrte Geistliche eine Stunde lang sich mit ihm unterhalten hatte, versicherte dieser: Er selber sei erbaut worden und habe mehr Trost für seine Seele gewonnen, als er im Stande sei, dem Kranken zu spenden; eine so kindliche Einfalt, Lauterkeit und Demuth sei ihm noch nirgend vorgekommen.

Schon mehrere Monate vor seinem Tode hatte er keine feste Speise mehr zu sich nehmen können; er wurde bald so schwach, daß er kaum sich auf den Füßen halten konnte. In diesem Zustande der Schwäche vollbrachte er dennoch ein edles Werk der Liebe. Er hatte ein armes Ehepaar in sein Haus aufgenommen, dem er den Lebensunterhalt gewährte; der Sohn dieser Leute ward krank und bekam die Blattern. Nun war für die Schwester, deren Beistand er in seiner Krankheit nicht entbehren konnte, der Besuch bedenklich, und er mußte darauf denken, sich von dem Kranken im Hause abzusondern. Sollte er aber die arme Familie vertreiben? Lieber verließ er, selbst im Zustande höchster Schwäche, seine Wohnung und zog zu seiner Schwester. Drei Tage darauf bekam er die heftigsten Kolikanfälle, die ihm Tag und Nacht zusetzten. Dennoch stand er jeden Morgen auf, nahm selber die Medizin und litt nicht, daß man ihm behülflich war. Die Aerzte sahen wohl, daß die Schmerzen des Kranken immer heftiger wurden, aber da sein Puls regelmäßig und stark war, täuschten sie sich über die Gefahr. Paskal aber täuschte sich nicht und verlangte, zu beichten und das heilige Abendmahl zu empfangen. Da man jedoch alle Aufregung des Leidenden vermeiden wollte, verschob man die Kommunion von einem Tage zum andern. Mit großer Bestimmtheit machte er sein Testament, und vermachte fast all' sein Gut den Armen, indem er noch aufrichtig bedauerte, nicht mehr für die Armuth gethan zu haben. Auch wünschte er, man möchte ihn ins Hospital bringen zu den unheilbar Erkrankten, um mit den Armen in Gemeinschaft sterben zu können.

Zu den Kolikanfällen gesellten sich bald noch die heftigsten Kopfschmerzen; aber auch das größte Leiden konnte dem Kranken keine Klage entlocken, seine Geduld nicht erschüttern. Da er sein Verlangen nach der heiligen Kommunion auf das entschiedenste wiederholte, wurde der Geistliche geholt. Die letzte Nacht war eine besonders schmerzvolle gewesen und hatte alle seine Kräfte erschöpft. Als er aber den Geistlichen erblickte, im Begriff ihm das h. Abendmahl zu reichen, machte er die größte Anstrengung und richtete sich zur Hälfte empor, bekannte mit fester Stimme die Freudigkeit seines Glaubens und ward dann mit den Sterbesakramenten versehen. Bald darauf kehrten die Krämpfe zurück und raubten ihm alles Bewußtsein. Sein Tod erfolgte in der Nacht um 1 Uhr, am 19. August 1662 in einem Alter von 39 Jahren.

Digitized by Google

Eine bis zur Selbstpeinigung gehende Frömmigkeit, wie sie Paskal im letzten Jahrzehnt seines Lebens übte, erscheint uns unnatürlich, und das ist sie auch; aber der Mensch ist nicht bloß Natur, sondern auch Geist, er vermag einer übernatürlichen „Idee" sein zeitliches Selbst zum Opfer zu bringen, und wo dies mit reiner Gesinnung geschieht wie bei Paskal, ist auch das Büßerleben kein unpraktisches gewesen. Wie jedem Menschen überhaupt, so wird jedem Christen insbesondere eine eigenthümliche Lebensaufgabe zu Theil. Die Gaben des heiligen Geistes sind (1 Kor. 12, 30) verschieden ausgetheilt; ein Jeder aber soll, so viel an ihm ist, nach den besten Gaben streben. Darum wollen wir in dem merkwürdigen Manne nicht bloß den großen Geometer, Physiker und Dialektiker ehren, sondern auch die wunderbare Kraft seiner Entsagung. An wenige Menschen möchte die Wissenschaft so reizend herangetreten sein wie an Paskal; ausgerüstet mit den glänzendsten Anlagen der Erkenntniß und den reichsten Schätzen des Wissens und Forschens, zog er gerade da sein Herz ab, wo die höchste Ehre bei Menschen, die vollste Befriedigung eines heißen Wissensdranges zu gewinnen war. Wenige Menschen möchten so wie Paskal durch zarte Leibesbeschaffenheit und schwankende Gesundheit einerseits, durch ein mit allen Mitteln des Reichthums ausgestattetes Leben andererseits zur Bequemlichkeit und zum Genuß hingezogen sein. Dennoch opferte er Reichthum, Gesundheit, das Leben selber dem Einen, was er für recht und gut erkannt hatte.

## Fénélon.*)

François de Salignac de Lamotte-Fénélon ward auf dem Schlosse Fénélon in Perigord den 6. August 1651, in einer durch ihr Alter wie durch ihren Glanz gleich ausgezeichneten Familie geboren. Sein Vater Pons de Salignac, Graf de Lamotte-Fénélon, vermählte sich in vorgerücktem Alter zum zweiten Mal, und aus dieser Ehe, „die Alles in sich vereinigte, was in Rücksicht des Geschmacks, der Geburt und öffentlichen Meinung verlangt werden konnte", ging Franz von Fénélon, der berühmte Erzbischof von Cambrai, hervor, der seinem Namen Unsterblichkeit sichern sollte.

*) Vergl. die Éloges von Laharpe, d'Alembert und Maury. Die Biographieen Fénélons von Marquis de Fénélon (dem Urenkel) 1734, dem Pater Querbœuf 1787, dem Bischof Bausset (Lebensgeschichte Fénélons nach Originalhandschriften von Franz Ludwig von Bausset, deutsch von Dr. M. Feder, 3 Bde. Würzburg 1811 — das gründlichste und umfassendste Werk). Die Mémoires d'Agueseau 5 vol. Vie de Fénélon par Ramsay 1723 (kurz gefaßt, aus lebendiger Anschauung geschrieben).

Digitized by Google

Fénélons Eltern, ausgezeichnet durch wahrhaft feine Bildung, hatten in Betreff der Erziehung ihres Sohnes die besten Grundsätze; sie erzogen, wie P. Querbœuf bemerkt, einfach, vernünftig und christlich. Der Vater pflegte das Kind seines Alters mit einer liebevollen Sorgfalt, welche den glücklichen Anlagen, die es ankündigte, die schnellste Entwickelung bereitete. In dem zierlichen feinen Körper Franzens trat bald genug ein lebhafter, vor keiner Anstrengung zurückschreckender Geist hervor. Der Unterricht ward einem Lehrer anvertraut, der durch das Studium der Klassiker zu seiner Bildung gelangt, auch seinem Zögling Geschmack für ihre Schönheit beizubringen verstand. In wenigen Jahren verhalf er seinem Schüler zu einer sehr gründlichen Kenntniß der griechischen und lateinischen Sprache, indem er die Kraft auf diesen Einen Punkt zusammenfaßte und nicht durch eine Menge verschiedener Lehrgegenstände zersplitterte. Diese frühe entschiedene Richtung auf die Muster der Darstellung ward entscheidend für Fénélon's Geschmacksbildung und legte namentlich den Grund zu dessen so ausgezeichnetem schönen Styl, der mit der Fülle und Wärme seiner Empfindungen wetteifernd seinen Gedanken so leicht Eingang verschaffte und so segensreich wirkte. Selbst die besten Schriftsteller der damaligen Zeit litten noch an einer gewissen Steifheit, Rauhheit und Eckigkeit der Darstellung; um so wunderbarer erschien die Fénélon'sche Leichtigkeit, Eleganz und Biegsamkeit, der es übrigens keineswegs an der Kraft des Gedankens und Gediegenheit des Inhalts fehlte. Und wie schon an dem 12jährigen Knaben diese glanzvolle Seite des Mannes hervortrat, so zeigte sich auch schon damals in der Unerschrockenheit und Festigkeit, die er schreckhaften aufregenden Ereignissen entgegensetzte, ein bedeutender Zug seines Charakters.

Sobald er das zwölfte Jahr zurückgelegt hatte, ward er auf die Universität Cahors geschickt, welche dem Wohnsitze der Eltern am nächsten lag. Dort absolvirte er seinen Kursus der Humaniora und der Philosophie und zwar mit so viel Erfolg, daß er in sehr kurzer Zeit die üblichen akademischen Würden erwarb, und durch Fürsprache des Oheims eine Stelle in dem Kollegium du Plessis zu Paris erhielt, wo er seine theologischen und philosophischen Studien gründlich fortsetzen konnte. Er lernte hier den jungen Abbé Noailles kennen, den nachherigen Kardinal und Erzbischof von Paris, und schloß mit ihm den Freundschaftsbund.

Der junge Abbé Fénélon that sich gleich so sehr hervor, daß man es wagte, dem 15jährigen Jüngling eine Kanzelrede zu erlauben. Der Versuch ward vom besten Erfolg gekrönt, trotzdem, daß man ihm nur wenige Zeit gelassen hatte, um über den gegebenen Stoff nachzudenken. Auch von Bossuet erzählt man, daß er in demselben Alter vor einer glänzenden Versammlung zu Paris gepredigt habe, zum größten Beifall der Zuhörer.

Daß der große und frühe Erfolg nicht nachtheilig auf den Charakter wirkte und daß Fénélon schon frühzeitig auf die echt priesterlichen

Digitized by Google

Tugenden des Gehorsams, der Demuth und Resignation hingewiesen wurde — dafür wurde nun auch in bester Weise gesorgt.

Großen Einfluß auf die christliche Bildung Fénélons übte nämlich der Oheim Anton, Marquis de Fénélon, der zu jenen Kriegsmännern des 17. Jahrhunderts gehörte, deren militärische Laufbahn ihrer Frömmigkeit keinen Eintrag that, selbige vielmehr noch stärkte, indem die christliche Strenge mit soldatischer Festigkeit sich verband. Der große Condé sagte von ihm, daß er gleich gut geeignet sei für die Unterhaltung, für den Krieg und für's Kabinet. Von seiner Geradheit gibt folgender Zug einen Beleg. Als Herr v. Harlay zum Erzbischof von Paris ernannt wurde, beglückwünschte ihn der Marquis folgendermaßen: „Es ist ein großer Unterschied zwischen dem Tage, wo eine solche Ernennung die Komplimente von ganz Frankreich herbeiführt und zwischen jenem andern Tage, wo der Tod gebietet, vor Gott Rechenschaft abzulegen über die Verwaltung des Amtes." Dieser Herr von Fénélon hatte einen einzigen Sohn, den er bei der Belagerung von Kandia verlor; es blieb ihm noch eine Tochter, die später den Marquis von Montmorency-Laval heirathete. Diese Tochter und sein Neffe bildeten den Trost und die Freude seines Alters. Für die zartgeschaffene weiche Seele des jungen Fénélon war der starkmüthige Sinn des Oheims ein Stahlbad, und das frühzeitig hervorbrechende Genie des Neffen ward durch das strenge Urtheil des Onkels vor Eitelkeit und Stolz bewahrt. Nach jener ersten Predigt, die der 15jährige Fénélon zur Bewunderung seiner Zuhörer gehalten hatte, schrieb ihm der Oheim: „Meine Freunde wollen durch ihre Beifallsbezeigungen Dir die Bahn des Glückes ebenen, aber bist Du um dieses eitelen Idoles willen Geistlicher geworden? Möchtest Du Dir zum Lohn Deiner Arbeit bloß solche Ausbrüche der Bewunderung und des Erstaunens wünschen, die mehr die Armuth derer beweisen, die sie spenden, als den Reichthum dessen, dem sie gelten?" In väterlicher Besorgniß, daß die Huldigungen der großen Welt der Demuth des Neffen keinen Schaden bringen möchten, brachte er ihn von der Schule du Plessis in's Seminar von Saint-Sulpice, das der wackere Tronson leitete, unter dessen sicherer Führung Fénélon seine ersten Jahre in Paris verlebte. Hier konnte der Charakter sich befestigen, während das Herz sich den edlen Gefühlen der Freundschaft öffnete. Die Zuneigung zu Herrn Tronson wurde immer inniger, der Jüngling sah hier seine Liebe von jenen Fesseln befreit, die bei dem strengen Kriegsmann die kindliche Ehrfurcht mit sich brachte, und Fénélon schrieb darüber ganz offenherzig seinem Onkel: „Ich möchte so gern Ihnen etwas Näheres über mein Verhältniß zu Herrn Tronson mittheilen, aber ich kann Ihnen nur dieses sagen: Obgleich meine Offenherzigkeit Ihnen gegenüber mir wohl bestellt zu sein scheint, so will ich Ihnen doch bekennen, ohne zu fürchten Ihre Eifersucht rege zu machen, daß ich noch offener und freier mich dem Herrn Tronson aufschließe, und wenn ich Ihnen den ganzen Austausch unserer innersten Gedanken und Gefühle darlegen sollte, würde mir das

Digitized by Google

in der That schwer fallen. Wenn Sie unsere Unterhaltungen hören und die einfache Art sehen könnten, mit welcher ich Herrn Tronson mein Herz öffne und mit welcher er mich Gott kennen lehrt, so würden Sie kaum Ihr Werk wieder kennen, das auf dem Grunde, den Sie gelegt haben, unter Gottes Hülfe emporgewachsen ist. Meine Gesundheit bleibt immer schwächlich; dieß würde mir sehr leid thun, wenn ich nicht gelernt hätte, mich darüber zu trösten."

Die Kongregation von St. Sulpice, welche in allen Provinzen von Frankreich ihre Häuser hatte, war ein höchst achtbares Institut, das in apostolischer Einfachheit fern von allen weltlichen Interessen, auch von aller dogmatischer Streitsucht und Rechthaberei in rein evangelischem Sinne zu wirken strebte. Sie wollte nur der Kirche für die verschiedenen Orden Diener bilden, wollte nicht herrschen, sondern dienen, und unterschied sich dadurch wesentlich von der Gesellschaft der Jesuiten. Fénélon konnte keine bessere Bildungsstätte finden, als diese, die ihn mit heißem Eifer der Kirche zu dienen erfüllte, ohne unreine hierarchische Gelüste beizumischen.

Nach rühmlich vollendeten Studien wurde Fénélon Priester. Er hatte sich mit einem Lieblingswunsch lange beschäftigt, in den Missionen von Kanada thätig zu sein, aber das rauhe Klima wäre für ihn gefährlich gewesen, und so gab er auf das Zureden seiner Vorgesetzten den Plan auf, um ihn auf entgegengesetzter Seite, in der Levante, zu verwirklichen. Aber auch dagegen erhoben sich Schwierigkeiten; dafür wies ihm Herr von Harlay, Erzbischof von Paris, einen Missionsposten in Frankreich selber an. Fénélon, obwohl erst 27 Jahr alt, erhielt die Leitung der neubekehrten weiblichen Katholiken in Poitou, und diese konnten sich in der That zu einem so milden, wahrhaft christlichen Seelsorger Glück wünschen, denn sein Unterricht war eben so einfach und faßlich als eindringend und herzlich, und nur dahin zielend, Liebe zur Tugend, zum frommen Handeln zu erwecken.

Der Erzbischof von Paris hatte großes Wohlgefallen an Fénélon und zog ihn zu sich heran, als er wahrnahm, wie dieser an Bossuet, dem schon damals berühmten Bischof und Lehrer des Dauphin, mit Vorliebe hing, in welchem Herr v. Harlay nicht mit Unrecht einen gefährlichen Nebenbuhler am Hofe erkannte. Ganz charakteristisch für Fénélon ist es, daß er dem strengen, geistvollen, aber etwas herben Bossuet huldigte, obwohl derselbe für einen jungen Mann manches Abschreckende hatte. Wie er hier einem Manne sich zuneigte, der bildend auf ihn einwirken konnte, trotz der Ungleichheit des Wesens, so hatte er aber auch das Glück, im jungen Abbé von Langeron einen Freund zu finden, der durch Alter, Geschmack und Charakter völlig mit ihm harmonirte, der an allen seinen Arbeiten und Erfolgen, an Glück und Unglück den aufrichtigsten Antheil nahm und ihm seine Freundschaft bis in den Tod bewahrte.

Das erste Werk, das Fénélon schrieb und durch das er den Grund zu seinem Ruhme legte, war an Umfang ein sehr kleines Bändchen, an

Digitized by Google

Ideenfülle und praktischer Brauchbarkeit desto reicher: eine Abhandlung „über die Erziehung der Töchter." In einfachster anspruchlosester Weise sind da eine Menge feiner Bemerkungen über weibliches Wesen und weibliche Bildung gegeben, die ursprünglich nur für eine Mutter, die Frau Herzogin von Beauvilliers verfaßt, doch so viel Menschenkenntniß und pädagogischen Takt verrathen, daß sie zu dem Besten gehören, was die pädagogische Literatur aufzuweisen hat. Fénélon war durch sein reiches Gemüthsleben und sein weiches Gefühl ganz besonders geeignet, die weibliche Natur zu verstehen; er wußte das früheste kindliche Alter in seinen Grundzügen so zu zeichnen, daß jede Mutter in der Zeichnung ein Bild ihres Kindes finden konnte und durch die Anschauung des Idealbildes in den Stand gesetzt ward, die Fehler zu erkennen, die zu bekämpfen, die Neigungen, welche zu leiten, die Eigenschaften, welche zu entwickeln sind. Fénélon's Worte üben einen erziehlichen Einfluß auf die Eltern, Lehrer und Lehrerinnen selber aus, diese für den Standpunkt gewinnend, auf den er sein Erziehungssystem überhaupt gründet — für das christlich-religiöse Leben. Dieses wird zugleich in seiner Schönheit und Wahrheit aufgezeigt und in der humanen Weise, mit welcher Fénélon christliche Sittlichkeit und Frömmigkeit als Endzweck aller Erziehung predigt, erkennt man den durch klassische Studien gegangenen freien Geist, der sich von allem Dogmatisiren und theologischen Schulkram fern hält. So z. B. weist er, um die Damen auf das Geschmacklose so vieler Moden aufmerksam zu machen, auf die edle einfache Tracht der griechischen und römischen Frauen hin, die noch an den antiken Statuen zu erkennen ist. Aber er setzt zugleich hinzu, daß ein Frauenzimmer mit Recht als überspannt verschrieen wurde, die sich wie eine Griechin kleiden wollte; nur sollte man in den jetzigen Moden die edle Einfachheit der Alten nicht ganz vergessen. Was Fénélon über das Romanlesen, über äußeren Glanz ohne inneren Gehalt, über die wahre Häuslichkeit der Frauen sagt, ist ganz, als wäre es mit Bezug auf unsere Zeit geschrieben.

Im Jahre 1685 hob Ludwig XIV. das Edikt von Nantes, in welchem allen Protestanten freie Religionsübung zugesichert war, auf, und strebte nun mit allen Mitteln, die „Abtrünnigen" wieder in den Schooß der „alleinseligmachenden" Kirche zurückzuführen. Die protestantischen Geistlichen wurden vertrieben; katholische Missionäre sollten an ihrer Stelle die Seelsorge führen. Auf Bossuets Empfehlung ward Fénélon für die Missionen von Poitou und Saintonge ernannt, und einen Würdigeren hätte man in der That für solchen Posten nicht finden können. Ihm gelang durch Milde, was dem Könige und vielen seiner fanatischen Priester durch Gewalt nicht gelang, Viele zum katholischen Glauben zu bekehren und darin zu befestigen. Während der „allerchristliche" König mit Dragonersäbeln die protestantische Lehre ausrotten und mit Blut die Widerspenstigen taufen wollte, lehnte der wahrhaft christliche Fénélon alle militärische Unterstützung mit den Worten ab: „Ich

Digitized by Google

will lieber durch die Hand irrender Brüder umkommen, als einen einzigen von ihnen dem Trotz und der Gewaltthat von Kriegsleuten aussetzen."

Als im Jahre 1689 der Herzog von Beauvilliers zum Hofmeister des Herzogs von Burgund ernannt wurde, schlug er sogleich den Abbé Fénélon als Lehrer für den Prinzen vor und dieser Vorschlag ward genehmigt. Es war ein höchst ehrenvoller, aber auch ein höchst bedenklicher Ruf, der an Fénélon erging, denn welche Verantwortlichkeit ruhte auf der Erziehung eines Prinzen, der zu so wichtiger Stellung ausersehen war, dabei aber ein schwer zu behandelndes Wesen zeigte! Denn er war von sehr reizbarer empfindlicher Natur, stolz, vergnügungssüchtig, voll Widerspruchsgeist, der durch die Frühreife seines Verstandes noch genährt wurde.

Der Herzog von Beauvilliers hatte noch zwei tüchtige Männer, die Herren von Léchelle und Puy zu Unterhofmeistern mit dem Titel von „Gesellschaftskavalieren" ausersehen. Alle diese zur Erziehung des Herzogs von Burgund bestimmten Männer traten im September 1689 ihre Amtsverrichtung an. Fénélon war damals 38 und Herr von Beauvilliers 41 Jahr alt. Unter ihnen herrschte eine in der That seltene Harmonie, die einen günstigen Erfolg verbürgte; sie hatten alle nur Einen auf das Gute und Wahre gerichteten Willen, und jene beiden Unterhofmeister wie Herr von Beauvilliers erkannten willig den Abbé Fénélon als die Seele des ganzen Erziehungswerkes an.

Bald sollte der Hof das unerwartete Resultat solcher einheitlichen Erziehung bewundern; aus dem störrischen, eigenwilligen, rechthaberischen jungen Prinzen ward ein sanfter, wohlwollender, frommer Jüngling, der seine Leidenschaften wie ein wildes Roß gebändigt hatte und wenn sie ihn einmal überraschten, nicht Anstand nahm, seinen Fehler zu bekennen und zu bereuen; der an seinen Erziehern mit Liebe hing und für Fénélon die zärtlichste Anhänglichkeit bewies, so daß ein ernstes Wort von diesem ihn härter traf, als jede andere Strafe; der mit dem Streben nach sittlicher Reinheit zugleich eine Lust zur Wissenschaft und zur Erforschung der Wahrheit zeigte, wie sie selten bei einem königlichen Prinzen sich offenbart hatte. Zur Erreichung dieses glänzenden Erfolgs trug zweierlei das Meiste bei: Der Charakter Fénélons und seine glücklich gewählte Unterrichtsmethode.

Der Kanzler von Aguesseau hat uns in den „Denkwürdigkeiten aus dem Leben seines Vaters" eine treffliche Schilderung Fénélons hinterlassen.*) „Der Bischof von Cambrai," heißt es daselbst, „war einer von den seltenen Männern, welche berufen sind, in ihrem Zeitalter Epoche zu machen, und welche der Menschheit durch ihre Tugenden und den Wissenschaften durch ihre hervorragenden Talente gleich große Ehre machen. Sie haben etwas Leichtes und Schimmerndes an sich, und ihrem Charakter

*) Oeuvres du Chancelier d'Aguesseau, tome XIII.

Digitized by Google

liegt eine fruchtbare und bezaubernde Einbildungskraft zum Grunde, mit welcher sie Alles beherrschen, ohne ihr Uebergewicht fühlen zu lassen. Fénélons Beredsamkeit war wirklich mehr sanft eindringend als heftig, und er herrschte ebenso sehr durch seinen reizenden Umgang als durch seine überlegenen Talente. Während er sich allen Andern gleich stellte, jedem Streit auswich, und sogar ihnen nachzugeben schien, riß er sie mit sich fort. Große Gegenstände schien er spielend zu behandeln, die Anmuth floß von seinen Lippen. Die unbedeutendsten Stoffe veredelten sich unter seiner Feder, und er hätte selbst den Dornen Blumen entlocken können. Eine edle Eigenheit, die über seine ganze Person sich verbreitete, und ich weiß selbst nicht, etwas Erhabenes bei seiner Einfachheit kündigten ihn wie einen Propheten an. Die stets neue Wendung, welche er, ohne in das Affektirte zu fallen, seinen Ausdrücken zu geben wußte, brachte Viele auf die Meinung, als seien ihm alle Wissenschaften durch eine höhere Begeisterung zu Theil geworden. Man hätte sagen mögen, er habe sie mehr erfunden als erlernt. Immer originell, immer schöpferisch, Niemand nachahmend, schien er selbst unnachahmlich zu sein. Seine Talente, so lange in der Dunkelheit der Seminarien verborgen, und selbst zur Zeit, wo er sich den Missionsgeschäften zur Bekehrung der Protestanten widmete, am Hofe wenig bekannt, äußerten sich erst dann in ihrer Stärke, als ihm der König die Erziehung seines Enkels, des Herzogs von Burgund, anvertraute. Für einen so großen Mann war dieser Platz nicht zu groß, und wenn seine Vorliebe für das Mystische nicht die geheime Stimmung seines Herzens und die schwache Seite seines Geistes geoffenbart hätte, so würde keine Stelle gewesen sein, die ihm das Publikum nicht bestimmt hätte und mit welcher nach seinem Dafürhalten die Verdienste Fénélons kaum hätten belohnt werden können."

Auch das kam dem Abbé Fénélon zu Statten, daß er schon wegen seines alten Adels, ganz abgesehen von seiner Stellung, am Hofe manche Auszeichnung genoß, die dem Bischof Bossuet nicht zu Theil ward. Ludwig XIV. gestattete ihm, mit dem Herzog von Burgund an Einer Tafel zu speisen und in Einem Wagen zu fahren.

Bei den glücklichen Anlagen des Prinzen machte der Unterricht gar keine Schwierigkeit, aber dem weisen Lehrer kam es auch gar nicht darauf an, möglichst schnell mit glänzenden Erfolgen zu prunken, sondern durch den Unterricht zu erziehen und die Liebe zum rechten Handeln fest zu gründen. Fénélon verlor es nie aus dem Gesicht, daß sein Zögling für den Thron bestimmt sei. Er nahm daher mit großer Sorgfalt den Inhalt seiner Aufgaben entweder aus der Mythologie, weil ihm diese sehr geeignet erschien, um dem Gedächtnisse und der jugendlichen Einbildungskraft farbenvolle lebhafte Bilder zuzuführen, oder aus der alten und neuen Geschichte, die er mit vieler Kunst für die moralische Bildung des Prinzen zu benutzen wußte.*) Vorzüglich hielt er sich an die biblischen

*) Der Knabe war ein großer Freund von Fabeln; Fénélon komponirte deren selber zuweilen, wenn es galt, die Fehler des Schülers im Spiegel der Dichtung sehen

Digitized by Google

Geschichten, um auf die anschaulichste Weise die Lehren der christlichen Religion einzuprägen, welche allein vermögen, den Stolz der Könige niederzuhalten und dem Mißbrauch ihrer Gewalt einen Damm entgegen zu setzen. Oft, indem er nur mit Einprägung weltlicher Kenntnisse beschäftigt schien, bauete er auf die wirksamste Weise den Boden des Gewissens an. Fénélon selbst erzählt von seinem Zögling: er habe ihn mit Vorbedacht jedes Mal das Studiren aufgeben lassen, so oft er ein Gespräch anknüpfte, in welchem er ihm nützliche Kenntnisse beibringen konnte, und dieser Fall sei oft eingetreten. „Zum Studiren kam er ohnehin wieder zurück, weil er Freude daran hatte. Allein sein Lehrer wollte ihm auch Geschmack für eine gründliche Unterredung einflößen, um ihn für den Umgang zu bilden und ihm Gelegenheit zur Menschenkenntniß zu verschaffen. In dergleichen Unterredungen machte er sichtbare Fortschritte im Fach der Literatur, der Politik und selbst der Metaphysik. Ganz ungezwungener Weise ließ man die Beweise für die Religion darin einfließen. So ward sein Herz sanft gestimmt; er ward ruhig, gefällig, munter, liebenswürdig. Man hatte nur seine Freude an ihm. Er äußerte dann keinen Uebermuth, und solche Unterhaltungen machten ihm weit mehr Vergnügen als alle Kinderspiele, die ihn sehr oft, wo man es am wenigsten vermuthete, verdrießlich machten."

„In der angenehmen Zwanglosigkeit dieser Unterhaltungen hörte man ihn einige Mal sagen: „Ich lasse den Herzog von Burgund

---

zu lassen. So die Fabel von dem Phantasten: „Was ist denn dem Melanthus Leids begegnet? Von außen nichts, alles von innen heraus. Als er sich gestern niederlegte, war er die Wonne aller Menschen: diesen Morgen schämt man sich seiner und darf ihn vor Niemanden sehen lassen. Schon beim Aufstehen ärgerte er sich über die Falte eines Strumpfes. Nun wird der ganze Tag stürmisch sein und Jedermann darunter leiden müssen. Man fürchtet, man bemitleidet ihn; er weint wie ein Kind, brüllt wie ein Löwe. Bösartige wilde Dünste steigen ihm in den Kopf und schwärzen seine Einbildungskraft, wie die Tinte an der Feder seinen Finger besudelt. Rede man ihm ja nicht von Dingen, welche er noch einen Augenblick zuvor so sehr liebte! Ebendeswegen, weil er sie liebte, verabscheuet er sie nun. Alle Zeitvertreibe, nach denen er sich früher sehnte, machen ihm nun Langeweile; man muß sie aussetzen. Er sucht nun zu widersprechen, zu klagen und Andere zu reizen, ärgert sich aber, wenn diese ruhig bleiben. Da er mit Andern nicht anbinden kann, wendet er sich gegen sich selbst, und beginnt zu klagen, findet auch an sich nichts mehr gut und giebt allen Muth auf. Will man ihn trösten, verdrießt es ihn. Er will allein sein und kann doch die Einsamkeit nicht ertragen. Er kommt zur Gesellschaft zurück, und erbittert sich über dieselbe. Schweigt man zu seinem Thun, so hält er das Schweigen für Verstellung; ist man traurig, so hält er dieß für einen Tadel seiner Fehler, und lacht man, so glaubt er, man wolle ihn verspotten. Was ist zu thun? Man muß ebenso fest und geduldig sein, als er unerträglich ist, und es ruhig abwarten, daß er morgen wieder ebenso vernünftig werde, wie er gestern war. Diese seltsame Laune vergeht wieder, wie sie kommt. Zuweilen findet er selbst sein heftiges Aufbrausen lächerlich. Aber hat man denn kein Mittel, solche Stürme vorauszusehen und die Wetter zu beschwören? Nein, gar keins. Es fehlt an guten Kalendern, um diese üble Witterung anzudeuten. Heute ist dieser Mensch so, morgen wieder anders; jetzt verspricht er etwas, aber plötzlich hat er es vergessen und kann sich dessen nicht mehr erinnern. Er hat keine Dankbarkeit, keine Liebe mehr für irgend einen Menschen, es gilt ihm Alles gleich."



Digitized by Google

hinter der Thür und bin in der Gesellschaft mit Ihnen weiter nichts als der kleine Ludwig! — Eine bemerkenswerthe Aeußerung, weil sie zeigt, wie lebhaft dieses Kind das, was es von Geburt war, selbst noch in dem Augenblicke fühlte, wo es dieß vergessen wollte."

Wenn das höchst reizbare Temperament des jungen Prinzen dessen Besonnenheit unterdrückt und ihn zu Ausbrüchen des Zorns und der Ungeduld hingerissen hatte, so waren Hofmeister, Lehrer, Unterlehrer, alle Beamten und Bedienten des Hauses einig, das strengste Stillschweigen gegen ihn zu beobachten. Sie behandelten ihn wie einen Gemüthskranken, entzogen ihm die Bücher, die er bei gestörtem Bewußtsein ja doch nicht brauchen konnte, bedienten ihn mit einer Art Scheu, als fürchteten sie, in seine nähere Berührung zu kommen, betrachteten ihn allesfalls mit einem Blick des Mitleids. Dann kam der Leidenschaftliche schnell zu sich, und wußte keinen anderen Ausweg, um mit sich und den Menschen wieder in Harmonie zu kommen, als sich dem geliebten Lehrer zu Füßen zu werfen, und unter heißen Thränen ihn um Verzeihung zu bitten. Fénélon drückte seinen geliebten Zögling mit kaum minderer Rührung an seine Brust, und Alles ging wieder gut. Der Prinz brachte sogar schriftlich, damit man seiner Versicherung um so williger glauben möchte, sein Versprechen.

„Ich verspreche, so wahr ich Prinz bin, dem Herrn Abbé Fénélon, „auf der Stelle das zu thun, was er mir befehlen wird, und ihm „in dem Augenblicke zu gehorchen, in welchem er mir etwas verbieten „wird. Und halte ich hierin nicht Wort, so unterwerfe ich mich allen „Arten von Strafe und Unehre.

„Geschehen Versailles am 29. Nov. 1689.

Ludwig."

„Ich, Ludwig, mache mich neuerdings anheischig, mein Versprechen zu „halten. Den 20. Sept. Ich bitte Herrn v. Fénélon, dieses Billet „zu bewahren."

Eines Tages sah sich Fénélon genöthigt, zu seinem Zögling in so strengem ernsten Tone zu reden, wie es der von demselben begangene Fehler erheischte. Das dünkte dem Prinzen zu hart; leidenschaftlich erregt, brach er in die Worte aus: „Mein Herr, ich weiß wer ich bin, und wer Sie sind!" Fénélon sagte hierauf kein Wort, denn er fühlte, daß sein Zögling in dem Augenblicke nicht fähig sei, die Wahrheit zu vernehmen. Nur seine Miene drückte die Betrübniß seines Herzens aus; er sprach diesen Tag kein Wort mehr mit ihm. Am folgenden Morgen aber war der Herzog von Burgund kaum erwacht, als Fénélon, der dieß Mal die gewöhnliche zum Studiren bestimmte Stunde nicht abwarten wollte, auch schon in's Zimmer trat, und den bereits kleinlaut gewordenen jungen Menschen also anredete: „Ich weiß nicht, mein Herr, ob Sie sich noch der Worte erinnern, die Sie gestern zu mir gesagt haben: Sie wüßten wohl, wer Sie wären und wer ich wäre. Es ist

Digitized by Google

meine Pflicht, Ihnen zu sagen, daß Sie weder das Eine noch das Andere wissen. Sie bilden sich also ein, Sie seien mehr als ich? Dieß haben Ihnen ohne Zweifel einige Bediente gesagt; ich aber nehme keinen Anstand, Ihnen zu sagen, daß ich mehr bin als Sie. Sie begreifen leicht, daß hier von der Geburt nicht die Rede ist. Sie würden Denjenigen für wahnsinnig halten, der es sich zum Verdienste anrechnen würde, daß ein fruchtbarer Regen auf seine Felder, nicht aber auf die seines Nachbars gefallen sei. Eben so unweise würden Sie sein, wenn Sie auf Ihre Geburt sich etwas einbilden wollten, die zu Ihren persönlichen Verdiensten nichts beiträgt. Sie werden zugestehen, daß ich in Bezug auf Einsichten und Kenntnisse über Ihnen stehe. Sie wissen nichts als was ich Sie gelehrt habe, und das, was ich Sie gelehrt habe, ist wenig gegen das, was mir zu lehren noch übrig bleibt. Ansehen haben Sie keines über mich; ich aber habe es voll und unumschränkt über Sie. Der König und Ihr Herr Vater haben Ihnen dieß oft genug gesagt. Sie glauben vielleicht, ich schätzte es für ein großes Glück, daß ich bei Ihnen angestellt bin. Geben Sie diesen Wahn auf! Bloß um dem Könige zu gehorchen und Ihrem Herrn Vater ein Vergnügen zu machen, habe ich in diese Anstellung gewilligt, nicht aber wegen des beschwerlichen Vortheils, Ihr Lehrer zu sein. Um Ihnen hierüber jeden Zweifel zu benehmen, werde ich Sie zum Könige führen, und Seine Majestät bitten, für Sie einen andern Lehrer zu ernennen, dem ich es wünsche, daß ihm seine Bemühungen besser gelingen mögen als mir."

Der Prinz war tief beschämt und erschüttert; unter lautem Schluchzen stammelte er: „Ach, mein Herr, ich bin in Verzweiflung wegen des gestrigen Vorfalls. Theilen Sie die Sache dem Könige mit, so bringen Sie mich um seine Freundschaft.... Verlassen Sie mich, was wird man von mir denken? Ich verspreche Ihnen, daß Sie von nun an mit mir zufrieden sein sollen... Aber versprechen Sie mir..."

Fénélon versprach nichts. Noch einen ganzen Tag ließ er den Prinzen in Ungewißheit, und erst dann, als er glaubte, von der Wahrhaftigkeit seiner Reue überzeugt zu sein, gab er seinen wiederholten Bitten und den Vorstellungen der Frau v. Maintenon Gehör, welche letztere man an diesem Auftritt Antheil nehmen ließ, um ihn desto feierlicher und wirksamer zu machen. Unter allen königlichen Prinzen war der Herzog von Burgund derjenige, welcher mit der zärtlichsten Dankbarkeit seinen Erziehern anhing, wie er auch der war, dem man in seiner Jugend am wenigsten geschmeichelt hatte.

Fénélon hatte sich, als er an den Hof kam, zwei Gesetze gemacht, von denen er nie abging; das erste, nie um eine Gnade für sich, das zweite, was seinem Herzen viel schwerer fiel, nie um eine Gnade für seine Anverwandte und Freunde anzuhalten. Nun war sein Gehalt nicht bedeutend, und er mußte oft Trinkgelder und sonst Ehrenausgaben bestreiten, die seine Kasse in Verwirrung brachten. Fünf Jahre lang befand er sich in dieser Lage, ohne daß Herr v. Beauvilliers oder Frau



Digitized by Google

v. Maintenon ein Wort darüber vernahmen. Er suchte durch möglichste Oekonomie den Ausfall zu decken, und er brachte gern das Opfer der Entbehrung, da ihn hinlänglich die Freude lohnte, daß sein Zögling sich immer hoffnungsvoller entwickelte. Fénélon genoß schon im Geist der Wonne, Frankreich einen Herrscher erzogen zu haben, der Gerechtigkeit mit Milde, die Macht mit dem Recht zu paaren wußte. Es ist wohl keine zu gewagte Behauptung, daß, wenn der Herzog von Burgund am Leben geblieben wäre, auch die Geißel der Revolution nicht über Frankreich gekommen sein würde. Doch wer vermag die Wege des Schicksals und die Rathschlüsse Dessen, der es in seiner Hand hält, zu deuten!

Fénélon hatte für seinen Zögling eine Geschichte Karls des Großen geschrieben, und in dem großen Kaiser das Muster eines christlichen Regenten gezeichnet. Leider ist das Werk bei dem Schloßbrande verloren gegangen. In seinem elften Jahre las der Prinz bereits den Tacitus, nachdem er den Livius schon ganz gelesen und den Cäsar übersetzt hatte. Der strenge Bossuet, der dem Gerücht von den großen Fortschritten des fürstlichen Knaben nicht recht traute, erbat sich eine Privatunterredung und bekannte nach derselben, daß hier keine Schmeichelei übertrieben habe.

Der König belohnte den Erzieher seines Neffen im Jahr 1694 mit der Abtei St. Valery und im folgenden Jahre mit dem Erzbisthum zu Cambrai. Doch sollte die königliche Gnadensonne dem guten Fénélon bald wieder untergehen. Den ersten Anlaß zu der nun folgenden nicht glücklichen Epoche in Fénélons Leben gaben die Streitigkeiten über den Quietismus.

Es hatten nämlich einige Mönchsorden, besonders die Dominikaner und Jesuiten, in übertriebenem Eifer, die äußeren Werke der Frömmigkeit (Fasten, Beichten, Beten des Rosenkranzes ꝛc.) wieder in Aufnahme zu bringen, eine Werkheiligkeit und Scheinheiligkeit hervorgerufen, die gefühlvolleren Seelen, denen die innere Frömmigkeit mehr galt als das äußere Werk, ein Aergerniß sein mußte. Viele fromme Gemüther nahmen ihre Zuflucht zur Mystik, und suchten den rechten Gottesdienst im seligen Gefühl der Verbindung mit Gott, wozu die Ruhe des Gemüths (quies), das von allen weltlichen Einflüssen sich frei machen sollte, die erste Bedingung war. Daher der Name „Quietisten". Eine am Hofe Ludwigs XIV. früher beliebte, reiche und schöne Wittwe, Madame Bouvier de la Motte Guyon, gab sich besonders dieser Richtung hin, zum großen Mißfallen der unter dem Einflusse der Jesuiten stehenden Frau von Maintenon, die sich vergeblich bemühete, Frau v. Guyon auf andere Gedanken zu bringen. Es lag in dem Quietismus allerdings ein protestantisches Element, das die äußeren Werke in Mißkredit zu bringen drohete, und Madame Guyon war in ihren Gefühlen und Einbildungen etwas überspannt. Aber sie meinte es mit ihrer Frömmigkeit redlich und ihre Tugend war ohne Tadel. Bossuet, das Orakel der französischen Theologie und ein eifriger Zionswächter, wollte dieser Ketzerei Einhalt gethan wissen; er hatte den König auf seiner Seite, und brachte es dahin,

Digitized by Google

daß Madame Guyon sich in's Kloster zurückziehen mußte. Aber Fénélon hatte sich eifrigst der Dame angenommen, weil er ihre Ansichten mit seinen erhabenen Begriffen von der Liebe zu Gott übereinstimmend fand. Er wollte nicht das Ueberspannte und Irrthümliche der Frau in Schutz nehmen, nichts gegen das katholische Dogma in Umlauf bringen, nur das Recht des Gefühls, die Freiheit des inneren Menschen glaubte er selbst gegen einen König wie Ludwig XIV., und gegen einen Bischof wie Bossuet, in Schutz nehmen und vertheidigen zu müssen. Der despotische König stimmte hier ganz mit dem Dogmatiker, denn beiden lag daran, die Welt mit der Formel, mit der allgewaltig durchschlagenden Einheit zu beherrschen; beiden ward nun der gefühlsselige, zur Mystik geneigte Fénélon ein Stein des Anstoßes. Hatten sie auch das formelle Recht auf ihrer Seite, die Lehre des Quietismus zu verdammen, so blieb es doch ein Akt der Ungerechtigkeit, eine Person, die ihr anhing, in's Kloster zu sperren.

Es entspann sich nun jener traurig-berühmte Streit zwischen zwei Bischöfen, die beide achtbar durch ihre strenge Sittlichkeit wie ihren aufrichtigen Eifer für die Religion vor der Welt mit ihrem Zank ein großes Aergerniß gaben. Fénélon gab seine Explication des maximes des Saints sur la vie intérieure (Grundsätze der Heiligen) heraus, die allgemeines Aufsehen erregte, Bossuet verfaßte eine Gegenschrift, die mit vielem Scharfsinn verfaßte „Instruktion über die Zustände des Gebets", und wollte Fénélon zum Widerruf seiner Grundsätze zwingen. Dieser beschloß, seine Sache der Entscheidung des Papstes anheim zu stellen, ja wollte selbst nach Rom, um sich zu vertheidigen; der König versagte ihm die Erlaubniß und verwies ihn in seine Diözese Cambrai. Kaum dort angekommen, schrieb er „die Pastoralinstruktionen", worin er sich zu rechtfertigen suchte und Bossuet nicht wenig in's Gedränge brachte. Dieser rüstete sich zu einem entscheidenden Schlage, und verschmähete selbst die Verdächtigung und Verketzerung des edlen Fénélon nicht, er nannte ihn offen einen „Ketzer" — eine Waffe, mit der die Dogmatiker zu jeder Zeit ihre Streiche führen. In einem Briefe Fénélons an Bossuet findet sich folgende charakteristische Stelle:

„Möge der Papst mein Buch verdammen; möge so meine Person in der ganzen Kirche für immer gebrandmarkt werden, ich hoffe, durch die Gnade Gottes schweigen, gehorchen und mein Kreuz bis zum Ende tragen zu können. So lange aber der heilige Stuhl mir erlauben wird, meine Unschuld darzuthun, und so lange noch ein Funken von Leben in mir bleibt, werde ich nie aufhören, Himmel und Erde gegen die Ungerechtigkeit Ihrer Anklagen zu Zeugen anzurufen. — Unmöglich kann ich mich bei jeder Einwendung aufhalten, die Sie allenthalben anzubringen wissen: die Schwierigkeiten entstehen bei Ihnen unter jedem Federzuge. Mag auch in meinem Texte etwas noch so rein sein, sobald Sie darauf stoßen, verwandelt es sich in Irrthum und Gotteslästerung. Wie kann man sich aber darüber verwundern? Sie verkleinern oder vergrößern

Digitized by Google

Alles, wie Sie es eben bedürfen, und bekümmern sich wenig darum, Ihre Ausdrücke mit einander zu vereinigen." In der That galt dieß von Bossuets „Bericht über den Quietismus", den man als ein Meisterstück polemischer Schreibart bewundern könnte, wenn nicht die leidenschaftlichste Härte, die Verdächtigungen, scheinbare Vertuschung von Manchem, „was wohl noch zu sagen wäre, aber besser verschwiegen bliebe" und dergleichen Kunststücke zu Hülfe nimmt, der Achtung vor dem Verfasser und seiner Schrift so vielen Eintrag thäte. Im Juni 1698 war Bossuet's „Bericht" erschienen; Jedermann glaubte, daß für Fénélon eine fernere Vertheidigung nicht wohl möglich sei; dieser hatte erst am 8. Juli die neue Anklage zu lesen bekommen, und schon am 30. August war seine Antwort gedruckt, die durch Klarheit der Darstellung, Ordnung und Genauigkeit in Anführung der Thatsachen, aber auch durch scharfe Dialektik mit dem Bericht des redegewaltigen Bossuet es wohl aufnehmen konnte. Alle Billigdenkenden in Paris und in Rom waren auf Fénélon's Seite, aber Bossuet, der überall den König hinter sich hatte und auf seine Orthodoxie pochte, wußte zu bewirken, daß 60 Lehrer der Sorbonne zwölf Sätze aus den „Grundsätzen der Heiligen" als verdammlich heraushoben, daß Louis XIV. selbst an den Papst die Bitte stellte, das Buch zu verdammen und den Verfasser desselben mit eigener Hand aus der Liste der Erzieher des Herzogs von Burgund strich. Vergeblich bat der junge Prinz fußfällig den König um Gnade für seinen geliebten Lehrer. Der Papst sammt dem Kardinalkollegium kannten und schätzten den frommen, der Kirche treu ergebenen Fénélon, sie zögerten lange mit der Verwerfung seiner Schrift, aber mit dem mächtigen König von Frankreich mochten sie es auch nicht gern verderben, und so erschien am 12. März 1699 in einem Breve des Papstes Innozenz XII. das Verwerfungsurtheil, jedoch ohne das Wort „ketzerisch".

Mit einer Geistesgegenwart und echt christlichen Ergebung, die allen seinen Freunden Thränen der Theilnahme und Bewunderung abnöthigte, publizirte Fénélon selbst die päpstliche Entscheidung, und bewies gerade durch diese Ruhe, wie unversehrt seine Tugend geblieben und wie wenig seine Gegner Ursache hatten, über solch einen Gegner zu triumphiren. Bossuet selber schien seine Hitze zu bereuen, Louis XIV. aber ward nun erst recht feindlich gesinnt, so daß er dem Erzbischof von Cambrai für immer den Hof verbot. Dazu mochte die Erscheinung des „Telemach" besonders beigetragen haben, die gerade um diese Zeit erfolgte. Fénélon hatte das Werk lediglich für seinen Zögling verfaßt, um in seiner Weise auf eine leichte gefällige Art den Schüler in die griechische Mythologie und alte Sagen-Geschichte einzuführen, aber ihm dabei im Telemach ein Bild seines leidenschaftlichen, oft unerfahrenen und getäuschten Wesens vorzuhalten, in der Person des Mentor ihm alle die Lehren, die namentlich für einen jungen Fürsten zu beherzigen sind, einzuprägen, die Fénélon selber so oft in mannigfacher Gestalt ihm an's Herz gelegt hatte. Durch die gefällige Einkleidung so vieler weiser und großer Lehren,

Digitized by Google

durch die schöne korrekte Sprache und die außerordentliche Leichtigkeit und Gewandtheit, mit welcher die alten Sagen und Mythen zu einem Roman verarbeitet sind, ist das Werk gleicherweis pädagogisch bedeutsam wie eine Zierde der französischen Literatur geworden; der Abbé Terasson sagt nicht mit Unrecht vom Telemach: „Wenn das Glück der Menschheit durch ein Gedicht könnte bewerkstelligt werden, so müßte es durch den Telemach geschehen." Der Verfasser hatte das Werk zu einem theuern Angebinde für den königlichen Schüler ausersehen; aber ein Diener entwendete ihm das Manuscript und übergab es in Paris dem Drucke, wo es unter dem Titel: „Fortsetzung des vierten Buches der Odyssee, oder Begebenheiten des Telemach" (Paris, bei der Wittwe des Claudius Balbin am Palaste, 6. April 1699) erschien. Sogleich benutzten die dem Erzbischof von Cambrai feindlich gesinnten Höflinge diese Gelegenheit, um dem König den Argwohn beizubringen, als sei unter den im Telemach aufgeführten Personen eine Anspielung auf Louis XIV. Regierung gemacht, in der Kalypse die Frau von Montespan, in der Eucharis das Fräulein Fontanges, in der Antiope die Herzogin von Burgund, im Protesilaus der Minister Louvois, in dem Idomeneus König Jakob von England, in dem Sesostris Ludwig selber gezeichnet. Fortan wurde dem jungen Herzog von Burgund aller Verkehr mit Fénélon untersagt, selbst die beiden Unterlehrer, die zwei oben genannten Abbés, wurden in seinen Fall mit hineingezogen, litten aber aus Liebe zu dem verehrten Manne mit Freuden die ungerechte Strafe. Der König nannte Fénélon einen Phantasten, der nichts von der Regierung verstehe und doch sich unterfangen habe, einen Fürsten zu bilden. Sein Unwille gegen den Telemach war so groß, daß Keiner von den Höflingen es wagte, auch nur den Namen auszusprechen, um nicht das königliche Ohr zu beleidigen, ja daß 16 Jahre nach dem Erscheinen des Telemach, als dies Buch schon in ganz Europa verbreitet und in verschiedene Sprachen übersetzt war, der Nachfolger Fénélons an der französischen Akademie, Herr von Boze, sich nicht getrauete, in seiner Lobrede des Erzbischofs von Cambrai des Telemach Erwähnung zu thun, so wie auch der Präsident der Akademie Dacier in seiner Antwort das gefährliche Wort sorgfältig vermied.

Der Brief, den der Herzog von Burgund an seinem ehemaligen Erzieher schrieb, ist zu charakteristisch und ehrenvoll für beide, als daß wir ihn auslassen könnten.

„Endlich, mein lieber Erzbischof, bietet sich mir eine Gelegenheit dar, das Stillschweigen zu brechen, das schon 4 Jahre dauerte. Ich habe seither viel gelitten, doch am schwersten fiel mir dieses, daß ich Ihnen nicht sagen konnte, was ich seit dieser Zeit für Sie fühlte, und daß meine Freundschaft durch Ihr Unglück nur zugenommen, keineswegs aber sich erkältet hat. Mit wahrem Vergnügen denke ich an den Zeitpunkt, wo ich Sie wieder einmal werde sehen können; nur fürchte ich, es könnte noch lange dauern. Man muß sich hier

Digitized by Google

in den Willen Gottes ergeben, von dessen Barmherzigkeit ich stets neue Gnadenerweisungen empfange. Ich brach ihm mehrere Mal die Treue, seitdem ich Sie nicht mehr gesehen habe; aber er ließ mir stets die Gnade angedeihen, mich wieder zu sich zu rufen, und Dank sei ihm dafür! ich war nicht taub gegen seine Stimme. Seit einiger Zeit will es mir scheinen, als behauptete ich mich besser auf dem Pfade der Tugend. Beten Sie für mich zu Gott dem Herrn, daß er mich durch seine Gnade in meinen guten Entschlüssen stärken möge, seinem heiligen Willen zu folgen. Ich fahre fort, für mich allein zu studiren, obgleich ich seit zwei Jahren es nicht mehr so methodisch thue, doch macht es mir mehr Vergnügen als je. Die meiste Freude gewährt mir die Moral und Metaphysik, und ich kann gar nicht müde werden, mich damit zu beschäftigen. Ich habe einige kleine Aufsätze über diese Materien angefertigt, und wünschte nur, sie Ihnen zusenden zu können, damit Sie dieselben verbesserten, wie Sie es vormals mit meinen Aufgaben machten. Alles, was ich Ihnen sage, ist nicht recht zusammenhängend, aber daran liegt nichts. Ich melde Ihnen nichts davon, wie sehr mich Alles, was man in Hinsicht Ihrer vorgenommen hat, empört; aber man muß sich dem Willen Gottes unterwerfen und glauben, daß es zu unserem Besten geschehen ist. Lassen Sie diesen Brief keinen Menschen in der Welt sehen, nur den Abbé Langeron ausgenommen, wenn er wirklich zu Cambrai ist, denn auf seine Verschwiegenheit baue ich. Machen Sie ihm mein Kompliment, und versichern Sie ihn, daß seine Abwesenheit meine Freundschaft nicht vermindert hat. Schreiben Sie mir keine Antwort, außer auf einem recht sicheren Wege, und legen Sie Ihren Brief in das Packet des Herrn von Beauvilliers, sowie ich es mit dem meinigen thue; denn er ist der Einzige, dem ich mich anvertraue, indem er selbst wohl weiß, daß, wenn etwas herauskäme, er sich selbst am meisten schaden würde. — Adieu, mein theurer Erzbischof, ich umarme Sie von ganzem Herzen und werde vielleicht lange Zeit keine Gelegenheit haben, an Sie zu schreiben: ich bitte Sie um Ihr Gebet und Ihren Segen. Ludwig."

Fénélon's Antwort enthält die zärtlichsten Ermahnungen für den jungen Prinzen, um ihn in seiner christlichen Gesinnung zu befestigen, aber kein Wort über das eigene Schicksal. „Ich spreche," so heißt es am Schluß, „mit Ihnen nur von Gott und von Ihrer eigenen Person; von mir darf nicht die Rede sein. Mein Herz ist, dem Himmel sei dafür Dank gesagt, ruhig; mein größtes Kreuz ist, daß ich Sie nicht sehe. Aber vor Gott sind Sie mir ohne Unterlaß weit näher und inniger verbunden, als wenn Sie vor meinen Augen stünden; tausend Leben wollte ich wie einen Wassertropfen hingeben, wenn ich Sie so sehen könnte, wie Sie Gott haben will."

Entfernt vom Hofe und seinen Kabalen konnte Fénélon um so nachdrücklicher seine Pflichten als Bischof erfüllen. Von der großen Be-

Digitized by Google

deutung tüchtiger theologischer Seminare hatte er sich selber in St. Sulpice, wo er seine Bildung empfangen hatte, überzeugt; er gründete nun auch zu Cambrai ein Seminar und stellte es unter die Leitung des Abbé von Chanterac. Zur Belebung des wissenschaftlichen Studiums hielt er jede Woche im Seminare Konferenzen und sah streng dahin, daß die Kandidaten nur nach vorausgegangenen fünf Prüfungen zur Weihe zugelassen wurden. Er predigte während der Fastenzeit in allen Kirchen der Stadt, an Festtagen in der Domkirche. Seine Predigt war wie sein ganzes Wesen einfach und herzlich, aber von Geist durchdrungen, von Liebe beseelt, aus dem Herzen kommend, zum Herzen gehend. Er pflegte nur die Hauptgedanken sich vorher zu skizziren, um dem lebendigen Moment des Redens selber keinen Abbruch zu thun. Von der Kanzelberedsamkeit verlangte er keine Rednerkunst, wie sie Bossuet mit so viel Pracht entfaltete, sondern die Wirkung auf das Gemüth, die auch erfolgt ohne ein logisch-kunstgerecht durchgeführtes Thema mit seinen Ober- und Unterabtheilungen. Die Predigten sollten vor allen Dingen kurz sein und weder den Geistlichen noch das Volk ermüden. Fénélon's „Dialogen über die Kanzelberedsamkeit" enthalten sehr feine und richtige Bemerkungen und zeugen, wie die „geistlichen Briefe" (an Menschen von jedem Stand und Alter gerichtet) von großer Menschenkenntniß. Mit seltenem Takt wußte aber auch der Erzbischof mit Leuten aller Art umzugehen. Traf er auf seinen Spaziergängen Landleute an, so setzte er sich zu ihnen auf den Rasen, tröstete sie, wenn er durch wenige Fragen ihr Herz geöffnet hatte, und gab ihnen manchen guten Rath. Zuweilen besuchte er sie auch in ihren Hütten und nahm bereitwillig die Einladung an, an ihrer ländlichen Mahlzeit Theil zu nehmen. Obgleich die Revolution so vielfach das moralische Gefühl verwilderte, konnte sie doch bei den Flamländern das dankbare Andenken an Fénélon nicht in Vergessenheit bringen. Als man in Cambrai zufällig seine Gebeine wieder fand, brach alles Volk in lautes Entzücken aus.

Und doch war Fénélon, man möchte sagen, scrupulös streng, um nichts den Rechten seiner Kirche zu vergeben, und kein Haar breit von dem, was Papst und Konzilien festgesetzt hatten, abzuweichen. Als die Streitigkeiten über den Jansenismus wieder ausbrachen, veröffentlichte er seinen „Pastoralunterricht", worin er in populärer Weise die Dogmen der Kirche entwickelte, nachdem er in seiner Beurtheilung des Jansenismus an dem Satze festgehalten hatte, die Kirche sei in Beurtheilung dogmatischer Thatsachen ebenso untrüglich als in Glaubensentscheidungen. Von seinem Standpunkte konnte er nicht anders urtheilen; aber die Dogmen waren bei ihm keineswegs der Götze, dem er opferte, sein Herz voll Liebe erhob ihn weit über den dogmatischen Standpunkt eines Bossuets.

Als Fénélon vom Hofe verwiesen wurde, stand Ludwig XIV. auf dem Gipfel seiner Macht; das Glück stachelte den ländersüchtigen König zu einem Raubkriege nach dem andern, wobei die eigenen Unterthanen bis auf's Blut ausgesogen wurden. Um den Uebergriffen Frankreichs

Digitized by Google

ein Ende zu machen, hatten sich endlich Holland, England und Oesterreich verbündet, und im spanischen Erbfolgekriege Frankreich selber an den Rand des Verderbens gebracht. Noch ehe dieser Krieg ausbrach, hatte Fénélon, den Ludwig XIV. einen Phantasten nannte, mit sicherem politischen Blick (28. August 1701) eine Denkschrift an den Herzog von Beauvilliers gesandt, die das drohende Ungewitter hätte abwenden können, wenn man die gegebenen Rathschläge beherzigt haben würde. Nachdem der Krieg ausgebrochen war, schrieb er (1702) seine zweite Denkschrift, um den General Catinat und seinen Zögling, den Herzog von Burgund, zu empfehlen. Als dieser 1703 Generalissimus beider Armeen in Deutschland wurde (er hatte den genialen Vauban zur Seite), ertheilte ihm Fénélon die freundschaftlichsten und besten Rathschläge und hatte auch die Genugthuung, daß der Prinz durch seine Tapferkeit und Umsicht bewies, nicht bloß zu Andachtsübungen erzogen worden zu sein. Im Jahre 1708 wurde der Herzog von Burgund Oberbefehlshaber in den Niederlanden, und die Belagerung von Lille brachte ihn in die Nähe seines geliebten Lehrers, mit dem er fleißig (aber immer noch heimlich) korrespondirte. Diese Korrespondenz giebt das rühmlichste Zeugniß von dem edlen Freimuth Fénélon's, der es wagen konnte, dem Prinzen ohne Umwege die Wahrheit zu sagen, und von dem Edelmuth des Prinzen, der die Wahrheit in jeder Form achtete. Fénélon durchschaute klar den tiefen Abgrund, in welchem das französische Reich sich befand, aber er mußte den großen Begebenheiten ihren Lauf lassen. Sein Haus war angefüllt mit kranken und verwundeten Soldaten, die er auf's beste verpflegte; er besuchte ohne Unterlaß die Spitäler, stellte seine Getreidevorräthe zu freier Disposition des Kriegsministers, und zeigte in dieser für Frankreich so unglücklichen Zeit die schönsten Tugenden von Muth und Entschlossenheit eines wahren Patrioten. Nicht bloß die eigenen Landsleute wußten ihn zu schätzen; als die Gegend von fremdem Kriegsvolk überschwemmt wurde, wetteiferten Engländer, Holländer und Deutsche mit den Bewohnern von Cambrai in den Ausdrücken der Verehrung, die sie dem geliebten Erzbischof zollten. In seiner Nähe schien aller Unterschied der Nationalität und des Glaubensbekenntnisses zu verschwinden, aller Haß und jede Eifersucht zu verstummen. Er mußte sich zuweilen vor den durchmarschirenden Truppen verbergen, nur um den ihm zugedachten Ehrenbezeugungen zu entgehen; die militärische Bedeckung, die sie ihm aus freiem Antriebe anboten, damit ihn der Krieg nicht in der Ausübung seiner Amtspflichten stören möchte, konnte er gleichfalls ablehnen, denn er konnte überall sicher sein, da das Volk wie der gemeine Soldat den frommen Mann kannte. In seinem Palaste versammelte er die unglücklichen Landbewohner um sich, welche der Krieg von ihrem heimathlichen Herde vertrieben hatte, um sie an seinem eigenen Tische zu speisen, bis weiter für sie gesorgt war. Einer jener armen Landleute mochte gar nichts essen, und als ihn Fénélon deshalb fragte, sagte jener: „Ach, Herr! als ich aus meinem Hause floh, hatte ich nicht

Digitized by Google

Zeit, meine Kuh wegzubringen, und doch giebt diese meiner Familie den Lebensunterhalt. Nun wird sie der Feind in Beschlag nehmen, und ich werde nie wieder eine so vortreffliche Kuh erhalten!" Sogleich machte sich Fénélon, nur von einem Diener begleitet, auf den Weg, und brachte in eigner Person die Kuh dem Landmann wieder zurück. Es bedarf nur dieses einzigen Zuges, um den Charakter Fénélon's in seiner ganzen sittlichen Schönheit und Würde darzustellen.

Endlich ward das Glück den Franzosen wieder günstig; Kaiser Joseph starb, Marlborough fiel in Ungnade, die Königin Anna war für den Frieden. Der schwache Dauphin von Frankreich war 1711 an den Blattern gestorben, und Louis XIV., der von den vortrefflichen Eigenschaften des Herzogs von Burgund sich überzeugt hatte, nahm diesen zum Mitregenten an, zum Jubel des ganzen Landes. Fénélon feierte einen wohlverdienten Triumph, denn unermüdlich dachte er Tag und Nacht über das Wohl des Reiches und eine vernünftige Politik nach, die fortan zu befolgen sei. Er arbeitete noch am Schluß des Jahres 1711 eine Reihe von Aufsätzen aus, die des besten Staatsmanns würdig sind. Es kommen darin Gedanken über Staatsökonomie und Volkswirthschaftslehre vor, die erst eine spätere Zeit würdigen lernte. Die Privilegien des Adels sollten nicht minder wie der unnütze Aufwand bei Hofe eingeschränkt werden, Landstände für die Verwaltung der Provinzen sollten die königlichen Intendanten entbehrlich machen. Die Rechtspflege sollte vereinfacht und auch das Heer reformirt werden. — Doch der Entwurf sollte nur Entwurf bleiben, denn drei Monate nach Abfassung desselben starb der Herzog von Burgund, 29 Jahr alt, den 18. Februar 1712. In all' seinem Schmerz raffte Fénélon doch noch seine Kräfte zusammen, um einen Regentschaftsrath in einer Denkschrift vorzuschlagen, von welchem der liederliche Herzog von Orleans ausgeschlossen werden sollte. Selbst für die Arbeiten der Akademie fand er noch Zeit, indem er einen Reformplan des französischen Wörterbuchs entwarf.

Sein schwächlicher Körper war aber so vielen Anstrengungen nicht gewachsen, und die Leiden der Seele beschleunigten sein Ende. Der Tod des Herrn von Beauvilliers, seines innig geliebten Freundes, war der letzte harte Schlag, der ihn traf. Gleich nach demselben schrieb er (am 1. Januar 1715): „Bald werden wir Alles finden, was wir nicht können verloren haben; noch eine kleine Weile und wir haben nichts mehr zu beweinen." Drei Tage nachher warf ihn ein Fieber auf das Krankenlager; er starb voll freudigen Glaubens am 7. Januar 1715 in einem Alter von 64 Jahren 5 Monaten. Sein Tod verbreitete über das ganze Land Bestürzung und Wehmuth. Der Papst Clemens XI. vergoß Thränen und bedauerte, den frommen Erzbischof nicht zum Kardinal gemacht zu haben, wovon ihn seine Furcht vor Ludwig XIV. abgehalten hatte. Dieser frömmelnde Despot blieb ungerührt, als er die Todesnachricht vernahm. Desto wärmer war der Antheil, den das Ausland und selbst die Protestanten an Fénélon's Tode nahmen. Der berühmte Dichter

Digitized by Google

Johann Baptist Rousseau, der zu jener Zeit im Auslande reiste, schildert lebhaft den Eindruck, und schrieb an einen würdigen Protestanten die bezeichnenden Worte: „Große Talente gehören allen Ländern und Kirchen an, und mich nimmt's daher nicht Wunder, wenn Sie so gerührt bei dem Verluste sind, den die Kirche und die gelehrte Welt an der Person des Herrn Erzbischofs von Cambrai erlitten haben. In einem Jahrhundert, wo echtes Verdienst so selten wird, muß jeder ehrliche Mann einen so wahrhaft großen Mann betrauern; sein Ruhm wird so lange leben, als es Menschen auf der Erde giebt, die Sinn für wahre Tugend und echtes Verdienst haben, — und zur Schande unsrer Nation sei es gesagt, vielleicht wird gerade bei uns sein Tod am wenigsten beweint werden."

Bei allen schätzbaren Eigenschaften des französischen Volks geht doch das Höflingswesen durch alle Klassen. Der von jeher üblich gewesenen Sitte nach sollte dem verstorbenen Erzbischof eine Leichenrede gehalten werden, aber das Domkapitel wollte nicht bei Hofe anstoßen, und meinte, es möchte doch wohl schicklicher sein, unter den jetzigen Umständen von dem Herkommen abzuweichen. Allerdings bedurfte der Ruhm Fénélon's des äußeren Gepränges nicht; hatte er doch bei Lebzeiten der Freundschaft und Liebe der Edelsten sich erfreuen können. Und mit einem Wort über sein „Freundschaftsgenie" wollen wir sein Lebensbild beschließen.

Das Herz Fénélon's war ganz zur Freundschaft geschaffen; sie war bei ihm nicht bloß Neigung, sondern Leidenschaft, und doch ertrug er mit wahrhaft christlicher Größe manche Schmerzen, die sie ihm verursachte, und stand erhaben über jeden Egoismus. „Ich lebe bloß noch von Freundschaft," sagte er am Ende seines Lebens, „und die Freundschaft wird mir auch noch den Tod bringen." Es hat aber auch kein Schriftsteller mit größerer Zartheit darüber geschrieben als Fénélon. Er verknüpfte sie mit der christlichen Liebe, aber vermischte sie nicht damit; der Glaube sollte sie heiligen und vollenden, aber nicht absorbiren. „Nichts ist so zart, so offen, so lebendig, so sanft, so lieblich und hingebend als ein Herz, das eine von der Religion gereinigte Freundschaft besitzt." Diese Worte zeichnen ganz den Verfasser des Telemach, rechtfertigen aber auch die Anhänglichkeit, die ihm seine Freunde bewahrten, als er in Ungnade gefallen war. Wenn Frau v. Maintenon eine Ausnahme machte, so lag die Schuld wahrlich nicht an Fénélon, sondern an ihrem kalten berechnenden Geiste, dem die Gefühle der Seele untergeordnet waren wie das Mittel dem Zweck.

„Fénélon," sagt Saint-Simon, „hatte mehr als irgend Einer die Gabe zu gefallen, ja recht eigentlich Talente dafür, eine Sanftmuth, Biegsamkeit, natürliche Anmuth, die aus unerschöpflicher Quelle hervorsprudelten. Man mußte sich selber Zwang anthun, um aufzuhören, ihn zu betrachten; alle seine Manieren und Bewegungen entsprachen dem nicht zu beschreibenden Reiz seiner Physiognomie; mit einer Leichtigkeit, die sich Allen mittheilte, verband er in seiner Unterhaltung jenen guten

Digitized by Google

Geschmack, der nur in der besten Gesellschaft gewonnen wird. Er wollte nie mehr Verstand haben oder zeigen als die, mit denen er sprach, versetzte sich in den Gesichtspunkt eines Jeden, und er ließ Keinem merken, daß er sich herabließ, also, daß man ihn nicht verlassen konnte ohne den Entschluß, ihn wieder aufzusuchen."

Fénélon stellte den Menschen die Grundsätze der Tugend und Religion niemals in der Strenge des Pflichtgebots, als ein „du sollst", sondern als Mittel vor, durch welches sie zuerst ihr eigenes Wohl und damit das Wohl Derer förderten, mit denen Gott sie verbunden habe. Immer war er ihr Freund, den sie fragten, den sie hörten, der ihnen nie untreu ward, der nicht von Amtswegen, sondern aus persönlicher Theilnahme an ihrem Wohl und Wehe zu ihnen sprach. Wie hätten sie einen Mann nicht lieben sollen, der sie mit so zarten Banden an sich fesselte, und wie seinem Wort nicht glauben, das nur die Freundschaft diktirt? Hier, auf dem Gebiet des Herzens, lag die Quelle der Beredsamkeit Fénélon's und aller seiner praktischen Erfolge.

Als Erzbischof in Cambrai führte er ein wahres Stillleben. Es war ihm von Jugend auf zur Gewohnheit geworden, nur einige Stunden dem Schlafe zu widmen und sehr früh aufzustehen. Er las täglich in seiner Kapelle die Messe, am Sonnabend aber in seiner Hauptkirche, und diesen Tag hatte er dazu bestimmt, um Jeden, der es verlangte, Beichte zu hören. Der Sitte der Vorzeit gemäß speiste er um Mittag; seine Tafel war stets prächtig besetzt, aber nur seines hohen Ranges willen, denn er selber genoß nur leichte und sehr wenige Speise, sein Trank war ein leichter weißer Wein. Dieser etwas übertriebenen Nüchternheit schrieb man seine große Magerkeit zu. Wenn sonst die Bischöfe von höherem Range für ihre Sekretäre und Almosenpfleger besondere Tische decken ließen, so mußten mit Fénélon alle Geistliche speisen, die zu seinem Dienst waren, und besuchte ihn Einer, so mußte dieser, gleichviel ob Hoch oder Niedrig, zu seiner Rechten sitzen. Dreizehn bis vierzehn Personen waren in der Regel an der Tafel des Erzbischofs von Cambrai versammelt; das Gespräch war lebhaft und ungezwungen. Kurz vor 9 Uhr kam man wieder zum Abendessen zusammen, wovon jedoch Fénélon kaum kostete. Mit einem Abendgebet des Almosenpflegers und dem Segen des Prälaten ward der Tag beschlossen.

Nachdem ihm 1697 sein Palast abgebrannt war, ließ er ein schöneres Gebäude aufführen und höchst geschmackvoll einrichten. Der erzbischöfliche Saal war mit schönen Hautelice-Tapeten behängt, welche die Schöpfungsgeschichte vorstellten; der Baldachin, unter welchem sich das erzbischöfliche Kreuz befand, war aus Carmoisin-Sammt und stand auf einem großen Fußteppich; ebenso waren die Sofas, Armsessel und Vorhänge aus rothem Sammet und mit goldenen Fransen und Tressen besetzt. Dieser Baldachinsaal stieß an das geräumige Schlafzimmer, das mit Carmoisin-Damast ausgeschlagen war; aus demselben Stoffe bestand das Bett, an dessen Seiten werthvolle Gemälde hingen. Aus dem Schlaf-

Digitized by Google

zimmer kam man in die wohleingerichtete Bibliothek. Alle Kamine bestanden aus jaspisartigem Marmor; die Fußböden waren getäfelt und in der größten Reinlichkeit erhalten. So hatte es Fénélon für den Erzbischof einrichten lassen; für seine Person hatte er sich aber ein ganz kleines Schlafzimmer neben dem großen eingerichtet, dessen Wände, Bett und Sessel nur mit einem weißgrauen wollenen Zeuge überzogen waren. Seine Wappen hatte er weder an seinen Kaminen, Thüren, noch viel weniger am Baldachin anbringen lassen, denn das Haus war ja nicht für ihn und seine Familie, sondern für Bischöfe aus den verschiedensten Familien erbaut.

Das Hauptvergnügen Fénélon's war, einen guten Freund in seinem gastfreien Hause zu bewirthen, und mit ihm unter anregendem Gespräch in Gottes freier Natur spazieren zu gehen.

---

## Linné.*)

Es war zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts — Dank den großen Ereignissen, welche die neue Kulturentwickelung der Menschheit begründeten seit der Entdeckung der neuen Welt, und dem Fleiße von Männern wie Konr. Geßner in Zürich, Aldrovandi in Bologna, Ray in England, Tournefort in Frankreich — bereits ein nicht geringer Schatz naturgeschichtlichen Wissens gesammelt worden, aber da man noch nicht gelernt hatte, das in den Erzstücken vorhandene edle Metall auszuprägen und in Kurs zu setzen, war man gewissermaßen des vorhandenen Reichthums wegen in Verlegenheit; es trat eine Stockung im Fortschritt der Wissenschaft ein, über deren Grund man ebenso wenig im Klaren, als man im Stande war, einen entscheidenden Schritt nach vorwärts zu thun. Da trat der schwedische Naturforscher Linné auf und zeigte den erstaunten Zeitgenossen, wie man die bunte Mannigfaltigkeit einheitlich ordnen und durch diese Ordnung beherrschen könne; mit seinem eindringenden umfassenden Blick faßte er das Wesentliche, Charakteristische der Naturkörper auf, wodurch sie zur Gattung und Art sich gruppiren; er nannte die Dinge und nun erst, da sie wissenschaftlich festgestellte Namen hatten, wurden sie für die Wissenschaft gewonnen. Es war ein künstliches System, das Linné aufstellte, aber dasselbe brach der Erkenntniß des natürlichen, von Gott selber geordneten Systems, wodurch alle Dinge in und

*) Linné's eigenhändige Aufzeichnungen über sich selbst, mit Anmerkungen und Zusätzen von Afzelius. Aus dem Schwedischen von K. Lappe ꝛc. Berlin 1826. Vgl. Fee's Vie de Linné (Paris 1832). Minde om Linné, Fader og Son (Denkschrift auf Linné, Vater und Sohn) von S. Hedin.

Digitized by Google

mit und durch einander bestehen als Glieder Eines Leibes, die Bahn. Da er sich der lateinischen, damals der ganzen gelehrten und gebildeten Welt geläufigen Sprache bediente, ward seine Terminologie um so leichter verbreitet. Mit wahrem Riesenfleiß forschte und sammelte er aber auch in allen Reichen der Natur; er entdeckte mehr Spezies von Thieren, die Insekten mit inbegriffen, als alle Autoren zusammen, die vor ihm gelebt; im botanischen Garten von Upsala prangte der Theebusch neben sibirischen Gewächsen, welche seitdem unsere Gärten zieren und über Europa verbreitet worden sind.

Karl, Ritter von Linné, wurde im Mai 1707 zu Räshüllt in der schwedischen Provinz Smaland geboren, wo sein Vater Pastor war, jedoch bald darauf nach Stenbrohult versetzt wurde. Zu Stenbrohult wuchs Karl unter den Blumen auf, zu denen er schon mit der Muttermilch eine so große Neigung gefaßt hatte, daß sie in der Folge von keiner Noth vertilgt werden konnte. Als erste Veranlassungen dazu führte Linné selber an: „Der Vater liebte immer die Pflanzenkenntniß; er hatte sich mit den lateinischen Namen einiger Pflanzen bekannt gemacht, hatte, als er auf der Akademie zu Lund studirte, 50 Pflanzen mit eigener Hand zu einem herbarium vivum eingelegt; er legte, sobald er verheirathet war, zu Räshullt einen kleinen Garten an, wo er so viele Gewächse anpflanzte, als er sich verschaffen konnte; er fand an keiner Sache so großes Vergnügen als an diesem Garten, auch die Mutter sah beständig den Beschäftigungen ihres Mannes im Garten zu, und hernach, da der Knabe noch ganz klein war, sobald er schrie und auf keine andere Art beruhigt werden konnte, steckte sie ihm immer eine Blume in die Hand, wo er dann sogleich stille ward."

In Stenbrohult hatte der Vater einen der schönsten Gärten in der ganzen Landshauptmannschaft mit auserlesenen Bäumen und den seltensten Blumen bepflanzt und suchte darin, wenn er von Amtsverrichtungen frei war, seinen liebsten Zeitvertreib. Der junge Karl war kaum 4 Jahr, als er einmal seinen Vater zu einer Kollation nach Miklanäs begleitete, in der schönsten Sommerszeit. Da die Gäste am Abend sich auf einer grünen Wiese gelagert hatten, machte der Pastor seiner Gesellschaft bemerklich, wie jede Blume ihren eigenen Namen habe, führte auch mancherlei Merkwürdiges und Wunderbares von den Pflanzen an, und zeigte dabei die Wurzeln der Succisa und Orchis. Das Kind sah mit herzlichem Vergnügen zu, und von Stund' an ließ es dem Vater keine Ruhe, fragte beständig nach dem Namen der Gewächse, weit mehr, als der Vater beantworten konnte. Aber nach Art der Kinder vergaß auch Karl die Namen oft genug wieder, weshalb er auch einmal von seinem Vater hart angelassen wurde, welcher sagte, er würde ihm keine Pflanzennamen mehr nennen, wenn er sie immer wieder vergessen wollte. Des Knaben ganzes Sinnen und Denken war nun darauf gerichtet, die Namen sich fest in's Gedächtniß zu prägen.

Digitized by Google

Als er das siebente Jahr erreicht hatte, wurde er einem Informator anvertraut, der aber gar kein Geschick hatte, Kinder zu erziehen. Die Eltern hatten ihren einzigen Sohn dem geistlichen Stande bestimmt und schickten ihn zeitig nach Wexiö in die öffentliche Schule. Doch sowohl die Trivialschule wie das Gymnasium daselbst huldigten dem althergebrachten Schlendrian, und die Lehrer mit ihren steifen Methoden verstanden es durchaus nicht, den lebhaften Knaben anzuregen und für das Lernen zu gewinnen. Er war nie froher, als wenn er dem engen Schulzimmer entrinnend, in's Freie eilen konnte, um Pflanzen zu suchen. Da er jährlich mehrere Mal von Wexiö nach Stenbrohult wanderte, hatte er es durch aufmerksame Betrachtung der Blumen am Wege dahin gebracht, zu sagen, an welchem Punkte auf der Strecke von fünf Meilen jede Pflanze wuchs.

Das Gymnasium zu Wexiö arbeitete vornehmlich darauf hin, tüchtige Theologen heranzubilden, und gerade in den Wissenschaften der Rhetorik, Metaphysik, Moral, der griechischen und hebräischen Sprache und Theologie gehörte der junge Linné zu den schlechtesten Schülern. Dagegen war er einer der besten in den physikalischen und mathematischen Stunden. Seine Lieblingswissenschaft, die Botanik, ward gar nicht gelehrt, und er hatte sich deshalb verschiedene botanische Bücher, freilich sehr unvollkommene Wegweiser, angeschafft, die er Tag und Nacht las, und wörtlich hersagen konnte.

Der Gymnasialschüler war 19 Jahr alt geworden; 1726 machte der Vater einen Besuch in Wexiö, um sich nach seinem lieben Sohn zu erkundigen. Man denke sich das schmerzliche Erstaunen des Mannes, als alle Lehrer ihm einstimmig riethen, seinen Sohn nicht länger zu den Büchern zu halten, da er für ein wissenschaftliches Studium durchaus nicht tauge, und es am besten sei, wenn er ihn noch zeitig zu einem Tischler oder Schneider in die Lehre thäte. Mit dem traurigen Gedanken beschäftigt, zu welchem Handwerk er seinen Sohn bestimmen sollte, begab er sich noch zu dem Provinzialarzt Johann Rothmann, welcher zugleich Lektor der Physik am Gymnasium war, um sich wegen einer Unpäßlichkeit, woran er seit einiger Zeit gelitten, Raths zu erholen. Indem er nun dem Doktor seine Krankheit berichtet, läßt er auch den Kummer mit einfließen, den ihm soeben sein liebstes Kind verursacht hat. Doktor Rothmann giebt auch dafür Medizin; er tröstet den Vater mit dem Ausspruch, daß unter all' den studirenden Schülern kein einziger sei, der soviel Hoffnung für die Zukunft erwecke, als eben sein Karl. Da der Pastor das einhellige Zeugniß der Lehrer entgegen hält, erbietet sich der wackere Arzt, um alle Zweifel niederzuschlagen, selber den Jüngling in's Haus nehmen und für das eine noch rückständige Jahr ihm den nöthigen Privatunterricht ertheilen zu wollen, so daß er mit seinen Kameraden auf die Akademie abgehen könne. Der Wunsch der Eltern, ihren Sohn zum Priester zu machen, sollte sich erfüllen, nur auf andere Weise; er sollte ein Priester der Natur werden. Doktor Rothmann hatte es aber

Digitized by Google

zunächst auf den Arzt abgesehen; er stimmte den übrigen Lehrern bei, daß der Karl zum Prediger nichts tauge, dagegen könne er als Arzt sich eine nicht minder ehrenvolle und einträgliche Existenz schaffen.

So ward der Vater getröstet und willigte in die Rathschläge seines Freundes ein. Doktor Rothmann las dem jungen Linné das ganze darauf folgende Jahr privatissime die Physiologie, und als er ihn nach gehaltenem Kollegium examinirte, fand er, daß er alles Vorgetragene wohl gefaßt habe. Auch zeigte Rothmann seinem Schüler an Tournefort's „Institutionen", wie er die Botanik studiren müsse, um weiter zu kommen; er ließ ihn ferner die Pflanzenklassen aus Valentini's Geschichte der Pflanzen abzeichnen und Linné hatte nun die größte Freude daran, jedes Gewächs nach Tournefort's Weise durch Anschauung der Blüthe zu bestimmen und in seine Klasse zu bringen.

Als das letzte Vorbereitungsjahr abgelaufen war, stellte ihm der Rektor des Gymnasiums folgendes testimonium academicum aus: „Die Jugend auf den Schulen könne mit jungen Stämmen in einer Baumschule verglichen werden, wo es sich zuweilen, wie wohl selten, ereigne, daß junge Bäume, obgleich man den größten Fleiß auf sie gewandt, nicht arten wollen, sondern durchaus Wildlingen gleichen; wenn sie aber in der Folge versetzt und umgepflanzt werden, ihre wilde Art verändern und schöne Bäume werden, die liebliche Früchte tragen. In welcher Absicht und in keiner andern er nun auch diesen Jüngling zur Universität absende, der vielleicht daselbst in ein Klima kommen könne, welches sein besseres Gedeihen begünstige." Mit diesem Reisepaß verfügte sich Linnäus zur Akademie in Lund, woselbst sein voriger Informator, der nunmehrige Magister Gabriel Hök, sich aufhielt, welcher, ohne jenes unangenehme Zeugniß vorzuweisen, seinen ehemaligen Schüler zum Rektor Magnifikus und zum Dekan führte, ihn als seinen Schüler einschreiben ließ und ihm darauf im Hause des Doktor Stobäus eine Wohnung verschaffte.

Hier bei Dr. Stobäus fand nun unser Student ein artiges Museum von allerhand Naturalien, namentlich von Steinen, Schnecken, Vögeln, auch Herbarien von eingelegten oder eingeklebten Pflanzen, dergleichen er noch niemals gesehen. Ueber diese Herbarien hatte der junge Mann eine besonders große Freude, und er machte sich sogleich an's Werk, alle Pflanzen, die in der Gegend von Lund wuchsen, einzulegen. Stobäus war ein kränklicher Mann, einäugig, an einem Fuße lahm, beständig von Kopf- und Rückenschmerz und Hypochondrie geplagt, aber sonst ein großes Genie. Da er eine ausgebreitete medizinische Praxis hatte, rief er einstmals den Linnäus zu sich, daß er ihm in der Korrespondenz mit den Kranken helfen sollte; aber dessen Handschrift war so wenig ansprechend, daß es bei Einem Briefe sein Bewenden hatte. Doch erhielt Linné die Erlaubniß, einer Privatvorlesung, welche Stobäus zweien Studenten über die Konchylien hielt, beiwohnen zu dürfen, und als er den Eifer sah, womit Linné bis tief in die Nacht hinter den Büchern saß und studirte,



Digitized by Google

gestattete er ihm die freie Benutzung seiner großen Bibliothek, schickte ihn auch späterhin zu seinen Patienten und ließ ihn oft an seinem Tische essen.

Im Frühling 1728 war Linné an einem heißen Tage nach Vogelsang, einem Dorfe in der Nähe von Lund, botanisiren gegangen; der großen Hitze willen warf er Rock und Weste ab, hatte aber das Unglück, daß er von einem Insekt, der sogenannten Höllenfurie (furia infernalis) in den Arm gebissen wurde, so daß dieser anschwoll und ganz steif wurde. Die Entzündung nahm überhand, Stobäus war verreist, da entschloß sich ein Feldscheer, Namens Seidel, eine große Oeffnung in den Arm vom Ellbogen bis zur Schulter zu machen, und der Schaden war glücklich geheilt.

Gleich nach seiner Genesung machte Linné eine Reise nach Smaland zum Besuch der Eltern. Die Mutter ward ganz betrübt, als ihr Sohn nichts anders that, als Pflanzen auf Papier zu kleben; sie hatte noch immer eine stille Hoffnung gehegt, aus ihm einen Priester zu machen, sah jedoch nun, daß sie darauf Verzicht leisten müsse. Doktor Rothmann sprach auch in Stendrohult vor, und rieth dem Studenten, er solle Lund verlassen und lieber Upsala wählen, wo ihn der gelehrte Roberg in der Medizin und der berühmte Rudbeck in der Botanik besser vorwärts bringen würden, als solches in Lund möglich sei; auch seien in Upsala noch andere Vortheile, als eine stattliche Bibliothek, ein schöner akademischer Garten und eine reiche Zahl von Stipendien, ohne welche ein armer studiosus medicinae nicht wohl fortkommen könne. Die Eltern gaben ihrem Sohn das Letzte, was sie hatten, 100 Thaler Silbermünze, und so reiste Linné nach Upsala.

Im Herbst 1728 langte er in der Universitätsstadt an. Nirgend empfohlen und ohne Aussicht auf Nebenverdienst ging seine Baarschaft bald zu Ende. Er gerieth in Schulden, und konnte nicht einmal seine Schuhe besohlen lassen, sondern mußte auf den bloßen Füßen gehen, indem er steifes Papier anstatt der Sohlen in seine Schuhe legte. Gern wäre er wieder zu seinem Gönner Stobäus in Lund geeilt; aber der Weg war lang, und überdieß schämte er sich, einen Mann wieder aufzusuchen, von dem er sich etwas leichtsinnig entfernt hatte. Doch es sollte bald Hülfe kommen! Im Herbst 1729 saß Linné in dem verfallenen akademischen Garten, um einige Blumen zu beschreiben, als ein ehrwürdiger Geistlicher in den Garten trat und ihn fragte, was er schriebe, ob er die Pflanzen kenne u. s. w. Linnäus antwortete sehr bestimmt und benannte Alles sicher nach Tournefort's Methode, was dem geistlichen Herrn sehr gefiel, der den kenntnißreichen jungen Botaniker sogleich mit in seine Wohnung nahm. Der Prälat war der berühmte Celsius, Doktor der Theologie, welcher damals seine Geschichte der biblischen Pflanzen ausarbeitete und sich schon längst nach der Beihülfe eines tüchtigen Botanikers gesehnt hatte. Er räumte dem armen Studenten ein Zimmer in seinem Hause ein und ließ ihn mehrentheils an seinem Tische essen;

Digitized by Google

Linné unterzog sich dafür mit Freuden den ihm aufgetragenen Arbeiten und begleitete auch den Doktor Celsius auf dessen Reisen. Da er nun auch Gelegenheit bekam, einigen Studenten der Medizin Privatkollegia zu halten, bekam er die erforderlichen Geldmittel, sich Schuhe und andere Bekleidung anzuschaffen.

Unter den Medizinern war ein sehr talentvoller Student, Petrus Arctädius (Artedi); mit diesem schloß Linné eine vertraute Freundschaft. Beide waren an Statur und Sinnesart sehr ungleich, denn Artedi war lang gewachsen, saumselig, ernsthaft; Linné klein, hastig, lebhaft; Artedi liebte die Chemie und besonders die Alchymie eben so sehr, wie Linné die Gewächse. Artedi besaß aber auch einige Kenntniß in der Botanik, ebenso wie Linné in der Chemie, und da sie sahen, daß Jeder in seinem Fach dem Andern überlegen war, strebten sie in gleicher Weise, wenn auch auf verschiedenem Gebiete, vorwärts. Beide begannen z. B. zu gleicher Zeit mit dem Studium der Fische und Insekten; doch da Linné den Artedi in den Fischen nicht erreichen konnte, verließ er sie willig, ebenso wie Artedi die Insekten. Artedi bearbeitete die Amphibien, Linné die Vögel. Es war zwischen beiden Freunden eine beständige Eifersucht, heimlich zu halten, was sie gefunden hatten, und doch konnte keiner länger als drei Tage an sich halten, sondern mußte mit seiner Entdeckung prahlen.

Die Professoren der Medizin Rudbeck und Roberg lasen keineswegs über Botanik, wie Linné es erwartet und gewünscht hatte. Um so eifriger trieb er seine Privatstudien. Durch eine Abhandlung „über das Geschlecht der Pflanzen" in den Actis Lipsiensibus angeregt, begann er eine genauere Untersuchung der Befruchtungsorgane, und fand bald, daß die Staubfäden und Pistille nicht minder verschiedenartig gebaut seien als die Blumenblätter, und eigentlich die wesentlichsten Bestandtheile der Blüthe bildeten. Er schrieb seine Gedanken in einem Aufsatze nieder, den er seinem Gönner Doktor Celsius mittheilte, welcher seinerseits das Manuscript dem Professor Rudbeck gab, dem die Abhandlung so gefiel, daß er nach der näheren Bekanntschaft des Verfassers verlangte. Linné ward von Rudbeck alsbald zum Stellvertreter ausersehen und mußte nun im botanischen Garten die Pflanzen demonstriren. Seine botanischen Vorlesungen fanden allgemeinen Beifall und Linné ließ nun den ganzen Garten ändern, verschaffte sich aus andern Gärten und vom Lande die seltensten Blumen und pflanzte sie nach eigener Methode. Professor Rudbeck hatte ihn als Informator seiner Kinder in sein Haus aufgenommen, wodurch Linné Gelegenheit bekam, dessen treffliche Bibliothek nach Gefallen benutzen, namentlich aber auch Rudbeck's schön gezeichneten Vögel ununterbrochen durchgehen zu können. Der junge Naturforscher war ganz in seinem Elemente, arbeitete Tag und Nacht und begann seine Bibliotheca botanica, seine Classes plantarum, seine Critica botanica und seine Genera plantarum zu schreiben, wodurch er eine wahre Reformation in der Botanik begann.



Digitized by Google

Rudbeck hatte schon 40 Jahre vorher eine botanische Reise nach Lappland gemacht, deren Ergebnisse das allgemeinste Interesse erregt hatten; da er oft von den seltsamen Naturerscheinungen und eigenthümlichen Pflanzen, die er auf seiner Reise gesehen, erzählte, entstand in Linné der Wunsch, ein ähnliches Unternehmen zu wagen. Der Plan zu einer neuen Reise in den Norden ward in Anregung gebracht und die wissenschaftliche Sozietät bewilligte dem Linnäus eine Summe von 50 Thalern, welche der unternehmende Botaniker für völlig hinreichend hielt, um eine Reise von mehr als 800 deutschen Meilen zu machen.

Im April 1732 trat Linné die ebenso beschwerliche als gefahrvolle Reise an, ganz allein und nur mit dem Unentbehrlichsten ausgerüstet, das er in einem Päckchen hinter sich auf dem Pferde hatte. In sechs Monaten vollbrachte er glücklich seine Aufgabe und kehrte mit wichtigen, besonders für die Botanik werthvollen Schätzen zurück. Mit großem Fleiß bearbeitete er nun die vollständige „Flora von Lappland", welche ein Muster für alle ähnlichen Arbeiten wurde, und eine Fülle neuer Entdeckungen, namentlich die bündigste und genaueste Beschreibung der Pflanzen enthielt, die hier zum ersten Mal nach der Zahl der Staubfäden und ihrem Verhältniß zum Pistill geordnet erschienen.

Ein junger Dozent, Doktor Rosen, war von seinen Reisen in's Ausland nach Upsala zurückgekehrt und hatte einen Theil der Professur Rudbeck's übernommen. Wie er schon vorher, als Linné sich zur lappländischen Reise anschickte, gegen diesen aufgetreten war, suchte er auch nun eine feste Anstellung des in der Naturgeschichte ihm so entschieden überlegenen Naturforschers zu verhindern. So entschloß sich Linné abermals zu einer Reise nach Fahlun und in die Bergwerke Dalekarliens, wohin ihn dießmal sieben wißbegierige Studenten begleiteten. Er hielt zu Fahlun Vorlesungen über Mineralogie und Hüttenwesen, und erübrigte endlich so viel, daß er 1735 nach Holland reisen und zu Harderwyk als doctor medicinae promoviren konnte. Sodann begab er sich in die berühmte Universitätsstadt Leyden, wo damals der große Arzt und Naturforscher Boerhave wirkte. Dieser staunte über die Tiefe und den Umfang seiner Kenntnisse und schloß bald ein enges Freundschaftsbündniß mit ihm. Als er in Amsterdam den Naturforscher Burmann besuchte, war dieser hocherfreut, räumte dem Linné sogleich ein prächtiges Zimmer ein und bat ihn, so lange zu bleiben, als es ihm gefiele. Beide Wissenschaftsmänner arbeiteten nun eine Zeit lang gemeinsam; Linné lernte Burmann's Arbeit über die Pflanzen Ceylon's kennen und besuchte fleißig den medizinischen Garten in Amsterdam. Doch er hatte kaum einige Monate diese Gelegenheit bei Burmann benutzt, als der reiche Banquier und Oberaufseher der ostindischen Handelsgesellschaft Georg Clifford ihn aufsuchte und Burmann überredete, den berühmten Botaniker, der ihm von Boerhave so glänzend empfohlen sei, ihm zu überlassen. Clifford besaß zu Hartecamp bei Harlem einen vortrefflichen Garten, den nun Linné nach seinem Ermessen einrichten sollte; er hatte Vollmacht erhalten

Digitized by Google

alle Pflanzen zu verschreiben, die im Garten mangelten und die Bücher zu kaufen, die in der übrigens wohl ausgestatteten Bibliothek noch fehlten. Dabei blieb ihm noch Zeit genug, zu seiner eigenen Ausbildung in der Botanik fortzuarbeiten, und er arbeitete auch Tag und Nacht darin. Unter Mithülfe einer gelehrten Gesellschaft in Amsterdam gelang es ihm auch, seine Flora lapponica unter die Presse zu bringen. Dann reiste Linné auf Clifford's Kosten nach England, wo er nicht allein die Gärten in Chelsea und Oxford besah, sondern sich auch daraus die meisten seltenen Pflanzen verschaffte, welche eingesandt, aber noch unbeschrieben waren. Er kehrte mit mancherlei botanischen Schätzen beladen nach Holland zurück, bereicherte Clifford's Garten mit vielen lebenden Pflanzen, und dessen Herbarium durch viele getrocknete Exemplare. Seine Genera plantarum wurden nun mit aller Sorgfalt in Leyden gedruckt, und am 3. Oktober 1736 ward Linnäus zum Mitglied der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften unter dem Namen Dioscorides II. ernannt.

Da Clifford ihm so viel Gutes gethan, ja wie einen Sohn behandelt hatte, wollte sich Linné auch dadurch dankbar erweisen, daß er das große Prachtwerk der Beschreibung des Clifford'schen Gartens (Hortus Cliffortianus) mit 37 Kupfern verfaßte und herausgab. Wenn er von dieser Arbeit ermüdet war, belustigte er sich mit der Critica botanica, die er in Leyden drucken ließ. Der Arbeiten mochten aber doch zu viele geworden sein, und Linné merkte an seinem Befinden, daß ihm die holländische Luft nicht mehr zusagte. Zwar bot sein Freund und Gönner Clifford Alles auf, ihn bei sich zu behalten, doch vergebens.

Im Jahre 1738 verließ der schwedische Naturforscher Holland. Sein Abschied von dem großen Arzte Boerhave, der an der Bauchwassersucht todtkrank darniederlag, war rührend. Boerhave hatte solche Beklemmungen, daß er im Bette nur aufrecht sitzen konnte, und um ihn zu schonen, durfte Niemand ihn besuchen. Linnäus war der Einzige, welcher Zutritt erhielt, um zum letzten Male seines großen Lehrers Hand zu küssen und ihm ein betrübtes Vale! zu sagen. Der kranke schwache Greis hatte noch so viel Kraft, daß er des Linnäus Hand zum Munde führte und sie ebenfalls küßte, wobei er folgende Worte sprach: „Ich habe meine Zeit und Jahre gelebt, auch gethan, was ich vermocht und gekonnt habe, Gott erhalte Dich, dem dieß Alles noch bevorsteht. Was die Welt von mir verlangte, hat sie erhalten; aber sie verlangt noch weit mehr von Dir. Lebe wohl, mein lieber Linnäus!" Die Thränen verstatteten ihm nicht, seine Rede fortzusetzen, aber er sandte dem geliebten Schüler noch ein prächtiges Exemplar seiner Chemie als Andenken.

Linné ging zuerst nach Paris, wo er mit den beiden Jussieu, mit Réaumur, Obriet (des verstorbenen Tournefort's Zeichner und Reisegefährten im Orient) und andern bedeutenden Persönlichkeiten Bekanntschaft machte. Die Akademie der Wissenschaften ernannte ihn zu ihrem Korrespondenten. Da er sich daheim kurz vor seiner Abreise verlobt hatte, ließ es ihm nun aber in der Fremde keine Ruhe mehr, und er kam

Digitized by Google

noch am Ende des Jahres in Stockholm an, wo er sich nun als Arzt eine Wirksamkeit zu schaffen suchte. Trotz allen im Auslande empfangenen Ehren sah er sich jedoch in der schwedischen Hauptstadt anfänglich ganz verlassen und nur mit größter Mühe erwarb er sich nothdürftig seinen Unterhalt. Die glückliche Behandlung einiger jungen Kavaliere, die er in 14 Tagen von einem Uebel befreite, woran andere Aerzte Jahre lang kurirt hatten, führte ihm aber bald die ganze vornehme Jugend zu; dann wurde er auch mit dem Kapitän Triewald bekannt, einem sehr gebildeten Mann, der sich durch Einführung der Experimentalphysik im Reiche beliebt gemacht hatte. Dieser trug schon längst den Plan mit sich herum, eine schwedische Akademie der Wissenschaften in Stockholm zu gründen, und er vereinigte sich nun mit Doktor Linnäus, dem patriotischen Jonas Alström und Baron Höpken, welche Männer gemeinschaftlich die Statuten entwarfen, und schon im Mai 1739 kam die Akademie zu Stande, deren Präsident Linné wurde. Bald darauf feierte er seine Hochzeit.

Der Landmarschall Graf Tessin, als er durch Kapitän Triewald das Lob des Dr. Linné vernommen, veranlaßte den Reichsrath, daß ihm wieder die 100 Dukaten jährlich bewilligt würden, die er ehemals bezogen hatte; dafür sollte er im Sommer auf dem Ritterhause Botanik, im Winter über das Mineralienkabinet des Bergkollegiums Vorlesungen halten. Admiral Ankarkrona brachte es zu gleicher Zeit dahin, daß Linné von Sr. Majestät zum Admiralitätsarzt ernannt wurde, so daß es nunmehr weder an Thätigkeit, noch an Ehre und Einkommen fehlte. Sehr erwünscht kam ihm 1741 die Aufforderung zu einer naturwissenschaftlichen Reise von Seiten des Reichstags, welcher Befehl gab, er solle durch Oeland, Gothland und Westergothland reisen und die dortigen Landesprodukte beschreiben. Mit der Aussicht auf eine Professur in Upsala, wo 1740 Professor Rudbeck gestorben war, begann er die Reise, und als er zurückkehrte, zog er nach Upsala, um dort seine Antrittsrede „über die Wanderungen innerhalb des Vaterlandes" zu halten. Das Gebiet, welches ihm fortan zur Bearbeitung anheimfiel, war die Aufsicht des botanischen Gartens, die Botanik, Materia Medika, Semiotik, Diätetik und Naturgeschichte.

„Als Seine königliche Hoheit," berichtet Linné in seiner Selbstbiographie, „Prinz Adolph Friedrich*), zum ersten Mal die Akademie besuchten und alle Professoren von dem Kanzler Graf Gyllenborg präsentirt wurden, da wurden die Professoren Andreas Celsius und Karolus Linnäus als Lumina Academiae vorgestellt, wegen ihrer innerhalb und außerhalb des Reiches bekannten Gelehrsamkeit. Und auch in demselben Jahre, da Ihre königliche Hoheit vom Rektor und vier Professoren, unter welchen Linnäus einer war, zu ihrer Anherkunft beglückwünscht wurden, ward dem Linnäus allein angedeutet, nach Ekholsund zu folgen, um

*) Regierte als König von 1751—1771.

Digitized by Google

dort bei Ihrer königlichen Hoheit eine Privataudienz zu haben." Der botanische Garten zu Upsala ward durch Linné's Sorgfalt bald der vorzüglichste in ganz Europa; 1748 erschien die Beschreibung unter dem Titel Hortus Upsalensis. Das Studium der Naturgeschichte, vornehmlich der Botanik, kam in höchsten Flor. Wenn Linné zur Sommerszeit botanisirte, hatte er ein paar hundert Schüler um sich, welche Pflanzen und Insekten sammelten, Naturbeobachtungen anstellten, Vögel schossen, Protokoll führten. Und wenn sie von diesen Ausflügen, die bei gutem Wetter regelmäßig Mittwochs und Sonnabends von 7 Uhr Morgens bis 9 Uhr Abends abgehalten wurden, zurückkehrten, waren ihre Hüte mit Blumen geschmückt und sie begleiteten ihren Anführer mit Pauken und Waldhörnern durch die ganze Stadt bis zum botanischen Garten. Es fehlte auch nicht an freundlichen Sendungen vom Auslande. So erhielt Linné von Gmelin, welcher durch Sibirien reiste, ein Herbarium der sibirischen Pflanzen, wie er früherhin durch Gronovius von den virginischen erhalten hatte, und eins vom Professor Sauvages in Montpellier von allen dort wachsenden. Ein vom Professor Hermann in Leyden hinterlassenes Herbarium, das die in Ceylon wachsenden Pflanzen und Gewürze enthielt, war gleichfalls nach Upsala gesandt worden, und Linné scheute nicht die Herkulesarbeit, die alt und trocken gewordenen Blumen zu untersuchen und eine Flora Zeylonica zu bearbeiten. „Die Freude," bemerkt Oken sehr wahr — „nach Linné's System die ganze Natur mit Einem Blicke zu überschauen, und Alles, was vorkommt, mit Leichtigkeit darin auffinden und benennen zu können, wirkte so mächtig, daß Hunderte von Menschen davon ergriffen sich in alle Welttheile zerstreuten, allen Gefahren trotzten und selbst das Leben opferten, um Naturalien zusammenzubringen und ihrem verehrten Lehrer zu schicken. Andere arbeiteten rastlos zu Hause an der Untersuchung und Beschreibung der Thiere, welche nun aus aller Welt zusammenströmten, oder die sie in den Gärten, in den Flüssen oder am Meere fanden."

Das „System der Natur" hatte so großen und allgemeinen Beifall gefunden, daß Linné im Jahre 1748 schon die sechste Auflage davon besorgen konnte. An akademischen Würden und Ehren fehlte es dem verdienten Manne nun nicht; die meisten Akademieen hatten ihn zu ihrem Mitgliede ernannt und es wurden ihm oft genug Anträge zu höchst ehrenvollen Stellen im Auslande gemacht. Linné mochte aber sein Vaterland und eine Stelle, auf welcher er sich so ganz in seinem Elemente wußte, nicht verlassen. In Anerkennung seiner großen Verdienste schenkte ihm sein König, Gustav III., ein Landgut und erhob ihn 1756 in den Adelstand. Im Schooße seiner Familie, umgeben von seinen Freunden und Kindern, führte er ein zufriedenes glückliches Leben. Im Jahre 1772, wo er zum dritten Mal Rektor war, hatte er noch die Freude, daß seine Schüler, die Doktoren Thunberg und Sparrmann, ihm ihre Sammlungen vom Kap der guten Hoffnung sandten, und J. R. Forster

Digitized by Google

von seiner Reise in die Südsee ihm mit deutscher Liberalität seine ganze Sammlung kanadischer Insekten zum Geschenk machte.

Im Jahre 1774 ward Linné von einem Schlaganfall heimgesucht, der sich wiederholte, und nach längerem Leiden, das eine traurige Schwäche des Körpers und Geistes herbeiführte, starb der große Naturforscher am 10. Januar 1778, im Alter von 71 Jahren. Zu Upsala wurde in Linné's Garten dessen Statue, von Byström gefertigt, aufgestellt, und König Karl XIV. ließ, sein Andenken zu feiern, 1819 in Linné's Geburtsorte eine Schule errichten.

Der Medizinalrath S. Hedin, einer von Linné's vertrautesten Schülern, hat in der o. a. „Denkschrift" auf gewisse Aufzeichnungen hingewiesen, die Linné für seinen Sohn bestimmt hatte, aber sehr geheim hielt. Diese sind erst neuerdings aufgefunden worden durch Dr. Eckmann in Kolmar. Sie sollten dem geliebten Sohne ein letztes Vermächtniß sein; das Vorwort lautet u. A.:

Mein einziger Sohn!

Du bist in eine Welt gekommen, die Du nicht kennst;
Du siehst nicht den Herrn des Hauses, wunderst Dich aber über dessen Pracht;
Du siehst, daß Alles verwirrt zugeht, als ob Niemand es sähe, Niemand es hörte;
Du siehst, wie die reizendsten Lilien vom Unkraut erstickt werden;
Aber dennoch wohnt hier ein gerechter Gott, der Jedem das Seine giebt!
Innocue vivito, numen adest.*)

Es war eine Zeit, wo ich zweifelte, ob sich auch Gott um mich kümmere;
Viele Jahre haben mich gelehrt, was ich Dir jetzt übergebe.
Alle wollen glücklich sein, Wenige können es werden —
Willst Du glücklich werden, so wisse, daß Gott Dich sieht:
Innocue vivito, numen adest.

Bist Du nicht gläubig durch die Schrift, so werde es durch die Erfahrung.
Ich habe diese wenigen Fälle niedergeschrieben aus der Erinnerung,
Spiegele Dich in ihnen, und nimm Dich in Acht:
Felix quem faciunt aliena pericula cautum.**)

Linné nannte diese Aufzeichnungen seine Nemesis divina und hatte darin ganz bestimmte Namen und Thatsachen berührt, um seinem Sohne das unverletzliche Gesetz der moralischen Weltordnung an's Herz zu legen. Da sie den Naturforscher als Menschen in würdigster Weise

*) Lebe unsträflich, Gott ist gegenwärtig.
**) Glücklich der, den Anderer Gefahren vorsichtig machen.

Digitized by Google

charakterisiren, führen wir einige kurze Sätze zum Schlusse dieser biographischen Skizze noch an.

Das schon im Vorwort öfter berührte:

Innocue vivito, numen adest.
Benefac et laetare! (Thue Gutes und freue Dich!)
Ut vivis, ita ibis! (Wie Du lebst, wirst Du Dich befinden.)
Kein Charakter ist größer, als der, ein ehrlicher Mensch zu sein.
Wen der Zufall nicht erhöhet hat, den kann das Unglück nicht erniedrigen.
Hüte Dich, Dein Glück auf eines Andern Fall zu gründen.
Halte Dich nicht für unglücklich, weil Du in niederem Stande lebst, arm und gesund ist besser, als Reichsrath sein.
Je größer die Moralisten, desto mehr Narren; je dummer die Priester, desto mehr Ketzer; je stumpfer das Rasirmesser, desto schlimmer reißt es.

Letztere bittere Bemerkung wurde wohl zunächst durch die Streitigkeiten mit der theologischen Fakultät zu Upsala veranlaßt, welche den Naturforscher wegen seiner hier und da allerdings etwas zu ausgedehnten Anwendung von Bibelstellen in mehreren Dissertationen angegriffen hatte. Linné's Auffassung der göttlichen Strafgerechtigkeit ist etwas mechanisch und kaum haltbar — da er die Sünde nur dann für gelöst hält, wenn das Vergehen wieder gut gemacht wird, aber sie zeugt von seiner sittlichen Reinheit und Strenge.*) Uebrigens glaubte der große Mann — und das ist auch merkwürdig für den Kulturstandpunkt seiner Zeit — noch an Ahnungen, Vorbedeutungen und Prophezeiungen. In seiner Selbstbiographie treffen wir auf manche Aeußerungen eines Selbstlobes und einer Eitelkeit, die aber durchaus naiv ist und nirgends verletzt. So findet sich auch ein Abschnitt, „Flora's Leibregiment" überschrieben, worin Carolus Linnaeus als General an der Spitze steht.**)

*) Vgl. Magazin der Liter. d. Ausl. 1853, Nr. 135 und 136.

**) Flora's Leibregiment.

General: Karl Linné, Professor zu Upsala.

General-Major: Bernh. Jussieu, Professor zu Paris.

Obristen: Alb. Haller, Professor zu Göttingen. J. F. Gronovius, Senator zu Leyden; Royen, Professor zu Leyden. Geßner.

Obrist-Lieutenante: Joh. Burmann, Professor zu Amsterdam. J. Gottl. Gleditsch, Professor zu Berlin. P. H. G. Möhring, Arzt in Jever. Chr. G. Ludwig, Professor zu Leipzig. Gunttard, Mitglied der pariser Akademie.

Majore: Joh. Georg Gmelin, Professor zu Petersburg. Fr. Sauvage, Professor zu Montpellier. Humphrey Sibthorp, Professor zu Oxford. Petr. Kalm, Professor zu Abo.

Kapitäne: Ol. Celsius, Professor zu Upsala. Jul. Pontedera, Professor zu Padua. J. Fr. Seguier ꝛc. ꝛc.

Lieutenante: John Martyn, Professor zu Kambridge ꝛc. ꝛc.

Rumormeister: Lor. Heister, Professor zu Helmstedt.

Feldwebel: J. Georg Siegesbeck, Professor zu Petersburg.

Digitized by Google

## Cuvier.*)

George (Leopold Chrétien Frederik Dagobert) Cuvier ward am 23. Auguſt 1769 zu Mömpelgard, damals zu Würtemberg gehörig, geboren. Sein Vater hatte in einem der Schweizerregimenter, welche Frankreich im Solde hatte, mit Auszeichnung gedient, den militäriſchen Verdienſtorden erworben und genoß einer mäßigen Penſion.

George Cuvier beſuchte frühzeitig die Schule, wie überhaupt ſeine geiſtigen Fähigkeiten ſich ſehr früh entwickelten. Sein Zeichentalent mag er vielleicht vom Vater geerbt haben, denn dieſer wandte ſeine Mußeſtunden gern dazu an, berühmte Bauwerke oder Denkmäler mit allen Einzelnheiten in Pappe nachzubilden. Den eigentlichen Zeichenunterricht gab dem Kleinen aber Vetter Werner, der Stadt-Baumeiſter.

Ein Schulkamerad und Geſchwiſterkind hat folgende „Erinnerungen aus der Kindheit und erſten Jugendzeit G. Cuviers" aufgezeichnet.

„Wenn mein Gedächtniß mich nicht täuſcht, war es im Jahre 1775 und 76, als ich Cuvier zuerſt kennen lernte. Er mochte ſechs Jahre und ich etwa acht Jahre alt ſein. Man bezeichnete ihn ſchon damals als ein ſehr fähiges Kind von ungewöhnlichem Fleiß und Wiſſen. Ich fand bald Gelegenheit mich zu überzeugen, daß dieſer Ruf begründet war. Er kam einige Tage mit ſeiner Mutter und Fräulein B. zu uns auf Beſuch. Mein Bruder und ich wurden ganz ſtumm vor Erſtaunen, als wir ihn leſen und deklamiren hörten wie einen Erwachſenen, als wir die Sauberkeit und Schönheit ſeiner Handſchrift ſahen, ſeine Geſchicklichkeit im Zeichnen, ſeine Fertigkeit aus freier Hand Papier oder Kartenblätter zu Figuren auszuſchneiden. Was die letztere Fertigkeit anbetraf, ſo hatte er dieſelbe von meinem Onkel, ſeinem Vater, der ſich darauf vortrefflich verſtand. Während des in Rede ſtehenden Beſuchs kam durch unſer Dorf ein Tauſendkünſtler, der allerlei hübſche Taſchenſpielerkunſtſtückchen machte. Mein Vater ließ ihn zur Beluſtigung der Geſellſchaft am Abend in's Pfarrhaus kommen, und aus der ganzen Nachbarſchaft ſtrömten die Zuſchauer herbei. Unſer Mann gab uns mannigfaltige Proben ſeiner Geſchicklichkeit. Wir bekamen verſchiedene Kartenkunſtſtücke zu ſehen; einen Heronsbrunnen, der auf ſein Wort zu fließen aufhörte und wieder ſprudelte; eine Art Dolch, den er in ſeinen Arm bohrte und blutig wieder herauszog. Alles das beluſtigte die Zuſchauer (und ſelbſt die, welche

*) Notice historique sur les ouvrages et la vie de M. le baron Cuvier par G. L. Duvernoy (Paris, 1833). Unter den éloges iſt beſonders der von Charles Laurillard, dem Landsmann, Kollegen und Freunde Cuvier's, werthvoll. Ferner: G. Cuvier's Briefe an C. H. Pfaff aus den Jahren 1788—92, naturhiſtoriſchen, politiſchen und literariſchen Inhalts. Nebſt einer biographiſchen Notiz über G. Cuvier, von C. H. Pfaff. Herausgegeben von W. F. G. Behn. Mit Cuvier's Portrait (Kiel, 1845). Vgl. Oken's Iſis 1832, 12.

Digitized by Google

schon Aehnliches gesehen hatten) gar sehr. Mein kleiner Vetter prüfte Alles mit großer Aufmerksamkeit, schien jedoch wenig überrascht; ja, er erklärte uns sogar das Spiel des Springbrunnens und den Mechanismus des Dolches, den er uns abzeichnete und in Papier ausschnitt. So erhielt auch er nicht geringen Antheil an der Bewunderung und den Beifallsbezeigungen der Gesellschaft.

Für Fräulein B. hatte er die zärtlichste Neigung; er setzte sich auf ihren Schooß, umarmte sie und nannte sie nur seine liebe Frau. Als wir ihm die ersten Bände von Büffon's Naturgeschichte zeigten, auf welche mein Vater subscribirt hatte, freute er sich besonders über die schönen Abbildungen der Thiere; doch ging seine Neugierde damals noch nicht weiter. Aber schon in den folgenden Besuchen fragte er gleich nach den Bänden des Werkes, die neu herausgekommen waren, um die Kupfertafeln mit Bleistift abzuzeichnen. Dann wollte er auch die Umrisse koloriren, und da hierzu nähere Kenntniß der Beschreibungen nöthig war, begann er auch diese zu lesen und fand große Lust an dieser Lektüre. Sowohl seine Bleistiftzeichnungen wie seine gemalten Bilder waren höchst sauber ausgeführt. Wenn bei der Beschreibung eines Thieres sich keine Abbildung fand, unternahm er auch wohl aus freien Stücken nach den im Buche angegebenen Merkmalen, ein entsprechendes Bild zu zeichnen und zu malen. Dabei war er nicht karg mit der Vertheilung seiner Bilder; fast jeder seiner Kameraden konnte Proben seines Talentes aufweisen.

Wir mußten ihm bis zu seinem Abgange vom Gymnasium Theile von Büffon's Naturgeschichte leihen, und wenn er durch irgend ein Hinderniß nicht den gewünschten Band erhielt, suchte er ihn aus der Stadtbibliothek sich zu verschaffen. Doch hinderte ihn die Lektüre dieses Werkes keineswegs am Lesen vieler andern, mochten es Reisebeschreibungen, Dichtungen, Geschichtsbücher, mathematische oder philosophische Werke sein. Manche und sehr einsichtsvolle Personen waren mit solcher Lektüre nicht einverstanden, da sie behaupteten, es müsse daraus eine Verwirrung der Ideen erwachsen. Als er mit seinem Vater einst — er war damals zwölf Jahre alt — bei meinem Großvater, dem Pfarrer in Roches, auf Besuch war, stellte dieser eine Prüfung mit ihm an, und ließ sich namentlich mehrere Abschnitte aus den alten Klassikern erklären. Da fand er denn den Ideenkreis des Knaben so klar und wohlgeordnet, seine Kenntnisse so wohlbegründet, daß er sich äußerte, er habe noch nie einen jungen Menschen gesehen, der so viel für die Zukunft verspräche. Die Folge hat sein Urtheil gerechtfertigt.

Dieser gute Großvater ermangelte auch nicht, jedesmal wenn er mich und meinen Bruder zu Gesicht bekam, uns den Kousin als nachahmungswürdiges Muster vorzuhalten. Es ward uns gesagt, wir seien älter als er, und es würde für uns eine Schande sein, wenn wir auf dem Gymnasium so weit hinter ihm zurückständen. Das mochte ganz gut sein, aber es sind nicht alle Köpfe nach einer Form gegossen. Uebrigens

Digitized by Google

hatte unser Vetter nicht bloß die große Auswahl von Büchern, sondern auch die täglichen Unterhaltungen sehr unterrichteter Männer, die seinen Vater besuchten, und dann den Stachel des Ehrgeizes, wie ihn die öffentliche Schule bietet, vor uns voraus.

Gegen das Ende seiner Gymnasialstudien ließ Cuvier etwas nach in der Lektüre der alten Klassiker; selbst in den Sprachstunden benutzte er jeden Augenblick, den er erhaschen konnte, zum Lesen seines französischen Plinius, von dem er stets einen Band in der Tasche hatte. Mehr als einmal überraschte man ihn, während Cicero oder Virgil erklärt wurde, bei diesen Allotriis, und es erging deßhalb von Seiten des Rektors strenger Tadel über ihn.

Eben dieser Rektor ward auch die Ursache, daß Cuvier nicht Theologie studirte, wozu er anfangs bestimmt war. Die meisten jungen Leute von hervorragendem Geist wählten das theologische Studium, weil die Herzöge von Würtemberg eine Zahl von Freistellen im Tübinger Seminar errichtet hatten. Um das Stipendium zu erlangen, mußte aber eine besondere Prüfung bestanden werden, und als Cuvier sich auch derselben unterzog, erhielt er vom Rektor des Gymnasiums zu Mömpelgard statt der ersten die dritte Klasse, obwohl er gewiß eine bessere verdiente. Der Lebensplan ward nun geändert, zum Glück für Cuvier.*)

Eine würtembergische Prinzessin, die Schwägerin des Herzogs Karl, welche das Schloß von Mömpelgard bewohnte, nahm vielen Antheil an dem jungen Cuvier. Man hatte ihr die Zeichnungen des hoffnungsvollen Studenten vorgelegt, die ihren großen Beifall fanden, und als der regierende Herzog selber nach Mömpelgard kam, ward Cuvier ihm vorgestellt. Herzog Karl ward über seine Antworten wie über seine Zeichnungen ganz entzückt, nahm ihn sogleich unter seinen besondern Schutz, und willigte ihm eine Freistelle auf der Akademie zu Stuttgart.

Im Jahre 1784 ward Cuvier, funfzehn Jahre alt, in die Karlsakademie zu Stuttgart aufgenommen, wo er Kameralwissenschaften studirte und bald gleich sehr durch seinen Fleiß, wie durch seine Fortschritte sich hervorthat. Für jene Zöglinge, welche in den Prüfungen sich besonders ausgezeichnet und namentlich in vier Hauptfächern einen Preis errungen hatten, fand die besondere Belohnung Statt, daß sie mit einem goldenen emaillirten Ordenskreuz geschmückt und mit dem Ehrentitel Chevaliers bezeichnet wurden. Diese „Ritter" hatten ihren eigenen mit schöneren Möbeln versehenen Schlaf- und Eßsaal und ihren mit besseren Speisen versorgten Tisch, den sie mit den prinzlichen Zöglingen der Akademie theilten. Dort lernte er den späteren Konferenzrath Pfaff kennen, der uns ein höchst ansprechendes Bild seines berühmten Freundes gezeichnet hat, wovon wir die Hauptzüge hier mittheilen.

*) „J'ai entendu plusieurs fois de la bouche de M. Cuvier, que cette circonstance avait été la source de son bonheur." Duvernoy, a. a. O. S. 5.

Digitized by Google

„Ein günstiges Geschick — erzählt Pfaff in den seinem Briefwechsel mit Cuvier vorgedruckten biographischen Notizen — führte mich am 15. April 1787 mit Cuvier zusammen, der gleichzeitig mit mir zum Chevalier ernannt wurde. Cuvier studirte damals vorzugsweise die Kameralwissenschaften, die mit den Naturwissenschaften so innig verbunden sind; ich war noch in der philosophischen Lehrklasse, hatte mich aber bereits für die Arzneiwissenschaft entschieden, deren Studium ich ein Jahr später beginnen sollte. Gemeinschaftliche Studien und Sympathie der Gefühle knüpften bald das innigste Band zwischen uns, allein dieses schöne Verhältniß war nicht allein das der Freundschaft, sondern zugleich das eines Lehrers zum Schüler. Cuvier war freilich erst 18 Jahre alt, also nur 4 Jahre älter als ich; aber man weiß, wie groß der Unterschied von einigen Jahren in einer früheren Lebensperiode ist. Cuvier hatte außerdem das Uebergewicht eines angeborenen Genies; er hatte schon große Fortschritte auf einer Bahn gemacht, auf welcher ich, ein angehender Jüngling von 14 Jahren, die ersten Schritte versuchte.

„Die klösterliche Abgeschiedenheit, in der wir in der Akademie lebten, war dem stillen Dienst der Musen in hohem Grade günstig, und steigerte jene schönen Gefühle der Freundschaft, denen die Jugend sich so gern hingiebt. Mit den herrlichen Zügen des inneren Menschen, die alle schon den großen Mann, den Gesetzgeber in seiner Wissenschaft, den beinahe das ganze menschliche Wissen mit philosophischem Geiste umfassenden Gelehrten ahnen ließen, stand damals die physische äußere Erscheinung Cuvier's in dem auffallendsten Kontraste. Ganz seinen Studien hingegeben, vernachlässigte er Alles, was sich unmittelbar auf die Pflege des Körpers und äußere Eleganz bezog. Sein in hohem Grade mageres, mehr längliches als rundes, blasses und durch Sommersprossen reichlich markirtes Gesicht war wie von einer dicken Mähne von rothen Haaren unordentlich umwallt; seine Physiognomie verrieth Ernst und selbst eine Art von Melancholie. An den gewöhnlichen jugendlichen Spielen nahm er keinen Antheil; er erschien einigermaßen wie ein Nachtwandler, der unberührt von der gewöhnlichen Umgebung und sie nicht beachtend das geistige Auge nur für die Intelligenz offen hatte. Je mehr ihn die gesellige Welt mit ihren Ergötzlichkeiten unberührt ließ, desto mehr zog ihn die Natur mit ihren Schätzen an. Sein geistiger Hunger war nie zu stillen; neben seinen Berufsstudien, nämlich den eigentlichen Kameralwissenschaften, waren es zunächst Botanik und Zoologie, und in dieser vorzüglich die Entomologie (Schmetterlingskunde), die er mit Eifer trieb; aber auch Philosophie, Mathematik, Geschichte und schöne Literatur lagen in dem Kreise seiner rastlosen Beschäftigungen. Ein volles Jahr hindurch war ich so Zeuge seiner unermüdlichen, bis in die späte Nacht fortgesetzten Studien, und ich erinnere mich noch lebhaft, wie er das ganze große Dictionnaire historique von Bayle durchlas, gewöhnlich an meinem Bette sitzend, wo ich über die eigene Lektüre eingeschlummert, oft erst nach einer oder zwei Stunden erwachend meinen Freund unbeweglich,

Digitized by Google

einer Bildsäule gleich, seinen Bayle in der Hand, mit tiefem Ernst in seiner Lektüre versenkt fand. Wir hatten einen naturhistorischen Verein gestiftet zur gemeinschaftlichen Kultur der Naturgeschichte in ihrem ganzen Umfange, durch Anlegung von Sammlungen, Ausarbeitung von Aufsätzen und wechselseitige Mittheilung der gemachten Beobachtungen. Cuvier entwarf die Statuten dieses Vereins, er selbst, die Seele desselben, war unser Präsident und verschaffte den wöchentlichen Sitzungen ihr vorzüglichstes Interesse durch seine gehaltvollen Vorträge. Die Anzahl der Theilnehmer war nur gering, um so größer ihr Eifer. Um uns auch durch den Ehrgeiz, diesen mächtigen Antrieb der Jugend, zu spornen, wurde von Cuvier ein Orden, gleichsam eine wissenschaftliche Ehrenlegion gestiftet. Cuvier malte selbst das Ordenszeichen mit meisterhafter Hand aus; in der Mitte des Sterns prangte statt eines Heiligen das Porträt Linné's, jenes Großmeisters im Gebiet der Naturgeschichte, und in die Felder waren die Schätze der Fauna und Flora vertheilt. Der spätere Staatsminister Freiherr Marschall v. Biberstein war auch ein Mitglied unsers Vereins. Mit Marschall unternahm Cuvier eine Ferienreise in die würtembergische Alp, die den beiden jungen Naturforschern reichlichen Stoff darbot, und Cuvier verfaßte eine sehr lebendige und lehrreiche Beschreibung dieser achttägigen Fußreise, die einen besonderen Schmuck durch Zeichnungen erhielt.

„Unter der Anleitung meines Freundes machte ich auch die ersten Fortschritte in der Physik, und ich verdankte seinem Privatunterrichte weit mehr, als dem trockenen geistlosen Vortrage des damaligen Professors der Experimentalphysik. Noch jetzt erinnere ich mich lebhaft der großen Gabe der Deutlichkeit und Anschaulichkeit, welche Cuvier besonders in den optischen Wissenschaften durch die instruktiven Zeichnungen seinem Unterrichte zu ertheilen wußte, und worin sich die charakteristischen Züge jenes großen Lehrtalents offenbarten, das er später auf einem größeren Schauplatze vor dem europäischen Publikum entfaltete. Doch die lebhafteste Erinnerung, die mir aus diesem Zeitpunkte geblieben ist, ist die an das entschiedene Talent des Zeichnens und des getreuen Nachbildens aller Gegenstände der Natur und der Künste, die sein durchdringender Beobachtungsgeist in den kleinsten Zügen auffaßte und künstlerisch nachzubilden wußte. Unerschöpflich war mein Freund im Ausmalen von Bilderchen aller Art, mit denen ich meine Schwestern erfreuen sollte; aber noch mehr übte sich sein großes Talent an naturhistorischen Darstellungen, namentlich an Insekten.

Im April 1788 verließ Cuvier Stuttgart, um eine Hofmeisterstelle in der Normandie, im Hause eines Grafen, dessen Sohn er 4 Jahre lang unterrichten sollte, anzunehmen. Dieser Aufenthalt in der Nähe des Meeres lenkte sein Naturstudium auf die Bewohner desselben, und seine Arbeiten im Fach der Entomologie waren gute Vorstudien gewesen, die ihm nun zu Statten kamen. Der Briefwechsel mit Pfaff, der sich nun entspann, ist höchst werthvoll in Bezug auf die Fülle trefflicher

Digitized by Google

naturhistorischer Beobachtungen und Forschungen, aber auch bedeutend für die Charakteristik des rastlos strebenden jungen Mannes, der seine Stuttgarter Freunde mit aller Liebe in's Herz geschlossen und in deutsches Wesen sich so eingelebt hatte, daß er sich anfangs seinen französischen Landsleuten gegenüber ganz fremd fühlte. Eine Probe aus diesen Briefen möge hier eine Stelle finden.

Im Schlosse Autiville im pays de Caux in der oberen Normandie, den 17. November 1788.*)

Liebster Pfaff!

Dein Brief ist länger unterwegs gewesen als der meinige. Schreibe mir nun à Mr. Cuvier chez Mr. le comte d'Héricy au chateau de Fiquainville par Valmont; pays de Caux haute Normandie. — Fiquainville ist ein Schloß, das meinem Herrn Grafen gehört und wohin wir sammt und sonders in einigen Tagen wandern sollen. Meine Reise von Caën hierher war eine der angenehmsten, die ich je gemacht. Sieben Stunden davon machten wir am Meeresstrande, der gerade von der Ebbe trocken gelassen worden war, Halt. Stelle Dir, wenn Du es kannst, ein schöneres Schauspiel vor. Von der einen Seite hatten wir die schönsten grünen Hügel, die gegen Abend von der niedergehenden Sonne vergoldet wurden; auf der andern Seite das Meer, wo man nur einige Felsenspitzen und in blauer Entfernung die Thürme von Havre de Grace aus den Wolken hervorstehen sah. Auf dem Strande selbst waren eine Menge Vögel aller Art, die sich von den kleinen Thierchen, welche das Meer zurückgelassen hatte, nährten. Fischer aus benachbarten Dörfern machten diesen Thieren tausendfältigen Krieg: mit Netzen, Spiegeln, Hacken, Stecken ꝛc. Nichts aber kam mir so schön vor, als der Niedergang der Sonne. Mein Enthusiasmus könnte Dir lächerlich vorkommen; doch Du kannst Deiner Einbildung freien Lauf lassen, und ich bin gewiß, daß sie unmöglich schönere Gemälde schaffen kann.

Nun antworte ich Deinem Briefe. Mein Abhandlungspack wirst Du ohne Zweifel vor diesem Briefe empfangen haben. Deine Abhandlungen kannst Du dem Parrot nach Karlsruhe schicken, aber es muß in aller Schnelle geschehen. Deine Gedanken über den Unterschied der Pflanzen und Thiere sollen mir desto angenehmer sein, da ich gerade mit Bearbeitung eines neuen Planes zur allgemeinen Naturgeschichte beschäftigt bin. Ich denke nämlich, man sollte genau die Verhältnisse aller existirenden Wesen mit der übrigen Natur untersuchen, und besonders anzeigen, inwiefern sie zur Oekonomie dieses großen Ganzen beitragen. Dabei aber möchte ich, daß man von den einfachsten Sachen anfinge, z. B. vom Wasser und von der Luft, und nachdem man ihre Effekte auf das Ganze abgehandelt hätte, man nach und nach zu den zusammengesetzteren Mineralien stiege, von diesen zu den Pflanzen und so fort,

*) Zugleich erhellt aus diesen Briefen, daß Cuvier mit der deutschen Sprache ziemlich vertraut worden war.

Digitized by Google

und daß man bei jeder Staffel genau den Grad der Zusammensetzung oder (welches eins ist) die Menge der Eigenschaften, welche sie mehr als die vorhergehende hat, die nothwendigen Effekte dieser Eigenschaften und ihren Nutzen in der Schöpfung untersuchte. Solch' ein Werk existirt noch nicht. Beide Werke des Aristoteles, de historia animalium und de partibus animalium, die ich immer mehr bewundere, je mehr ich sie studire, enthalten wohl einen Theil davon, nämlich die Vergleichung der Arten und mehre daraus gezogene allgemeine Resultate: es war der erste Schritt zur wissenschaftlichen Bearbeitung der Naturgeschichte, und eben weil es der erste war, mußte er noch unvollkommen sein; viele irrige Fakta, zu wenig Einsicht in die physikalischen Gesetze sind seine Fehler, aber im Ganzen zeigen diese Bücher einen großen Kopf an. — Den Kompilatoren Plinius möchte ich kaum zu den Naturforschern rechnen. Sein schöner Styl allein kann ihm seine Reputation verschafft haben, aber zum Naturforscher gehört mehr als Styl; es gehört eine gründliche Philosophie dazu, und mit diesem Namen wird man doch die faden moralischen Anmerkungen nicht belegen, die Plinius hier und da einstreut. Doch hat er das Verdienst, die ganze Natur zuerst behandelt zu haben; Menschen, Luft, Meer, Himmelskörper rechnet er, und mit Recht, zur Naturgeschichte. Hätte man dieß befolgt, so wäre die Naturgeschichte niemals durch die einfältige Eintheilung in die drei Reiche begrenzt worden. Diejenigen von den Alten, die nur über einzelne Materien geschrieben haben, verdienen hier keine Erwähnung. Dahin gehören Theophrastus, Dioscorides, Aelian und der Verfasser des Buches über die Pflanzen, das dem Aristoteles zugeschrieben worden. Diese Herren und die Mediziner und Landwirthe, wie Galenus und Columella, haben nur Materialien zur Erbauung des großen Gebäudes herbeigeschafft.

Nun gehen wir zur Erneuerung der Wissenschaften. Wer sollte da die abscheulichen Folianten nur durchschauen, so über Naturhistorie geschrieben worden, z. B. die 14 Bände in Folio eines Adrovandi, die 5 oder 6 eines Geßner ꝛc. Von allgemeiner Naturgeschichte darf man nichts darin suchen, und die besondere ist mit einem solchen Mischmasch darin abgehandelt, daß man kaum klug daraus wird. Sie haben noch dazu ein anderes, vielleicht größeres Uebel erzeugt, sie haben die Nomenklaturen nöthig gemacht. Caspar Bauhin machte den Anfang bei den Pflanzen und wenn ich mich recht erinnere, Ray bei den Thieren. Die Leichtigkeit der Arbeit, die gar keinen Kopf erfordert, machte, daß man seit dieser Zeit über 100 Systemmacher zählen kann, und dabei wurde die eigentliche Wissenschaft vernachläßigt. Den Systemen spreche ich keineswegs ihren Nutzen ab; sie sind die Lexika der Naturgeschichte, aber wann wird man einmal die Sprache reden? Die Systeme sind bloß Mittel, nicht Zweck, wer wird dann so kühn sein, sich dem Zwecke zu nähern? Linné fühlte es wohl; in seinen „Amönitäten" sind einige Abhandlungen, die in das von mir vorgeschlagene Werk einschlagen, z. B. eine de oeconomia naturae; aber sie sind ganz in Linné's Manier, d. h. recht trocken

Digitized by Google

und mager. Büffon hat viel über allgemeine Naturgeschichte, aber da glänzt er meines Erachtens am wenigsten. Sein Haupttalent ist der Styl, die angenehme Art, wie er die kleinsten Sachen darzustellen weiß. In den allgemeinen Artikeln überläßt er sich zu sehr seiner Einbildung, und statt seinen Gegenstand mit einer philosophischen Kaltblütigkeit zu untersuchen, bauet er Hypothesen auf Hypothesen, die ihn und seinen Leser zuletzt auf gar nichts führen. — Ein Haupterforderniß jeder Wissenschaft ist, daß Alles gründlich bewiesen werde. Ich wollte, daß Alles, was uns die Erfahrung zeigt, genau vom Hypothetischen durch sorgfältige Grenzen geschieden würde. Ein Hauptmuster dieser Methode ist z. B. die Abhandlung vom Feuer, die in parte theoretica von Boerhaven's Chemie steht. Die Etudes de la nature des Herrn de St. Pierre haben einigermaßen meine Idee befolgt, aber der Verfasser hatte viel zu wenig Kenntnisse und ist daher auf eine Menge abgeschmackter Einfälle gekommen. — Aber ich merke, daß aus meinem Briefe eine Dissertation wird; ich muß also wieder die angefangene Antwort ergreifen und vollenden.

Fahre fort im Zeichnen; Du kannst Dir nicht einbilden, wie nützlich und angenehm es ist. Da ich hier in Autiville keine Bücher habe, weil sie schon zu Fiquainville sind, habe ich mich mit Zeichnen der Vögel beschäftigt. Vorgestern brachte man mir einen, den ich zu Stuttgart nie sah und der Dir vielleicht eben so unbekannt ist; sein Linnéischer Name ist Certhia und französisch heißt er grimpereau.*) Weiter kann ich Dir ohne Bücher nichts vom Namen sagen. Er strepselt an den Bäumen gerade wie der Specht; seine Füße sind zwar nicht wie die des Spechtes gebildet, denn vorne sind drei Finger und hinten nur einer, aber sein Schwanz ist länger und weit steifer, als der des Spechts, und der ganze Körper beruhet darauf, sonst würde der Vogel, der immer senkrecht am Baume steigt, rücklings fallen, weil ihn seine schwachen Füße nicht halten könnten. Der Schnabel ist lang, spitzig und gekrümmt, der Vogel schlägt damit in die Rinden der Bäume, daher ihn die hiesigen Landleute percebois (Holzbohrer) nennen. Die Zunge kann er nicht so herausstrecken wie der Specht, und sie ist ganz hart und steif; als ich ihn geöffnet hatte, fand ich bald den Grund dieses Unterschieds: der Magen enthielt nämlich nur vollkommene Insekten, wie z. B. dermestes piniperda**) und dergl. Da nun der Vogel zu dieser Nahrung bestimmt war, hätte ihm die Zunge, mit welcher der Specht die Larven derselben (die er allein fressen soll) durchbohrt, gar nichts zum Fangen der härteren Insekten gedient. Der Magen ist auch darnach eingerichtet, denn er ist ganz muskulös, wie bei den saamenfressenden Vögeln, dahingegen der Magen des Spechtes bloß häutig ist, weil dieß genug ist zur Verdauung der weichen Larven. Die Certhia ist nicht viel größer als der Zaunkönig (motacilla regulus), ihre Farbe ist unten ganz blendend weiß,

*) Von grimper klettern; im Deutschen „Baumläufer" genannt.
**) Zu den „Speckkäfern" gehörig.



Digitized by Google

oben mit braun, fuchsroth, schwarz und weiß vermischt, der Schwanz ist blaß fuchsroth."

Aus der Klaue den Löwen. Man erkennt schon aus diesem Einen Briefe den klaren, selbstbewußten, scharf beobachtenden, gründlich untersuchenden Naturforscher, der sein großes Ziel vor Augen sicheren Schrittes vorwärts geht und auf die Schultern seiner Vorgänger tritt, deren Vorzüge und Mängel seine scharfe Kritik längst entdeckt hat. Als späterhin der Prof. Kielmayer in Stuttgart seine tief durchdachten Vorträge über Zoologie eröffnete, und Pfaff dem Freunde dieselben mittheilte, ward Cuvier nicht wenig in seinem Streben gefördert, eine vergleichende Anatomie zu schaffen, in welcher jedes Organ nach seinem Bau, seiner Verrichtung und seinen physiologischen Beziehungen zu dem ganzen Organismus durch die Reihe der Thiere verfolgt wird, von der niedrigsten bis zur höchsten Stufe der Ausbildung. Bald war er dahin gelangt, aus einem einzigen Fuß- oder Backenknochen einen Schluß auf den Bau des ganzen Thieres zu machen und zu entscheiden, ob dasselbe ein Fleisch- oder Pflanzenfresser war.

Cuvier verfolgte aber auch mit wachsendem Interesse die Entwickelung des großen politischen Drama's, das immer tragischer sich gestaltete. Seine Briefe sind voll von interessanten Mittheilungen auch in dieser Beziehung; leider machten die unruhigen Zeiten die Korrespondenz schwierig, endlich fast unmöglich. Cuvier's Name trat aber immer glänzender hervor. Er hatte eine Abhandlung über die natürliche Ordnung der Linnéischen Klasse der „Würmer" bekannt gemacht, und durch die scharfe sichere Beobachtung, durch die Klarheit der Darstellung und den Geist der Auffassung die Aufmerksamkeit der pariser Naturforscher erregt. Geoffroy Saint-Hilaire bestimmte ihn nach Paris zu kommen, öffnete ihm alle naturhistorischen Sammlungen, denen er vorstand, und verschaffte ihm eine Stelle an der Centralschule zu Paris, für die Cuvier sein tableau de l'histoire naturelle des animaux verfaßte. Zugleich nahm ihn das „Institut" in seine erste Klasse auf und man betrachtete ihn allerseits als den ersten Zoologen Europa's. Kaum hatte der „erste Konsul" das Heft der Regierung in die Hände genommen, als von ihm aus eine Aufforderung an alle Regierungen Europa's erging, Cuvier in der Ausführung seines großen Werkes „über die fossilen Knochen" zu unterstützen.*) „Man kann sich denken, erzählt Pfaff weiter, welches Entzücken mich erfüllte, als ich in dem Programme den Namen meines alten innigen Freundes ansichtig wurde, und mit welchen Vorempfindungen ich im April 1801 die Reise nach Paris antrat. Dreizehn Jahre waren nun vorübergegangen, seit ich meinen Freund und Lehrer zuletzt gesehen

*) Die „Recherches sur les ossements fossiles" erschienen 1821—24, 1826 bereits in der 3ten Ausg. 5 Bände in quarto mit Kupfern. Die klassische Einleitung zu diesem unsterblichen Werke ist besonders erschienen unter dem Titel: „Discours sur les révolutions de la surface du globe et sur les changemens qu'elles ont produits dans le règne animal" (5. Ausg. Paris, 1828).

Digitized by Google

hatte. Ich erwartete allerdings eine große Veränderung an demselben, namentlich in der Richtung, die durch den längeren Aufenthalt neben seinen eigentlichen Landsleuten und durch seinen vielseitigen Verkehr mit der ersten Klasse der Gesellschaft in einer so langen Reihe von Jahren bewirkt werden mußte, und doch wurde ich bei dieser Erwartung immer noch überrascht, als ich die anmuthigste Umwandlung erblickte, die Statt gefunden hatte. Statt der Mähne umlockten nun im richtigsten Ebenmaaße abgeschnittene Haare sein volleres Gesicht, dessen Farbe nun viel gesunder war; sein ganzer Ausdruck war heiter und lebensfroh, alle seine Bewegungen lebhafter, und wenngleich ein leichter Zug von Wehmuth aus seinem Blicke nicht ganz verschwunden war, der stets charakteristisch für ihn blieb, so schwand doch dieser leichte Schleier in der Regel vor der Sonne des kräftigen und heiteren Genius, der aus seinen Augen strahlte. Auch sein Anzug war gewählt, ohne modische Aefferei, kurz Alles stimmte zur Darstellung eines echten französischen Gelehrten zusammen. Aber doch war das germanische Gepräge nicht gänzlich verschwunden, und die herzliche Aufnahme, die ich bei ihm fand, knüpfte schnell wieder das alte Band.

„Es war ein für die Pflege der Wissenschaften höchst günstiger Zeitpunkt, wo sich der erste Konsul durch den Titel „Mitglied des Instituts" noch hochgeehrt fühlte, und diesen Titel allen übrigen vorsetzte, und wo die ersten Männer in der Wissenschaft, wie ein Laplace, Chaptal, Monge, zugleich als Minister an die Spitze der Staatsverwaltung gesetzt wurden. Das großartige Institut des Jardin des plantes, in welchem hochberühmte Lehrer für jeden Zweig der Naturgeschichte, für Geognosie, Geologie, für theoretische und technische Chemie angestellt waren, mit welchem die großen National-Museen in Verbindung standen, hatte sich dieser Pflege und Aufmunterung in einem besondern Grade zu erfreuen. Hier war nun auch die Werkstätte von George Cuvier, unter dessen Leitung sich in wenigen Jahren das Kabinet der vergleichenden Anatomie bildete. Die reichen Sammlungen wurden freilich noch in Scheunen untergebracht, die an das bescheidene Wohnhaus grenzten, worin der große Cuvier mit seiner Haushälterin sein höchst einfaches Leben führte, das nur durch die Gesellschaft einiger auserlesener Freunde belebt wurde. In diesen geistreichen Kreisen war Cuvier unstreitig der geistreichste, aber auch der heiterste und beliebteste Gesellschafter. Seine Thätigkeit als Lehrer und Schriftsteller war außerordentlich; den Sommer über hielt er Vorlesungen über die vergleichende Anatomie im Pflanzengarten vor einem sehr zahlreichen Auditorium und noch außerdem populäre Vorträge über die Naturgeschichte in dem sogenannten Athenäum vor einem sehr gemischten Publikum, wozu auch viele Damen gehörten. Diese Vorträge glänzten durch ihre Klarheit, Gründlichkeit und Eleganz. Als Sekretär des Instituts zeichnete er sich aus durch seine unabhängige Gesinnung, namentlich denen gegenüber, die dem Machthaber Weihrauch streueten, und seine Lobrede auf Gilbert ward mit dem rauschendsten Beifall aufge-



Digitized by Google

nommen. Die denkwürdige Stelle darin lautete: „Gewisse Personen werden vielleicht einen Widerspruch finden zwischen dem Gegenstande dieser Rede und dem auffallenden Pomp, der sie umgiebt. Wie kommt es doch, werden sie sagen, daß in diesem berühmten Palast, vor diesen Bildnissen der großen Männer, die mit ihrem Geiste Frankreich verherrlichten, in Gegenwart Derer, die in ihre Fußtapfen treten, — daß das Publikum versammelt wird, um die Geschichte eines einfachen Ackerbauers zu vernehmen. Leute, die bereits so sehr gewohnt sind, vor der Macht ihre Kniee zu beugen, bewilligen jetzt schon höchst ungern ihre Huldigungen dem Genie, so sehr scheint ihnen die Macht, die nur auf Meinungen Einfluß hat, derjenigen untergeordnet, die über die Glücksgüter verfügt."*)

Aber diese glückliche Freiheit und Unabhängigkeit der Politik gegenüber sollte nicht immer dauern und Cuvier bald nachher die Sorgen und Wirren eines politisch bewegten Lebens zu schmecken bekommen. Von Napoleon in's Departement des öffentlichen Unterrichts berufen, wirkte er mit Entschiedenheit und sicherem Blick für Abstellung mancher Mißbräuche; als Oberaufseher aller Lehranstalten unternahm er eine Reise nach Holland und Deutschland zur Belehrung über fremdländisches Unterrichtswesen und erstattete 1811 den für Deutschland so ehrenvollen Bericht an den Kaiser, der ihn 1813 zum Requètenmeister im Staatsrath ernannte. Nach Napoleons Fall bestätigte ihn Ludwig XVIII. in seinen früheren Würden und erhob ihn zum Wirklichen Staatsrath, anfangs für die Abtheilung der Gesetzgebung, später für die Verwaltung des Innern. In dieser Stellung mußte Cuvier oft Maaßregeln vertreten, die gegen seine eigenen liberalen Grundsätze waren und ihn zwischen seiner Anhänglichkeit an die bourbonische Dynastie und der Beziehung zu seinen Freunden in die unangenehmste Stellung brachten. Die Hundert Tage der Napoleonischen Wiederkehr brachten Cuvier um seine Stellung im Staatsrathe, doch bei der Wiedereinsetzung der Bourbons erhielt er das Amt eines Kanzlers der Universität und von da ab immer neue Auszeichnungen als Lohn seiner unermüdlichen Thätigkeit und seiner vielen Verdienste um Frankreich. Als er im Jahre 1818 England besuchte, ward er mit Ehren überhäuft, in demselben Jahre zum Mitglied der französischen Akademie erwählt, 1819 in den Freiherrnstand erhoben, und von Ludwig XVIII. in den Kabinetsrath berufen, 1822 zum Großmeister der protestantisch-theologischen Fakultät der pariser Universität ernannt,

*) „Certaines personnes trouveront peut-être quelque contraste entre le sujet de ce discours et l'appareil imposant au milieu duquel je le prononce. Comment, diront-elles, c'est dans ce palais célèbre, c'est devant ces images des grands hommes, dont le génie honora la France, c'est en présence de ceux qui marchent si bien sur leurs traces, que le public est assemblé pour entendre l'histoire d'un simple agriculteur. Les hommes si disposés de se prosterner devant la puissance, n'accordent déjà qu'avec peine leurs hommages au génie, tant le pouvoir, qui ne s'exerce que sur les opinions leur parait inférieur à celui qui dispense les fortunes."

Digitized by Google

1826 zum Großkreuz der Ehrenlegion. Cuvier, der aus Liebe zur Ordnung und Anhänglichkeit für das bourbonische Herrscherhaus, das ihn so ausgezeichnet hatte, in den Kammern die mehr und mehr schwankende Dynastie unterstützte, wollte doch zu keiner Verletzung der Volksrechte die Hand bieten, und als die verblendeten Minister Karls X. die berüchtigten Preßbeschränkungen erließen, weigerte sich Cuvier entschieden, sie zu unterstützen. Die Revolution von 1830 brachte Ludwig Philipp auf den französischen Thron; der neue König bestätigte Cuvier nicht bloß in allen seinen bisherigen Aemtern und Würden, sondern erhob ihn auch 1831 zum Pair von Frankreich, und wollte ihn ferner zum Ministerium des Innern berufen, als Cuvier am 31. Mai 1832 nach kurzem Krankenlager starb.

Er nahm den Ruhm mit in's Grab nicht bloß eines der gründlichsten und scharfsinnigsten Naturforscher, nicht bloß eines vortrefflichen Lehrers und glänzenden Redners und zugleich umsichtigen Staatsmanns: sondern auch eines wahrhaften Volksfreundes, der in einer gut geleiteten Erziehung und im tüchtigen Unterricht die einzigen sicheren Grundlagen des Volksglückes erkannte, der das Unterrichts- und Erziehungswesen des französischen Reiches mit sicherm Blick und entschiedener Festigkeit organisiren half, der gleicherweis der Universität wie den Elementarschulen seine Vorsorge angedeihen ließ, der mit glühendem Eifer die protestantische Kirche Frankreichs vertrat und für sie die Errichtung von 50 neuen Pfarreien erlangte, der endlich, wo er konnte, die aufkeimenden Talente unterstützte und ihre Laufbahn erleichterte.

Um uns ein Bild aus der letzteren Lebensperiode von Cuvier's Leben vor die Anschauung zu stellen, möge uns Pfaff noch seinen zweiten Besuch (Juli 1829) bei dem Freunde erzählen, mit dem er, in verschiedener Lebensbahn sich bewegend, freilich längst die Korrespondenz abgebrochen hatte:

„Ungeheure Umwälzungen hatte Frankreich in so kurzer Zeit erfahren. Die Republik, die ich im Jahre 1801 noch unter dem ersten Konsul angetroffen, war durch alle Glanzperioden und Blendwerke der Kaiserherrschaft hindurchgegangen, war unter der Restauration von der ungeheuren Höhe ihrer Macht herabgesunken und hatte ihren erst langsam durch die Staatsklugheit Ludwigs XVIII. erfolgten Rückschritt zur Kontrerevolution unter dem bigotten und beschränkten Karl X. so rasch fortgesetzt, daß bei meiner Ankunft in Paris irgend eine Art von Krise nahe bevorzustehen schien. Eingedenk der Worte: „tempora mutantur et nos mutamur cum illis“*) trat ich, nachdem ich einige Stunden nach meiner Ankunft am Vormittage in dem Hotel Washington, in welchem ich mein Quartier genommen, den republikanischen Träumen nachgehängt, meinen Weg nach dem Jardin des plantes mit etwas banger Erwartung an. Ich suchte den alten bescheidenen Pavillon, jene frühere Werk-

*) Die Zeiten ändern sich und wir mit ihnen.

Digitized by Google

stätte der geistreichsten und gediegensten Arbeiten meines Freundes auf — und fand ihn unverändert, aber an denselben einen langen Flügel angrenzend, der mir eine große Veränderung ankündigte. Ich klopfte an, die Hausthür ward geöffnet, aber freilich nicht durch die alte Haushälterin, sondern durch einen elegant gekleideten Lakai. Est-ce-que Monsieur Cuvier est chez lui? — Quel Monsieur Cuvier? Est-ce-que c'est Mr. le baron Cuvier, dont vous parlez, ou son frère Mr. Frédéric Cuvier? Nun war ich plötzlich orientirt. Es war der Baron, durch jene ungeheure Kluft von 30 Jahren von mir geschieden, geschieden durch all' die Herrlichkeit, welche ein großes Reich dem Ehrgeiz bietet. Ich erfuhr, daß der Baron eben in der Gallerie des Museums sich befinde, wo ich ihn sprechen könne. Ich trat etwas ängstlich meinen Weg dahin an. Auf halbem Wege sah ich die große Allee einen etwas korpulenten, gebückt einhergehenden, einfach gekleideten Mann herankommen, mit einer cortège von zwei oder drei Männern, die in ihrer Haltung etwas Ehrerbietiges gegen ihn zu haben schienen. Ich glaubte meinen alten Freund wieder zu erkennen, näherte mich ihm mit der etwas ehrerbietig ausgedrückten Anrede: Est-ce-que j'ai l'honneur de faire mon compliment à Mr. le baron Cuvier? „Ah mon ami Pfaff, quel plaisir inattendu de vous revoir!" Mit diesen Worten faßte er mich unter den Arm, die Begleitung entfernte sich und in traulichem Gespräche schlenderten wir dem Pavillon zu; soweit hatte ich den alten Freund wieder gewonnen. Sein äußeres Ansehen hatte sich übrigens sehr verändert; Cuvier war viel stärker geworden, er hatte nichts mehr von der leichten Beweglichkeit, die ihn im Jahre 1801 so vortheilhaft charakterisirte; seine Haltung war auch mehr gebückt und das Alter war schon mehr in seinem Gesichte ausgeprägt, doch hatten die Augen noch ihren vollen Geist, der Verstand thronte auf seiner Stirn, und seine Unterhaltung war wie früher lebhaft. Indeß der alten Zeiten ward so gut wie gar nicht mehr gedacht und ich fühlte, daß eine Art von Scheidewand sich zwischen uns erhoben hatte; der vor 30 Jahren noch großentheils deutsch-gemüthliche Cuvier war nun ganz Franzose geworden. Er machte mich auf die große Umgestaltung seiner Wohnung aufmerksam. An dem Pavillon, der jetzt nur der Dienerschaft diente, grenzte nun ein langer Flügel, der aus einer herrlichen Reihe von Zimmern bestand, die von oben schön beleuchtet wurden, in welchen seine große Bibliothek aufgestellt war, und von denen das geräumigste, in welchem sich viele Gläser mit seltenen Fischen und andere Curiosa befanden, zum Arbeitszimmer diente. Nachdem wir diese Herrlichkeiten gemustert hatten, war die Zeit, in welcher Cuvier in den Staatsrath fahren mußte, herangerückt; und er bot mir an, mich in seinen Wagen aufzunehmen, soweit sein Weg mich dem Hotel Washington näher bringen würde. Unsere Unterhaltung richtete sich während dieser kurzen Fahrt vorzüglich auf die damalige Lage Frankreichs. Es war der Zeitpunkt des Ministeriums Martignac, das allen Freunden einer gemäßigten Freiheit und eines

Digitized by Google

vorsichtigen Fortschritts das größte Vertrauen einflößte. Zu diesen gehörte auch Cuvier. Unvergeßlich aus dieser Unterredung werden mir die Worte sein, die einen Beweis liefern, wie leicht auch die einsichtsvollsten Männer sich über die nächste unheilvolle Zukunft täuschen, wie sie sich in ihrer dermaligen Lage behaglich fühlen und um keinen Preis dieselbe aufgeben möchten. Cuvier rühmte nämlich gegen mich die dermalige ruhige Lage Frankreichs und äußerte, die Franzosen seien allen revolutionären Treibens müde und kaum sei noch von der Revolution die Rede; nichts könne den inneren Frieden mehr stören. Ich machte ihn auf die Intriguen der Priester und besonders der Jesuiten aufmerksam, die dieser Ruhe und auf jeden Fall der Geistesfreiheit Gefahr drohten. Cuvier äußerte sich indeß ganz unbesorgt; er ahnte nicht, daß eben jetzt der verderbliche Plan des Ministeriums Polignac mit seinem heillosen Priesteranhang der Reife nahe war; daß nach kurzer Zeit eine neue Revolution über Frankreich herbeiziehen werde, deren Nachwehen noch nicht vorüber sind.

Auf meiner Durchreise durch Lüttich hatte ich Gelegenheit gehabt, die Bekanntschaft des ausgezeichneten Professors der Anatomie und Physiologie daselbst, Johmann's, zu machen, und seine vortrefflichen Präparate, vorzüglich die Injektionen der lymphatischen Gefäße der Amphibien und Fische zu bewundern. Ich hoffte Cuvier auf das angenehmste zu überraschen, wenn ich ihm einige dieser köstlichen Präparate mitbrachte. Als ich sie ihm am andern Morgen, wo er mich in seiner Bibliothek empfing, mittheilte, gönnte er ihnen nur einen flüchtigen vornehmen Kennerblick, und gab sie mit der Aeußerung „c'est beau" einem seiner Gehülfen. Die Politik hatte sein ganzes Interesse in Anspruch genommen.

Beim Frühstück stellte er mich seiner Frau vor, einer ältlichen etwas ernsthaften Dame, die nichts von französischer Leichtigkeit zeigte. Cuvier beschäftigte sich fast ausschließlich mit den Zeitungen. Ich hatte während der sechs Wochen keine Gelegenheit, meinem Freunde in dem früheren Sinne näher zu kommen, doch hatte ich mehr als eine Gelegenheit, die Vielseitigkeit und Feinheit seiner Bildung zu bewundern. Jede Woche war eine Art von Salon bei ihm, wo sich ausgezeichnete Wissenschaftsmänner, aber auch Staatsmänner vereinigten, besonders aber berühmte Reisende nicht fehlten. So erinnere ich mich eines solchen Abends, an welchem russische Weltumsegler die Schätze von Zeichnungen, die sie auf ihrer Reise um die Welt gesammelt, vorzeigten. Außerordentlich reich waren die Sammlungen, aber nicht weniger interessant die vielen Ansichten, die von den verschiedenen Inseln Australiens durch einen wie es schien talentvollen Landschaftsmaler aufgenommen worden waren. Die Bemerkungen, mit welchen Cuvier diese reiche Ausstellung begleitete, waren in hohem Grade lehrreich und geistvoll, und verriethen seine genaue Kenntniß der physischen Geographie aller Gegenden unsers Planeten. Cuvier's und seiner Stieftochter Leichtigkeit, mit welcher sie die Unter-

Digitized by Google

haltung mit Staatsmännern, mit Pairs — die auch hier erschienen — zu führen wußten, war bewundernswerth."

Man muß erst unterscheiden, bevor man verbinden kann, und das sichere Ergreifen und genaue Feststellen der unterscheidenden Merkmale war allerdings vorzugsweise die wissenschaftliche Mission Cuvier's. Wenn aber ein neuerer französischer Schriftsteller sagt: „Cuvier stützt seine Eintheilungen immer auf die Unterschiede; dieser große Geschichtschreiber der Natur ist aber auch nicht zugleich ihr Philosoph. Er hat einen sehr genauen Katalog der Schöpfung geliefert, aber niemals ihren Gedanken begriffen*)": so ist das sehr einseitig, denn er würde den Katalog nicht wohl zu Stande gebracht haben, wenn er nichts von dem „Gedanken" verstanden hätte. Es war ein sehr bedeutendes spekulirendes, echt „deutsch-philosophisches" Element in ihm lebendig. Ein kurzes treffendes Bild seines Lebens hat uns Oken gezeichnet (Isis, 1832, pag. 1303 ff.). Es heißt da u. A.: „Wir haben alle unendlich viel an ihm verloren, nicht allein, weil er der große umfassende wohlgeordnete Gelehrte und Gründer der vergleichenden Anatomie als eines corpus gewesen, sondern auch weil durch seine Liberalität die pariser Sammlung im eigentlichen Sinne des Worts die Sammlung der ganzen Welt gewesen, und wir alle darin arbeiten konnten wie in der eigenen, was nun alles plötzlich anders werden wird. Cuvier hat mit rastloser Thätigkeit gearbeitet, Alles gelesen, was in allen Sprachen erschienen ist, mit Scharfsinn die Thatsachen verglichen, zusammengestellt und getrennt, und so ist es ihm gelungen, die erste vollständige vergleichend-anatomische Sammlung herzustellen und ein vollständiges Werk darüber zu schreiben, — die versteinerten Knochen aus der ganzen Welt zusammenzubringen und in einem Prachtwerke eine untergegangene größtentheils unbekannte Schöpfung darzustellen — endlich die Thiere auf eine natürlichere Weise zu ordnen, als es Andern gelungen war. Man sagt freilich, dergleichen sei nur in Paris möglich, als wo sich die erste und vollständigste Sammlung der Welt findet; allein diese Sammlung, die zoologische wie die zootomische, ist ja größtentheils Cuvier's Werk. Auf seinen Vorschlag hat die französische Regierung Reisende zu Dutzenden in alle Welttheile, ja ganze Schiffsrüstungen um die Welt geschickt; er hat alle Thiere und Organe dieser Sammlung durchstudirt, wie Niemand anders, und dennoch ist ihm Zeit übrig geblieben, seine Entdeckungen mit seinen Vorgängern in allen Sprachen zu vergleichen, um ihnen gerecht zu werden. Namentlich hat er die Ideen und Arbeiten der Deutschen gekannt und in seinen Werken benutzt, was ihnen eben den umfassenden Charakter und das große Ansehen besonders bei Franzosen und Engländern gegeben, als welchen Alles neu ist, was ihnen nicht ihre Frau Mama vorspricht. Aus diesen so mannigfaltigen

*) „Cuvier appuye presque toujours ses divisions sur les différences. Aussi ce grand historien de la nature n'en est pas le philosophe. Il a donné le catalogue précis de la création, mais il n'en a jamais compris la pensée."

Digitized by Google

Kenntnissen sowohl der Dinge als der Sprachen, verbunden mit einem großen Geschäftstalent, entsprang die an Cuvier mit Recht so bewunderte Allseitigkeit, wodurch er über seine Genossen so hervorragte, daß er, so lange die Welt stehe, als ein hellleuchtendes Gestirn am naturhistorischen Himmel wandeln und die Augen der Nachkommen auf sich ziehen wird, um bei seinem Scheine den Reichthum der Natur zu bewundern, zu untersuchen, zu scheiden, zu ordnen, zu begreifen und zu benutzen."

## Franz Arago.*)

Arago gehört zu den größten Physikern und Mathematikern des 19ten Jahrhunderts. Ohne der Wissenschaft neue Bahnen gebrochen und durch Auffindung eines Naturgesetzes gleich einem Newton oder Kepler den Triumph des Genius gefeiert zu haben, hat er doch den unsterblichen Ruhm, die bereits vorhandenen Entdeckungen durch neue berichtigt und vermehrt, auf die mannigfaltigste Weise angewandt und durch edle durchsichtige Darstellung die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung in große Kreise eingeführt zu haben. Mit dem stolzen Selbstbewußtsein des Spaniers, mit dem Feuer und praktischen Geschick des Franzosen vereinte er den eisernen Fleiß des Germanen. Seine hohe mathematische Begabung gar bald erkennend, war er schon als junger Mann entschieden über das, was er konnte, wollte und sollte und wußte als Schüler seinen Lehrern gegenüber sich geltend zu machen. So konnte es nicht fehlen, daß er bald auf den Posten gestellt wurde, wo er sein Licht leuchten lassen, seine eminenten Talente verwerthen konnte.

Dominique François Jean Arago wurde am 26. Februar 1786 im Dorfe Estagel bei Perpignan, im jetzigen Departement der östlichen Pyrenäen (die alte Provinz Roussillon) geboren. Sein Vater war Licentiat der Rechte und die Einkünfte seines kleinen Landgutes reichten so eben hin, die zahlreiche Familie zu ernähren.

Der Sturm der französischen Revolution durchtobte das Land. Zwar besuchte der Knabe ruhig die Elementarschule des Ortes, aber die bewegte Zeit machte sich ihm bemerklich genug in den Truppenzügen, welche ohne Unterlaß aus dem Innern kommend sich nach Perpignan begaben, um dort zur Pyrenäen-Armee zu stoßen. Das elterliche Haus war mit Offizieren und Soldaten angefüllt und ihr Anblick machte dem

*) Franz Arago's sämmtliche Werke, mit einer Einleitung von Al. v. Humboldt. Deutsche Orig.-Ausgabe, herausgeg. von Dr. W. G. Hankel. Erster Band mit dem von Arago nachgelassenen Fragment: „Geschichte meiner Jugend". Magaz. d. L. d. A. 1853, 135. A. A. Z. 1852, 137 Beil. 1853, 279. 282.

Digitized by Google

lebhaften Knaben so viel Freude, daß er mit den abziehenden Truppen durchaus fortmarschiren wollte und die Seinigen genaue Acht geben mußten, damit er nicht heimlich entwischte. Es geschah mehrere Male, daß man ihn auf dem Marsche mit den Truppen begriffen, erst eine Stunde vom Orte entfernt wieder einholte.

Die Spanier waren über die Grenze gedrungen, aber von den Franzosen zurückgeschlagen worden. Von den auf der Flucht begriffenen spanischen Truppen verirrten sich auch einige nach Estagel. Der siebenjährige Knabe war schon am frühen Morgen auf dem Dorfplatze, wo ein Freiheitsbaum errichtet war; er erblickte einen Brigadier mit fünf Reitern, welche beim Anblick des Freiheitsbaumes ausriefen: „Wir sind verloren!" Sogleich lief der kleine Revolutionsmann nach Hause, bewaffnete sich mit einer Lanze, die ein Soldat vom Landsturm zurückgelassen hatte, stellte sich dann an einer Straßenecke in den Hinterhalt und lauerte auf die Spanier. Im Momente, als diese vorbeikamen, stieß er auf den Brigadier mit der Lanze und verwundete ihn, wenn auch nicht gefährlich. Das wäre ihm beinahe sehr theuer zu stehen gekommen, denn schon hatte der Kriegsmann den Säbel gezogen, um den Uebermuth des Knaben zu züchtigen, als mehrere mit Mistgabeln bewaffnete Bauern herbeieilten, die fünf Reiter von ihren Pferden warfen und gefangen nahmen.

Nachdem Arago's Vater zum Schatzmeister bei der Münze ernannt worden war, siedelte die Familie nach Perpignan über; dort besuchte Franz die Centralschule (das Gymnasium). Eines Tages spazierte er auf dem Stadtwalle und erblickte einen jungen Ingenieur-Offizier, der die Ausbesserungsarbeiten leitete. Kühn genug näherte sich ihm Arago und fragte: Wie sind Sie nur zu den Offiziers-Epauletten gekommen, da Sie noch so jung sind? „Ich habe so eben die polytechnische Schule verlassen." — Was ist das für eine Schule? — „Eine Schule, in welche man nach abgelegter Prüfung aufgenommen wird." — Wird viel von den Bewerbern verlangt? — „Das können Sie aus dem Programm ersehen, welches die Regierung alljährlich an die Departements-Verwaltungen schickt. Doch finden Sie es auch im Journal der polytechnischen Schule, das von der Bibliothek der Central-Schule gehalten wird."

Der 14jährige Schüler hatte nichts Eiligeres zu thun, als in die Bibliothek zu gehen und das Programm zu lesen, worin die Kenntnisse und Fertigkeiten namhaft gemacht waren, die man von denen verlangte, welche in die polytechnische Schule zu Paris eintreten wollten.

Um seine ganze Kraft auf Einen Punkt, das Studium der Mathematik, zu richten, besuchte Arago, das Sprachstudium fallen lassend, nur noch den mathematischen Kurs der Central-Schule. Man hatte diesen einem alten Geistlichen anvertrauet, dessen Kenntnisse jedoch über die Elemente nicht hinausreichten, so daß Arago beschloß, die neuesten mathematischen Werke von Legendre, Lacroix und Garnier aus Paris sich

Digitized by Google

kommen zu lassen und auf eigene Faust weiter zu studiren. Mit großem Eifer begann er zu lesen; natürlich stieß er auf manche Schwierigkeiten, denen seine Kräfte noch nicht gewachsen waren. Zum großen Glück für den aufstrebenden Geist Arago's lebte damals in Estagel ein Eigenthümer, Herr Raynal, der zu seinem Vergnügen die höhere Mathematik studirte; bei diesem holte er sich Rath und Hülfe. Und wie ein Wort, das wir zufällig hören oder lesen, gleich einem Funken, der auf Brennstoff fällt, plötzlich zündet, so ward ein Wort d'Alembert's auch für Arago eine Quelle des Muthes. Auf dem Umschlage des Lehrbuches der Algebra von Garnier las er die Stelle, welche von einem jungen Manne erzählte, der den berühmten Gelehrten um Rath fragte, auf welche Weise er die Schwierigkeiten des Studiums am besten überwinden könne? und die Antwort lautete:

„Vorwärts, mein Herr, vorwärts! die Ueberzeugung wird nachfolgen!"

In anderthalb Jahren hatte Arago alle die Kenntnisse sich angeeignet, welche die Aufnahme-Prüfung verlangte, und er reiste, 16 Jahr alt, nach Montpellier, um das Examen zu bestehen. Doch der jüngere Monge, der die Prüfung vornehmen sollte, war durch Unwohlsein zurückgehalten und schrieb den Kandidaten, sie möchten nach Paris zur Prüfung kommen. Arago, damals auch nicht fest in seiner Gesundheit, kehrte nach Perpignan zurück, da er nicht wagte, die lange Reise nach Paris zu unternehmen.

Die Seinigen suchten ihm die Lust an der Laufbahn, welche der Besuch der polytechnischen Schule gewöhnlich zur Folge hat, zu benehmen; aber die Liebe zu den mathematischen Studien war bei ihm fest gewurzelt und er vermehrte seine Bibliothek mit der Analysis des Unendlichen von Euler, der Auflösung der numerischen Gleichungen, der Theorie der analytischen Funktionen und der analytischen Mechanik von Lagrange, endlich der Mechanik des Himmels von Laplace. Diese klassischen Werke wurden von dem Jüngling mit größtem Eifer studirt.

Die Laufbahn eines Artilleristen bildete den Glanzpunkt und das Ziel seines Ehrgeizes, und da er gehört hatte, daß ein Offizier auch Musik, Fechten und Tanzen verstehen müsse, so verwandte er täglich einige Stunden auf diese Künste und Fertigkeiten. Dann machte er ganz allein seine Spaziergänge und legte sich selber Fragen vor, mit denen ihn etwa die Examinatoren überraschen könnten.

Im folgenden Jahre reiste er mit noch einem Landsmann nach Toulouse, um dort die Prüfung zu bestehen. Sein Begleiter war so eingeschüchtert, daß er vollständig durchfiel. Als Arago an die Tafel trat, entspann sich zwischen ihm und Herrn Monge, dem Examinator, folgende Unterredung:

„Sollten Sie wie Ihr Freund antworten, so ist es unnütz, daß ich Sie frage."

Digitized by Google

Mein Herr! mein Kamerad weiß viel mehr, als er gezeigt hat; ich hoffe glücklicher zu sein, als er! Was Sie mir aber so eben gesagt haben, ist ganz geeignet, mich einzuschüchtern und mich aller meiner Mittel zu berauben.

„Mit Schüchternheit entschuldigen sich alle Unwissenden; ich schlage Ihnen nochmals vor, sich nicht examiniren zu lassen, um Ihnen die Schande des Durchfallens zu ersparen."

Ich kenne keine Schande, die größer wäre als die, welche Sie mir in diesem Augenblicke anthun. Stellen Sie mir Fragen, das ist Ihre Pflicht.

„Sie führen eine stolze Rede, mein Herr! Wir wollen sogleich sehen, ob Sie dazu berechtigt sind."

Monge fragte und Arago antwortete so, daß des gestrengen Herrn Examinators vorgefaßte Meinung eine große Umstimmung erlitt. Mit jedem Worte, das der junge Arago sprach, ward er freundlicher; zuletzt erhob er sich von seinem Sitze, umarmte den Jüngling und erklärte, er solle auf der Liste den ersten Rang erhalten.

Siebzehn Jahre alt trat er dann (am Schluß des Jahres 1803) in die polytechnische Schule ein und wurde der äußerst lärmenden Abtheilung der Gascogner und Bretagner zugetheilt. Physik und Chemie, von denen er noch so viel wie nichts verstand, hätte er gern gründlich studirt, aber die losen Streiche seiner Kameraden ließen ihm wenig Zeit dazu. In der Mathematik hingegen war er schon bei seiner Aufnahme so weit, daß er hätte das Abiturienten-Examen bestehen können.

Beim Aufrücken in die höhere Abtheilung mußte wieder eine Prüfung bestanden werden, welche der berühmte Geometer Legendre leitete. Arago trat eben in das Zimmer, als sein Vorgänger ohnmächtig von zwei Hausdienern herausgetragen wurde. Dieser Zwischenfall hatte den Herrn Legendre keineswegs milder gestimmt. Es wiederholte sich die Scene von Toulouse. „Wie heißen Sie?" fragte er den Eintretenden barsch. — Arago. — „Sie sind also kein Franzose?" — Wenn ich kein Franzose wäre, würde ich nicht vor Ihnen stehen, denn ich habe nie gehört, daß Jemand in die polytechnische Schule aufgenommen wäre, der nicht zuvor seine Nationalität nachgewiesen hätte. — „Ich aber behaupte, daß, wer Arago heißt, kein Franzose ist." — Ich meinerseits behaupte, daß ich Franzose und sehr guter Franzose bin, wie fremd Ihnen mein Name auch erscheinen mag. — „Es ist gut, wir wollen darüber nicht weiter streiten; gehen Sie an die Tafel!"

Kaum hatte sich der Examinand mit der Kreide bewaffnet, als Legendre zum Gegenstand seiner vorgefaßten Meinung abermals zurückkehrend fragte: „Sie sind wohl in den neuerdings zu Frankreich geschlagenen Departements geboren?" — Nein, mein Herr, ich bin im Departement der östlichen Pyrenäen geboren, am Fuße der Pyrenäen selbst. — „Aber warum haben Sie mir das nicht gleich gesagt? Nun ist Alles

Digitized by Google

klar. Sie sind spanischen Ursprungs, nicht wahr?" — Vermuthlich; aber meine bescheidene Familie bewahrt keine Urkunden, in denen ich auf den bürgerlichen Stand meiner Vorfahren hätte zurückgehen können: in meiner Familie ist Jeder der Sohn seiner Thaten. Ich erkläre Ihnen abermals, daß ich Franzose bin, und das mag Ihnen genügen!

Durch die Lebhaftigkeit dieser Entgegnung war Legendre keineswegs in bessere Laune gebracht worden und er begann damit, dem Examinanden eine schwierige Frage zur Beantwortung vorzulegen, welche die Anwendung von Doppel-Integralen forderte. Die Lösung erfolgte, wurde aber noch vor der Beendigung mit der barschen Bemerkung unterbrochen: „Die Methode, welche Sie befolgen, haben Sie nicht von Ihrem Professor. Woher haben Sie dieselbe?" — Aus einer Ihrer Abhandlungen. — „Warum wählten Sie gerade diese Methode? Etwa, um mich zu gewinnen?" — Nein, nichts lag mir ferner. Ich wählte diesen Weg, weil er mir vorzüglicher schien. — „Wenn Sie mir keinen Grund für diese Wahl angeben können, so erkläre ich Ihnen, Sie werden ein schlechtes Zeugniß erhalten, wenigstens was den Charakter betrifft."

Nun wies Arago überzeugend nach, daß die Methode der doppelten Integralen in jeder Beziehung verständlicher und logischer sei, als die, welche Lacroix den Polytechnikern vorgetragen hatte. Legendre schien befriedigt und besänftigt und stellte nun die Aufgabe, Examinand solle den Schwerpunkt eines Kugelsektors bestimmen. — Das ist leicht! antwortete Arago. „Da Sie die Frage leicht finden, will ich sie erschweren: statt die Dichtigkeit konstant vorauszusetzen, will ich annehmen, sie ändere sich vom Mittelpunkt nach der Oberfläche nach einer bestimmten Funktion."

Diese Rechnung wurde glücklich gelöst und damit das Wohlwollen des Examinators ganz gewonnen. Wenige Jahre nachher hatte der junge Mann bereits die Ehre, als Freund und Kollege von Legendre in die Akademie aufgenommen zu werden.

Im zweiten Jahre seines Besuchs der polytechnischen Schule ward Arago zum Chef seiner Abtheilung ernannt und dachte nicht im Entferntesten daran, der Gelehrten-Laufbahn sich zu widmen. Der Tod des Astronomen Mechain, der nach Spanien geschickt war, um den Meridianbogen bis nach Formentera zu verlängern, hatte aber zur Folge, daß dessen Sohn, der an der Pariser Sternwarte Sekretär gewesen, sogleich seinen Abschied nahm, und man bot die Stelle dem jungen Arago an, der sie unter der Bedingung annahm, zur Artillerie zurückkehren zu dürfen, wenn und wann es ihm gefallen würde. Sein Name blieb daher einstweilen auf der Liste der Zöglinge der polytechnischen Schule stehen.

Der Dienst auf der Sternwarte brachte ihn in nähere Berührung mit dem berühmten Astronomen Laplace, der von vornherein ihm wohlwollte. „Ich fühlte mich glücklich und stolz," berichtete Arago, „wenn ich in der Rue de Tournan bei dem großen Geometer speiste. Geist und Herz bewunderten und verehrten gern Alles an dem Manne,

Digitized by Google

welcher die Ursache der Secularglеichung des Mondes*) entdeckt hatte, welcher in der Bewegung dieses Gestirns die Mittel auffand, die Abplattung des Erdkörpers zu berechnen, und welcher außer vielem Anderen auch die großen Ungleichheiten (in der Bahn) des Jupiter und Saturn aus der allgemeinen Anziehung herzuleiten verstand. Wie groß aber war meine Enttäuschung, als ich einst bemerkte, wie Madame Laplace sich ihrem Gemahl näherte und sagte: „Willst du mir wohl den Zuckerschlüssel anvertrauen?"

Bald nach Antritt seines Amtes auf der Sternwarte ward Arago, von Monge vorgeschlagen, auch als Mitarbeiter Biot's bei den Untersuchungen über die Refraktion der Gase angestellt und fand so Gelegenheit, mit diesem berühmten Akademiker über die Wiederaufnahme der durch den Tod Mechain's unterbrochenen Meridianbogen-Messung in Spanien sich zu besprechen. Beide legten ihren Plan Laplace vor, der ihn eifrig unterstützte und von der Regierung die nöthigen Geldmittel erwirkte. Biot, Arago und der spanische Kommissär Rodriguez reisten zu Anfang des Jahres 1806 von Paris ab, besuchten unterwegs die von Mechain bezeichneten Stationen, nahmen einige wichtige Aenderungen an dem Plane der Triangulation vor und begannen nun frisch die Arbeit.

Die Ausführung des Werkes war aber sehr schwierig. Der junge Gelehrte mußte Monate lang in den rauhen Gebirgen von Valencia, am Gipfel des Desierto de las Palmas hausen, unter sich das tosende Meer, um die Lichtsignale von der Insel Iviza zu erspähen; er mußte Tag und Nacht auf den Füßen sein, um die von den Stürmen niedergeworfenen Signale wieder aufzurichten. Die Einförmigkeit seines Aufenthalts ward nur vom Besuch spanischer Räuber und Karthäusermönche unterbrochen; doch der junge Mann behielt frohen Muth und setzte mit ausharrender Treue sein Tagewerk fort.

In Valencia erwartete er Biot, der es auf sich genommen hatte, neue Instrumente mitzubringen, mit denen sie die Polhöhe von Formentera bestimmen wollten. Zur Abwechslung besuchte er mit einem Landsmann den Jahrmarkt in Murviedro, dem alten Sagunt, und wurde von einer Französin, Fräulein B., eingeladen, bei ihrer Großmutter zu speisen. Beim Weggehen wurden die beiden Gäste benachrichtigt, daß dieser Besuch leicht die Eifersucht des Bräutigams jenes Fräuleins erregt haben könnte und daß sie darauf gefaßt sein müßten, er werde nach seiner Weise ihnen auflauern. Ohne Weiteres kauften sie bei einem Waffenschmied Pistolen und traten in einem von einem Maulesel gezogenen Wagen den Rückweg nach Valencia an. Unterwegs sagte Arago zu dem Fuhrmann: Isidor, ich habe Grund zu vermuthen, daß man uns

*) Der Mond nähert sich im Laufe der Jahrhunderte der Erde, entfernt sich aber auch nach Jahrhunderten wieder von ihr; Lagrange und Laplace fanden die Ursache der säcularen Störungen in der Anziehung der Sonne auf den Mond.

Digitized by Google

anhalten wird; ich sage dir das, damit du nicht erschreckt wirst, wenn Schüsse aus der Kalesche fallen. Isidor, der nach Landessitte vorn auf dem Schwungbaume des Wagens saß, erwiederte: Ihre Pistolen, meine Herren, sind ganz unnöthig; es bedarf nur eines Schreies, damit mein Esel uns von zwei, drei und sogar vier Menschen befreie. Kaum eine Minute, nachdem der Kutscher dieß gesagt hatte, standen zwei Männer vor dem Esel und hielten ihn an der Nase fest. Im selben Augenblick stieß Isidor einen fürchterlichen Schrei aus, der durch Mark und Bein ging, den Schrei: Capitana! Fast senkrecht bäumte sich der Esel auf und hob einen der Männer mit sich empor; dann fiel er zurück und ging in vollem Galopp davon. Der Stoß des Wagens machte den darin Sitzenden sehr begreiflich, was so eben geschehen war. Ein langes Stillschweigen folgte, nur unterbrochen durch die Worte des Kutschers: Finden Sie nicht, meine Herren, daß der Maulesel besser ist, als Ihre Pistolen? Am anderen Tage hörte Arago vom General-Kapitän, Don Domingo Izquierdo, man habe auf dem Wege nach Murviedro einen zerschmetterten Menschen gefunden.

Ein guter Gelehrter verliert nie die Wissenschaft aus den Augen, das war auch bei Arago der Fall, der obendrein noch trotz seiner feurigen Natur die größte Selbstverleugnung übte. Er stattete mit seinem Kollegen Biot und dem französischen Vizekonsul Lamesse dem Erzbischof von Valencia einen Besuch ab, um durch ihn den Landgeistlichen empfohlen zu werden. Alles ging gut; aber seine Begleiter verließen den Empfangssaal, ohne dem Erzbischof die Hand zu küssen. „An mir Armen entschädigte er sich," schreibt Arago; „eine Bewegung, die mir fast die Zähne eingeschlagen hätte und die ich berechtigt wäre, einen Faustschlag zu nennen, bewies mir, daß trotz aller Demuth der Franziskaner-General durch das ceremonielose Benehmen meiner beiden Begleiter beleidigt worden war. Fast hätte ich mich über die Heftigkeit beklagt, die er gegen mich ausließ, aber die Bedürfnisse unserer trigonometrischen Operationen im Auge behaltend schwieg ich. Uebrigens dachte ich auch, als die geballte Faust des Erzbischofs meine Lippen berührte, an die schönen optischen Versuche, welche man mit dem prachtvollen Stein, der seinen Hirtenring zierte, hätte anstellen können. Ich gestehe, daß dieser Gedanke mich während unseres ganzen Besuchs beschäftigt hatte."

Biot kehrte schon im Jahre 1807 nach Paris zurück und Arago mußte das schwierige Werk allein zu Ende führen. Die Stimmung in ganz Spanien und auf den Balearen-Inseln war bereits für die Franzosen sehr gefährlich geworden. Arago hatte nicht weit von Palma, der Hauptstadt Majorka's, seine Station auf dem hohen Clop de Galazo bezogen. Das Volk glaubte nicht anders, als daß er sich dort aufgestellt habe, um der französischen Flotte Signale zu geben, und als vollends ein Ordonnanz-Offizier Napoleons, Herr Berthenie, in Palma landete, brach ein allgemeiner Aufstand los. Der Generalkapitän in Palma konnte das Leben Berthenie's nur retten, indem er ihn als Gefangenen

Digitized by Google

in das Schloß Belver abführen ließ. Nun lief die Menge nach dem Berge, um Arago einzufangen, und kaum gelang es diesem, in vollem Laufe gleichfalls nach dem Schloß Belver zu entkommen; ein leichter Dolchstich hatte ihn in den Schenkel getroffen. Obwohl die beiden Franzosen für Gefangene galten, war ihr Leben doch nicht sicher; sie entschlossen sich zur Flucht und mit Hülfe und Einverständniß des Generalkapitäns entwischten sie auf einem bereit gehaltenen Schiffe nach Algier. Dort bemühte sich der französische Konsul, ihnen auf einem nach Marseille fahrenden Schiffe des Dey von Algier sichere Ueberfahrt zu verschaffen, er stellte ihnen falsche Päße aus, welche Berthenie und Arago in zwei reisende Handelsmänner verwandelten — aus Schwechat und Leoben in Oesterreich. Das Schiff hatte unter Anderem zwei Löwen an Bord, welche als Geschenk dem Kaiser Napoleon überbracht werden sollten.

Schon waren die Reisenden im Busen von Lyon, als ein spanisches Raubschiff sie ereilte und sie nach der Festung Rosas zurückführte, wo Arago in eine alte halbabgetragene Windmühle gebracht wurde, um Quarantaine zu halten. Man hielt ihn für einen verkappten Spanier, der in den Dienst des Dey übergegangen sei und dem die Schiffsladung gehöre; die spanischen Behörden hatten nicht übel Lust, sein Schiff als der Krone Spanien verfallen zu konfisciren, und stellten mit Arago folgendes Verhör an. Man hatte, um vor jeder möglichen Ansteckung sicher zu sein, zwischen Windmühle und Strand zwei Seile gezogen; da der Entfernung willen laut gesprochen werden mußte, hatte sich eine zahlreiche Zuhörerschaft versammelt. Der Verhörsrichter hub an:

„Wer sind Sie?"

— Ein armer umherziehender Handelsmann.

„Wo sind Sie her?"

— Aus einem Lande, wo Sie sicher nie gewesen sind.

„Nun, welches Land ist es?"

Arago zögerte mit der Antwort, denn die Päße, in Essig getaucht, hatte der Instruktionsrichter in Händen, und Arago hatte vergessen, ob er aus Schwechat oder aus Leoben wäre. Auf gut Glück sagte er endlich: „Ich bin aus Schwechat!" Diese Aussage stimmte glücklicher Weise mit der Angabe des Passes überein.

„Sie sind ebenso gut aus Schwechat, als ich selbst," versetzte der Richter. „Sie sind ein Spanier und sogar ein Valencier, wie ich aus Ihrem Accent erkenne."

— Wollen Sie mich strafen, mein Herr, weil mir die Natur die Gabe der Sprachen verliehen hat? Ich erlerne mit Leichtigkeit die Dialekte der Gegenden, in denen ich verweile. Habe ich doch auch den Dialekt von Iviza erlernt!

„Gut, ich will Sie beim Wort nehmen. Da sehe ich einen Soldaten aus Iviza, unterhalten Sie sich mit ihm!"

— Sehr gern, ich will sogar das Ziegenlied singen.

Digitized by Google

Je zwei Verse dieses Liedes, das alle Hirten auf der Insel singen, werden von einem Refrain, der das Blöken der Ziegen nachahmt, unterbrochen, und mit unendlicher Kühnheit sang der Mathematiker:

Ah graciada sennora
Una canzo bouil canta
Be be be be!
No sera gaira pulida
Nosé si vos agradara
Be be be be!*)

Und der Ivizaner, auf den das Ziegenlied einen Eindruck machte, wie auf den Schweizer der Kuhreigen, versicherte mit Thränen in den Augen, der Mann wäre sicherlich aus Iviza.

Arago seinerseits versicherte, er wolle auch mit einem Franzosen die Probe bestehen, und dieser werde ihn ebenso für einen geborenen Franzosen halten. Ein alter Offizier vom Regimente Bourbon erbot sich auf der Stelle dazu, und kaum hatten sie einige Sätze gesprochen, so versicherte der Veteran fest, man habe es mit einem Franzosen zu thun.

Ungeduldig brach der Richter das Verhör ab, der arme Arago mußte aber, von spanischen Soldaten bewacht, auf ärmlichem Strohlager und vom Ungeziefer gepeinigt, in seiner Windmühle Gefangener bleiben. Seine Papiere mit den wissenschaftlichen Notizen trug er auf bloßem Leibe. Vergeblich wandte er sich an den Kapitän eines englischen Schiffs. Endlich kam er auf den Gedanken, an den Dey zu schreiben. Die Löwen sollten ihn aus der Noth retten. Er berichtete dem Dey von Algier, wie man sein Schiff unrechtmäßiger Weise festgenommen habe und daß einer der Löwen umgekommen sei. Ueber diese Nachricht ward der afrikanische Herrscher wüthend; er drohete den Spaniern mit Krieg. Da ward das Schiff und mit ihm Arago entlassen; man segelte wieder der französischen Küste zu. Schon zeigten sich die weißen Landhäuser auf den Hügeln von Marseille, da erhob sich ein schrecklicher Sturm — das Schiff ward nach Budschia verschlagen, an der Küste von Afrika. Unter unsäglicher Mühsal und Gefahr wanderte Arago nach Algier, wo er am Weihnachtstage 1808 anlangte. Neue Ueberraschung! Der alte Dey, der Löwenfreund, war unterdessen enthauptet worden, sein Nachfolger wird strangulirt und Arago wohnt dessen Erwürgung bei. Der neue Dey stellte an die französische Regierung eine Forderung von 2 bis 300,000 Franken, welche dieselbe nach seiner Meinung ihm schuldig sei. Der französische Konsul in Algier erwiderte, er habe Befehl vom Kaiser, keinen Pfennig zu zahlen. In Wuth gesetzt, beschloß der Dey eine Kriegserklärung und drohte, alle anwesenden Franzosen als Sklaven in den Bagno zu stecken. Doch trieb man dieß Mal die Dinge nicht auf's Aeußerste; aber erst im Juni gelang es Arago, aus der Piratenstadt zu entkommen. Wind und Wetter waren günstig und am 2. Juli

*) Ach, schöne Herrin, ein Lied will ich Euch singen; es wird wenig taugen, wenn es Euch nicht gefällt.



Digitized by Google

1809 stieg er aus dem Hafen von Marseille an's Land. Der erste Brief, den er erhielt, war — von Alexander v. Humboldt, aus Paris datirt, worin ihm der berühmte deutsche Gelehrte seinen Glückwunsch darbrachte wegen der Beendigung so vieler und gefährlicher Abenteuer und ihm zugleich seine Freundschaft anbot. Der Freundschaftsbund beider Männer war damit geknüpft und blieb fest bis an den Tod.

Arago war 23 Jahr alt, als er (am 18. Septbr. 1809) von seiner mühe- und gefahrvollen Reise mit den Instrumenten, die er durch alle Fährlichkeiten gerettet hatte, nach Paris zurückkehrte. In gerechter Anerkennung seiner Verdienste erwählte man ihn, an des verstorbenen Astronomen Lalande's Stelle, zum Mitgliede der Akademie — die höchste Ehre, welche französischen Gelehrten zu Theil werden kann. Einigermaßen burlesk war die Vorstellung am Hofe Napoleons. Die Mitglieder des Instituts mußten stets, wenn er ihrer Berufung seine Bestätigung ertheilt hatte, sich dem Kaiser präsentiren. In der Uniform ihrer grünen Röcke begaben sich dann der Präsident der Akademie, die Sekretäre aller vier Klassen und diejenigen Mitglieder, welche besondere neu veröffentlichte Arbeiten dem Staatsoberhaupt darbringen wollten, in einen Saal der Tuilerien, den der Kaiser durchschritt, wenn er aus der Messe kam. Der freiheitsmuthige Arago war von dem Schauspiel nicht besonders erbaut, um so weniger, als er den Eifer sah, mit welchem die Mitglieder des Instituts sich bemerklich zu machen suchten. Er berichtet von der Vorstellung:

„Sie sind sehr jung!" sagte Napoleon, sich Arago nähernd, und ohne auf eine Antwort zu warten, fügte er hinzu: „Wie heißen Sie?" Der Nachbar zur Rechten ließ dem jungen Akademiker keine Zeit zur Antwort und sagte eiligst: Er heißt Arago.

„Mit welcher Wissenschaft beschäftigen Sie sich?"

Sogleich erwiederte der Nachbar zur Linken: Er treibt Astronomie!

„Was haben Sie geleistet?"

Der Nachbar zur Rechten, unwillig, daß der Nachbar zur Linken ihm sein Recht auf die zweite Frage verkümmert hatte, nahm hastig das Wort und sagte: Er hat kürzlich den spanischen Meridian gemessen!

Der Kaiser, der nun ohne Zweifel vermuthete, daß er einen Stummen oder Einfältigen vor sich habe, wendete sich zu einem anderen Mitgliede des Instituts. Dieß war kein Neuling, sondern ein durch schöne und wichtige Entdeckungen bekannter Naturforscher; es war Lamarck. Der Greis überreichte dem Kaiser ein Buch.

„Was ist das?" fragte Napoleon. „Das ist Ihre abgeschmackte Meteorologie, das ist das Buch, in dem Sie mit Matthias Laensberg konkurriren, das Jahrbuch, das Ihre alten Tage entehrt. Treiben Sie Naturgeschichte, dann will ich Ihre Erzeugnisse mit Vergnügen in Empfang nehmen. Diesen Band hier nehme ich nur aus Achtung vor Ihren weißen Haaren an. — Nehmen Sie!" und er gab das Buch einem Adjutanten.

Digitized by Google

Der arme Lamarck hatte sich nach jedem von diesen heftigen und beleidigenden Sätzen vergeblich angestrengt, die Worte hervorzubringen: „Es ist ein naturgeschichtliches Werk, das ich Ihnen überreiche.“ Zuletzt war Lamarck schwach genug, in Thränen auszubrechen.

Unmittelbar darauf stieß der Kaiser auf einen kräftigen Lanzenbrecher, es war Lanjuinais. Dieser war vorgetreten, ein Buch in der Hand. Napoleon sagte zu ihm hohnlächelnd: „Will sich denn der ganze Senat in das Institut stürzen?“

„Sire,“ erwiederte Lanjuinais, „der Senat ist diejenige Körperschaft im Staate, die am meisten Zeit hat, sich mit Literatur zu beschäftigen.“

Unzufrieden mit der Antwort wandte sich der Kaiser schnell von den bürgerlichen Uniformen ab und trat unter die Hofuniformen mit dicken Epauletten, welche den Saal anfüllten.

Der Aufnahme in die Akademie folgte bald die Ernennung zum Professor der Mathematik an der polytechnischen Schule an die Stelle des ausgezeichneten Professor Monge. In dem prachtvollen Hörsaal der Pariser Sternwarte hielt er von 1812 bis 1845 die öffentlichen Vorlesungen über Astronomie, welche von allen Klassen der Gesellschaft gern und mit hohem Interesse besucht wurden. Immerfort bemüht, dem gebildeten Publikum so rasch als möglich die neuen Entdeckungen und Fortschritte in der Wissenschaft mitzutheilen, gründete er im Jahre 1816 mit Gay-Lüssac die Annalen der Physik und Chemie und bestimmte die Akademie, vom Jahre 1835 ab ihre wöchentlichen Rechenschaftsberichte (Comptes rendus hebdomaires de l'Academie des Sciences) zu veröffentlichen. Im Jahre 1830 ward Arago zum Direktor des Observatoriums und an Stelle Fourier's zum immerwährenden Sekretär der Akademie ernannt.

In seiner höchst merkwürdigen Regsamkeit und Schnellkraft des Geistes und seinem nie zu ermüdenden Fleiß blieb er der massenhaften Arbeit gewachsen, die einen Mann mit gewöhnlicher Kraft bald aufgerieben haben würde. Von den vielen im Institut gelesenen Arbeiten und sonstigen Untersuchungen sei hier nur folgender astronomischer Denkschriften Erwähnung gethan: „Ueber die Kometen mit kurzer Umlaufszeit“, „Ueber Chronometer“, „Ueber die Doppelsterne“, „Ueber die Frage, ob der Mond einen merklichen Einfluß auf unsere Erde übe“. Von meteorologischen Abhandlungen: „Ueber die Theorie der Thaubildung“, „Ueber die Nebel, die an heiteren Abenden nach Sonnen-Untergang am Ufer der Seen und Flüsse aufsteigen“. Alexander von Humboldt sagt in der Einleitung zu den sämmtlichen Werken Arago's: „Seine großen Entdeckungen fallen in die Jahre 1811, 1820 und 1824; sie betreffen die Optik, die Erscheinungen der Physik des Himmels, der Elektrizität in Bewegung, der Erregung des Magnetismus durch Rotation. Sie sind, um sie einzeln genau zu bezeichnen: 1) die Entdeckung der farbigen oder chromatischen Polarisation des Lichts; 2) die genaue Beobachtung der Verrückung der farbigen Streifen,



Digitized by Google

hervorgebracht durch die Begegnung zweier Lichtstrahlen, wenn einer derselben eine dünne durchsichtige Lamelle, etwa Glas, durchläuft: eine Erscheinung, welche Abnahme der Geschwindigkeit, eine Verzögerung während des Durchgangs beweist und in direktem Widerspruch steht mit der Emissionstheorie; 3) die Beobachtung der Eigenschaft, vermöge welcher der Leitungsdraht der Elektrizität in Oersted's Versuchen Eisenfeilspähne anzieht. Es war ein glücklicher Gedanke Arago's, den Strom in einer Spirale um die Nadel zu führen und Eisen zu magnetisiren. 4) Die Entdeckung des Rotationsmagnetismus."

Die Entdeckung der chromatischen Polarisation führte Arago auf die Erfindung des Polariskops, des Photometers, des Cyanometers und mehrerer Apparate, die beim Studium optischer Phänomene in Anwendung gebracht werden. Solche Versuche über chromatische Polarisation machten es Arago schon vor dem Jahre 1820 möglich, physikalisch festzusetzen, daß das Sonnenlicht nicht von einer glühenden, festen oder flüssigen Masse ausgesendet wird, sondern von einer gasartigen Hülle. Nachdem das Mittel entdeckt war, direktes Licht von reflektirtem zu unterscheiden, hat man mit Sicherheit erkannt, daß das Licht der Kometenschweife theilweis polarisirt ist und also nothwendig einestheils in erborgtem Lichte glänzt. Auch das Flimmern der Sterne war nun erklärt, indem die Strahlen der Sterne nach ihrem Durchgange durch die verschieden dichten, feuchten und erwärmten Schichten der Atmosphäre verschieden gebrochen werden und sich zu einem Bilde vereinen, sich durch Interferenz verstärken oder gegenseitig aufheben und so in schwingende Bewegung gerathen.

Als der englische Physiker Wheatstone einen höchst sinnreich konstruirten Dreh-Apparat erfunden hatte (1835), um die Geschwindigkeit des elektrischen Lichtes zu messen, zog Arago alsbald die Konsequenz desselben Princips, indem er durch Winkel-Ablenkung den Unterschied der Lichtgeschwindigkeit in einer Flüssigkeit und in der Luft veranschaulichte.

Den Rotationsmagnetismus entdeckte Arago — wie Alexander von Humboldt berichtet — am Abhange des schönen Hügels von Greenwich, als er im Verein mit Biot und Humboldt in England eine nähere Untersuchung der Pendelschwingungen vornahm. Er machte die höchst wichtige Bemerkung, daß eine in Unruhe versetzte Magnetnadel sich in der Nähe metallischer oder nicht metallischer Körper in kürzerer Zeit beruhigt, als wenn sie von diesen entfernt ist. Diese erste Bemerkung führte ihn durch scharfsinnige Kombination im Jahre 1825 auf die Erklärung der Erscheinungen, welche aus der Einwirkung rotirender Scheiben auf stillstehende Nadeln hervorgehen, sowie des Einflusses, den Wasser, Eis, Glas auf die Nadeln ausübt.

Neben solchen tief gehenden Arbeiten hielt er noch eine Reihe akademischer Gedächtnißreden auf die berühmtesten Naturforscher und Mathematiker und schrieb biographische Abhandlungen, die sich alle durch

Digitized by Google

Klarheit wie durch Wärme und Unparteilichkeit auszeichnen, wenn es ihm auch in seiner Lobrede auf James Watt begegnet, daß er dem jedenfalls verdienstvolleren Engländer den Franzosen Papin gleichstellt.

Daß ein so regsamer, dem Leben zugewandter Geist wie Arago auch dem politischen Leben seines Volkes nicht gleichgültig zuschauen konnte, verstand sich von selber. Er war mit Leib und Seele Republikaner und hat unter den verschiedenen Regierungsformen, welche Frankreich nacheinander erhielt, seinen Charakter nie verleugnet. Während der Julirevolution that er sich dadurch hervor, daß er sich im hitzigsten Straßengefecht nach den unter Marschall Marmont von der königlichen Garde besetzten Tuilerien begab und die Einstellung des seit drei Tagen fortgesetzten Feuerns verlangte. Diese Entschlossenheit hat das Volk in dankbarem Andenken behalten. Als Deputirter unter dem Königthum Louis Philipps hielt er eine große Anzahl von Reden in der Kammer, von denen Cormenin sagt: „Es liegt in seiner Beweisführung etwas Klares. Seine Ausdrucksweise ist so deutlich, daß man das Gefühl hat, als ströme Licht aus seinen Augen, von seinen Lippen, ja von seinen Fingern." Trotz diesem Lob muß aber doch eingestanden werden, daß Arago in der Politik nur Dilettant blieb und zum Staatsmann keine besonderen Anlagen hatte.

Im Jahre 1840 ward Arago zum Mitglied des Departementalraths der Seine erwählt und in dieser Stellung konnte er seine Fachwissenschaft für die Bedürfnisse der Stadt auf die mannigfaltigste Weise praktisch verwerthen. Als im Jahre 1848 die Revolution ausbrach, welche dem Juli-Königthum des Hauses Orleans ein Ende machte, ward Arago interimistischer Kriegs- und Marineminister der provisorischen Regierung und vertrat als solcher entschieden die Grundsätze gesetzlicher Ordnung gegen zügellose demokratische und sozialistische Umtriebe. In den unglücklichen Junitagen zeigte er abermals seinen persönlichen Muth in den Straßen von Paris und suchte, obwohl vergeblich, dem Aufstand Einhalt zu thun. Der Ausgang der Straßenschlacht hatte aber zur Folge, daß ein reaktionäres Ministerium an's Ruder kam und Arago vom politischen Schauplatz abtrat. Nach dem Staatsstreich Louis Napoleons vom 2. Dezember 1852, welcher mit Hülfe des Militärs die Republik thatsächlich vernichtete, war Arago entschlossen, seine Stelle als Direktor der Sternwarte niederzulegen, weil er Louis Napoleon nicht den amtlichen Eidschwur leisten mochte. Was bei Anderen Verbannung zur Folge hatte, sollte aber einem so berühmten und beim französischen Volke so beliebten Gelehrten wie Arago ungestraft hingehen. Der Unterrichtsminister sandte dem Astronomen auf dessen Absagebrief folgende verbindliche Antwort:

„Mein Herr! Als Sie sich am 9. Mai mit Ihrem Gesundheitszustand entschuldigten, nicht mit Ihren Kollegen vom Längen-Bureau zur Eidesleistung erscheinen zu können, hatten Sie mich zu dem Glauben berechtigt, daß Sie sich einer durch die Verfassung allen Staats-

Digitized by Google

beamten auferlegten Verpflichtung nicht entziehen würden. Ihr zweiter Brief, der dasselbe Datum trägt und den ich später empfangen habe, läßt mir diese Hoffnung nicht. Ohne mich bei der veränderten Sprache, die man darin zu bemerken nicht umhin kann, noch bei den wenig gemessenen Ausdrücken, die ich mit Verwunderung dieß Mal unter Ihrer Feder traf, aufzuhalten, habe ich die Befehle des Prinzen einholen müssen, bevor ich Ihre Entlassung annahm. Der Präsident der Republik hat mich beauftragt, eine Ausnahme zu Gunsten eines Gelehrten zuzulassen, dessen Arbeiten Frankreich geziert haben und dessen Existenz seine Regierung nicht trüben will. Die Ihrem Brief gegebene Oeffentlichkeit wird an dem Entschluß, den ich mich geehrt fühle Ihnen zu übermachen, nichts ändern. Empfangen Sie, mein Herr, die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung.

H. Forteul."

Für eine Republik, wie sie Arago sich dachte und mit heißer Seele herbeiwünschte, war Frankreich nicht gemacht; aber daß nun seine politischen Ideale vollständig scheiterten und ein zweiter Napoleon das französische Volk wieder unter seine Alleinherrschaft beugte: das ging dem für den Absolutismus nicht geschaffenen Mann schwer zu Herzen, und es erleidet wohl keinen Zweifel, daß das politische Geschick seines Vaterlandes viel zum schnelleren Verfall seiner körperlichen Kräfte beitrug. Er starb unter den Erscheinungen einer allgemeinen Wassersucht am 3. Oktober 1853.

Sein Leichenbegängniß war ausgezeichnet durch die Theilnahme von Tausenden; es mochten sich trotz des anhaltenden strömenden Regens wohl 15,000 Personen eingefunden haben. Um Demonstrationen von Seiten der demokratischen Partei niederzuhalten, hatte die Regierung Louis Napoleons Sorge getragen, daß die Polizei mit starker Mannschaft überall gegenwärtig war. Ihr bester Verbündeter war jedoch der sündfluthartige Regen. In der Rue St. Victor schnitt die Polizei drei Viertheile des Zuges ab. Als dann das eigentliche Trauergefolge auf dem Bastilleplatze vor der Juliussäule ankam, wo eine zahlreiche Schaar von Arbeitern versammelt war, entblößte die ganze Versammlung das Haupt, und diese den Erinnerungen der Julius-Revolution dargebrachte Huldigung war um so eindringlicher, als sie in Gegenwart des Marschalls Vaillant und des Ministers Ducos Statt fand, die vom Staatsoberhaupt ausdrücklich abgesandt waren, um dem ruhmwürdigen Todten den Zoll der Hochachtung darzubringen. Genannte beide Würdenträger, die drei oder vier Bataillone Fußvolk, die zwei Schwadronen Reiter, welche die Bedeckung bildeten, wurden nicht wenig von der Demonstration überrascht. Die Feierlichkeit, welche mit dem Gottesdienste um 11 Uhr begann, war erst Nachmittags um 4 Uhr zu Ende. Arago's Asche ruht auf dem Père La Chaise.

Digitized by Google

Der große Gelehrte war Mitglied fast aller gelehrten Gesellschaften Europa's und stand auch mit allen in Verkehr. Er war Ritter der Ehrenlegion. Als Entdecker des durch Drehung entwickelten Magnetismus war er der erste Franzose, dem die von Copley gestiftete Preismedaille zuerkannt wurde. Als Friedrich Wilhelm IV. die Friedensklasse des Verdienstordens stiftete, ward Arago alsbald unter die Ordensritter aufgenommen. Von der Universität Edinburgh war er bei seiner Anwesenheit in Schottland zum Doktor der Rechte, von den Städten Edinburgh und Glasgow zum Ehrenbürger ernannt worden.

## Abraham Gottlob Werner.*)

Wie es gewisse Familien giebt, in denen die Theologie, andere, in denen die Jurisprudenz oder Arzneikunst heimisch geworden ist, so stammte Werner aus echt hütten- und bergmännischem Geblüt. Seit zwei Jahrhunderten waren die Vorfahren des berühmten Mineralogen ansehnliche Besitzer von Eisenhütten und Hammerwerken gewesen; der Großvater hatte das Dobrahüttenwerk zu Ludwigstadt bei Baireuth erbaut und verwaltet, der Vater aber die ruhigere Stellung eines Inspektors über die gräflich Solm'schen Eisenhüttenwerke bei Wehrau in der Oberlausitz den Sorgen des eigenen Besitzes vorgezogen. Hier wurde ihm das Söhnchen geboren (25. September 1750), das bestimmt war, als ein Stern erster Größe am Himmel der Wissenschaft zu glänzen. Die Umgebung des Ortes war nicht ungünstig, das angeborene Talent des Knaben zu wecken; ein steil am Ufer der vorbeifließenden Quais abfallender Hügel zeigte deutlich eine Schichtung verschiedener Erdmassen, und der kleine Abraham schaute oft hin zu dieser Auflagerung, sich fragend, wie das Alles wohl entstanden sein möchte? Der Vater erfreute ihn oft mit hübschen Stückchen Bleiglanz, Kupferkies und anderem glänzenden Erz; was die Umgegend an Steinen und Versteinerungen darbot, lernte er bald kennen und sammeln. Auch das berg- und hüttenmännische Gewerbe betrachtete er früh mit dem größten Interesse, und der Vater konnte ihm keinen größeren Gefallen thun, als Geschichten von kühnen Bergleuten und von der Entstehung dieses und jenes Bergwerks zu erzählen. Er hatte kaum lesen gelernt, als er auch schon die Bücher seines Vaters, die von dem Bergbau und dem Erzgestein handelten, mit

*) „Schriften der mineralog. Gesellschaft zu Dresden", 2ter Band. Denkschrift zur Erinnerung an die Verdienste des ꝛc. zu Dresden verstorbenen k. sächs. Bergraths Werner. Die Abhandlung von G. H. v. Schubert in den Münchner Gel. Anzeigen, 1850 Nr. 46.

Digitized by Google

größter Wißbegier durchstudirte. Aber auch die biblische Geschichte wurde nicht vernachlässigt, und der fromme Vater war vor Allem bemüht, daß ein guter religiöser Grund in der Erziehung seines Sohnes gelegt wurde. Darum sandte er ihn mit zurückgelegtem zehnten Jahre in die Waisenhausschule zu Bunzlau in Schlesien, woselbst er vier Jahre unter der Zucht und Pflege treuer Lehrer verblieb bis nach erfolgter Konfirmation.

Nach Hause zurückgekehrt, mußte er zur Unterstützung des Vaters den Dienst eines Hüttenschreibers versehen, und drei Jahre lang kopirte er gehorsam und fleißig Rechnungen und Geschäftsberichte. Der Vater hatte von dem ihm sehr geneigten Grafen Solms das Versprechen erhalten, daß der Sohn einst sein Nachfolger im Amte werden sollte, und so war es ihm ganz recht, daß dieser von der Pike an dienen lernte.

Doch die Vorsehung hatte es anders beschlossen. Das viele Sitzen und Schreiben, der Druck einer rein mechanischen Arbeit, welche dem inneren Seelendrange kein Genüge gewährte, hatte so nachtheilig auf die körperliche Entwickelung des Jünglings gewirkt, daß dieser in eine Krankheit verfiel, welche nach dem Rath der Aerzte nur durch den Gebrauch des Karlsbades gehoben werden konnte. Die Reise führte über Freiberg, die hochberühmte Hauptstadt des erzgebirgischen Bergbaus. Der Anblick der vielen Pochwerke, Schmelzhütten, Grubengebäude, des regen Lebens unter und über der Erde wirkte wahrhaft elektrisirend auf das Gemüth des jungen Mannes; er vergaß Krankheit und Karlsbad und hätte am liebsten gleich in Freiberg Halt gemacht. Die Bergbeamten freuten sich der Begeisterung des Jünglings, und redeten ihm wie dem Vater zu, die zwei Jahre zuvor errichtete Bergakademie zu beziehen. Als der Sohn von seiner Badereise heimgekehrt war, erhielt er vom Vater die Gewährung seines sehnlichsten Wunsches, und ein günstiger Zufall fügte es, daß seine Ankunft in Freiberg (Ostern 1769) gerade in die Tage fiel, an welchen dem Kurfürsten, nachmaligem Könige Friedrich August von Sachsen, gehuldigt wurde. Die prächtigen und originellen Festaufzüge der Bergleute zeigten so dem begeisterungsvollen Manne gleich zu Anfang die poetische und glänzendste Seite des Berglebens.

Die Akademie war noch in der Wiege, aber Werner wußte jede Gelegenheit zu lernen trefflich zu benutzen, begnügte sich nicht mit den Vorträgen seiner Lehrer und der Lösung der ihm aufgegebenen Arbeiten, sondern fuhr mit an, wie ein gemeiner Bergmann, unterhielt sich mit oberen und niederen Beamten, trieb sehr eifrig Mineralogie, vernachlässigte dabei auch nicht die Sprachstudien, gleich als hätte er geahnt, daß später ihm lernbegierige Jünger aus allen Nationen zuströmen würden. Der Kurator der Akademie, Papst von Ohain, einer der größten damals lebenden Mineralogen, betrachtete mit wahrhaft väterlicher Zuneigung den strebsamen jungen Mann, verstattete ihm den ungehinderten Zutritt in sein Haus und namentlich zu seiner überaus reichen Privatsammlung, und hörte mit größter Theilnahme dem jungen Akademiker zu, wenn dieser ihm seine Ansichten über die Lagerung der Fossilien, den

Digitized by Google

Bau der Gebirge, über Verbesserung des bergmännischen Betriebes mittheilte. Von Ohain wollte ihm sogleich, um ihn für die Akademie zu erhalten, eine Anstellung im königlichen Dienst verschaffen, welches Anerbieten jedoch von Werner bescheiden abgelehnt wurde, denn dieser fühlte noch den Drang einer weitern allseitigen wissenschaftlichen Ausbildung, und bezog (1771) mit Zustimmung seines Vaters die Universität Leipzig.

Für einen tüchtigen Beamten war das Studium der Rechtswissenschaften von großem Vortheil; neben diesem widmete sich Werner der Naturkunde und dem Studium der neueren Sprachen. In Professor Gehler, dem Verfasser des physikalischen Wörterbuchs, fand er einen höchst anregenden Lehrer, und der vertraute Umgang mit dem Naturforscher Leske und dem höchst talentvollen Arzt Gallisch wirkte fördernd auf den eifrigen Studenten. In der Mineralogie lag der wissenschaftliche Stoff noch sehr chaotisch gemischt. Zwar hatte schon im Jahre 1757 der ältere Bruder Gehlers einen Versuch gemacht, die äußeren Kennzeichen der Fossilien festzustellen und so einer wissenschaftlichen Lehre Bahn zu brechen; auch die berühmten Mineralogen Hill und Wallerius hatten auf die Nothwendigkeit hingewiesen, die Arten der Mineralien nach feststehenden in die Sinne fallenden Merkmalen zu klassifiziren; aber dem jungen Werner war es vorbehalten, das entscheidende Wort zu sprechen, wodurch das Chaotische plötzlich Licht und Ordnung empfing. Er ließ im Jahre 1774 eine kleine Abhandlung drucken „über die äußeren Kennzeichen der Fossilien", worin er in leichtfaßlicher Sprache zeigte, wie durch Betrachtung der Form, Farbe, der Grade des Glanzes und der Durchsichtigkeit ꝛc. die verschiedenen Steinarten in Klassen, Ordnungen und Familien zu gruppiren seien.

Wie früher das auf die Betrachtung der Befruchtungswerkzeuge der Pflanzen gebaute System des großen Linné der Botanik einen festen Halt gegeben hatte, so geschah es nun durch Werner mit der Mineralogie; bei allen Männern von Fach fand seine kleine Schrift die entschiedenste Anerkennung. Sein Freund und Gönner von Ohain war besonders erfreut, und durch ihn erhielt Werner den Ruf zu der ehrenvollen Stelle eines Inspektors der mineralogischen Sammlung, sowie eines Lehrers der Mineralogie und Bergbaukunde an der Akademie zu Freiberg.

„Welch' anderer Ort, welche andere Stellung hätte wohl günstiger sein können für die allmälige Entwickelung der Gaben, die in dem Gerufenen lagen; für die kräftige, weit über die nächsten Schranken der Zeit und des Raumes hinausreichende Wirksamkeit desselben! Wer Freiberg und den Reichthum der verschiedenen Gebirgsarten, sowie der einfachen Gesteine näher kennt, der weiß es, daß nur wenige Gegenden der Erde sind, die in so engem Raume eine solche Mannigfaltigkeit der Formen des Mineralreiches zu Tage legen. Ein Weg von wenig Stunden oder Meilen führt den sachkundigen Wanderer über die verschiedenartigsten Gebirgsformationen; der Eingang in die verborgene Tiefe, zu den

Digitized by Google

Lagerstätten der Erze und der sie begleitenden Nebengesteine ist nach allen Seiten hin durch die zahlreichen Grubengebäude eröffnet. Dieser Landstrich ist eine Mineraliensammlung im Großen; der Sammler, der sie zu benutzen weiß, kann schon durch Tausch allein vom Ausland her die meisten zur Ergänzung des Naheliegenden nöthigen Materialien eines Mineralienkabinets sich verschaffen."

Gleich im ersten Jahre seines Lehramtes trennte Werner die Vorträge über Bergbaukunde von denen über Mineralogie; dann schied er aber auch die Lehre über die einfachen nicht gemengten Mineralien oder die Oryktognosie, wie er sie nannte, von der Geognosie oder der Lehre über die Gebirge und Gebirgsarten. Schon seit dem Jahre 1775 hatte Werner in seinen geognostischen Vorlesungen auf die Verschiedenheit wie auf die Ordnung und Reihenfolge, in welcher die großen Massen der Erdrinde sich ablagern, aufmerksam gemacht. Bald darauf erschien der Bericht des berühmten Reisenden Pallas, der Sibirien durchforscht hatte und dort dieselbe Lagerung der Ur- und Flötzgebirge gefunden, wie sie Werner in seinem kleinen freiberger Bezirk als Naturgesetz erkannt und aufgestellt hatte. Das erregte bei allen Sachkundigen nicht geringe Verwunderung. Alexander v. Humboldt sagt in seinem geognostischen Versuch „über die Lagerung der Gebirgsarten in beiden Erdhälften": „Werner hat auch in Gegenden, deren Untersuchung ihm nicht vergönnt gewesen, einen Theil der Entdeckungen vorbereitet: er hat, möchte man sagen, einen Theil der Entdeckungen vorgefühlt, womit die Geognosie nach ihm bereichert worden. So kann irgend ein sehr beschränkter Raum der Erdveste, eine Gegend von wenig Quadratmeilen Ausdehnung, in welcher die Natur viele Formationen vereinigt hat — gleich dem wahrhaften Mikrokosmus alter Philosophen — im Geiste eines bewährten Beobachters sehr richtige Gedanken erwecken über die Grundwahrheiten der Geognosie. So waren die meisten der früheren Ansichten Werners, selbst jene, die der berühmte Mann schon vor 1790 erfaßt hatte, von einer Richtigkeit, welche noch fortwährend Bewunderung erweckt."

Die Einfachheit und Klarheit, mit welcher Werner seine Geognosie darstellte, erweckte bei Zuhörern und Anhängern unbedingtes Zutrauen. Als Quelle der verschiedenen Bildungen und Lagerungen der Erdschichten galt ihm der Ozean, aus welchem sich das Starre von oben nach unten niedergeschlagen hatte; daher sein System das neptunistische hieß, im Gegensatz der plutonistischen Theorie, welche eine Erhebung von unten nach oben unter Einwirkung des noch fort und fort in Vulkanen hervorbrechenden Erdfeuers annahm. Bei dem außerordentlichen durch allseitige Beobachtung unterstützten Fortschritt, den die Naturwissenschaft nahm, mußte sich die plutonische Lehre immer entschiedener Bahn brechen, und hätte Werner, der scharfblickende Beobachter, nur Ein Mal einen brennenden Vulkan oder die erloschenen im Rheingebiet oder Südfrankreich gesehen, so würde er wohl schwerlich den Grund solcher vul-

Digitized by Google

kanischen Erscheinungen in brennenden Steinkohlenlagern gesucht oder den Basalt aus wässrigen Niederschlägen abgeleitet haben. Sind aber auch viele geognostische Lehren des Altmeisters nicht mehr haltbar, so bleibt ihm doch der unvergängliche Ruhm, der Wahrheit die Bahn gebrochen zu haben durch den Genius der Wissenschaft und exakter Forschung.

In der Oryktognosie steht er noch immer unübertroffen da. Sein außerordentliches Talent, durch die sinnliche Anschauung der Gegenstände ein klares Bild derselben zu erfassen, und genau und scharf, wie es erfaßt war, auch im Wort darzustellen — dabei eine strenge Konsequenz, die keine Unklarheit und Verworrenheit bei den Schülern duldete: mußten ihn wohl als Lehrer der Mineralogie allgemein beliebt und berühmt machen. Lassen wir einen seiner Schüler, der uns in seiner Selbstbiographie („Was ich erlebte" von Steffens) ein schätzbares Bild seines Lehrers gezeichnet hat, darüber reden:

„Freiberg stand als Akademie damals in der höchsten Blüthe. Werner ward in ganz Europa unbestritten als der erste Mineralog, ja als der neue Stifter und Begründer dieser Wissenschaft betrachtet. Keiner konnte sich damals mit ihm als Oryktognosten messen, selbst Linné besaß nie eine allgemeinere Autorität in der Botanik, als Werner in der Oryktognosie. In der Geognosie hatten die Neptunisten den entschiedenen Sieg über die Vulkanisten errungen. Von Hutton's Erhebungstheorie war kaum die Rede. Aus allen Gegenden Europa's und Amerika's strömten die Mineralogen nach Freiberg. — A. v. Humboldt, L. v. Buch, Esmark, der Norweger, Elhyar, der spanische Mexikaner, Andrada, der brasilianische Portugiese, waren wenige Jahre früher dagewesen. Zu meiner Zeit fand ich dort noch den Irländer Mitchel, der in England schon einen bedeutenden Ruf in seinem Fache besaß; Jameson, den Schottländer, dessen Verdienste um die Geognosie seit seiner Reise durch Schottland allgemein geschätzt wurden. Unter denen, die später als berühmte Mineralogen genannt wurden, und die sich zu meiner Zeit in Freiberg aufhielten, waren d'Aubuisson, der Franzose, Mohs und Herder.

„Werner war noch in der Blüthe seiner Jahre, 49 Jahre alt. Er war eine höchst ausgezeichnete Persönlichkeit, und nahm mich schon bei meinem ersten Besuche ganz für sich ein. Er war von mittlerer Größe, breitschulterig, sein rundes freundliches Gesicht versprach zwar beim ersten Anblicke nicht viel, und dennoch beherrschte er auf eine entschiedene Weise einen jeden, wenn er zu sprechen anfing. Sein Auge ward dann feurig, die Züge schienen sich zu beleben; seine Stimme hatte durch die Höhe etwas Schneidendes, aber jedes Wort war überlegt; eine besonnene Klarheit und die entschiedenste Bestimmtheit seiner Ansichten sprach sich in Allem, was er sagte, aus. Damit verband sich aber eine so seltene Güte, daß er unwiderstehlich Aller Herzen gewann.

Digitized by Google

„Werner litt anhaltend an einer Unterleibskrankheit; er war dabei sehr ängstlich und um seine Gesundheit besorgt. Er kleidete sich sehr warm; der Magen war immer mit einem Thierfell bedeckt, und wenn er an Magenschmerzen litt, fügte er eine erwärmte Blechplatte hinzu. Das Klima in Freiberg ist freilich rauh, aber doch erschrak ich nicht wenig, wenn ich im Julimonat zu ihm hereintrat und den Ofen warm fand. Er war in Allem bis zur Pedanterie pünktlich. Mit den Zuhörern, die er vorzüglich lieb hatte, pflegte er nach solchen Gegenden, die sich durch irgend eine geognostische Merkwürdigkeit auszeichneten, in seiner Equipage hinzufahren. Er bestimmte dann ganz genau die Zeit der Abfahrt, man durfte nun keine Minute zu früh oder zu spät kommen. Kam man zu früh, so saß er nicht selten bei der Arbeit, sah den Hereintretenden bedenklich an und dann auf die Uhr; kam man zu spät, wenn auch nur um einige Minuten, so ward man in Verlegenheit gesetzt, wenn man ihn selbst in ziemlich warmen Tagen mit Rock, Ueberrock und Pelz auf der Treppe wartend fand. Da mich das Glück, ihn auf solchen kleinen Touren zu begleiten, eine Zeit lang fast jede Woche traf, so sorgte ich ängstlich dafür, daß meine Uhr genau mit seiner übereinstimmend ging. Ich liebte diesen seltsamen und ausgezeichneten Mann unbeschreiblich.

— „Werner's Hauptverdienst um die Oryktognosie beruhte vorzüglich auf der scharfen Auffassung der zartesten Unterschiede. In seinem ganzen Wesen drückte sich eine mit Aengstlichkeit gepaarte Bestimmtheit aus, mit welcher er sie erkannte und darstellte. Eine jede Unklarheit beunruhigte ihn. Er zwang seine Zuhörer fast, die unmerklichsten Nüancen in den Farbenmischungen der Fossilien mit möglichster Entschiedenheit zu erkennen. Alle Kennzeichen derselben waren höchst genau klassifizirt, und eine jede Abweichung von der durch ihn streng bestimmten Ordnung, ein jedes schwankende Auffassen ängstigte, ja verletzte ihn. Obgleich er zur Bestimmung der Krystalle keine mathematischen Formen benutzte, waren seine Beschreibungen derselben doch die genauesten und klarsten. Die krystallinische Struktur der Fossilien ward von ihm zuerst erkannt, und die Zahl der Durchgänge der Blätter, wie er sie nannte, und ihre Stellung gegeneinander enthielt schon den Keim der Ansicht von einer bestimmten Grundform sämmtlicher Krystallisationen, die später so wichtig ward.

„Werner hat bekanntlich wenig drucken lassen. Seine Hefte aber bildeten die Grundlage der vielen oryktognostischen Handbücher, die zu seiner Zeit durch Wiedemann, Emmerling, Reuß u. s. w. bis auf Breithaupt erschienen sind."

Doch nicht bloß als Lehrer der Mineralogie und Geognosie, sondern auch als Lehrer der Bergbaukunst und Eisenhüttenkunde, als Mitglied des Oberbergamts zu Freiberg, und ganz besonders als Freund der Akademisten wirkte Werner ebenso thätig als ruhmvoll. Und bei dieser großen amtlichen Thätigkeit und Berufstreue gewann er — wobei

Digitized by Google

ihm eben die genaueste Eintheilung der Zeit zu Statten kam — noch Muße, um dem Studium der Geschichte und Geographie, der Alterthums- und Sprachwissenschaft obzuliegen. Zu seiner Erholung vertiefte er sich in das Studium der verschiedenen Sprachen, der europäischen und asiatischen; man fand ihn oft in frühester Morgenstunde schon bei seinen Wörterbüchern, mit dem Entwerfen von Tabellen beschäftigt, auf denen er die ihrem Sinne nach verwandten Wurzelwörter der vornehmsten bekannten Ursprachen zusammenstellte, und welche die Grundlage bilden sollten zu einem großen polyglottischen Wörterbuch. Die Leichtigkeit, womit Werner fremde Sprachen erlernte, kam ihm sehr zu Statten in seinem Verkehr mit Schülern und Freunden der verschiedensten Nationalität. Da er Spanier und Portugiesen, Italiener und Ungarn, Engländer und Dänen, Schweden und Russen zu Schülern hatte, so wählte er als Sprache für die Fremden das Französische, unterließ jedoch nicht, um diesem und jenem jungen Manne die Sache recht deutlich zu machen, in dessen Muttersprache sich an ihn zu wenden. An seinem System hielt er streng und vertheidigte es hartnäckig gegen alle Angriffe; aber in Bezug auf seine großen Erfolge und Verdienste blieb er stets der anspruchslose, bescheidene, liebenswürdig einfache Mann. Sein Einkommen war mäßig, aber reichte vollkommen für seine Bedürfnisse aus, da er nicht verheirathet war. Mehrere sehr ehrenvolle Anträge in's Ausland lehnte er ab, denn er war mit Leib und Seele seinem Könige und sächsischem Vaterlande zugethan. Als die Häupter der französischen Republik, um ihn auszuzeichnen, ihm ein Ehrendiplom eines Citoyen de la république übersandten, gerieth er in große Verlegenheit und theilte es sogleich dem Hofe mit. — Er starb zu Dresden am 30. Juni 1817 in den Armen seiner Freunde und seiner einzigen Schwester. Sein Leichnam wurde auf Kosten des Staats unter einem feierlichen Trauerzuge nach Freiberg abgeführt und in dem dortigen uralten Dom, nahe den irdischen Resten des Kurfürsten Moritz und anderer Fürsten des Hauses Sachsen, beigesetzt. Die mineralogische Gesellschaft zu Dresden, deren Mitstifter und erster Präsident er war, hat ihm an der Freiberger Straße, eine Stunde von Dresden, ein aus Granitblöcken und Basaltsäulen gruppirtes Denkmal gesetzt; seine Schwester, die verwittwete Pastorin Glaubitz zu Hirschberg in Schlesien, ließ ihm 1823 auf seinem Grabe ein kleines Denkmal errichten. In seinem patriotischen Sinne hatte er schon lange vor seinem Tode angeordnet, daß seine reiche und wohlgeordnete Mineraliensammlung der Freiberger Akademie verbleiben sollte, obschon von England aus ihm eine große Summe dafür geboten wurde. Auch seine übrigen Sammlungen an Büchern, Landkarten, Zeichnungen, Münzen ꝛc. wurden der Akademie überlassen.

Die großen Zeitgenossen Werner's, Schelling und Göthe, ehrten ihn hoch, und wenn Göthe und Werner in Karlsbad zusammentrafen, war es für beide ein Genuß; Göthe bekannte sich immer treu zu den geologischen Ansichten Werner's. Außer den beiden Koryphäen der Wissen-

Digitized by Google

schaft, A. v. Humboldt und L. v. Buch, sind als ausgezeichnete Schüler Werner's drei Männer zu nennen, die als Lehrer auf die deutsche Jugend den besten Einfluß geübt haben, wenn auch in ganz verschiedener Weise: H. Steffens, K. v. Raumer und H. v. Schubert. Zu Edinburg in Schottland stiftete ein Schüler Werner's, der berühmte Professor Robert Jameson, eine gelehrte Gesellschaft unter dem Namen Wernerian Natural History Society.

## Fraunhofer.

Es mag vom Lebensgange des einzelnen Menschen gelten, was man vom Samenkorn sagen kann: wenn es auf guten Boden fällt, so bringt es Frucht hundertfältig, fällt es aber auf steiniges Land und findet keine Wurzel, so muß es verkommen. Auch manches Talent mag auf die Weise verkümmern, daß ihm die Nahrung des Bodens, der Regen und Sonnenschein des freien Feldes fehlt. Aber ganz paßt der Vergleich doch nicht und es zeigt sich hier gleichfalls der tiefgehende Unterschied zwischen der physischen und moralischen Welt. Denn von der überwiegenden Mehrzahl der Talente kann man behaupten, daß sie sich entwickeln trotz des ungünstigen Bodens, trotz aller Hindernisse, ja gerade durch diese erst ihre volle Elastizität gewinnen und in ihrer unverwüstlichen Kraft sich bewähren. Ein lebendiges Beispiel giebt Fraunhofer.

Joseph von Fraunhofer, Doktor der Philosophie, königl. bairischer Akademiker und Professor, Ritter des Civilverdienstordens der bairischen Krone und des königl. dänischen Danebrogordens, ward zu Straubing am 6. März 1787 geboren. Sein Vater war ein armer Glaser, der den Knaben früh zu einem Gehülfen bei seinem Geschäft verwandte, so daß dieser selten in die Schule, und noch seltener zum Lesen oder Schreiben kam. Der arme Joseph verlor früh die Mutter, nicht lange darauf starb auch der Vater; der 11jährige Knabe war eine Waise. Sein Vormund that ihn zu einem Drechsler in die Lehre, dieser fand ihn aber zu schwächlich und konnte ihn nicht behalten, denn der Kleine wäre der ihm noch zu schweren Arbeit schier unterlegen. Ein Glasschleifer, der Hofspiegelmacher Ph. Weichselberger in München, erklärte sich auf weiteres Nachforschen des Vormunds bereit, den jungen Fraunhofer in die Lehre zu nehmen, welche dieser im August 1799 auch antrat. Lehrgeld brauchte er nicht zu bezahlen, dafür mußte er sich jedoch verpflichten, sechs Jahre lang ohne Lohn zu arbeiten. Wie gern hätte Joseph die münchner Feiertagsschulen besucht, um seine dürftigen Kenntnisse ein wenig zu erweitern, und schreiben und rechnen zu lernen! Herr Weichselberger er-

Digitized by Google

laubte aber solchen Luxus nicht, und sein Lehrling wäre vielleicht nie über die mechanische Handlangerarbeit hinausgekommen, wenn nicht ein großes Unglück geschehen wäre. Fraunhofer hatte fast das zweite Jahr seiner schweren Lehrzeit beendet, als (den 21. Juli 1801) im münchner Thiereckgäßchen plötzlich zwei Häuser zusammenstürzten, von denen eins das Wohnhaus des Meisters war. Der junge Fraunhofer ward im Schutt begraben, doch war sein Kopf durch Kisten, die sich sperrten und einen freien Zwischenraum darboten, so weit frei geblieben, daß er rufen konnte, und nach mehr als vierstündiger Arbeit brachte man ihn ohne gefährliche Beschädigung an's Tageslicht. Man hatte aus dem Innern des nicht eingestürzten Hauses eine Art Schacht absenken und mit Lochsägen durch die eingestürzten Balken und Bretter eine Oeffnung machen können; wäre er weiter hin zu liegen gekommen, so hätte man ihn erst nach mehreren Tagen gefunden, wie es bei der im Augenblick des Einsturzes nur 5 Fuß weiter entfernten Frau seines Lehrherrn der Fall war, welche todt blieb. Der Polizeidirektor und nachherige Baurath Baumgärtner leitete die Rettungsarbeiten so gut, daß Fraunhofer diesem Manne besonders seine Erhaltung zu danken hatte. —

Der König Maximilian Joseph, damals noch Churfürst, war auch sogleich zur Stelle geeilt und ging ab und zu, durch seinen Zuspruch die Arbeiter ermuthigend, die sich selber der Gefahr aussetzten, verschüttet zu werden. Der menschenfreundliche Herr freute sich wie ein Vater über den wiedergefundenen Sohn, als der arme Glaserlehrling gerettet war; er befahl, für die Heilung desselben alle Sorge zu tragen, ließ ihn nach seiner Wiederherstellung zu sich kommen, fragte ihn über die Empfindungen, die er im Moment des Verschüttens gehabt und entließ ihn mit einem Geschenk von 18 Dukaten und mit dem Versprechen, für den Verwaisten väterlich sorgen zu wollen, sobald wieder Mangel einträte. Wie glücklich war der arme Bursche! Nur mit einem Theil des Geldes befriedigte er die nothwendigsten Bedürfnisse der Kleidung und Leibes Nothdurft, das Uebrige aber wandte er an zur Herstellung einer Glasschneidemaschine, die er auch bald zum Steinschneiden benutzte, ohne vorher diese Arbeit gesehen zu haben. Zuerst war er in die Werkstatt eines Optikers gegangen und hatte von diesem die Erlaubniß erhalten, die Maschine benutzen zu dürfen, so daß er die Sonn- und Feiertage zum Schleifen optischer Gläser verwenden konnte. Sobald er sich mit dem Mechanismus einigermaßen vertraut gemacht hatte, schaffte er sich, wie bemerkt, selber eine Maschine an. Aber aus Mangel der nöthigen Kenntnisse in der Optik und Mathematik stieß er auf viele Hindernisse, die ihm große Noth machten.

In dieser Verlegenheit nahm sich der bairische Geheimrath Herr von Utzschneider des Jünglings an. Er hatte den Knaben zum ersten Mal gesehen, als derselbe aus dem Schutt hervorgezogen wurde, ihn dann besucht und sich der Regsamkeit seines Geistes, der naiven Feinheit seiner Bemerkungen und nicht minder seiner großen Lernbegierde gefreuet.

Digitized by Google

Er brachte ihm die mathematischen Lehrbücher von Klemm und Tanzer, empfahl ihm auch einige über die Optik handelnde Bücher, und Fraunhofer drang nun, ohne mündlichen Unterricht, in den Geist der Schriften eines Kästner, Klügel, Priestley ein. Er erkannte alsbald, daß die Lehren der Optik auf denen der reinen Mathematik beruheten und suchte mit seiner geringen Baarschaft einen Privatlehrer zu bezahlen, der ihm in der Mathematik Unterricht gab. Er verwandte nur die Freistunden zu seinem Privatstudium, aber sein engherziger Lehrmeister fürchtete doch, es könnte durch solche Leserei der Arbeit Abbruch geschehen und verbot ihm auf's strengste, fernerhin noch Bücher in's Haus zu schleppen. Fraunhofer benutzte jedoch um so eifriger die Stunden der Sonn- und Feiertage, an welchen er das Haus verlassen durfte, und studirte im Freien. Gern hätte er einen Theil der Nacht in seinem Dachstübchen zur Lektüre verwandt, aber Licht zu brennen war ihm untersagt. Die edle Kunst des Schreibens hatte er noch immer nicht üben können, denn der Besuch der Feiertagsschule blieb nach wie vor verboten. Um nun möglichst bald dieser Gunst theilhaftig zu werden, kaufte er mit dem Rest seines Geldes dem Meister das letzte halbe Jahr seiner Lehrzeit ab, und erstand noch — so sparsam war er mit seinem Schatz umgegangen — aus der Hinterlassenschaft des Generals Grafen von Salern eine optische Schleifmaschine.

Er mußte nun darauf bedacht sein, sich selber wieder etwas Taschengeld zu verdienen. Ohne jemals graviren gesehen zu haben, begann er in seinen Freistunden die Versuche, in Metall zu graviren, und bald gelang es ihm, Modelle zum Pressen erhabener Visitenkarten zu fertigen, die er verkaufen konnte. Der großmächtige Napoleon war aber Schuld, daß diese Nahrungsquelle bald wieder versiegte, denn bei den Kriegsunruhen kaufte Niemand mehr Visitenkarten, und Fraunhofer sah sich in die dürftigste Lage versetzt. Dem Könige seine Noth zu klagen, getraute er sich nicht, und es blieb ihm nichts übrig, als zum Handwerk eines Spiegelmachers und Glasschleifers zurückzukehren. Doch blieben die Feiertage dem Studium der Mathematik gewidmet.

Was übrigens der Krieg dem aufblühenden Talent des jungen Mannes zu rauben schien, das ersetzte er ihm bald auf andere Weise reichlich. Georg v. Reichenbach hatte seine Theilmaschine und andere Werkzeuge zur Verfertigung der astronomischen und geodätischen*) Winkelinstrumente vollendet und sich für sein Etablissement mit den Herren von Utzschneider und Liebherr verbunden. Jedoch konnten wegen der napoleonischen Kontinentalsperre die zu den astronomischen Instrumenten nöthigen Perspektivgläser nicht aus England bezogen werden. Dadurch sah sich Reichenbach veranlaßt, eine optische Schleifmaschine neuer Art zu bauen, und der Professor Schiegg, welcher am Aufblühen der Reichenbach'schen Anstalt den regsten Antheil nahm, empfahl Fraunhofer als

*) Zum Feldmessen bestimmten.

Digitized by Google

geschickten Optiker. Er hatte sich selber von den ausgebreiteten Kenntnissen des Autodidakten überzeugt, und hegte die größte Hoffnung von Fraunhofer's Talent.

Als der dürftige und schüchterne Jüngling vor dem genialen Herrn von Reichenbach stand, knüpfte dieser eine Unterhaltung mit ihm an und rief sogleich die frohen Worte aus: „das ist der Mann, den wir suchen!"

Fraunhofer ward zum Gehülfen angenommen; nach langer Entbehrung und Mühsal hatte er endlich das Element erreicht, worin er sich wohl fühlte. Mit der Sicherheit eines Meisters berechnete und schliff er die Gläser zu den für die Sternwarte in Ofen bestimmten Instrumenten, den ersten größeren dieser Art, welche Deutschland lieferte. Der Geheimrath von Utzschneider hatte das vormalige Kloster Benediktbeuern angekauft und daselbst eine Glasfabrik errichten lassen; nun entschloß er sich zur Anlegung einer optischen Werkstätte, die er Ende 1807 in Benediktbeuern einrichtete und unter Direktion Fraunhofers stellte. Da es an Arbeitern fehlte, unterrichtete Fraunhofer selbst die, welche ihm am fähigsten schienen, und sah sich bald in den Stand gesetzt, sämmtliche Gläser für das Reichenbach'sche Institut in München liefern zu können, das immer größere Ausdehnung gewann. Dies hatte wieder die Folge, daß im Jahre 1809 v. Utzschneider, v. Reichenbach und Fraunhofer zu einer Gesellschaft sich vereinigten und das für dioptrische Instrumente bestimmte Institut in Benediktbeuern in's Leben riefen.

Eine der schwierigsten Aufgaben für den praktischen Optiker ist das der Theorie genau entsprechende Poliren der gekrümmten Flächen großer Objektivgläser in den Fernröhren, weil gerade durch das Poliren diese Flächen leicht in ihrer Gestalt, die sie im Schleifen erhalten haben, einbüßen. Fraunhofer sann nach, und er erfand eine Polirmaschine, mit welcher er nicht nur die Form der Objektivglasflächen vollkommen schonte, sondern auch den bisherigen so leicht eintretenden Fehlern des Schleifens abhalf, Fehler, welche der geschickteste Arbeiter oft nicht vermeiden konnte. Auch wußte Fraunhofer eine Methode zu gewinnen, das zum Gebrauch ausgewählte Glas genau in Rücksicht der darin enthaltenen Wellen und Streifen zu prüfen, durch welche das Licht unregelmäßig gebrochen und zerstreut wird. Er überzeugte sich, daß oft in mehreren Zentnern reinen Flintglases, das v. Utzschneider in Benediktbeuern bereiten ließ, nicht ein von Wellen und Streifen ganz freies Stück zu finden war; ebenso fand er, daß verschiedene Stücke aus ein und derselben Schmelze im Brechungsvermögen sehr von einander abwichen, welcher Fehler freilich bei dem englischen und noch mehr bei dem französischen Flintglase in höherem Grade sich zeigte.

All sein Sinnen und Streben hatte Fraunhofer darauf gerichtet, größere Objektivgläser als die bisher üblichen in vollkommener Form herzustellen; an der Beschaffenheit des Glases selber schien nun sein Streben scheitern zu müssen. Da entschloß er sich (im Jahre 1811), selber Flintglas zu schmelzen und den Prozeß der genauesten Unter-



Digitized by Google

suchung zu unterwerfen. Mit Einwilligung seiner Gesellschaftsgenossen ließ er einen neuen Schmelzofen bauen und alle dazu gehörigen Werkzeuge und Maschinen nach seiner Angabe anfertigen. Er machte die Versuche gleich mit mehreren Zentnern, und schon bei der zweiten Schmelze hatte er die Genugthuung, ein so regelmäßiges Flintglas zu erhalten, daß ein Stück auf dem Boden des zwei Zentner enthaltenden Schmelztiegels genau dasselbe Brechungsvermögen zeigte, wie das von der Oberfläche geschöpfte. Doch die folgenden Schmelzen, obschon auf dieselbe Weise vorgenommen, lieferten nicht so glückliche Ergebnisse, sowohl mit Rücksicht auf das gleiche Brechungsvermögen des Glases als in Rücksicht der Wellen und Streifen. Dadurch ließ sich Fraunhofer keineswegs abschrecken, und nach längerer Zeit erhielt er wieder einige völlig gelungene Schmelzen, und durch das angestrengteste Vergleichen und Prüfen kam er endlich dahinter, worin die Ursache des öftern Mißlingens gelegen.

Mit gleicher Beharrlichkeit ging darauf der Optikus an das Schmelzen des Crownglases, da er gefunden hatte, daß sowohl das englische Crownglas wie das deutsche Spiegel- und Tafelglas auch nicht frei war von Streifen und Wellen, welche das Licht unregelmäßig brechen. Je größer und dicker nun ein solches Glas genommen wurde, desto mehr mußten auch die Streifen sich hinderlich erweisen, und doch sollte gerade bei den großen Fernröhren die Wirkung einer regelmäßigen Brechung des Lichtes zunehmen. Fraunhofer räumte auch hier die Hindernisse aus dem Wege. Und mit seinen Eroberungen auf dem Gebiete der optischen Praxis verband er die erfolgreichsten Entdeckungen in der Theorie.

Man hatte sich bisher außer Stande gesehen, das Brechungs- und Zerstreuungsvermögen der Materien mit Genauigkeit zu bestimmen, da das Spektrum (das durch ein dreiseitiges Prisma in die sogenannten Regenbogenfarben zerlegte Licht) in seinen Farben keine scharfen Grenzen hat, eine Farbe in die andere überfließt, daher bei größeren Spektris die Winkel der Brechung nur auf 10 oder 15 Minuten genau gemessen werden können. Um diesen Uebelstand zu heben, kam es zunächst darauf an, gleichartiges (homogenes) Licht künstlich hervorzubringen, und es gelang Fraunhofer durch einen Apparat, durch welchen er das Lampenlicht in einem Prisma zerlegte. Im Verlaufe dieser Versuche entdeckte er die fixe helle Linie, welche im Orange des Spektrums sich findet, und damit gewann er den Anhalt, das absolute Brechungsvermögen der Materien nach festen Zahlenwerthen zu bestimmen.

Noch war aber zu untersuchen, ob das vom Sonnenlicht erzeugte Farbenspektrum dieselbe helle Linie im Orange enthalte, wie das vom Lichte des Feuers gewonnene; und die zu diesem Zwecke unternommenen Experimente führten den Forscher zur Entdeckung der unzähligen dunkeln fixen Linien, welche sich in dem aus vollkommen homogenen Farben bestehenden Sonnenlichtspektrum finden.

Dr. Brewster bemerkt in seinem Leben Newton's: „Unter die wichtigsten neueren Entdeckungen in Beziehung auf das Spektrum müssen

Digitized by Google

wir die der unveränderlichen dunkeln und farbigen Linien rechnen, die wir dem Scharfsinn des Dr. Wollaston und Fraunhofers zu danken haben. Zwei oder drei solcher Linien wurden von Wollaston entdeckt, aber nahe an 600 vermittelst des schönen Prisma's und des herrlichen Apparats des bairischen Optikus. Diese Linien sind mit einander parallel und senkrecht gegen die Länge des Spektrums. Die breitesten nehmen einen Raum von 5 bis 10″ in der Breite ein. In einigen Fällen zeigen sie sich als wohlbegrenzte Linien und an andern Stellen als Gruppen; in allen durch das Sonnenlicht formirten Spektris behalten sie dieselbe Ordnung und Stärke (Intensität) und dieselbe Lage in Beziehung auf die farbigen Räume, wie auch die Natur des Prisma's, durch welche sie erzeugt werden, sein mag. Um unter der großen Anzahl von Linien feste Anhaltspunkte zu gewinnen, wählte Fraunhofer einige besonders auffallende Linien des Spektrums und bezeichnete dieselben durch die großen Anfangsbuchstaben A B C D E F G und H. Es fallen A B und C in's Roth, D in Orange, E zwischen Gelb und Grün, F in den Uebergang von Grün zu Blau, G in Indigo, H in Violet. Hierdurch wurde das Spektrum in 7 Partien getheilt, von denen jede eine Anzahl feinerer Linien einschließt, über deren Lage und Eigenschaften man sich nun leichter verständigen konnte.

Diese Linien sind ihrem Entdecker zu Ehren die „Fraunhofer'schen Linien" genannt worden. Man fand, daß auch das Licht der Venus die gleichen Linien ergab, nur etwas matter; das Licht des Sirius aber ergab eine andere Gruppirung, die sich von dem der im gebrochenen Sonnenlicht vorhandenen merklich unterschied. Ebenso zeigten sich im Kerzen-, Lampen- und elektrischen Licht dunkle Streifen, wo im Sonnenspektrum helle, und helle Streifen, wo dort dunkle sind. Am meisten zeichnete sich ein mit der Fraunhofer'schen Linie D zusammenfallender heller Lichtstreif aus, der stets zum Vorschein kam, wenn man Kochsalz in eine Lichtflamme brachte, welche dadurch eine lebhaft gelbe Farbe erhielt. An diese Erscheinung anknüpfend, gelang es den Professoren Bunsen und Kirchhoff in Heidelberg, das Phänomen der Fraunhofer'schen Linien aus den in den leuchtenden Körpern vorhandenen Urstoffen zu erklären, und auf diesem Wege ist man jetzt dahin gelangt, aus den Linien des Spektrums durch die sogenannte Spektral-Analyse Schlüsse zu ziehen auf die Zusammensetzung und das Vorhandensein dieser und jener Erdenstoffe in der Sonne, in den Planeten, in den Fixsternen. Auch die Wissenschaft ist ein großer zusammenhängender Kosmos, in welchem „Alles sich zum Ganzen webt, Eins in dem Andern wirkt und lebt", wo „Himmelskräfte auf- und niedersteigen und sich die goldnen Eimer reichen".

Fraunhofer beschrieb seine Versuche in einer Abhandlung, die in's Französische, Englische und auszugsweise auch in's Italienische übersetzt wurde,*)

*) Denkschriften der bairischen Akademie, 5. Bd. Gilberts Annalen der Physik, 55. Bd.



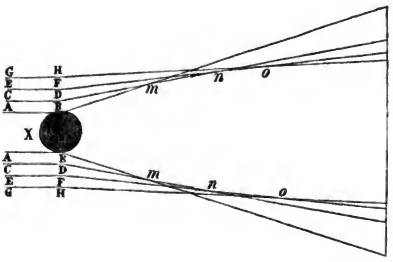
Digitized by Google

und den Ruf des Verfassers zu einem europäischen machte. Die münchener Akademie der Wissenschaften erwählte ihn (1817) zu ihrem Mitgliede.

Auf dem eingeschlagenen Wege fortschreitend, stellte er höchst glückliche Versuche über die Beugung des Lichtes an und gelangte bald dahin, ohne Prismen vollkommen homogene Farbenspektra herzustellen bloß durch Gitter, die aus sehr feinen, völlig gleichen und parallelen Fäden bestanden. Da die auf solche Weise hervorgebrachten Spektra gleichfalls jene dunkeln fixen Linien enthielten, wie er sie früher durch prismatische Brechung des Lichtes gewonnen hatte, und er nun im Stande war, die Winkel des Lichtweges genau zu bestimmen: so konnte er nun aus seinen Versuchen die optischen Gesetze ganz genau entwickeln*), und namentlich fand er, daß alle dahin gehörigen Erscheinungen ohne Schwierigkeit durch die Annahme einer Wellenbewegung (Undulation) und der zuerst von Th. Young aufgestellten Lehre der „Interferenz"**), d. h. der Begegnung und gegenseitigen Einwirkung der Wellen in den Lichtstrahlen erklärt werden könnten. Bis an seinen Tod war er angestrengt damit beschäftigt, für die neuen optischen Gesetze die analytische Entwickelung zu finden und ein Gitter herzustellen, dessen Parallellinien so fein waren, daß ungefähr 8000 Linien auf einen Zoll gingen. Dazu war eine neue Theilmaschine erforderlich, und auch diese ward von ihm erfunden. Die Re-

*) Fraunhofer beschrieb sie im 8. Bde. der Denkschriften der bairischen Akademie.

**) Indem Dr. Thomas Young bei B einen Schirm aufstellte und die nahe bei dem Haare X vorbeigehenden Lichtstrahlen auffing, fand er zu seinem nicht geringen Erstaunen, daß alle Ränder innerhalb des Schattens verschwunden waren. Dieselbe Erscheinung zeigte sich, wenn der Schirm die Strahlen auf der andern Seite auffing, und hieraus zog er den Schluß, daß die Strahlen auf jeder Seite des Haares zur Hervorbringung der innern Ränder nothwendig wären, und daß die Ränder durch die Interferenz derjenigen Strahlen entstünden, welche auf beiden Seiten des Haares vorbeigingen. Um die farbigen Ränder außerhalb des Schattens zu erklären, bemerkte Dr. Young, daß die nahe an dem Rande des Haares vorbeigehenden Strahlen mit andern zusammenstoßen, die (weil sie nach seiner Meinung sehr schräg auf die äußersten Theile des Körpers gefallen) zurückgeworfen werden.




Digitized by Google

sultate seiner Forschungen machte er im 74. Bande von Gilberts Annalen der Physik bekannt. Ebenso gelang es ihm, die Entstehung der Höfe und Nebensonnen und ähnlicher Phänomene genügend nach der neueren Theorie des Lichtes zu erklären, und sein Aufsatz darüber in „Schumacher's Astronomischen Abhandlungen" ward mit dem größten Beifall aufgenommen.

Man erstaunt billig über die außerordentliche Thätigkeit des Mannes, wenn man erwägt, daß er zu seinen physisch-optischen Versuchen nicht bloß die Maschinen erfinden und sammt den Instrumenten anfertigen mußte, sondern auch die hauptsächlichsten Abbildungen zu seinen Abhandlungen selber in Kupfer stach. Und doch waren die vielen Experimente nur Nebenarbeiten, denn Fraunhofer mußte für die wissenschaftlichen Anstalten von ganz Europa seine verbesserten oder neu erfundenen optischen Instrumente liefern. Im Jahre 1824 verfertigte er für die kaiserliche Sternwarte in Dorpat den großen „Refraktor", d. h. ein astronomisches Fernrohr, das mit Vorrichtungen versehen ist, um mikrometrischen Messungen größere Genauigkeit zu geben. Dieses in seiner Art einzige Instrument hat 13½ pariser Fuß Länge, 13 Fuß 4 Zoll Brennweite und 9 Zoll Oeffnung des Objektivs. Der daran befindliche sogenannte „Sucher" (das kleinere Fernrohr zum Aufsuchen des Himmelskörpers, der beobachtet werden soll) hat 30 Zoll Brennweite und 29 Linien Oeffnung. Die Vergrößerungen gehen bis auf das 600fache. Dies Fraunhofer'sche Fernrohr übertrifft sogar die Spiegelteleskopen an Genauigkeit der Bilder und Bequemlichkeit des Gebrauchs. Das Stativ trägt zwei Achsen, die eine in der Richtung der Weltaxe mit einem dem Aequator parallelen, die andere mit einem Deklinationskreise. Durch ein am Gestell angebrachtes Uhrwerk wird die Stundenaxe in 24 Stunden herumgetrieben, so daß das Instrument von selbst der Bewegung der Gestirne folgt; der Stern bleibt daher immer im Sehfelde und scheint festzustehen. Das ganze Instrument hat ein Gewicht von 25 Zentnern, da außer 900 Pfund Messing noch gegen 6½ Zentner Eisen, Stahl und Blei daran verarbeitet sind, was jedoch die leichte Bewegung des Rohrs nicht hindert, da dieses sich um die Stundenaxe mit einem Finger drehen läßt.*)

Hierauf verfertigte Fraunhofer auf Bestellung des Königs von Baiern noch einen größeren Refraktor von 18 Fuß Brennweite und 12 pariser Zoll Oeffnung des Objektivs, dessen Mechanismus noch vollkommener ausgeführt ward. Die Astronomen zogen bald Fraunhofer'sche Refraktoren von 5 Fuß 52 Linien Oeffnung dem 13füßigen Spiegelteleskope Schröters vor. Das 1819 von Benediktbeuern nach München verlegte Institut, das seit diesem Jahre die Firma „Utzschneider und Fraunhofer" führte, da Herr v. Reichenbach mit T. Ertel ein eigenes Institut begründete, beschäftigte 50 Arbeiter, und Fraunhofer war der anerkannt erste Optikus nicht bloß Deutschlands, sondern Europa's; seine

*) Vgl. Bode's astronom. Jahrbuch für 1827.

Digitized by Google

Instrumente waren nicht nur vorzüglicher, sondern auch billiger als die der englischen Künstler.

Nachdem der König ihn 1823 zum Konservator des physikalischen Kabinets ernannt, erhob er ihn im folgenden Jahre zum Ritter des Civilverdienstordens. Viele auswärtige gelehrte Gesellschaften ernannten Fraunhofer zu ihrem Mitgliede. Aber ein langes Leben war dem verdienstvollen Manne nicht beschieden. Die große körperliche Schwäche (vielleicht eine Folge seiner kümmerlichen Jugendzeit und der Verschüttung im Hause seines Lehrherrn) ward durch die ununterbrochene Anstrengung des Geistes und durch den Dunst des Glasofens noch mehr gesteigert, so daß der Tod des genialen Optikers schon am 7. Juni 1826 erfolgte. Wenige Tage zuvor war auch sein berühmter Kunstgenosse G. v. Reichenbach gestorben, und die Grabstätten beider Männer sind nahe bei einander. Man weihte dem Grabmal Fraunhofers die Inschrift:

Approximavit sidera!

(Er hat die Gestirne uns näher gebracht.)

Vor seinem Geburtshause in Straubing wurde Fraunhofers Büste aufgestellt und die Straße hieß fortan „Fraunhoferstraße". Einen „Umriß des Lebens Fraunhofers" hat v. Utzschneider geliefert.

## James Watt.*)

Jakob Watt, ein Napoleon des Friedens, in gutem Sinne ein Revolutionsheld, der mit seiner Dampfmaschine das ganze europäische Leben von Grund aus umgestaltet hat und nachhaltiger als jener Kriegsgott sich die Eroberungen sicherte, ward am 19. Januar 1736 zu Greenock in Schottland geboren, wo sein Vater zu gleicher Zeit das Geschäft eines Lieferanten von Geräthen und Werkzeugen für die Schifffahrt, eines Bauunternehmers und Kaufmanns betrieb. Der Vater starb 1782, in einem Alter von 84 Jahren; er hat sich ausgezeichnet durch eifrige Beförderung gemeinnütziger Unternehmungen. James, der ältere seiner beiden Söhne, war von so zarter Leibesbeschaffenheit, daß seine Eltern Anstand nahmen, ihm irgend eine anstrengende Beschäftigung zuzumuthen, und ihn meist selber unterrichteten, obwohl er hier und da auch wohl die Volksschule der Stadt besuchte. Durch seine Kränklichkeit fast immer

*) Vgl. The origin and Progress of the Mechanical Inventions of James Watt, illustrated by the Correspondence of his Friends, and the Specifications of his Patents, by James Patrick Muishead, Esq., M. A. 3 vol. London, 1854. Arago, Eloge historique de James Watt (gelesen 1834 in der Akademie) Revue britannique 1855, XVIII.

Digitized by Google

in die Stube gebannt, mußte der Knabe darauf denken, sich dort Unterhaltung zu verschaffen; bei der großen Regsamkeit seines Geistes machte er aus seinen Spielen Studien, und kaum sechs Jahre alt sah man ihn eines Tages auf dem Fußboden ausgestreckt, wo er mit Kreide die Figur zu einem geometrischen Lehrsatz gezeichnet hatte. Sobald er sich im Besitz der nöthigen Werkzeuge sah, bediente er sich derselben mit der größten Geschicklichkeit, um das Spielzeug seiner Gefährten auszubessern und sich selber neues zu machen. Ein wahres Fest für ihn und seine Spielkameraden war es, als ihm die Zusammensetzung einer kleinen Elektrisirmaschine gelungen war, die selbst das Erstaunen der Erwachsenen erregte. Eines Abends saß er beim Theetisch an der Seite seiner Tante, sah und hörte aber weder diese noch die übrige Gesellschaft, so daß ihm die Tante etwas unwillig sagte: „Nimm doch lieber ein Buch zur Hand, James! denn seit einer Stunde hast du weiter nichts gethan, als den Deckel von der Theekanne abzuheben und wieder aufzusetzen. Wer wird doch so die Zeit vertändeln!" Der Knabe hatte jedoch seine Zeit nicht verträumt, sondern mit der größten Aufmerksamkeit die Thätigkeit des Dampfes beobachtet, der aus der Theekanne aufstieg, und indem er bald eine Untertasse, bald einen Löffel in den Dampfstrom hielt, sich über die Tropfen gewundert, die auf der glatten Fläche des Porzellans oder des blanken Metalls sich bildeten. Es hatten sich in diesem Momente die ersten Keime jener Idee in seinen Geist gesenkt, die, nachdem sie sein eigenes Glück begründet, das Schicksal von Millionen bestimmen sollte, — die Idee der Verdichtung des Dampfes in einem besondern Gefäß.

Seine Eltern gingen mit ihm zur Stärkung seiner Gesundheit an die malerischen Ufer des Loch-Lomond; dort, inmitten einer großartigen Gebirgswelt, fand der Knabe Gelegenheit, Pflanzen und Steine kennen zu lernen, nebenbei aber auch im Verkehr mit den Hochschotten den Sagen und Balladen dieser Bergbewohner zu lauschen. Erfrischt und gestärkt kehrte er nach Greenock zurück und warf sich nun mit größtem Eifer auf das Studium der exakten Wissenschaften. Die Chemie und chemische Experimente nahmen den größten Theil seiner Zeit in Anspruch; die „mathematischen Elemente der Naturwissenschaften" von S. Gravesand, Professor zu Leyden, öffneten ihm den Eingang zu allen Theilen der Physik und bildeten für ihn eine unerschöpfliche Quelle des Nachdenkens. Bei seiner Kränklichkeit fühlte er sich auch von der Medizin und Chirurgie sehr angezogen und beschäftigte sich damit, so viel er von seiner Zeit erübrigen konnte. Einst überraschte man ihn sogar, wie er den Kopf eines an unbekannter Krankheit gestorbenen Kindes in sein Zimmer trug, um ihn zu öffnen und zu untersuchen.

Man hätte von so außerordentlichem Triebe nach Erkenntniß erwarten sollen, daß Watt sich irgend einem wissenschaftlichen Studium widmen würde; dem war aber nicht so. Bald erwachte die alte Lust zur Mechanik wieder und errang den Sieg über die Wissenschaft. Der

Digitized by Google

Jüngling entschied sich in aller Demuth für das Gewerbe eines Verfertigers von mathematischen Instrumenten, und um sich dazu auszubilden, machte er sich unter Schutz und Geleit eines Verwandten, des Kapitän Marr, am 7. Juni 1755 nach London auf den Weg. Die beiden Reisenden waren zu Pferde, und um die Thiere nicht übermäßig anzustrengen, brauchten sie bis zur Ankunft in der Hauptstadt volle zwölf Tage. Der angehende Ingenieur ahnte es damals noch nicht, daß durch ihn dieser Weg auf zwölf Stunden verkürzt werden sollte.

In London wollte es ihm anfangs nicht gelingen, einen Lehrmeister zu finden; endlich verständigte er sich mit einem Mechanikus, Namens John Morgan, der ihn gegen ein Entgelt von 20 Guineen für ein Jahr in die Lehre nahm. Watt benutzte seine Zeit so gut, daß er trotz der engen finstern Wohnung doch die feinsten Instrumente fertigen konnte, von denen die Wissenschaft Gebrauch macht, und nach Jahresfrist, wie er gekommen, zu Pferde in seine schottische Heimath zurückkehrte, vollkommen befähigt, eine mechanische Werkstatt in Gang zu bringen.

Zunächst fand er Arbeit in Glasgow, wo man ihm auftrug, die astronomischen Instrumente, die auf einer Reise nach Jamaika beschädigt worden waren und die ihr Besitzer der Universität geschenkt hatte, wieder in Stand zu setzen. Watt löste seine Aufgabe zur größten Zufriedenheit der gelehrten Körperschaft und entschloß sich, seine mechanische Werkstatt in Glasgow zu eröffnen. Da er aber weder der Sohn eines glasgower Bürgers war, noch als Lehrling an irgend einer Zunftgenossenschaft Antheil hatte, widersetzten sich die „Privilegirten" seinem Vorhaben, und nur mit Mühe gelang es den Professoren, ihm eine Werkstätte in dem Universitätsgebäude selber zu verschaffen. Da arbeitete er nun als Universitäts-Mechanikus, still und zurückgezogen, mehrere Jahre lang mathematische und astronomische Instrumente. Unter den Studirenden zu Glasgow befand sich ein ausgezeichneter Mann, John Robinson, der mit Vorliebe Astronomie trieb und von den trefflichen Instrumenten entzückt nach der Bekanntschaft mit ihrem Urheber verlangte. Er besuchte Watt in seiner Werkstatt, und war nicht wenig erstaunt, in dem Mechanikus einen Mann zu finden, der ihm wissenschaftlich nicht bloß gewachsen, sondern überlegen war. Er berichtet: „Alle jungen Männer, welche von Liebe für wissenschaftliche Fortbildung beseelt waren, hatten mit Herrn Watt Bekanntschaft gemacht; seine Stube war das allgemeine Stelldichein. Wenn uns irgend eine Schwierigkeit aufstieß, von welcher Art sie auch sein mochte, suchten wir flugs unsern Künstler auf. Hatte er einmal einen Gegenstand angegriffen, so ruhte er nicht eher, bis er ihn durch das sorgfältigste Studium ergründet hatte. Mochte die Unterhaltung sich auf Sprache, alte Geschichte, Naturgeschichte, Poesie oder Aesthetik wenden oder auf das Fach eines Civil- und Militär-Ingenieurs: er war überall sattelfest und im Stande, uns zu belehren. Es gab wenig Unternehmungen, wie Kanalbauten, Flußregulirungen u. dgl.,

Digitized by Google

wobei nicht Mr. Watt zu Rathe gezogen wurde, obwohl sie eigentlich nicht in sein Fach gehörten."

So geschah es denn in einer jener Zusammenkünfte, daß Dr. Robinson seine Idee vortrug, die Dampfkraft zur Radbewegung anzuwenden; das war ein Funken, der plötzlich eine ganze Gedankenreihe in Watt's Kopfe erhellte und in Bewegung setzte. Dr. Robinson ward nach Petersburg berufen und hatte keine Zeit, seine Idee weiter zu verfolgen, aber der Mechanikus machte sich (1761—1762) sogleich an's Werk und konstruirte das Modell zu einer Maschine. Robinson hatte den Plan angegeben, daß, wenn man den Dampfmotor mit den Rädern in Verbindung setzte, der Dampfcylinder so angebracht werden müßte, daß seine Oeffnung an das hinterste Ende zu liegen käme, um die Anwendung des Hebels (balancier) zu vermeiden. „Ich begann deshalb," schrieb Watt, „ein Modell anzufertigen mit zwei Blechcylindern, um wechselweis auf- und abwärts auf zwei Kolbenstangen zu wirken, die an der Axe der Wagenräder befestigt waren. Aber das Modell, zu leicht und mit zu wenig Sorgfalt gebaut, entsprach nicht meinen Erwartungen. Es entstanden neue Schwierigkeiten. Robinson und ich bekamen andere Arbeiten, die gethan werden mußten, und da uns das rechte Prinzip der Maschine noch nicht bekannt war, so ward der Plan wieder aufgegeben."

Es war bereits zwei Engländern, einem Messerschmied Thomas Newcomen und einem Glaser John Cowley gelungen, den sogenannten Papinianischen Topf (in welchem, hermetisch verschlossen, das in Dampf verwandelte Wasser Knochen zu Brei kocht), zu einer mit Kolben wirkenden Maschine zu erheben. Doch die Newcomen'sche Maschine blieb noch sehr unvollkommen, da bei der Verdichtung des Dampfes im Cylinder viel Wärme verloren ging und doch nie eine vollständige Abkühlung erreicht werden konnte.

Nun geschah es, daß Watt von der Glasgower Universität das Modell einer solchen Dampfmaschine zur Ausbesserung erhielt. Er sah, daß nur dadurch so viel Hitze verloren ging, mithin so viel Feuerstoff verschwendet wurde, daß man die Dämpfe in demselben Cylinder verdichtete, in welchem der Kolben sich bewegte. Dasselbe Wasser, welches die Dämpfe kondensirte, mußte auch den gußeisernen Cylinder abkühlen; wenn nun in diesen neuer Dampf geleitet wurde, so wurde ein Theil von dessen Hitze wieder verbraucht, um den kühl gewordenen Cylinder zu erhitzen. Um diese Verschwendung zu vermeiden, nahm Watt einen hölzernen Cylinder, nachdem er das Holz mit Leinöl getränkt hatte. Dabei wurde allerdings die schnelle Abkühlung verhütet, aber immer noch viel zu viel Dampf verschwendet, und das Holz erwies sich als ein unpraktischer Stoff. So kam er denn auf den glücklichen Einfall, in einem Behälter getrennt vom Cylinder (worin das Wasser in Dampf verwandelt wurde) den Dampf zu verdichten, so daß nun gar nicht mehr nöthig war, den Cylinder durch kaltes Wasser abzukühlen. Dr. Robinson kam gerade in seine Werkstatt, als Watt seinen zweiten Behälter von Eisen-

Digitized by Google

blech gefertigt hatte, und ihn genau untersuchend auf seinen Knieen hielt. Nach langem Nachdenken rief er lebhaft: „Nun brauchen Sie sich nicht mehr den Kopf zu zerbrechen, mein Lieber! wie wir den Dampf sparen wollen. Ich habe eine Maschine zusammengesetzt, in der kein Dampfatom verloren gehen soll. Es wird brennend heiß werden, ja, und noch dazu mit warmem Wasser benetzt!"

Damit war der erste entscheidende Schritt geschehen, der Watt's Namen unsterblich machen sollte. Er nahm 1768 ein Patent auf seine neue Erfindung, und verband sich mit dem kenntnißreichen Dr. Roebuck, zur Gründung einer Gesellschaft für Fabrikation dieser neuen „Feuermaschinen", wie man sie nannte. Aber bald zeigte sich's, daß ihre Geldmittel dazu nicht ausreichten, und Watt war schon im Begriff, seine Entwürfe wieder aufzugeben, als Boulton, der große Manufakturist in Birmingham, sich in's Mittel schlug. Seinem Scharfblick war die große Bedeutung der neuen Erfindung nicht entgangen, er hatte die Mittel und den Muth, keine Geldopfer zu scheuen, um sie praktisch zu verwerthen. Er zahlte Dr. Roebuck den geleisteten Vorschuß zurück, vergütete ihm den Verlust, und zog Watt nach Birmingham. In Soho, nahe bei Birmingham, besaß Boulton sein großes Fabriketablissement, wo Metallarbeiten der verschiedensten Art verfertigt wurden. Die neue Erfindung sollte zunächst den Bergwerkbesitzern zu Gute kommen, die mit vielen Unkosten ihre Steinkohlen zu Tage förderten. Da die bisherigen Maschinen nicht geändert werden konnten, mußten ganz neue nach Watt's Idee gebaut werden, was nun zu Soho geschah. Die ersten Werke wurden in den Bergwerken zu Cornwall, wo die Steinkohlen sehr theuer sind, in Anwendung gebracht und erwiesen sich sogleich als höchst brauchbar. Dem Erfinder war ein Drittel der durch seine Maschine ersparten Kohlenmenge zugesichert. Es kamen von allen Seiten Bestellungen, selbst vom Auslande. Nun mußte Watt und Boulton daran liegen, nicht bloß eine Verlängerung ihres Privilegiums zu erhalten, sondern auch auf Verbesserungen zu denken, damit ihre Maschinen den nachgeahmten überlegen blieben. Das Parlament, nach einer Debatte, die anfangs der Erfindung nicht günstig zu werden schien, bewilligte doch endlich ein Privilegium auf 25 Jahre. Auch der König von Frankreich, Louis XVI., ertheilte 1778 ein Patent für die Fabrikation und den Verkauf der Maschinen in Frankreich, und 1779 brachten die Brüder Perrier eine in Soho verfertigte Maschine nach Paris zur Anwendung bei der Wasserleitung. Die französischen Mechaniker kamen auf mehrere Verbesserungen, und schrieben sich dann die Ehre der Erfindung der ganzen Maschine zu.

Watt aber blieb bei seinem ersten Schritte nicht stehen, sondern that einen zweiten noch viel erfolgreicheren. Bis 1780 war die Dampfmaschine nur zur Hebung des Wassers benutzt, und wenn man sie bei Mühlwerken anwenden wollte, mußte das durch sie gehobene Wasser erst auf ein oberschlächtiges Rad gebracht werden, wobei abermals viel Kraft

Digitized by Google

verloren ging. Watt erfand die zweite große Verbesserung, die unmittelbar zur Umgestaltung der ganzen Mechanik und mittelbar der ganzen socialen Welt führte durch das außerordentliche Ergebniß, daß fortan die Kraft von drei Millionen Menschen durch Dämpfe ersetzt wird und daß durch die Dämpfe Wirkungen hervorgebracht werden, welche auf keine andere Weise hervorzubringen sind. Die Aufgabe bestand darin, an die geradlinige auf- und abgehende Bewegung des Kolbens die ununterbrochene Radbewegung zu knüpfen, und Watt löste sie, indem er, das gewöhnliche Spinnrad zum Vorbilde nehmend, das sogenannte „Planetenrad" erfand, nachdem er es zuvor mit der bloßen Kurbel versucht hatte. Er erzählt darüber: „Zahlreiche Projekte gingen mir durch den Kopf, aber keins schien mir geeignet, mich zu dem Ziele zu führen, das mir vorschwebte; nämlich mit Anwendung einer einfachen Kurbel nach Art des Scheerenschleiferrades, das mit dem Fuße in Bewegung gesetzt wird, die Radbewegung hervorzubringen. Der Schleifstein läuft da fort, auch wenn der Fuß sich wieder erhoben hat in Folge der Geschwindigkeit, welche der Stein erhalten hat, die wie ein Schwungrad wirkt. Meine Absicht ging also dahin, meiner Maschine ein Schwungrad hinzuzufügen, dessen Gewicht fähig wäre, die Bewegung während des Aufsteigens des Kolbens fortzusetzen. Ich schlug daher vor, zwei Maschinen in Anwendung zu bringen, die auf zwei an derselben Axe befestigte Kurbeln wirken und unter sich einen Winkel von 120° bilden." Das Experiment gelang vollkommen und übertraf sogar die gehegten Erwartungen. Aber da der Erfinder versäumt hatte, ein Patent darauf zu nehmen, ward er von einem Arbeiter hintergangen, der an der Konstruktion des Modells half und kurze Zeit nachher mit einem Patent auf seinen Namen (Stael) hervortrat, lautend auf die Anwendung der Kurbel bei Dampfmaschinen.

Watt, hierdurch um die Frucht seines freilich höchst einfachen Mechanismus gebracht, vervollkommnete nun sogleich seine Erfindung selber durch den bereits erwähnten Mechanismus der „Planetenräder", auch „Sonne und Planeten" genannt, und fügte dazu noch das sogenannte „Parallelogramm" oder die rahmenförmige Verbindung von kurzen Eisenstangen, wodurch die Kolbenstange möglichst senkrecht geführt wird. Und um den Dampfzufluß aus dem Kessel zur Maschine nach Umständen zu reguliren, führte er das Centrifugalpendel ein, brachte auch Manometer und andere „Anzeiger" (Indikatoren) an, um in Kessel, Kondensator und Cylinder die Spannung des Dampfes messen zu können — so daß bei den jetzigen höchst vollkommenen Maschinen keine Einrichtung ist, die nicht auf eine Idee Watt's zurückgeführt werden könnte.*)

*) Watt's erste Maschinen waren solche, in welchen der Dampf nur das Niedergehen des Kolbens erzeugte, oder einfach wirkende, der Aufgang hingegen dadurch hervorgebracht wurde, daß man, wenn der Kolben den Boden des Cylinders erreicht hatte, den Dampfzufluß absperrte, während der vorher eingeführte Dampf sowohl über als unter den Kolben trat, der Druck sich also aufhob. Ein am andern Ende des

Digitized by Google

Während sich das Genie Watt's besonders in der Verbesserung der Dampfmaschinen hervorthat, unterließ der rastlose Geist es nicht, auch auf anderen Gebieten neue Erfindungen zu machen. Im Jahre 1765 hatte er eine Maschine erfunden zur Zeichnung der Perspektive; 60 bis 80 Instrumente der Art verfertigte er selbst, um sie zu verschenken. Im Jahre 1770 erfand er die sehr sinnreichen Mikrometer zur Messung der Entfernungen. Im Jahre 1780 trat er mit seiner Kopirmaschine hervor. Der berühmte Darwin äußerte in einem wissenschaftlichen Verein, dessen Mitglied auch Watt war, daß er sich eine Feder ausgedacht habe, die mit doppeltem Schnabel versehen wohl im Stande sein könnte, zwei Sachen auf Ein Mal zu schreiben, so daß man zu gleicher Zeit einen Brief im Original schreiben und die Kopie davon anfertigen würde. Watt antwortete sogleich: „Ich hoffe, Ihnen noch eine bessere Lösung des Problems vorlegen zu können!" und am folgenden Tage hatte er schon seine Kopirpresse zu Stande gebracht. Zu Glasgow hatte sich eine Gesellschaft gebildet, die auf dem rechten Ufer der Clyde eine große Wasserkunst einrichtete, um sämmtliche Häuser von Glasgow mit Wasser zu versehen. Als die Gebäude errichtet waren, entdeckte man auf dem entgegengesetzten Ufer eine Quelle, die ein vorzügliches Wasser darbot. Die Baulichkeiten standen aber einmal auf der andern Seite, und so dachte man darauf, eine Röhre von strenger Spannung, deren Mündung das quellende Wasser auffog, herüberzuleiten. Doch der Balken, der ein solches Rohr zu tragen hatte, war schwer auf dem schlammigen Boden anzubringen, der oft mehrere Fuß hoch mit Wasser bedeckt war. Man zog Watt zu Rathe, und dieser war mit der Antwort schon bereit. Er hatte vor einigen Tagen bei Tische einen Hummer betrachtet, dessen vielgegliederter Schwanz ihn auf die Idee brachte, aus Eisen einen Hummerschwanz im Großen zu konstruiren, durch welchen das Wasser übergeführt werden könnte. Diese gegliederte Röhrenleitung war im Stande, allen künftigen Veränderungen des Flußbettes nachzugeben, und wurde auch sogleich ausgeführt.

Der Amerikaner Foulton, welcher das erste Dampfboot erbaute, bestellte die Maschine in Soho am 8. August 1803; sie wurde, in der Stärke von 19 Pferdekraft, 1805 vollendet. Watt nahm das lebhafteste Interesse an den Fortschritten der Dampfschifffahrt; er kaufte im Jahre 1814 die Kaledonia, ein Dampfschiff von 100 Tonnen und 32 Pferdekraft, und nachdem er die schadhaft gewordene Maschine durch zwei neue ersetzt hatte (jede von 14 Pferdekraft), bediente er sich seines Fahrzeugs zu einer Reise nach Holland und den Rhein aufwärts bis nach Koblenz. In 48 Stunden 52 Minuten brauste der Dampfer von Rotterdam nach

---

Balanciers angebrachtes Gegengewicht nebst dem daselbst zum Wasserheben befindlichen Pumpengestänge konnte daher das Aufsteigen des Kolbens leicht bewirken.

Die Mängel dieser einfach wirkenden Dampfmaschine beseitigte Watt durch seine doppelt wirkende Maschine, an der der Dampf sowohl das Auf- als das Niedergehen des Kolbens bewirkt und das Gegengewicht ganz unnöthig wird.

Digitized by Google

Köln. Nach der Rückkehr machte die Kaledonia auf der Themse 250 Probefahrten, die Watt zu wesentlichen Verbesserungen im Bau benutzte. *)

Obwohl dem großen schottischen Ingenieur auch manche schmerzliche Erlebnisse nicht erspart wurden (es starb ihm die erste Frau und ein hoffnungsvoller Sohn), so war doch sein Leben reich an glücklichen Erfolgen und den edelsten Freuden, die ihm die Freundschaft mit den besten Männern verschaffte. Sein Ruhm drang weit hinaus über Soho und Birmingham. Die königliche Societät zu Edinburg ernannte ihn zu ihrem Mitglied 1784, die zu London 1785. In Birmingham bestand ein Gelehrtenklubb unter dem Namen der „Lunargesellschaft", zu welchem auch der berühmte Naturforscher Priestley gehörte, der in seinen Memoiren es als das glücklichste Ereigniß seines Lebens betrachtete, daß ihn sein gutes Geschick mit Männern zusammenführte, welche seine wissenschaftlichen Arbeiten auf jede Weise förderten. Unter diesen steht der Name „Watt" obenan. Der Klubb, zu dem auch Dr. Darwin gehörte, kam jeden Monat zur Zeit des Vollmondes zusammen. Im Jahr 1781 theilte Watt dieser Gesellschaft seine Entdeckung der Zusammensetzung des Wassers mit, und die Bekanntmachung seiner über diesen Gegenstand verfaßten Denkschrift machte ihn mit den berühmtesten Mitgliedern der londoner Societät bekannt. Die Idee, die Schraube statt der Schaufelräder zur Bewegung der Dampfschiffe anzuwenden, wurde in Watt's scharfblickendem Geiste bereits im Jahre 1770 rege und findet sich ausgesprochen in einem Briefe (vom 30. September) an Dr. Small, dem Watt noch eine eigenhändige Zeichnung beigefügt hatte. Im August 1785 besuchte der berühmte Cavendish Birmingham und Soho, um die ausgezeichneten Werkstätten genau kennen zu lernen. Bald darauf machte Watt seinen Besuch in London, und wurde hier, wie in Paris, wo er zweimal war, auf das glänzendste gefeiert. Im Jahre 1787 hatte er die Ehre, seine Dampfmaschine dem Könige und der Königin von England zu erklären. Trotz der großen Schwächlichkeit und Kränklichkeit in seiner Jugend erfreute sich selbst der Greis noch der besten Rüstigkeit; Walter Scott spricht im Vorwort zum „Kloster" von seinem Landsmann in folgender charakteristischer Weise:

„Watt war nicht allein der gründlichste Gelehrte, der, welcher mit dem größten Erfolg Zahlen und Kräfte zu kombiniren verstand, die im

*) Bis zum Jahre 1854 hatte die Fabrik von Soho bereits 319 Maschinen geliefert, die eine wirkliche Kraft von 52,314 Pferden darstellen. Der größte Riese, der vor einem Jahrzehnt auf den Wellen des Meeres schwamm, war der 1853 vom Stapel gelaufene Duke of Wellington, mit 709 Pferdekraft in seiner Maschinerie (die aber eine wirkliche Kraft von circa 6600 Pferden repräsentirt). Die Länge dieses Dampfschiffes war 292 englische Fuß, seine Breite 60 und seine senkrechte Höhe vom Kiel bis zum Hackbord 78 Fuß — eine Größe, welche die meisten Paläste in großen Städten übertrifft. — Aber diese Größe ward noch vom Great Eastern übertroffen, der bei einer Länge von 691 Fuß und einer Breite von 83 Fuß eine Tragfähigkeit von 18,914 Tonnen hat.

Digitized by Google

gemeinen Leben ihre Anwendung fanden; er bekleidete nicht bloß eine der ersten Stellen unter denen, welche sich durch den großen Umfang ihres Unterrichts hervorthun: sondern er war auch einer von den besten, liebenswürdigsten Menschen. Das einzige Mal, wo ich mit ihm zusammenkam, fand ich ihn umgeben von einer kleinen Zahl nordischer Gelehrten. Dort sah und hörte ich, was ich in dieser Art nie wieder sehen und hören werde. In seinem 81sten Jahre war der Greis so aufgeweckt, liebenswürdig, wohlwollend, daß er das lebhafteste Interesse an allen Fragen nahm, die zur Sprache gebracht wurden und die Schätze seines Talents und seiner Phantasie auf alle Gegenstände übertrug; seine Wissenschaft war immer zum Dienste von Jedermann. Unter den Herren befand sich ein tüchtiger Philologe. Watt unterhielt sich mit ihm über den Ursprung des Alphabets, als ob er ein Zeitgenosse des Kadmus gewesen wäre. Als ein berühmter Kritiker sich in das Gespräch mischte, hätte man glauben sollen, daß der Greis sein ganzes Leben dem Studium der schönen Wissenschaften gewidmet habe. Wir entdeckten zu unserem Erstaunen, daß kein Roman von einiger Bedeutung von ihm ungelesen geblieben war, ja daß er an diesen Werken noch so eifrigen Antheil nahm wie ein junger Elegant von 18 Jahren."

Wenn man die wirklich großartige Thätigkeit des Mannes bedenkt, so macht es einen komischen Eindruck, wenn er uns ganz ernsthaft versichert, „das Hauptvergnügen in seinem Leben bestände im Faullenzen und Schlafen."

Im Jahre 1817 besuchte Watt noch einmal seine schottische Heimath; seine Gesundheit schien fester als je. Doch im Sommer 1819 stellten sich einzelne Krankheitssymptome ein, welche seine Familie und die Aerzte beunruhigten. Er selber machte sich keine Täuschung und sagte zu seinen Freunden: „Ich bin gerührt von der Anhänglichkeit, die Ihr mir beweist, und beeile mich, Euch zu danken, denn nun bin ich bei meiner letzten Krankheit angelangt." Dann sprach er seine dankbare Gesinnung gegen den Allmächtigen aus, „der ihm so lange Tage gestattet und ihn mit Ehre und Reichthum gesegnet habe." Da ihm sein Sohn nicht genug gefaßt schien, bemühte er sich noch auf alle Weise, diesem die besten Trostgründe an's Herz zu legen. Er starb am 19. August 1819, in einem Alter von 84 Jahren in seinem Landhause zu Heathfield.

Seine irdischen Reste wurden in der Pfarrkirche von Handsworth neben denen seines treuen Freundes Boulton beigesetzt; sein Sohn James Watt (das einzige seiner Kinder, das ihn überlebte), ließ über dem Grabe eine gothische Kapelle errichten, in deren Mitte eine schöne Marmorbüste vom Bildhauer Chantry zu stehen kam, welche die edlen Züge des Greises mit vieler Treue wiedergiebt. Eine Kolossalstatue in Bronze, von demselben Künstler gefertigt, steht an der Ecke des Georgsplatzes von Glasgow und zeigt, wie stolz die Hauptstadt der schottischen Industrie darauf ist, die Wiege der großen Entdeckungen Watt's gewesen zu sein. Im Jahre 1827 endlich ward ein schönes Standbild von Chantry in

Digitized by Google

Birmingham errichtet, und später lieferte der gleiche Künstler sein Meisterstück, eine Kolossalstatue aus karrarischem Marmor für das englische Pantheon in der Westminsterabtey. Die Inschrift des Fußgestells ward von Lord Brougham verfaßt und lautet:

Not To Perpetuate A Name
Which Must Endure While The Peaceful Arts Flourish
But To Show
That Mankind Have Learnd To Honour Those
Who Best Deserve Their Gratitude
The King
His Ministers And Many Of The Nobles
And Commoners Of The Realm
Raised This Monument To
James Watt
Who Directing The Force Of An Original Genius
Early Exercised In Philosophic Research
To The Improvement Of
The Steame Engine
Enlarged The Resources Of His Country
Increased The Power Of Man
And Rose To An Eminent Place
Among The Most Illustrious Fellowers of science
And The Real Benefactors Of The World
Born At Greenock MDCCXXXVI
Died At Heathfield In Straffordshire MDCCCXIX.

(Nicht um einen Namen zu verewigen, der fortleben wird, so lange die friedlichen Künste blühen, wohl aber um zu zeigen, daß das Menschengeschlecht die zu ehren gelernt habe, welche am meisten seine Dankbarkeit verdienen: haben der König, seine Minister und viele vom Adel und den Gemeinen des Königreichs dies Denkmal dem Jakob Watt errichtet, welcher die Kraft seines originalen Genius, der sich früh in philosophischen Forschungen übte, auf Verbesserung der Dampfmaschine leitete, des Landes Hülfsquellen erweiterte, des Menschen Macht vergrößerte und zu einem der höchsten Plätze unter den Wissenschaftsmännern und wahren Wohlthätern der Welt sich aufschwang.)

Digitized by Google

## Georg Stephenson.

Die Wahrheit, von einem einzelnen einsamen Denker ausgesprochen, wird alsbald von Tausenden mit- und nachgedacht, zeugt neue fruchtbare Gedanken; die unscheinbare Entdeckung, die zuerst nur den Erfinder interessirt, wird vor Ablauf des Jahrhunderts zu einer Angelegenheit des Volkes, ja ganzer Nationen. Die Rollbahnen in den Bergwerken führen hinaus auf die Heerstraße und werden zur Eisenbahn für das Volk, welche den Verkehr von Millionen Menschen, den Handelstransport unendlicher Waarenschätze vermittelt.

Im Jahre 1769 hatte James Watt die erste moderne Dampfmaschine aufgestellt, und schon 1778 baute der französische Ingenieur Cugnot die erste Lokomotive, von welcher freilich der Erfinder glaubte, sie könne auf dem Straßenpflaster laufen. Als die starke Maschine den Ueberschuß ihrer Kraft an der Mauer des Arsenals ausließ, welche sie einraunte, stellte man sie bei Seite, und es verfloß das ganze achtzehnte Jahrhundert, ohne daß die Erfindungen auf dem Gebiete der Ortsbewegung durch Dampf Fortschritte machten. Im Jahre 1802 baute der Engländer Trevethik eine schon recht zweckmäßig konstruirte Lokomotive; doch er war von dem leidigen Irrthum beherrscht, daß ein glattes Rad auf glatter Schiene sich nicht fortbewegen könne, weil es an der nöthigen Reibung fehle. So brachte er denn Nägel am Rad und Querfalze an der Schiene an. Das gab natürlich arge Stöße, und Nägel wie Falze waren bald abgenutzt. Blenkinsop glaubte dem Uebelstande am besten abhelfen zu können, indem er 1811 ein gekerbtes Schienengeleis legte, in welches die gezähnten Räder seiner Maschine eingreifen sollten. Bei der geringsten Seitenbewegung brachen aber die Zähne, und man war rathlos, da auch der Versuch Chapmans, durch Ketten eine starke Reibung hervorzubringen, eben so unglücklich ausfiel, wie die Einrichtung Burntons, der (1813) an dem hinteren Ende einen Mechanismus wie zwei Pferdefüße anbrachte, die sich ähnlich wie diese bewegten. Doch schon im folgenden Jahre (1814) entdeckte Blackett, daß selbst solche Körper, deren Oberfläche uns glatt erscheint, noch Friktion genug besitzen und besondere Reibungsapparate gar nicht nöthig seien. Damit war denn der durch viele Jahre gehegte Irrthum gefallen und die Lösung des Problems angebahnt, welche zum Bau der ersten brauchbaren Lokomotive durch Georg und Robert Stephenson führte.

Der Ingenieur Robert Stephenson war der Sohn von Georg Stephenson, dem Begründer der modernen Eisenbahnen. Selten haben Vater und Sohn für einen großen Zweck so einmüthig und beharrlich zusammen gearbeitet, wie die Stephenson.

Georg Stephenson wurde am 9. Januar 1781 als das zweite von sechs Kindern von armen, aber braven und fleißigen Eltern geboren.

Digitized by Google

Sein Vater war Heizer bei der Dampfmaschine des Kohlenwerks zu Wylam bei Newcastle, ein Arbeiter, der gerade so viel verdiente, um sich und die Seinen ehrlich durch die Welt zu bringen. Jedermann hatte ihn gern wegen seines leutseligen Wesens, und namentlich die Kinder des Dorfes hingen ihm an, denn der anspruchslose Heizer wußte Abends beim Feuer der Pumpmaschine gar schöne und wunderbare Geschichten zu erzählen. Er hatte auch viel Sinn für die Natur, namentlich für die Vögel. Eines Tages nahm er seinen kleinen Georg mit, damit derselbe zum ersten Mal ein Amselnest sehen möchte. Den Knaben mit den Armen emporhaltend, ließ er ihn eine Weile in's Nest voll junger Vögelchen schauen — ein Anblick, von welchem der Mann noch mit Entzücken erzählte, wenn er auf seine Jugendzeit zu sprechen kam.

Von Schulunterricht war keine Rede, ein solcher wäre für die arme Familie zu kostspielig gewesen. Der kleine Georg mußte seinem Vater das Essen bringen und daheim die jüngern Brüder und Schwestern hüten und sie namentlich abhalten, daß sie nicht auf den Holzschienenweg sich setzten, auf welchem die Kohlenwagen rollten. Diese Kohlenwagen wurden von Pferden gezogen; die hölzernen Schienen von Wylam sollten aber die ersten sein, auf denen eine Lokomotive fuhr.

Da die Kohlengrube auf der Nordseite erschöpft und die alte Maschine abgebrochen worden war, zogen die Stephenson nach Dewley-Burn. Georg war acht Jahre alt. Eine Wittwe hatte daselbst ein kleines Bauerngut und suchte einen Hüterbuben für ihre Kühe. Georg bewarb sich um dieses bescheidene Amt und erhielt es zu seiner großen Freude um den Tagelohn von zwei Pence (sechs Kreuzer). Das Hirtenamt gewährte ihm Muße genug, Vogelnester zu suchen und — mit einem Kameraden allerlei Maschinen aus Thon zu bauen, denn das größte Verlangen des Knaben war, auch einmal wie sein Vater bei einer Dampfmaschine angestellt zu werden.

Doch die Stelle eines Heizers war für einen unerwachsenen Buben ein viel zu glänzendes und hohes Ideal, zu dem erst durch mancherlei andere Aemter emporgestiegen werden mußte. Der arbeitslustige Knabe ward also vorerst Rübenbehacker mit vier Pence täglichen Lohnes; darauf ward er seinem älteren Bruder Jakob beigegeben, um aus den Kohlen die Steine und unbrauchbaren Schlacken auszulesen; er stieg höher und erhielt die Weisung, das Maschinenpferd anzutreiben; endlich, als er vierzehn Jahre alt geworden war, wurde er Gehülfe seines Vaters beim Heizen, mit einem Schilling täglichen Lohns.

Nachdem auch die Grube zu Dewley-Burn erschöpft war, zog die Familie abermals weiter nach Jolly's Close, nahe dem Dorfe Newburn, nach einem Kohlenwerk des Herzogs von Northumberland. Georg war so fleißig und ordentlich in seinem Dienst, daß er in seinem fünfzehnten Jahre Zapfner (Plugman) mit zwölf Schilling Wochenlohn wurde, und als er seinen ersten vermehrten Lohn empfing, rief er jubelnd aus: „Jetzt bin ich ein gemachter Mann mein Leben lang!"



Digitized by Google

Als Maschinenbursche hatte Georg darüber zu wachen, daß die Maschine nicht in's Stocken gerieth und die Pumpen beim Ausschöpfen des Wassers immer gehörig anzogen. War das Wasser in der Grube tief gesunken, so daß die Sauglöcher über dem Wasser standen, so mußte der Bursch in den Schacht hinabsteigen und ein Stück ansetzen, damit die Pumpe zog. Trat ein erheblicher Schaden oder Mangel ein, so mußte der Oberingenieur des Kohlenwerkes herbeigeholt werden. Georg sorgte jedoch dafür, daß dies so selten als möglich geschah. Er ward bald mit seiner Maschine so vertraut, daß er sie in- und auswendig kannte, nahm auch in seinen Mußestunden diese und jene Theile auseinander, um sie gründlicher kennen zu lernen. Er hielt Schrauben und Räder, Stempel und Griffe so rein und blank, wie ein mahrattischer Kanonier seine Kanone, und war in seine Maschine recht eigentlich verliebt.

Der biedere alte Heizer Stephenson blickte mit freudigem Stolz auf seinen Sohn, der ihn bereits überholt hatte. Georg fuhr fort, aus Thon allerlei Maschinen zu modelliren, namentlich solche, die man ihm beschrieben hatte und deren Einrichtung er sich auf solche Weise veranschaulichen wollte. Als man ihm sagte, daß alle die wunderbaren Maschinen von Watt und Boulton, von denen er gern mehr gewußt hätte, in Büchern beschrieben seien, da empfand er es schmerzlich, nicht lesen zu können. Dieses Mittel der Fortbildung mußte er, es koste was es wolle, sich erwerben, und so ging er drei Mal in der Woche in eine benachbarte Abendschule, wo er für drei Pence wöchentlich das Buchstabiren und Lesen erlernte und es auch im Schreiben so weit brachte, daß er, neunzehn Jahre alt, seinen Namen schreiben konnte. Im Winter 1799 kam ein schottischer Pfarrvikar nach Newburn; bei diesem erlernte Georg auch das Rechnen. Er benutzte mit eiserner Ausdauer jede freie Minute, um die Exempel, die ihm der Lehrer auf die Tafel geschrieben hatte, zu lösen, und machte bald solche Fortschritte, daß er alle Schüler jener Abendschule einholte und übertraf.

Im Jahre 1801 ward Georg, nachdem er das Bremsen gelernt, nach dem Kohlenwerk Black Callerton versetzt, und zwar als Brakesman (Bremser) mit dem für seine Jahre einträglichen Lohn von einem Pfund Sterling in der Woche. Ein Bremser mußte sehr pünktlich und zuverlässig sein. Waren nämlich die durch Maschinenkraft heraufgewundenen Körbe oben angelangt, so ließ sich eine Glocke hören. Dann mußte der Bremser die Geschwindigkeit mäßigen, was dadurch geschah, daß er die mit den Dampfventilen in Verbindung stehende Vorrichtung erfaßte und darauf eine große hölzerne Bremse gegen das Schwungrad drückte. Georg war glücklich im neu erlangten Beruf. Nun erwachte aber auch die Liebe in seinem Herzen. Er hatte Fanny Henderson, ein bescheidenes, verständiges und hübsches Mädchen — sie diente in einem Bauernhause — kennen gelernt und zu seiner künftigen Ehefrau erkoren. Von dem großen mechanischen Talent des Bräutigams erhielt Fanny die erste überzeugende Probe dadurch, daß Georg ihr — ein Paar Schuhe besohlte,

Digitized by Google

denn mit der sehr nützlichen Kunst des Schuhausbesserns hatte sich der junge Mann längst vertraut gemacht. Welche Freude, als er an einem Sonntag Nachmittag die fertig gewordenen Schuhe in die Tasche stecken und seinem Schatz überbringen konnte! Er konnte es nicht lassen, die Schuhe wieder aus der Tasche zu ziehen und sie einem vorübergehenden Freunde zu zeigen: „Sind es nicht wundernette Schühchen?" so rief er ein Mal über das andere aus.

Durch Sparsamkeit, Mäßigkeit und unermüdlichen Fleiß hatte sich Georg so viel erspart, daß er, nach Willington-Quay versetzt, sich dort ein eigenes Häuschen miethen und mit dem nöthigsten Hausrath versehen konnte. Am 28. November 1802 ward er mit Fanny getraut, begab sich mit seiner jungen Frau zuerst nach Jolly's Close, um vom alten Robert Stephenson und seiner braven Mutter sich den elterlichen Segen zu erbitten, und ritt sodann auf einem kräftigen Bauernpferde, die junge Mistriß George Stephenson hinter sich, stolz nach seiner neuen, fünfzehn englische Meilen entfernten Heimath.

Dort wurde ihm am 16. Dezember 1803 sein einziger Sohn Robert geboren, und dieser war schon als zartes Kind Zeuge von dem Fleiß und der Ordnungsliebe seiner Eltern. Um noch etwas nebenbei zu verdienen, setzte Stephenson das Schuhmachen fort und fügte sogar noch das Schneidern hinzu. Nachdem ein Feuer in seinem Hause ausgebrochen, jedoch schnell gelöscht worden war, machte er sich an die Reparatur seiner Achttage-Uhr, und die gelang ihm so gut, daß er bald in den Ruf eines sehr geschickten Uhrmachers kam. Etwa drei Jahre blieb er als Bremser in Willington und zog dann nach Killingworth, um dort in gleicher Eigenschaft sich am West-Moor-Kohlenwerk verwenden zu lassen. Hier zu Killingworth ward sein außerordentliches Talent zuerst von seinen Arbeitgebern erkannt und sein Ruhm als Ingenieur und Erfinder begründet, ein Ruhm, der seinen Namen über den ganzen Erdkreis trug. Aber es waren noch viel Schwierigkeiten zu überwinden, noch manche Sorge, mancher Schmerz, manche Entbehrung und Selbstverleugnung mußten von dem Strebenden durchgekämpft werden.

Das erste große Unglück, das den starken Mann gewaltig erschütterte, war der Tod seiner innig geliebten Frau. Von den Besitzern der großen Kohlenwerke bei Montrose in Schottland bekam er einen Ruf, als Maschinenmeister bei ihnen einzutreten, und er schnürte sein Bündel, um zu Fuß nach Schottland zu wandern, nachdem er sein Kind einem achtungswerthen Nachbar in die Kost gegeben hatte. Die Sehnsucht nach seinem Robert trieb ihn schon nach Jahresfrist wieder heim. Kaum nach Hause zurückgekehrt, kam die Trauerkunde, sein alter Vater sei erblindet. Derselbe hatte im Innern der Maschine etwas ausbessern wollen und ein anderer Arbeiter zufälliger Weise den Dampf einströmen lassen, der dem armen Stephenson gerade in's Gesicht drang und das Augenlicht für immer raubte. Von seinen übrigen Söhnen konnte der Verunglückte keine Unterstützung hoffen, Georg aber lud alsbald die Eltern zu sich



Digitized by Google

ein, bezahlte ihre Schulden und miethete ihnen auf seine Kosten eine Wohnung. Er selber ließ sich wieder als Bremser anstellen und blickte nicht ohne schwere Sorgen in die Zukunft; denn die Lage der arbeitenden Klassen war in den Kriegsjahren 1807 und 1808, wo die Industrie sehr darnieder lag, eine schwankende und gedrückte. Lord Castlereagh hatte überdieß im Parlamente eine Bill durchgesetzt, nach welcher zwanzigtausend Mann Lokalmiliz ausgehoben werden sollten, und Georg Stephenson gehörte zu denen, welche sich stellen sollten. Er mußte entweder die Muskete in die Hand nehmen oder einen Ersatzmann stellen; er entschied sich für das Letztere, mußte nun aber auch den letzten, so mühsam ersparten Schilling zum Opfer bringen. Es kam ihm der Gedanke, ob er nicht lieber nach Amerika auswandern sollte? Doch zur Ueberfahrt und Ansiedlung in der neuen Welt fehlten ihm die Mittel. Wie ihm damals zu Muthe war, schilderte er später einem Freunde: „Du kennst den Weg von meinem Hause zu West-Moor nach Killingworth. O, welche bittere Thräne vergoß ich, wenn ich diesen Weg ging; denn dunkel, dunkel lag die Zukunft vor mir!"

Es sollte aber bald „Licht" werden. Die Vorsehung hatte ihn zu Höherem bestimmt, als in den Wildnissen Amerika's das Land zu bauen. Gerade die Armuth, welche ihn an den Ort fesselte, ward ihm zum Heil. Die Taue, welche durch die Hebemaschine die Kohlen aus der Tiefe heraufzogen, nützten sich rasch ab, und da der Hanf sehr theuer geworden war in Folge des durch den Krieg unterbrochenen Handels mit Rußland, so war jede Verbesserung, welche längere Erhaltung des Seilwerks mit sich führte, von großem Werth. Stephenson schlug vor, die Stellung der Zugrollen zu ändern, der Oberaufseher des Kohlenwerks ging auf den Vorschlag des Bremsers ein, und der gewonnene Vortheil sprang sogleich in die Augen. Bald nachher zeigte sich wieder eine Gelegenheit, bei der Stephenson sein Licht konnte leuchten lassen. Im Jahre 1810 ward im Dorfe Killingworth ein Schacht abgeteuft und dazu eine atmosphärische oder Newcome'sche Maschine aufgestellt, welche sehr schlecht pumpte, so daß alle Maschinenmeister der Umgegend zu Hülfe gerufen wurden und dennoch das Wasser in der Grube mehr zu- als abnahm. Stephenson hatte in aller Stille die Maschine öfters in Augenschein genommen und bald ihre Fehler erkannt. Ein Schachtarbeiter, der ihn bei Untersuchung der Maschine antraf, sagte zu ihm: „Nun, Georg, was ist deine Meinung? Glaubst du, du wissest Etwas, um sie zu verbessern?"

„Ich sage dir, Mann," erwiederte Stephenson, „ich kann sie verbessern und machen, daß sie zieht; in Zeit von einer Woche könnte ich machen, daß du hinunterkommst." Diese Worte hinterbrachte der Arbeiter dem Oberaufseher Ralph Dods, welcher alsbald den Bremser kommen ließ und ihm alles zu Gebote stellte, um die Reparatur sogleich zu beginnen. In kurzer Zeit war das Werk vollbracht; der Oberaufseher, hoch erfreut, machte dem intelligenten Bremser ein Geschenk von zehn

Digitized by Google

Guineen, und es kam nun ein Antrag nach dem anderen an den Maschinenarzt Georg, die Pumpenmaschinen auszubessern und zu vervollkommnen. Das Erfreulichste für Stephenson war aber, daß er im Jahre 1812 als Maschinenmeister angestellt wurde mit einem jährlichen Gehalt von hundert Pfund und einem eigenen Reitpferd für seine Inspektionsreisen.

Seine bessere ökonomische Lage kam dem Sohne Robert zu Statten, für dessen gute Schulbildung der Vater die größte Sorge trug. Robert machte in der Schule zu Newcastle die erfreulichsten Fortschritte, und der Vater lernte mit ihm und bildete sich mit ihm weiter. Am Samstag-Nachmittag kam Robert nach Killingworth hinaus und brachte einen Band der Edinburger Encyklopädie oder des Repertoriums der Künste und Wissenschaften mit. Das gab für die Abendstunden trefflichen Stoff zu Gesprächen zwischen Vater und Sohn. Da Robert die Bücher wieder zurückbringen mußte, so excerpirte er fleißig und kopirte für den Vater auch die interessantesten Pläne und Zeichnungen. Dieser seinerseits brachte eine vortreffliche Methode in Anwendung; er ließ seinen Robert die Pläne studiren und erklären, ohne daß derselbe im Texte nachlesen durfte, und pflegte zu ihm zu sagen: „Eine gute Zeichnung, ein guter Plan müssen sich selbst erklären." So lernte Robert Zeichnungen und Risse so leicht lesen, als wenn er ein Buch vor sich gehabt hätte.

Wie im Vater lebte auch im Sohne der gleiche praktische Sinn; was er gelesen hatte, das suchte er auch anzuwenden und zu erproben. Einst kaufte sich Robert, nachdem er von dem berühmten Versuche Franklins, den Blitz zur Erde zu leiten, gelesen hatte, von seinem ersparten Taschengelde einige tausend Fuß Kupferdraht, knüpfte denselben an den Drachen, den er insgeheim angefertigt hatte und nun zur Ueberraschung seines Vaters vor dem elterlichen Hause steigen ließ. Wohlweislich hatte er den Draht mit einem seidenen Taschentuche isolirt. Vor der Hausthür stand der väterliche Pony, bereit, seinen Herrn aufzunehmen. Robert lenkte nun seine Schritte auf das Pferd und brachte das Ende des Kupferdrahtes genau auf's Kreuz des Pferdes, welches einen so starken elektrischen Schlag bekam, daß es fast zu Boden stürzte. Im gleichen Moment trat der Vater mit der Reitpeitsche in der Hand aus dem Hause und sah, welchen Streich der Junge dem armen Thiere spielte. „Wart', du Schlingel!" — Robert sprang schnell davon, und der Zorn des Alten war bald vorüber, da er im Grunde des gelungenen Experimentes des Jungen sich freute.

Inzwischen waren von mehreren englischen Mechanikern Lokomotiven gebaut worden, welche den Kohlentransport erleichtern und minder kostspielig machen sollten. Stephenson war eifrig bemüht, die Einrichtung dieser Maschinen zu erforschen und dachte Tag und Nacht auf Mittel, wie man sie wohl noch vervollkommnen könnte. Es war im Jahre 1813, daß er den Pächtern der Killingworther Kohlenwerke zum ersten Mal von seiner Absicht sprach, eine „Reisemaschine" — so nannte er dazumal

Digitized by Google

die ortveränderde Maschine — zu bauen. Lord Ravensworth, der Haupttheilhaber der Kohlengruben, ließ sich den Plan von Stephenson auseinandersetzen, faßte Zutrauen und ermuthigte den strebsamen Mechanikus, auf seine Kosten eine Lokomotive zu bauen. Viele nannten Seine Lordschaft einen Narren, daß er Geld zu einem solchen Unternehmen hinauswerfe. Stephenson brachte aber seine Lokomotive glücklich zu Stande und nannte sie „Mylord". Sie zog achtzig Tonnen Gewicht auf vier englische Meilen in der Stunde, und die Kosten kamen denen eines Pferdes gleich. „Was ist damit gewonnen?" riefen die weisen Sachverständigen. —

„Alles ist gewonnen!" rief der geniale Stephenson, der bereits an diesem ersten Versuch erkannt hatte, was an seiner Maschine noch zu ändern und zu bessern sei, um ihr größere Kraft und Schnelligkeit zu geben.

Der Dampf war zischend in die Luft entwichen, zum Schrecken für Pferde und für Vieh jeder Art. Ein in der Nähe wohnender Gutsbesitzer drohte sogar schon den Grubenpächtern mit einem Prozeß, wenn dem Unfug nicht bald ein Ende gemacht würde. Stephenson's Scharfblick hatte aber bereits erkannt, daß der Dampf mit viel größerer Schnelligkeit aus der Austrittsröhre strömte, als der Rauch aus dem Schornstein der Maschine. Das brachte ihn auf den Gedanken, den Dampf, nachdem derselbe in dem Cylinder seinen Dienst gethan, vermittelst einer Röhre in den Schornstein entweichen zu lassen, so daß sich seine Geschwindigkeit dem Rauche oder dem aufsteigenden Luftstrom im Schornstein mittheilte, dadurch der Zug vermehrt und somit der Verbrennungsprozeß im Feuerkasten beschleunigt würde.

Kaum war der Versuch gemacht, als auch die Kraft der Maschine mehr als verdoppelt war; durch das Gebläse wurde die Verbrennung der Kohlen lebhafter, und der Dampfkessel konnte mehr Dampf erzeugen. So machte sich denn Stephenson an den Bau einer zweiten Lokomotive, zu dem ihm der oben genannte Ingenieur Ralph Dods das Geld vorschoß. Die wichtigsten Verbesserungen bestanden erstens in einer einfacheren und direkteren Verbindung zwischen dem Cylinder und den auf den Eisenschienen rollenden Rädern; zweitens in der Anwendung horizontaler Verbindungsstangen zwischen sämmtlichen Rädern; drittens in einem Schienen-Dampfgebläse, wodurch eine raschere Verbrennung der Kohlen herbeigeführt ward. Es sind seit dem Bau dieser Maschine viele Verbesserungen eingetreten, aber dieselbe enthielt den Keim zu alle dem, was bisher geleistet worden ist.

Ehe wir aber von dem Erfolg berichten, dürfen wir einer wichtigen Erfindung nicht unerwähnt lassen, welche Stephenson gleichfalls um diese Zeit machte. Die in den Kohlenbergwerken sich entwickelnden Gase hatten, mit der Lampe der Grubenarbeiter in Berührung gekommen, schreckliche Explosionen hervorgebracht. Eines Tages kam — es war im Jahre 1814 — ein Arbeiter in Stephenson's Haus gestürzt mit der

Digitized by Google

Meldung, der tiefste Hauptgang der Grube stehe in Feuer. Stephenson eilte an die etwa hundert Schritte entfernte Einfahrt, wohin zu gleicher Zeit eine Menge Weiber und Kinder mit schreckenbleichen Gesichtern stürzten.

Stephenson sprang in den Korb und befahl dem Maschinenburschen, ihn sogleich in den Schacht hinunter zu winden. Die Gefahr war groß, man hörte aus der Tiefe Schreie der Todesangst und Verzweiflung aufsteigen. Stephenson unten angekommen, schrie den Leuten zu: „Zurück! Sind nur Sechs unter euch, die Muth genug haben, mir zu folgen, so wollen wir das Feuer löschen!" Die Arbeiter hatten unbedingtes Vertrauen zu Stephenson und thaten, was er ihnen hieß. Backsteine, Mörtel und Werkzeuge waren zur Hand, und auf Stephenson's Befehl wurde in der Nähe des Feuers eine Mauer aufgeführt, welche den Gang abschloß, den Luftzutritt hinderte und so dem weiteren Umsichgreifen der Flammen Einhalt that. Stephenson selbst hatte am thätigsten gearbeitet.

Er wollte aber dabei nicht stehen bleiben und dachte darüber nach, ob nicht eine Lampe hergestellt werden könnte, welche, hell genug brennend, um dem Bergmann bei seiner unterirdischen Arbeit zu leuchten, doch nicht die Flamme mit dem gefährlichen Gase in Berührung brächte. Im Jahre 1813 hatte bereits ein Dr. Clanny von Sunderland einen Apparat erfunden, wodurch er dem brennenden Lampendocht vermittelst eines Blasebalgs Luft aus der Grube, durch Wasser hindurch geleitet, zuführte. Die Lampe ging in brennbarem Gase von selbst aus. Doch ihr Gebrauch war so schwierig, daß sie die Bergleute nicht gebrauchen konnten. Man ließ jedoch in Sunderland die Sache nicht ruhen und berief den berühmten Chemiker Sir Humphry Davy, der auch in die Kohlenwerke von Newcastle ging, um Untersuchungen anzustellen, und seine Denkschrift: „Ueber die schlagenden Wetter in Kohlengruben, sowie über das Verfahren, solche Bergwerke so zu erleuchten, daß Explosionen nicht mehr vorkommen", bald nachher in der königlichen Londoner Sozietät vorlas. Er umgab die Flamme einfach mit einem Drahtnetz und hinderte dadurch die Entzündung des Gases.

Unabhängig von Davy erfand Stephenson seine Sicherheitslampe und versuchte sie mit Gefahr seines Lebens. „Meine erste Lampe," so berichtete er vor einem Komité des Hauses der Gemeinen, „hatte oben eine Rauchröhre und unten eine andere Röhre, um die atmosphärische Luft einströmen zu lassen, damit die Verbrennung in der Lampe unterhalten würde. Wie viel erforderlich sei, um die Verbrennung zu unterhalten, wußte ich nicht genau; um jedoch zu wissen, wie viel etwa nothwendig wäre, hatte ich unten an der Röhre einen Schieber angebracht." Am 21. Oktober 1815 war die Lampe fertig, und obwohl es schon dämmerte, ließ Stephenson doch schnell seine Freunde holen, um mit ihnen die Lampe zu probiren. Die Männer stiegen in den Schacht und gingen an den gefährlichsten Theil der Gallerie, wo das Gas unter lautem Zischen aus einer Spalte der Decke hervorströmte. Um die Gase

Digitized by Google

anzuhäufen, machte man einen Bretterverschlag, wartete eine Stunde, und der stechende Geruch bewies, daß jener Raum ganz mit Gas erfüllt sei. Stephenson zündete seine Lampe an. Wie nun aber, wenn sie ihren Dienst versagte? Die beiden Begleiter Stephenson's zogen sich ängstlich zurück, denn in der That stand ihr Leben auf dem Spiel, aber Stephenson ging mit seiner Lampe kühn auf die gefährliche Stelle zu und hielt sie dem ausströmenden Gase entgegen. Zuerst vergrößerte sich die Flamme der Lampe, dann flackerte sie und endlich ging sie aus; das Gas war aber nicht explodirt.

Schon waren dem rastlos nachdenkenden Manne einige Verbesserungen eingefallen; er beschloß, die Lampe in der Art abzuändern, daß der Flamme von mehreren Röhren mit ganz kleinem Durchmesser Luft zugeführt würde. Diese Lampe ward am 4. November in der Killingworther Grube probirt; sie brannte besser als die erste und gewährte vollkommene Sicherheit. Doch war der Erfinder noch nicht vollständig befriedigt; er ließ eine dritte Lampe anfertigen, bei der das Oelgefäß von einer Anzahl Haarröhrchen umgeben war, die Flamme war von einer doppelten Lage Metallplättchen mit feinen Löchern umgeben. Schon am 24. November — ehe noch Stephenson von der Davy'schen Erfindung gehört hatte — konnte die Lampe probirt werden, und die Flamme ging nicht einmal durch das erste Plättchen hindurch. Die Lampe gewährte vollkommene Sicherheit, und die Arbeiter zogen den „Geordy", wie sie die Lampe ihres Georg Stephenson nannten, dem „Davy" vor.

Im Jahre 1818 verließ Robert Stephenson die Schule, und sein Vater that ihn bei Nikolaus Wood zu Killingworth in die Lehre. Unter dessen Leitung arbeitete der Jüngling drei Jahre als Unteraufseher in der West-Moor-Grube. Den Kohlengräbern war streng befohlen, die Geordylampe zu gebrauchen und nie bei einem bloßen Licht zu arbeiten, doch die Vorgesetzten selbst sündigten wider das Gesetz. Eines Tages ging Wood, der Oberaufseher, in Begleitung von Robert Stephenson und des Unteraufsehers Moodin, eine der Gallerien entlang. Wood trug ein Licht, Robert folgte mit einer Lampe. Sie kamen an eine Stelle, wo Steine von der Decke herabgestürzt waren. Als der Oberaufseher den Steinhaufen erklommen hatte und das Licht vorstreckte, berührte er das angesammelte Kohlenwasserstoffgas, das alsbald explodirte und die drei zu Boden warf. Ihre Lichter wurden ausgelöscht, sie waren, eine englische Meile vom Schacht entfernt, von stockfinsterer Nacht umgeben. Aus allen Theilen der Grube rannte man nach dem Schachte hin; die beiden Unteraufseher rafften sich auf, flohen auch und stürzten dabei über ein von der Explosion betäubtes Pferd. Sie hatten schon die Hälfte des Weges zurückgelegt, als sie ihres Oberaufsehers gedachten, wieder zurück eilten und Nikolaus Wood richtig fanden. Er war betäubt, voller Quetschwunden und mit verbrannten Händen auf dem Steinhaufen liegen geblieben. Sie brachten ihn glücklich aus der Grube heraus, in deren Inneres er fortan nie ohne eine Geordylampe eindrang.

Digitized by Google

Die Abende wurden der Lektüre und dem Studium gewidmet, und Georg und Robert Stephenson waren unzertrennlich beisammen. Wenn das Gespräch auf die Kräfte der Lokomotive kam, gerieth der junge Stephenson in eine wirkliche Begeisterung; er trug sich mit neuen Verbesserungen der Maschine seines Vaters, welche schon seit mehreren Jahren im Kohlenwerk gebraucht wurde; der Vater machte Einwendungen, aber wenn der Sohn siegreich seine Ideen vertheidigte, war der Alte mit Stolz erfüllt und hegte die besten Hoffnungen für die Zukunft seines Sohnes. Er beschloß, ihn auf einige Zeit nach der Universitätsstadt Edinburg zu schicken, und Robert ging (1820) voll Freuden. Lange konnte ihn der Vater nicht in Edinburg lassen, seiner beschränkten Geldmittel wegen, aber die sechs Monate, welche sein Sohn in Edinburg verweilte, wurden vortrefflich benutzt. Im Sommer 1821 kehrte Robert zurück und brachte von der Universität den mathematischen Preis mit, den er mit Ruhm erworben hatte.

Arbeit fand sich genug. Die Besitzer des Hettoner Kohlenwerks in der Grafschaft Durham beschlossen im Jahre 1819, ihren gewöhnlichen Schienenweg in eine von Lokomotiven zu befahrende Eisenbahn umgestalten zu lassen, da die Killingworther Eisenbahn sich so gut bewährte. Stephenson ward mit der Ausführung beauftragt, fand jedoch, da ein hoher Berg im Wege stand, die Anlage einer ebenen Eisenbahn nicht möglich, wenn der Kostenanschlag nicht bedeutend überschritten werden sollte; er entschied sich dafür, stehende Dampfmaschinen aufzustellen, welche die Lokomotiven unterstützten. Auf der ursprünglichen Hettoner Linie waren fünf sogenannte selbstwirkende schiefe Ebenen, auf denen die herabrollenden vollen Wagen die leeren hinaufzogen, und zwei schiefe Ebenen mit stehenden Dampfmaschinen von je sechzig Pferdekraft. Auf der ebenen Strecke mußte das „eiserne Pferd," wie das Volk die Lokomotive nannte, das Seinige thun.

Am Tage der Eröffnung der Hettoner Eisenbahn (18. November 1822) strömten Neugierige von nah und fern herbei, um die scharfsinnig erdachte und geschickt ausgeführte Maschinerie zu sehen. Der Erfolg war vollständig. Fünf Stephenson'sche Lokomotiven waren unter Roberts Leitung thätig, und jede schleppte einen Zug von siebenzehn Wagen mit einer Geschwindigkeit von vier englischen Meilen in der Stunde.

Die entscheidende Schlacht, welche den Sieg der Eisenbahn für immer entschied, sollte aber erst noch geschlagen werden. Zwischen den Städten Liverpool und Manchester war eine Beschleunigung des Verkehrs von größter Wichtigkeit. Der Transport auf Kanälen und Heerstraßen war viel zu langsam, um die Nachfrage nach Baumwolle zu befriedigen. Die nach Manchester bestimmte Baumwolle mußte in Liverpool oft länger liegen bleiben, als sie Zeit gebraucht hatte, um über den atlantischen Ozean herüber zu kommen. Hunderte von Arbeitern mußten zeitweilig ihre Arbeit aussetzen, wenn die Vorräthe schneller aufgearbeitet waren, als sie durch neue Ballen ersetzt wurden. Stephenson

Digitized by Google

wurde gerufen, und sein Urtheil sollte über die Anlage eines Schienenwegs entscheiden. Die Schwierigkeiten waren der vielen Unebenheiten und eines bodenlosen Moorgrundes wegen nicht gering, aber Stephenson erklärte getrost und fest, die Anlage einer Eisenbahn sei ausführbar und gewinnreich. Alsbald machten sich die Ingenieure und Feldmesser an's Werk. Aber nun erhoben sich Straßenaufseher, Grundbesitzer und Kanaleigenthümer, Lords und Bauern mit großem Zetergeschrei, Alle glaubten sich in ihrem Besitzrecht gefährdet, suchten auf alle Weise die Nivellirungsarbeiten zu stören, und selbst Weiber und Kinder fielen über die Feldmesser mit Steinwürfen und argen Scheltworten her. So sah sich Stephenson, der Oberingenieur, genöthigt, das große Werk einstweilen ruhen zu lassen. Er hatte aber die Genugthuung, daß jetzt (im Jahre 1824) ein reicher und unternehmender Mann, Mr. Pease, sich mit ihm zur Gründung einer Lokomotiv-Fabrik in Newcastle verband, und dieß war ein neuer Sieg für den Unternehmungsgeist Stephenson's. Er stellte geschickte Arbeiter an, die unter seiner Leitung bald so geschult und tüchtig wurden, daß die Stephenson'sche Fabrik die Universität für die Lokomotivarbeiter des ganzen Königsreichs bildete und die berühmtesten Ingenieure Europa's, Amerika's, Ostindiens sich von dort die praktischen Kenntnisse holten.

Unterdessen war die Stockton-Darlington-Eisenbahn fertig geworden und die von Stephenson für dieselbe gebaute Lokomotive bewährte sich glänzend. Die erste Fahrt (im Jahre 1825) war ein großes Fest; der aus achtunddreißig Wagen bestehende Zug führte Kohlen, Mehl und zweihundert und fünfzig Personen. Die Maschine, von Stephenson selber geleitet, legte zehn englische Meilen in der Stunde zurück. Man hatte anfangs gar nicht auf Personenbeförderung Rücksicht genommen; da jedoch so viele Menschen mit dem Probezug gefahren worden waren, so dachte man an die Aufstellung eines besonderen Wagens für Reisende und setzte vorläufig eine alte Postkutsche, „Königin Charlotte" genannt, auf ein hölzernes Gestell. „Wie wollen wir diesen Wagen jetzt nennen?" fragte man. — „Das Expuriment," sagte Stephenson in seiner breiten northumberischen Mundart, und man nannte nun diese erste Eisenbahnkutsche „das Experiment," zierte sie mit dem Wappen der Gesellschaft und schrieb als Motto den lateinischen Satz daran: Periculum privatum utilitas publica! (Die Gefahr des Einzelnen dient zum Wohl des Allgemeinen.)

Nun war aber auch der Bau der Liverpool-Manchester-Bahn wieder aufgenommen und mit großen Kosten wirklich ausgeführt. Durchstiche, Brücken, Tunnels, der Damm über den Katzenmoor — Alles ward unter Stephenson's Leitung solid und praktisch ausgeführt. Im Jahre 1829 war die ganze Bahn vollendet und die Gesellschaft hatte bereits einen Preis auf die beste Lokomotive ausgeschrieben. Im Oktober wurden die verschiedenen Maschinen, die sich zum Wettkampf eingefunden hatten, probirt und die von Robert Stephenson in der Werkstatt der

Digitized by Google

Stephenson'schen Fabrik erbaute „Rakete" gewann den Preis. Durch eine eigenthümliche Einrichtung des Kessels, in welchem fünfundzwanzig kupferne Röhren mit drei Zoll Weite die Dampferzeugung sehr beschleunigten, ward auch die Achsendrehung der Räder ungemein gefördert.

Am 25. September 1830 ward die Manchester-Liverpool-Bahn eröffnet; es war ein Nationalfest. Der Herzog von Wellington, damals erster Minister, Robert Peel, Staatssekretär, Huskisson, eines der Mitglieder für Liverpool und eifriger Unterstützer des Unternehmens, waren mit einer Menge durch Rang und Stellung ausgezeichneter Personen anwesend. Der letztgenannte Herr ward, als er auf einer Haltstelle eben dem Herzog von Wellington, der ihm aus dem Wagen heraus die Hand entgegenstreckte, freundlich die Hand drückte, von der daherbrausenden „Rakete" gefaßt, überfahren und gab noch am selbigen Tage den Geist auf. Das war freilich ein Dämpfer für die Festfreude. Doch der Festzug brauste weiter nach Manchester, mit einer Geschwindigkeit von vierundzwanzig englischen Meilen in der Stunde. „Diese unglaubliche Schnelligkeit," schrieb ein Berichterstatter, „brach über die Welt herein mit der ganzen Wirkung einer neuen ungeahnten Erscheinung." Kurze Zeit vorher hatte noch die Viertelsjahr-Revue (Quarterly-Review) geschrieben: „Was kann handgreiflicher abgeschmackt und lächerlicher sein, als die in Aussicht gestellte Erwartung: Lokomotiven würden zweimal so schnell fahren als Postwagen? Man könnte noch eher erwarten, daß sich die Leute auf einer Congreve'schen Ricochet-Rakete abschießen ließen, als daß sie sich der Gnade einer mit solcher Schnelligkeit fahrenden Maschine anvertrauen sollten!" Und der Parlamentsausschuß, von welchem Stephenson zuvor vernommen worden war, hatte den Mechaniker für einen Mondsüchtigen erklärt, als dieser die Behauptung wagte, er getraue sich mit der Lokomotive durchschnittlich zwölf englische Meilen in der Stunde zurückzulegen. Eines der Ausschußmitglieder glaubte nach Advokaten-Weise dem Allzukühnen noch einige verfängliche Fragen stellen zu müssen und sagte unter Anderem: „Gesetzt, eine der Maschinen, welche auf der Eisenbahn neun bis zehn Meilen in der Stunde zurücklegt, stößt unterwegs auf eine Kuh; glaubt Ihr nicht, daß dieß ein sehr leidiger Umstand sein würde?" — „Allerdings," versetzte Stephenson blinzelnd, „wäre das ein sehr leidiger Umstand — für die Kuh!" Die Lords Derby und Sefton hatten die Bahn um keinen Preis über ihre Besitzungen ziehen lassen wollen, und man war genöthigt worden, sie über das erwähnte Chat-Moß, eine lange Strecke weichen Grundes, zu führen. „Diese Strecke wird mindestens zweimalhundert und siebenzigtausend Pfund Sterling kosten!" meinte ein Ingenieur. — „Und man wird dennoch versinken," versetzte ein Anderer. Stephenson stellte die Strecke her mit einem Kostenaufwande von achtundzwanzigtausend Pfund, und sie bildet jetzt den allerbesten Theil der Straße zwischen Liverpool und Manchester. Sobald aber die ganze Bahn fertig war und statt der vierhundert bis fünfhundert Personen, auf die man gerechnet hatte, gleich in den ersten Tagen

Digitized by Google

zwölfhundert täglich zum Fahren sich einstellten, da wurden jene beiden Lords alsbald die Patrone einer zweiten Eisenbahnlinie zwischen Liverpool und Manchester, unter der Bedingung, daß die Bahn ihre Güter durchziehe.

Stephenson feierte über alle seine Neider und Widersacher den vollständigsten Triumph. Mit dem Erfolg der Liverpool-Manchester-Bahn war der Erfolg der Eisenbahn überhaupt, in England nicht nur, sondern in allen Ländern entschieden. Denn gerade diese Bahn, die schon bei ihrem Beginne in einem dreitausend Schritt langen Tunnel unter einer Vorstadt Liverpools sich hinzieht, die auf sumpfigen Stellen Faschinen und Pfahlwerk hat und zum Theil selbst von der Moorerde, über die sie hinführt, ihre Dämme aufgeführt hat, welche Thäler und Hügel, Flüsse und Sümpfe durchschneidet, hatte überzeugend dargethan, daß auch große Terrainhindernisse sich überwinden lassen. Alle großen Städte Großbritanniens beeilten sich nun, vom Parlament die Bewilligung für Eisenbahnanlagen zu erlangen, und wenige dieser Unternehmungen gab es, bei welchen Stephenson nicht betheiligt gewesen wäre. Dreißig Jahre, nachdem er gemeiner Arbeiter in einer Kohlengrube von Newcastle gewesen, reiste er von eben dieser Stadt hinter einer seiner eigenen Lokomotiven in neun Stunden nach London.

Obwohl mit Ehre und Reichthum gesegnet, blieb er doch der einfache, biedere, rastlos thätige Mann, von seinen Arbeitern, Zöglingen, Gehülfen wie ein Vater geliebt. Die größte Freude hatte er an dem Talente des Sohnes, der bald einer der berühmtesten und gesuchtesten Ingenieure Großbrittanniens wurde. Derselbe begann im Jahre 1833 den Bau der London-Birmingham-Bahn, die im Jahre 1838 fertig wurde; er war besonders in den kühnsten Brückenbauten unübertrefflich. Im Eisenbahnfach wurde Robert Stephenson die größte Autorität, aber auch in Bergwerks- und Fabrikanlagen sind die Wasserwerke und Tunnels, die er ausführte, Muster ihrer Art. Von Roberts Brückenbauten verdient Erwähnung die bei Newcastle aus Holz und Eisen aufgeführte, die aus Stein und Ziegel gebaute von Berwick, die Eisenbrücke über den Nil, die Britanniabrücke über die Menaistraße, einem Meeresarm zwischen der Insel Anglesea und dem Festlande. Die Vollendung der von ihm entworfenen „Viktoriabrücke", die über den St. Lorenzenstrom in Kanada führt, sollte er nicht mehr erleben.

Im Jahre 1835 wurde Georg Stephenson mit seinem Sohne Robert vom König Leopold nach Belgien berufen, um sein Gutachten über das belgische Eisenbahnsystem abzugeben, und die beiden Ingenieure hatten wiederholte Besprechungen mit dem Könige und seinen Ministern. Georg Stephenson ward zum Ritter des Leopoldsordens ernannt und im Stadthause von Brüssel feierten die belgischen Ingenieure seine Anwesenheit durch ein prachtvolles Banket. Im Festsaal stand auf einem schönen Fußgestell von Marmor Stephenson's Büste mit einem Lorbeerkranze geschmückt. Die ausgezeichnetsten Männer der Wissenschaft beehrten das

Digitized by Google

Fest mit ihrer Gegenwart und ein donnernder Jubel empfing den „Vater der Eisenbahnen" bei seinem Eintritt. Während des Essens bemerkte er auf dem in der Mitte stehenden Tisch das Modell einer Lokomotive unter einem Triumphbogen aufgestellt. Auf das angenehmste überrascht, wandte er sich zu seinem Freunde Sopwith mit dem Ausruf: „Siehst du dort die Rakete?" Es war in der That das Modell dieser historisch gewordenen Maschine, und er hatte über diese Aufmerksamkeit wohl noch größere Freude als über die Lobsprüche, die ihm der Abend in Fülle brachte.

Nachdem Stephenson die belgischen Eisenbahnprojekte in Ordnung gebracht hatte, riefen ihn die Unternehmer der „königlich spanischen Nordbahn" nach Spanien. Er reiste über Paris, besichtigte die Tours-Orleans-Bahn, und seinem Scharfblick entging nichts. In kürzester Zeit war er mit der Bodengestalt und dem geologischen Bau einer Gegend vertraut. Als er auf dem Wege nach Bordeaux über die Dordogne kam, schüttelte er beim Anblick der Kettenbrücke den Kopf, ging mehrere Male über dieselbe und sagte dann: „diese Brücke ist nicht solid; sie kann unmöglich den nöthigen Druck aushalten. Würde einmal eine größere Truppenmasse hinüber marschiren, so würde die Schwingung zu groß und sie müßte zusammenbrechen." Der menschenfreundliche Mann schrieb an die Behörden und theilte ihnen seine Befürchtung mit. Man ließ aber die Brücke wie sie war, und als ein paar Jahre nachher ein Soldatentrupp hinübermarschirte, brach die Brücke, die Leute stürzten in's Wasser und Viele kamen um. Doch nicht bloß die Mechanik, auch die Landwirthschaft interessirte den großen Mann, der auch ein helles Auge hatte für die Heerden von Schafen, für Pferde und Maulesel, denen er auf seinem Wege begegnete. Denn auf seiner Besitzung in Tapton-House bei Chesterfield war Stephenson auch ein tüchtiger Landwirth geworden und hatte über die Mästung des Viehes allerlei Erfahrungen gesammelt und mit der Verwendung des Düngers Versuche gemacht.

Seit 1845 hatte Stephenson auch dem Gartenbau Interesse abgewonnen. Von seinen bisherigen Geschäften als Eisenbahningenieur zog er sich fast ganz zurück, um sich ausschließlich seinen ausgedehnten Kohlenbergwerken und Kalkbrennereien zu widmen und nebenbei seine Melonen, Ananas und Treibhäuser für Weintrauben in Aufschwung zu bringen. An Gästen fehlte es ihm nicht. Eines Abends erging er sich mit einem Freunde im Freien, und Beide blickten zu dem sternbesäeten Himmel empor und bewunderten die unermeßliche Pracht der Schöpfung. „Was ist doch der Mensch für ein unbedeutendes Geschöpf?" sagte der Freund, „gegenüber einem solchen Heer von Sonnen, von denen wahrscheinlich jede der Mittelpunkt eines Systems ist!" — „Ja," erwiderte Stephenson, „aber welch' ein wunderbares Geschöpf ist andererseits auch der Mensch, daß er denken und vernünftige Schlüsse bilden und bis zu einem gewissen Grade auch eine so wunderbare Schöpfung sogar begreifen kann!"

Digitized by Google

Die große Stärke und Rüstigkeit des Körpers, deren sich Stephenson schon in der Jugend erfreute, behielt er noch im höheren Alter. Ging er mit seinen Freunden vom Chesterfielder Bahnhof nach Tapton-House, so forderte er sie gern zu einem Wettlauf heraus, wobei zu bemerken ist, daß der Weg steil bergan ging und theilweis aus Treppenstufen bestand. Noch am 26. Juli 1848 wohnte er einer Sitzung des Birminghamer Instituts bei, um einen von ihm verfaßten Aufsatz „über rotirende Maschinen" zu lesen. Ein plötzlicher Lungenblutsturz am 12. August machte seinem Leben ein Ende, einem Leben, das reich bewegt und inhaltreich war wie wenige. Der Amerikaner Emerson hatte sich im Frühling desselben Jahres über Stephenson geäußert: „Er habe das Leben vieler Menschen in sich." Die irdische Hülle ward in der Dreifaltigkeitskirche von Chesterfield zur Erde bestattet und das Grab mit einem einfachen Steine zugedeckt.

Die Statue Georg Stephenson's war bereits unterwegs, als der große Ingenieur aus dem Leben schied; sie wurde in der Sankt-Georghalle zu Liverpool aufgestellt. Schon im Jahre 1845 war ihm auf der Eisenbahnbrücke über den Tyne, welche den Namen Stephensonbrücke erhielt, eine Statue gesetzt worden. Einige Jahre nachher ward noch eine Statue des Dahingeschiedenen, in Lebensgröße, in der prächtigen Halle des London-Nord-West-Bahnhofes aufgestellt. Mehr als dreitausend Arbeiter hatten zu dieser Bildsäule beigesteuert, um ihrem Meister ihre Verehrung zu bezeigen. Auch die Stadt Newcastle setzte dem großen Ingenieur ein Denkmal im Jahre 1862.

Die Insignien des Leopoldordens hatte der einfache Mann nie getragen, und als man ihm später auch in England die Ritterwürde anbot, schlug er dieselbe aus. Als ihn einst Jemand fragte, welches seine „ornamentalen Anfangsbuchstaben" seien, die einer Dedikation beigefügt werden sollten, sagte er: „Ich habe keine Verzierungen an meinem Namen, weder vorn noch hinten, und ich glaube, es wird eben so gut sein, wenn Sie bloß sagen: „Georg Stephenson".

Digitized by Google

## Garrik.*)

David Garrik, der größte Mime Englands, vielleicht aller Zeiten und Völker, ward am 20. Februar 1716 in einer Schenke zu Heresford, wo sein Vater als Kapitän auf Werbung lag, geboren. Seine Familie stammte aus der Normandie und schrieb sich ursprünglich la Garrique. Der Großvater war nach Aufhebung des Ediktes von Nantes nach England geflüchtet, um in dem freien Lande eine Zuflucht zu suchen; der Vater hatte bei der Armee die Stelle eines Kapitäns erlangt und hielt sich größtentheils zu Lichfield auf. Die Mutter Garriks, Tochter eines Predigers im Lichfield'schen Kirchsprengel, war nicht durch Schönheit, wohl aber durch ein liebenswürdiges feines Wesen im Umgange und eine muntere Unterhaltung ausgezeichnet und wetteiferte mit dem Kapitän in einem leutseligen Betragen, so daß das Garrik'sche Ehepaar in den besten Familien von Lichfield stets willkommen war.

Der junge Garrik war ein lebhafter drolliger Knabe, welcher Jeden anzog, der mit ihm näher bekannt wurde. Namentlich verkehrte ein Herr Walmsley, erster Sekretär des geistlichen Gerichts zu Lichfield, gern mit dem kleinen David, und er würde ihm einen Theil seines Vermögens vermacht haben, wenn er sich nicht im vorgerückten Alter noch vermählt hätte. Zum Lernen war jedoch der lebhafte Knabe von vorn herein wenig aufgelegt. Als er das zehnte Jahr erreicht hatte, brachte man ihn auf die Gemeindeschule zu Lichfield; aber lieber als das Bücherlesen war ihm die Gesellschaft, nicht bloß seiner Altersgenossen, sondern auch der Erwachsenen, weil er bereits damals fühlte, daß er dort das ihm eigenthümliche Talent geltend machen könne. Seine witzigen Antworten, seine lustigen Einfälle und besonders die Art, wie er die gehörten Geschichten wieder erzählte, zeichneten ihn vor den übrigen Kindern aus, und seine Neigung für theatralische Vorstellungen war nicht zu verkennen. Bald nach zurückgelegtem elften Jahre unternahm er es schon, selber eine Komödie von Knaben und Mädchen zur Aufführung zu bringen. Nachdem er seine und seiner Gesellschaft Fähigkeiten zuvor einigermaßen versucht und die Erlaubniß der Eltern zu erhalten gewußt hatte, wählte er ein damals beliebtes Stück, den „Werbeoffizier"; eine seiner Schwestern mußte das Kammermädchen spielen, und den „Sergeant Kite", einen Charakter von geschäftiger Hast und wilder Laune, wählte er für sich selbst. Der nachmals so berühmte Samuel Johnson, damals noch ein Jüngling, ward um einen Prolog gebeten, schlug aber die Bitte ab, trotzdem, daß er den kleinen Garrik sonst sehr lieb hatte. Der letztere wußte sich indeß zu helfen und das Stück ward auf eine andere Art gespielt, welche die Erwartung der Zuschauer bei Weitem übertraf, so daß noch lange nachher Kite's Leichtigkeit, Lebhaftigkeit und Laune ein Gegenstand der Bewunderung war.

*) Leben von David Garrik. Aus dem Englischen des Herrn Davies. 2 Theile (Leipzig 1782).

Digitized by Google

Nicht lange nach dieser für Garrik sehr bedeutsamen Begebenheit ward er von seinem Oheime, einem reichen Weinhändler in Lissabon, zu einem Besuche eingeladen; vielleicht hatte der Mann den Plan, seinen Neffen zur Uebernahme des Weingeschäftes heranzubilden; aber er überzeugte sich bald, daß dessen lustiges Wesen und geistreiche Lebhaftigkeit sich nicht mit strenger und trockener kaufmännischer Arbeit vertrug, und Garrik blieb nur ein Jahr lang in Lissabon. Während dieser Zeit war er in vielen Familien bekannt und beliebt und namentlich oft von englischen Kaufleuten eingeladen worden, bei denen er speiste. Nicht selten geschah es, daß man ihn nach Tische auf die Tafel hob, um Verse und Szenen aus bekannten Schauspielen herzusagen. Auch mit jungen Portugiesen und zwar aus den höchsten Ständen pflegte er lebhaften Verkehr.

Sobald er nach England zurückgekehrt war, schickte ihn der Vater sogleich wieder in die Schule von Lichfield; doch sein Temperament war zu flüchtig, sein Gemüth zu unbeständig, als daß er hätte nur etwas Befriedigendes in den Schulwissenschaften leisten können. Zum Glück war noch Samuel Johnson in Lichfield, mit welchem er häufig zusammen kam, und der ihn später auch unter die Zahl seiner Schüler aufnahm, um ihn mit den griechischen und römischen Klassikern bekannt zu machen. Johnson strömte über von Gelehrsamkeit und theilte die feinsten Bemerkungen über den Geist und die Eigenthümlichkeit der Alten mit; sein zerstreuter flüchtiger Freund zog jedoch wenig Nutzen davon und seine Gedanken waren einzig mit der Bühne beschäftigt und mit der Ausarbeitung von Schauspielen. Nach einem Versuch von sechs Monaten ward es Johnson überdrüssig, die alten Schriftsteller drei oder vier Schülern zu erklären, und er und sein Zögling Garrik beschlossen, ihr Glück in der großen Hauptstadt zu versuchen.

Garrik war kaum in London angekommen, als er sich in Lincolns-Jan einschreiben ließ. Sein alter Gönner Walmsley hatte ihm folgenden Empfehlungsbrief an Professor Kolson mitgegeben:

„An Herrn Kolson.

Lichfield, 1737.

Mein alter theurer Freund.

Da ich seit dem Jahre 31 nicht in der Stadt gewesen bin, so werden Sie sich um so weniger wundern, einen Brief von mir zu erblicken; aber ich habe das Vergnügen, bisweilen von Ihnen in den gedruckten Blättern zu hören, und freue mich zu wissen, daß Sie täglich fortfahren, dem Reiche der Wissenschaften schätzbare Beiträge zu liefern.

Indessen ist gegenwärtige Gelegenheit meines Schreibens eine Gefälligkeit, um welche ich Sie zu bitten habe. Mein Nachbar, Kapitän Garrik, ein braver würdiger Mann, hat einen Sohn, der ein verständiger Jüngling und guter Schüler ist, welchen der Kapitän in ungefähr zwei oder drei Jahren auf die Universität schicken und die Rechte erlernen lassen will; allein gegenwärtig will ihm die Beschaffenheit seines Ver-

Digitized by Google

mögens nicht erlauben, seinen Sohn dahin zu schicken. Ich habe vorgeschlagen, denselben Ihnen, wenn Sie es zufrieden sind, anzuvertrauen und Ihrem Unterrichte in der Mathematik, der Philosophie und den gelehrten Kenntnissen zu übergeben. Er ist jetzt neunzehn Jahr alt, von einem anständigen und guten Charakter, und ein so aufgeweckter vielversprechender Jüngling, als ich je einen gekannt habe. Einiger Unterricht von Ihrer Seite wird hinreichend sein, und in den Zwischenstunden der Arbeit werden Sie an ihm einen angenehmen Gesellschafter finden. Sein Vater wird Ihnen mit Vergnügen, wieviel Sie fordern, wenn es in seinen Kräften steht, bezahlen. Ich selber werde mich Ihnen hierbei für sehr verpflichtet halten. Gilb. Walmsley."

Garrik, seiner beschränkten Mittel wegen, zog jedoch erst im folgenden Jahre (1738) in das Haus des Herrn Kolson, nachdem ihm sein Oheim, der unterdessen nach London gekommen und nach kurzer Krankheit daselbst gestorben war, 1000 Pfund vermacht hatte. Der Unterricht eines so scharfsinnigen Denkers konnte nicht ohne heilsamen Einfluß bleiben, aber der Punkt, um den sich Garriks Denken und Streben bewegte, blieb nach wie vor die Bühne, und als er in kurzer Zeit auch die Eltern durch den Tod verlor, zögerte er nicht länger mit Ausführung eines schon lange genährten Planes — unter die Schauspieler zu gehen. Zuvor hatte er noch einen Versuch gemacht, mit seinem Bruder Peter in Gemeinschaft eine Weinhandlung zu begründen, der aber gänzlich mißglückte. So wandte sich nun Garrik im Ernst derjenigen Beschäftigung zu, die er über Alles liebte, und in welcher Großes zu leisten ihn die Natur bestimmt hatte.

Zunächst besuchte er fleißig die Gesellschaften der besten Schauspieler, verschaffte sich auch Zutritt bei den Vorstehern der Bühnen und versuchte sein Talent im Hersagen einzelner Lieblingsstellen aus verschiedenen Schauspielen. Dann und wann beschäftigte er sich auch mit pantomimischen Uebungen, um seine Gabe der Nachahmung zu entwickeln. Daneben schrieb er Beurtheilungen über das Spiel und den Ausdruck der Schauspieler und ließ diese kleinen Aufsätze in öffentliche Blätter einrücken. Es waren darin sehr feine Bemerkungen und gute Gedanken ausgesprochen, frei von allen plumpen bloß persönlichen Angriffen, wie sie später üblich wurden.

Garriks bescheidenes Mißtrauen gegen sich selber hielt ihn ab, seine Kräfte sogleich auf dem londoner Theater zu versuchen; er benutzte vielmehr eine Gelegenheit, sein theatralisches Probejahr bei einer Gesellschaft von Schauspielern durchzumachen, die sich im Jahre 1741 nach Ipswich wandte, und die ihn unter dem Namen Lyddal als Mitglied aufnahm. Mit großem Beifall trat er in verschiedenen Stücken auf, und gab die verschiedensten Charaktere mit großer Wahrheit; er versuchte selbst die muthwillige Geschäftigkeit des Arlequins, unter beständigem Beifallsruf des Publikums.



Digitized by Google

Nachdem das Probejahr glücklich abgelaufen war, trat er am 19. Oktober 1741 zum ersten Mal in London auf der Bühne in Goodmansfield als Richard III. auf. Er hatte nach reiflicher Erwägung gerade diese Hauptrolle eines Stückes gewählt, welches immer den Beifall der Nation gehabt, weil es so voll ist von ergreifenden Szenen aus der englischen Geschichte und der eigenthümlichen Landessitte. Richard paßte sehr gut zu Garriks Gestalt; die verschiedensten Leidenschaften, welche durch die Mannigfaltigkeit und den Glanz der Handlung noch mehr gehoben werden, boten dem Darsteller die Gelegenheit, seinen inneren Reichthum in langer ununterbrochener Reihenfolge zu entfalten. Seine leichte, natürliche und doch kräftige Weise in Sprache und Spiel setzte anfangs die Kunstrichter, denen eine solche Darstellung etwas ganz Neues war, in einige Verlegenheit. Sie waren lange an eine Erhebung der Stimme mit plötzlichem mechanischen Fall der Töne, wodurch der Beifall gleichsam herausgefordert werden sollte, gewöhnt worden. Die einfache natürliche Aussprache der Worte, begleitet von einem entsprechenden Gesichtsausdruck, war nicht mehr gehört und gesehen worden, bis sie nun in Garrik mit voller Macht der Natur hervortrat. Das Erstaunen und die Bewunderung stieg mit jeder Szene, und ganz besonders eindringlich war der Augenblick, wo der Schauspieler den Heuchler und Staatsmann fallen ließ und den Helden und Krieger offenbarte. Das Stück mußte siebenmal hintereinander gegeben werden. Der Beifall, welchen der junge Schauspieler erhielt, war so allgemein, daß die größeren Theater in Drurylane und Coventgarden leer standen, und Goodmansfield plötzlich den Glanz der feinsten Gesellschaft von Grosvenor-Square und St. James zeigte. Selbst die, welche für die besten älteren Schauspieler eingenommen waren, bekannten, daß die Mannigfaltigkeit und Wahrheit im Spiel Garriks Alles überträfe, was sie bis dahin gesehen. Garrik verbannte alles Schellende, Aufgedunsene, Verzogene und Uebertriebene, setzte dagegen Natur, Leichtigkeit, anständige Einfalt und echte Laune wieder in ihre Rechte ein.

Sein wöchentlicher Gehalt war anfangs sehr mäßig, und betrug nicht über 6 bis 7 Pfund. Allein, als es offenbar ward, daß die so ansehnlich steigende Einnahme der Kasse vorzüglich, wo nicht ganz allein dem Wirken Garriks zuzuschreiben sei, ward der Inhaber des Theaters mit ihm einig, die volle Hälfte der reinen Einnahme ihm zu bewilligen. Zugleich bot aber auch der Vorsteher des Drurylane-Theaters Alles auf, Garrik für seine Bühne zu gewinnen, indem er ihm einen festen Gehalt von jährlich 500 Pfund und die Hälfte der Einnahme bei einigen Hauptrollen zusicherte. Garrik hatte kaum diesen Vertrag abgeschlossen, als er einen Antrag erhielt, während der drei Sommermonate Juni, Juli und August in der Hauptstadt von Irland zu spielen, wohin er sich im Juni 1742 begab.

Der Beifall, den er in Dublin erntete, übertraf alle Erwartungen; er ward wie ein Wunder angestaunt und verehrt. Das Schauspielhaus

Digitized by Google

war in den heißesten Tagen mit Zuschauern angefüllt, welche selbst ihre Gesundheit auf's Spiel setzten — es herrschte eine epidemische Krankheit, — um des Genusses, Garrik zu sehen und zu bewundern, theilhaftig zu werden. Die Epidemie, welche Viele hinwegraffte, ward zum Spott das „Garriksfieber" genannt. Der gefeierte Bühnenheld war aber gleich erfreut über den beträchtlichen Gewinn seines Sommerfeldzugs, wie über die freundliche zuvorkommende Aufnahme, die er namentlich bei dem Adel Irlands gefunden hatte; er kehrte nach London zurück, um sein Spiel auf dem Drurylane-Theater fortzusetzen.

Eine seiner Hauptrollen war Hamlet. Wenn Garrik zuerst den Geist erblickte, verbreitete sich der Schrecken, von dem man ihn ergriffen sah, augenblicklich auf alle Zuschauer. Seine Reden mit der Erscheinung waren zwar lebhaft und hastig, aber doch stets durch kindliche Ehrfurcht gemäßigt. Der Fortgang dieses leidenschaftlichen Auftritts bis zu dem Augenblicke, da der Geist ihn mit sich kommen heißt, war von Schrecken und Ehrfurcht begleitet. Sein Nachgeben gegen die wiederholten Aufforderungen des Geistes, der ihn durch seine Geberden mitzugehen befiehlt, war heftig entschlossen; seine wirkliche Begleitung furchtsam und zitternd, so daß in dieser entscheidenden Szene ganz der innerlich schwankende, mehr auf Reflexion als Thatkraft ruhende Charakter Hamlets hervortrat. Der Beifall, welchen die Zuschauer durch das lauteste Klatschen bezeigten, ward so lange fortgesetzt, bis Hamlets Rückkehr mit dem Geiste das Geräusch unterbrach.

Um sich von den anstrengenden tragischen Rollen zu erholen und auch die Kraft seiner Komik zu zeigen, wählte Garrik auch einige niedrig komische Rollen, wie Abel Druggar in Johnsons Alchymisten. Dieser Spießbürger war bisher meist zur Karikatur verzerrt worden, die der Wirklichkeit nicht entsprach. Garriks Darstellung war viel einfacher. Er zeigte in dem Augenblicke, da er auf die Bühne trat, eine solche Einfalt und seine Blicke sprachen so glücklich den unwissenden, selbstsüchtigen und abgeschmackten Tabakskrämer aus, daß es schwer war zu bestimmen, ab der Sturm des Lachens oder des Beifalls sich am lautesten hören ließ. Auch hielt sich Garrik während des ganzen Spiels genau und ohne Uebertreibung an die bescheidene Farbenmischung der Natur; er verstand die schwere Kunst, den Charakter beständig und gleichförmig zu erhalten.

Unterdessen waren die Vermögensumstände des Theaterinhabers immer mißlicher geworden; derselbe verkaufte sein Privilegium an zwei Banquiers, Garrik aber hütete sich wohl, bei diesem Handel sich zu betheiligen, und ging abermals nach Dublin, um dort eine Reihe von Vorstellungen zu geben. Ueberhäuft von den Schmeicheleien aller Stände und bereichert mit einem ansehnlichen Geldgewinn, kehrte er im Mai 1746 wieder nach London zurück. Nachdem er eine Zeit lang das Coventgarden-Theater durch sein Spiel in Aufnahme gebracht, bot ihm Lacy, der Aufseher des Drurylane-Theaters, die Hälfte seines Privilegiums



Digitized by Google

an, und durch Bezahlung der geringen Summe von 8000 Pfund ward Garrik (Anfang April 1747) mit Lacy gemeinschaftlicher Inhaber des Theaters. Sie hatten den Vertrag so entworfen, daß keiner in die Geschäfte des andern eingreifen sollte. Lacy übernahm die Besorgung der Kostüme, Dekorationen und die Verwaltung der ökonomischen Angelegenheiten, während Garrik das wichtigere Geschäft, mit Schriftstellern Unterhandlung zu pflegen, Schauspieler anzuwerben, die Rollen auszutheilen, die Proben zu leiten, besorgte. Außerdem daß er mit Lacy die Hälfte des Gewinnes theilte, bekam er aber noch als Schauspieler jährlich 500 Pfund, und seine Thätigkeit bei Abänderung älterer Stücke oder Abfassung neuer wurde gleichfalls besonders honorirt.

Das Vertrauen, welches die Schauspieler in Garriks Fähigkeiten setzten, war so groß, daß die vorzüglichsten sich zum Drurylane-Theater wandten; am 20. September 1747 eröffnete Garrik die Bühne mit einem Prolog, den ihm Sam. Johnson gedichtet hatte. Ordnung, Anstand und Schicklichkeit waren das, worauf der junge Vorsteher zunächst sein Augenmerk richtete. Er selbst ging in Allem mit gutem Beispiel voran. Die Proben mußten pünktlich abgewartet werden, und auf das Spiel mußte die gleiche Sorgfalt wie bei der wirklichen Vorstellung sich wenden. Diejenigen Schauspieler, welche ihre Nachlässigkeit durch dreiste Nonchalance und Improvisiren vertuschen wollten, fanden in Garrik einen strengen Richter. Er wußte aber mit seinem Kennerblick auch das Talent und den Fleiß zu ermuntern, und namentlich war er bei Austheilung der Rollen sehr umsichtig, indem er sie genau den Fähigkeiten der Einzelnen anpaßte. Um aus der Unnatur und Gespreiztheit, in welche damals das Schauspiel gerathen war, mit Entschiedenheit herauszukommen, wußte Garrik kein besseres Mittel, als die lange vernachlässigten Stücke von Shakespeare wieder in Aufnahme zu bringen und dabei auf die alte körnige Sprache, die man ganz verwässert und verunstaltet hatte, wieder zurückzugehen. Romeo und Julie war seit 80 Jahren nicht zur Aufführung gekommen; man hatte statt dieses klassischen Trauerspiels den Kajus und Marius von Otway, welcher die rührendsten Auftritte von Shakespeare geborgt hatte, gegeben. Garrik brachte es in seiner ursprünglichen Form wieder auf die Bühne; ebenso den Makbeth, der gleichfalls durch allerlei Schnörkel und Zuthaten verunstaltet war.

Garrik schrieb auch eine gute Anzahl eigener Stücke, von denen manche nicht ohne Vorzüge sind (erschienen in 3 Bänden, London 1798, 12.), ferner viele sehr gelungene Prologe. Er war aber Dichter nicht im geschriebenen Wort, sondern im lebendig dargestellten. Seine große Welt- und Menschenkenntniß, sein Umgang mit den bedeutendsten Männern seiner Zeit, seine natürliche Sicherheit und Gewandtheit vereinigten sich in ihm zu einer Universalität des Geistes, wie sie nur früher bei Shakespeare vorhanden gewesen war. Trotz aller Ueberlegenheit seines Geistes und Geschmeidigkeit seines Charakters konnten jedoch, wie das bei einem Schauspieldirektor unausbleiblich, manche unangenehme und

Digitized by Google

ärgerliche Auftritte nicht ausbleiben, und um bei seiner angestrengten Thätigkeit sich einmal Erholung zu verschaffen, beschloß er auf den Rath der Aerzte die Bäder von Padua zu besuchen, die namentlich auch für seine Gattin (er hatte 1746 die berühmte und schöne Tänzerin Violetti geheirathet) Genesung von einem längeren Unwohlsein versprachen. Für einen so thätigen und scharf beobachtenden Geist, wie Garrik besaß, mußte überdieß eine Reise auf das Festland noch in manch' anderer Hinsicht belehrend sein, und zugleich konnte seine Eitelkeit sich schmeicheln, daß man nach längerer Entfernung seinen Werth desto mehr schätzen würde.

In Frankreich und Italien ward der berühmte Mann überall mit offenen Armen empfangen und namentlich auch von den Engländern, die mit Recht stolz auf ihren Landsmann waren, ausgezeichnet. Der Beifall, mit welchem die britischen Großen den Künstler in den Gesellschaftssälen der französischen Hauptstadt überhäuften und zugleich die außerordentliche Theilnahme, womit die Franzosen jedem Wort und Gestus des britischen Roscius lauschten, beweist vielleicht noch mehr die Größe seines Talents als sein Glück auf der londoner Bühne. Viele Sänger können nicht singen ohne ein Orchester oder wenigstens ein Piano zur Begleitung zu haben; Garrik, von Gesichtern umringt, die das seine fast berührten, stellte Szenen aus seiner Hauptrolle gleich aus dem Stegreife dar. Sein gewöhnlicher Rock oder Mantel, sein Hut und seine Stiefel oder Halbstiefel verwandelten sich, wenn er sie zurecht legte, in das zu jeder Rolle passendste Kostüm, und auch diejenigen Franzosen, welche kein Englisch verstanden, wußten sogleich, um was es sich handelte; denn Garriks Geberdensprache lieferte die würdigste, ebenso ausdrucksvolle als kräftige Uebersetzung. Seine Geberden erregten Schauder, seine Blicke des Schmerzes oder der Wehmuth machten weinen; man vergaß die Umgebung und die Illusion war stets vollkommen.*)

Garrik reiste von Paris im Jahre 1763 ab. Herren und Damen der höchsten Stände, Engländer und Franzosen, hatten sich vor seiner Abreise noch einmal in seinem Hôtel versammelt. Die Unterhaltung war sehr lebhaft und erging sich über die schönen Wissenschaften und die vorzüglichsten Schriftsteller. Da auch Mademoiselle Clairon, die ausgezeichnete Schauspielerin, gegenwärtig war, so ersuchte man sie und Garrik, zu guter Letzt noch der Gesellschaft eine Probe ihres Talentes zu geben. Da erhob sich denn ein freundschaftlicher Wettstreit. Die Franzosen konnten nicht umhin, Garrik den Vorzug zu geben, und die Engländer, welche nicht minder höflich sein wollten, erklärten Mademoiselle Clairon für die Siegerin. Da die anwesenden Franzosen wenig mit der englischen Sprache vertraut waren, wollte Garrik den (englischen) Dialog mit Fräulein Clairon nicht länger fortsetzen und erzählte nun der Gesellschaft einen Vorfall, der sich kürzlich zugetragen hatte. Ein Vater

*) Vgl. die „Mémoires historiques sur la vie de Mr. Suard" und das daraus und darüber im Morgenblatt 1820, Juliheft, Mitgetheilte.

Digitized by Google

liebkoste sein Kind am offenen Fenster, das nach der Straße ging. Unglücklicherweise glitt das Kind aus seinen Armen, fiel hinab und war auf der Stelle todt. Was hierauf folgte — fuhr Garrik fort — war die Sprache der Natur, und — im Nu stand Garrik da in der Stellung des Vaters und mit dem Ausdruck des höchsten Schreckens, des verzweifelnden Schmerzes.

Die Wirkung dieses Anblickes auf die Gesellschaft war außerordentlich: Viele konnten sich der Thränen nicht enthalten. Mademoiselle Clairon stürzte sich in Garriks Arme und küßte den großen Mimen voll Verehrung und Bewunderung.

Die feinsten Kenner fanden, daß Garrik durch den Besuch fremder Bühnen sich in seinem Spiel noch sehr vervollkommnet hatte. Sie fanden, daß sein Ausdruck, der zwar immer geistvoll und eigenthümlich gewesen war, noch feiner und ungezwungener, sein Aeußeres noch anstandsvoller und sein ganzes Betragen noch feiner geworden sei; daß er nun nicht mehr so um Beifall besorgt scheine, um sich in seinen Gefühlen irgend stören zu lassen, kurz, daß er mit der größten Freiheit sich darstellte.

Unser G. Chr. Lichtenberg, als er seine zweite Reise nach England (1775) unternahm, hatte noch die Freude, den großen Mimen nicht bloß auf dem Theater zu sehen, sondern auch näher mit ihm bekannt zu werden. Aus den „Briefen aus England" (mitgetheilt in den „Vermischten Schriften," Th. 3. Göttingen 1801) heben wir Einiges aus.

„Herr Garrik hat in seiner ganzen Figur, Bewegung und Anstand etwas, das ich unter den wenigen Franzosen, die ich gesehen habe, ein paar Mal wenigstens zum Theil, und unter den vielen Engländern, die mir vorgekommen sind, gar nie wieder angetroffen habe. Ich meine hier Franzosen, die wenigstens über die Mitte des Lebens hinaus sind; aus der guten Gesellschaft, das versteht sich wohl. Wenn er sich z. B. mit einer Verbeugung gegen Jemanden wendet, so sind nicht der Kopf allein, nicht die Schultern, nicht die Füße und Arme allein beschäftigt, sondern jedes giebt dazu einen gemäßigten Antheil in dem gefälligsten und den Umständen angemessensten Verhältniß her. Wenn er auch ohne Furcht, Hoffnung, Mißtrauen oder irgend einen Affekt hinter der Szene hervortritt, so möchte man gleich nur ihn allein ansehen; er geht und bewegt sich unter den übrigen Schauspielern, wie der Mensch unter Marionetten. Hieraus wird nun freilich Niemand Herrn Garriks Anstand kennen lernen, den nicht etwa schon vorher das Betragen eines solchen wohlerzogenen Franzosen aufmerksam gemacht hat. Folgendes wird die Sache vielleicht klarer machen.

„Seine Statur ist eher zu den kleinen als mittleren zu rechnen, und sein Körper untersetzt. Seine Gliedmaaßen haben das gefälligste Ebenmaaß und der ganze Mann ist auf die niedlichste Weise beisammen. Es ist an ihm kein dem geübtesten Auge sichtbares Gebrechen, weder in den Theilen noch in der Zusammensetzung, noch in der Bewegung. In der

Digitized by Google

letzteren bemerkt man mit Entzücken immer den reichen Vorrath an Kraft, der, wenn er gut gezeigt wird, mehr gefällt als Aufwand. Es schleudert und schleift und schleppt nichts an ihm, und da, wo andere Schauspieler in der Bewegung der Arme und Beine sich noch einen Spielraum von sechs und mehr Zollen zu beiden Seiten des Schönen erlauben, da trifft er es, mit bewundernswürdiger Sicherheit und Festigkeit, auf ein Haar. Seine Art zu gehen, die Achseln zu zucken, die Arme einzustecken, den Hut aufzusetzen, ist daher als eine Erquickung anzusehen. Man fühlt sich selbst leicht und wohl, wenn man die Stärke und Sicherheit in seinen Bewegungen sieht und wie allgegenwärtig er in seinen Muskeln scheint. Wenn ich mich selbst recht verstehe, so trägt sein untersetzter Körper nicht wenig dazu bei. Von dem starken Schenkel herab verdünnt sich das richtig geformte Bein immer mehr und schließt sich endlich in dem nettesten Fuße, den man sich denken kann, und ebenso verdünnt sich der starke Arm nach der kleinen Hand zu. Allein diese Stütze ist nicht bloß scheinbar. Er ist wirklich stark, und äußerst geübt und flink. In der Szene im Alchymisten, wo er sich dort, läuft er und hüpft er von einem dieser netten Beine auf das andere mit bewundernswürdiger Leichtigkeit, daß man glaubt, er schwebe; auch in dem Tanz in „Viel Lärmen um nichts" unterscheidet er sich vor andern durch die Leichtigkeit seiner Sprünge. In seinem Gesichte sieht Jedermann, ohne viel physiognomisches Raffinement, den glücklichen schönen Geist auf der heitern Stirn, und den wachsamen Beobachter und witzigen Kopf in dem schnellen, funkelnden und oft schalkhaften Auge. Seine Mienen sind bis zur Mittheilung deutlich und lebhaft. Man sieht ernsthaft mit ihm aus, runzelt die Stirn mit ihm und lächelt mit ihm; in seiner heimlichen Freude und in der Freundlichkeit, wenn er in einem Beiseite den Zuhörer zu seinem Vertrauten zu machen scheint, ist etwas so Zuthuliches, daß man dem entzückenden Manne mit ganzer Seele entgegen fliegt.

„In seiner Gabe, das Gesicht zu verändern, hat er es zum Erstaunen weit gebracht.*) Hier erwähne ich nur, daß mich z. E. im John Boute, wo ich ihn ganz in der Nähe beobachtete, sein Mund aufmerksam machte, sobald er auf die Bühne trat. Er hatte nämlich die beiden Winkel desselben etwas herabgezogen, wodurch er sich ein äußerst liederliches und versoffenes Ansehen gab. Diese Figur des Mundes behielt er bis an's Ende bei, nur mit dem Unterschiede, daß sich der Mund etwas öffnete, sowie sein Rausch anwuchs; diese Figur muß sich also in dem Manne so mit der Idee eines Sir John Boute assoziirt haben, daß sie sich ohne Vorsatz gibt, sonst, sollte man denken, müßte er sie

*) Bekannt ist die Anekdote, wie der Maler Hogarth sich beklagt, kein Bildniß von dem berühmten Schriftsteller Fielding zu besitzen, und Garrik auf der Stelle sich in das Geberdenspiel des verstorbenen Freundes so gut zu versetzen weiß, daß Hogarth nach Garriks Darstellung das Porträt entwirft, welches allgemein als höchst ähnlich bewundert wurde. Es ist dasselbe, welches vor den „gesammelten Werken" steht.

Digitized by Google

einmal in dem Lärm vergessen, dessen er fürwahr in diesem Stücke nicht wenig macht.

„Nun bedenken Sie weiter: seitdem dieser vortrefflich gebildete und dabei mit allen Geistesgaben eines großen Schauspielers von der Natur ausgerüstete Mann, in seinem 24sten Jahre, als Exkandidatus Juris, auf Ein Mal auf dem Theater in Goodmansfield erschien und zugleich bei seiner ersten Erscheinung alle Schauspieler seiner Zeit zurückließ, ward er der Abgott der Nation, die Würze der Gesellschaft und der Liebling der Großen. Fast alle neueren englischen Schriftsteller, die man bei uns so sehr liest, nachahmt und nachäfft, waren seine Freunde. Er half sie bilden, so wie sie ihn wiederum bilden halfen. Der Mensch lag seinem beobachtenden Geiste offen, von den ausgebildeten und ausgekünstelten in den Sälen von St. James an bis zu den Wilden in den Garküchen von St. Giles. Er besuchte die Schule, in welche Shakespeare ging, wo er ebenfalls wie jener nicht auf Offenbarungen paßte, sondern studirte."

Garrik besuchte oft, wenn er von Geschäften frei war, das Haus der Gemeinen, besonders wenn wichtige Fragen zur Erörterung kamen, wo er dann mit großer Aufmerksamkeit den Rednern für und wider folgte. Als er sich einst zufälliger Weise unter den Zuhörern befand, entstand bei Gelegenheit eines gewissen Vorschlages ein so lebhafter Streit zwischen zwei ansehnlichen Mitgliedern des Hauses, daß der Sprecher des Hauses sich genöthigt sah, den streitenden Parteien Stillschweigen aufzulegen. Während dieser Unruhe bemerkte ein Deputirter aus Shropshire, daß sich Garrik auf der Gallerie befand, und stellte sogleich den Antrag, die Zuhörer abtreten zu lassen. Nun erhob sich Burke, berief sich auf das Urtheil der ganzen ehrwürdigen Versammlung, welche entscheiden sollte, ob es sich irgend mit den Grundsätzen des Anstandes und der Schicklichkeit vereinigen ließe, daß man einen Mann von Anhörung ihrer Streitigkeiten ausschließen wolle, dem sie alle so viel Dank schuldig wären, einen Mann, welcher der größte Meister in der Beredsamkeit sei und in dessen Schule sie alle die Kunst des Vortrags und die ersten Regeln der Rhetorik erlernt hätten. Er für seine Person gestehe, Garriks Unterrichte sehr viel zu verdanken. Er ward, nachdem er noch Mehreres zu Garriks Lobe gesprochen, kräftig von Fox und Townshed unterstützt, und der Vorschlag des vorerwähnten Deputirten ward mit Nachdruck verworfen. Die übrigen Zuhörer mußten abtreten, Garrik allein ausgenommen.

Durch den Tod von Lacy, der sich mit Garrik in den Besitz und die Einnahme des Drurylane-Theaters getheilt hatte, fiel zwar die ganze bedeutende Einnahme, aber auch die ganze Last der Geschäftsführung auf Letzteren zurück. Garrik war fast ein Sechziger, hatte überdieß durch allerlei Unpäßlichkeiten, namentlich das Podagra, viel gelitten. Dann stellten sich Steinschmerzen ein, welches hartnäckige Uebel ihn bis zu seinem Tode nicht verließ. Um sich Linderung zu verschaffen, ließ er sich

Digitized by Google

bereden, Lauge und andere seifenartige Arzneien zu gebrauchen, wodurch er aber seiner Gesundheit nur schadete. Ungeachtet die häufigen Anfälle der Krankheit für seine Freunde sehr beunruhigend waren, so hielten sie es doch für rathsam, so lange nur seine Kräfte es gestatteten, ihn nicht von der Bühne zu entfernen. Doch am 10. August 1776 beschloß Garrik, zum letzten Mal die Bühne zu betreten als Don Felix im Lustspiele „das Wunder". Als das Stück zu Ende war, trat er hervor, und von der Stärke seines Gefühles fast übermannt, sprach er wenige, aber zu Herzen gehende Abschiedsworte, unter lautem Zuruf einer ebenso zahlreichen als glänzenden Versammlung.

Wenn er auch die Leitung abgegeben hatte, so verfolgte er doch mit dem größten Antheil die ferneren Schicksale des Drurylane-Theaters, und war stets zu Rath und That bereit, wenn man sich in zweifelhaften Fällen an ihn wandte. Die Anfälle der Steinschmerzen wiederholten sich aber immer häufiger und heftiger, und am 20. Januar 1779 starb er auf seinem reizend gelegenen Landhause bei London. Montags den 1. Februar wurde sein Leichnam aus seinem Hause in Adelphi mit größter Feierlichkeit abgeführt und in der Westminster-Abtey unter dem Monument Shakespeares beigesetzt. Die ersten Lords und berühmtesten Gelehrten und der zahlreiche Kreis von Garriks Freunden, die seinen Tod schmerzlich empfanden, verherrlichten den Zug, an welchem alle Stände Antheil nahmen, denn es war ein Nationalverlust, der das englische Volk betroffen.

Garrik hinterließ ein großes Vermögen, aber keine Kinder. Seine Lebensweise war ziemlich glänzend gewesen, ohne verschwenderisch zu sein. Er hielt eine reiche Tafel und freuete sich, seine Freunde bewirthen zu können. Er hielt auch Kutsche und Pferde und eine Anzahl von Bedienten, führte aber über alle Ausgaben Rechnung. Mit Unrecht hat man ihm Geiz vorgeworfen; nicht bloß waren seine öffentlichen Almosen und Unterstützungsgelder sehr bedeutend, sondern er gab auch im Stillen oft große Summen an Hülfsbedürftige, und das schon in einer Zeit, wo seine Vermögensverhältnisse noch nicht bedeutend waren. Sein Herz war so wohlwollend, daß er Keinem eine Bitte abschlagen konnte. Sein mildes freundliches Wesen wetteiferte mit seinem Genie, so daß Mensch und Künstler gleich liebenswürdig waren.

Digitized by Google

## Karl Seydelmann.*)

Die Luft Komödie zu spielen, in Verkleidung und Maske aufzutreten, etwas zu leisten in der Kunst „ein Anderer zu scheinen als man ist" — offenbart sich wohl in jedem lebhaften, nur einigermaßen mit Phantasie begabten Kinde, sie liegt tief begründet in dem poetischen Triebe der Jugend; aber bei dem Knaben Seydelmann trat sie doch so entschieden hervor, daß ein aufmerksamer Beobachter hätte bekennen müssen, es seien da besondere Naturanlagen vorhanden.

Karl Seydelmann wurde am 24. April 1793 zu Glatz in Schlesien geboren. Der Vater, ein bemittelter Kaufmann, hielt sein Söhnchen früh zur Schule an, und der kleine Karl lernte leicht und schnell; doch lieber noch als das Lernen und Bücherlesen war ihm das Auftreten in irgend einer theatralischen Rolle und das Deklamiren kleiner Gedichte. Wie er heranwuchs und das Gymnasium seiner Vaterstadt besuchte, so wuchs auch seine Lust am Schauspiel, und da es im Plan der Schulbildung lag, daß alljährlich kleine Stücke aufgeführt wurden, so war der junge Seydelmann dann Feuer und Flamme, und kein Lob über eine Leistung seines Fleißes oder seiner Fortschritte machte ihm solche Freude als der Beifall, den seine Deklamation errang. Wo er nur irgend ein Stündchen von seinen Schularbeiten abmüßigen konnte, da las er Schauspiele und Lebensbeschreibungen berühmter Schauspieler, die ihm schon damals als hellleuchtende Sterne auf seinem Pfade vorleuchteten. Von den vielen Gedichten und Schauspielen, die er wiederholt gelesen, hatten sich manche Stellen so lebhaft seinem Gedächtniß eingeprägt, daß er sie unwillkürlich laut und mit dem größten Pathos rezitirte, ohne an seine Umgebung zu denken, deren schallendes Gelächter ihn freilich oft genug aus seiner Entzückung aufweckte. Uebrigens war zu jener Zeit die Schauspielkunst sehr beliebt in Glatz; sowohl die Offiziere der Garnison als auch die Bürger der Stadt hatten ihre Liebhabertheater und verwandten den jungen Seydelmann, dessen Lust am Theater sie kannten, gern zu dieser und jener Rolle.

Der Vater gab zwar dem Drange des Sohnes nach, aber er sah nicht ohne Bedenken eine Neigung sich entwickeln, die alles andere Interesse zu verschlingen drohte. Da kam ihm ein tragikomischer Vorfall zu Hülfe, den Seydelmann selber also erzählt: „Ein gar trauriger Vorfall unterbrach diese Seitenstudien auf lange Zeit. Ich hatte nämlich Ifflands Leben in die Hände bekommen, und wollte, obgleich ich mit meinen sonstigen Arbeiten erst spät Abends fertig geworden war, nicht ablassen, bis ich es durchgelesen hätte. Ein großer Wachsstock, das Geschenk meiner theuren Mutter (die mich als ihr einziges Söhnchen hegte

*) Seydelmann's Leben und Wirken ꝛc. von Dr. H. Th. Rötscher (Berlin 1845). Vgl. Gutzkow's „Aus der Zeit und dem Leben" und Lewald's Seydelmann. Ein Erinnerungsbuch an seine Freunde (Stuttgart 1842).

Digitized by Google

und pflegte und fast zu lieb gehabt hatte!), wurde aufgewickelt, angezündet und auf das Polster des Stuhls gestellt, der neben meinem Bette stand. Lesend und lesend ermatteten endlich meine Augen, das Buch entfiel der Hand und ich schlief ein. Eine ungewöhnliche Hitze machte meinen Schlaf unruhig; ich erwachte und — ein dicker Qualm drohte mich zu ersticken. Voll Angst sprang ich auf, gewann die Thür und machte Lärm. Welcher Schrecken für uns Alle, als die mit dem Lichte herbeieilende Magd die Szene beleuchtete. Der Wachsstock war herabgebrannt, die Flamme hatte den Kranz ergriffen, ihn geschmolzen, das herabhängende Kopfkissen war von der großen Hitze angeglommen, nur die Stelle, worauf ich gelegen, war noch unversehrt, als Gott mich wach rief. Versteht sich, daß ich von diesem Augenblick an weder Komödien, noch sonst ein damit verwandtes Buch mehr in's Haus bringen, daß ich mich nie wieder deklamirend vernehmen lassen durfte, aber meine Lust dazu blieb wenigstens die alte, nur habe ich mich seither immer sehr in Acht genommen, über dem Studium der Kunst — einzuschlafen."

In dem verhängnißvollen ersten Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts war der Knabe zum Jüngling gereift; der eiserne Druck Napoleon's lastete schwer auf dem Vaterlande, die Sehnsucht nach Befreiung ward immer lebendiger, und als Oesterreich 1809 mit neuer Kraftanstrengung auf dem Kampfplatze erschienen war und Herzog Braunschweig-Oels in Böhmen ein Freicorps geworben und seinen Aufruf erlassen hatte, da eilte auch der sechzehnjährige Jüngling mit noch einem Jugendgenossen an die schlesisch-böhmische Grenze zum Herzog von Braunschweig, um sich in dessen Freicorps anwerben zu lassen. Er wurde freundlich empfangen, aber wegen seines noch zu schwächlichen Körpers als zum Kriegsdienste untauglich, nicht aufgenommen.

Noch ein Jahr lang zügelte der junge Mann seine Ungeduld; der Kampf Preußens gegen Frankreich mußte, das fühlte er wohl, bald ausbrechen und er wollte nicht unthätig zusehen. So ließ er sich, da auch seine Körperkraft merklich zunahm, bei der Artillerie in Neiße einschreiben, trotz seiner Abneigung, die er gegen den Soldatenstand als solchen hatte. Doch Preußen durfte nicht so schnell losschlagen, als es sich der rasche Jüngling gedacht hatte, und der kahle einförmige Dienst sagte ihm durchaus nicht zu. Seine Liebe zum Theater erwachte plötzlich mit verstärkter Kraft und er beschloß, den Militärdienst wieder zu verlassen. Davon mochte aber weder der Vater hören, noch zeigten sich die Vorgesetzten, welche dem jungen kenntnißreichen Manne wohlwollten und dessen schöne Handschrift dem Major Braun besonders gefiel, geneigt, seinem Wunsche zu willfahren. Unerschütterlich fest blieb Seydelmann bei seinem Entschlusse; in einem Briefe an seinen Jugendfreund Simmon, den er zärtlich liebte, schrieb er dat. Neiße, den 8. August 1811:

„Hier sind junge und alte Artilleristen avancirt, doch ich nicht, weil ich durchaus nicht mehr avanciren will, sondern mit Un-

Digitized by Google

geduld dem Augenblicke entgegensehe, wo ich wieder zum freien Menschen avancire; als ich unter's Militär ging, wurde ich degradirt zum Sklaven.

„Ja, ist es nicht so? — Zum Examen der Artilleristen ist jederzeit ein Termin festgesetzt und geschieht die Examination in Neiße. 53 Bombardiere, 10 Unteroffiziere, 6 Feuerwerker wurden dem Chef der Examinationskommission, dem Herrn Major Braun, auf der Liste aufgeführt, die sich zu einer höhern Charge prüfen lassen wollten. Nur ich war unter den 53 Bombardieren der einzige, den er gleich vermißte, und eine Ordonnanz beschied mich am Tage vor dem Examen zum Major. — Als ich in die Stube trat, empfing er mich, die zwei Bogen starke, oben erwähnte Liste in der Hand, folgendermaßen:

M. Braun. Mein Sohn, es ist Ihnen bekannt, daß morgen das Examen der jungen Leute ist, die zum Unteroffizier und Feuerwerker avanciren wollen; hier habe ich das namentliche Verzeichniß von allen den Menschen, und wen ich nicht zu vermissen glaubte, vermisse ich eben; warum sind Sie nicht mit aufgezeichnet?

Ich. Das Warum wird Ihnen noch bekannt sein, Herr Obrist-Wachtmeister. Ich habe um meinen Abschied angehalten, und es wurde —

Braun. In's drei Teufelsnamen, Herr, lassen Sie die Idee von Ihrem Abschied fahren, mit dem es noch sehr dunkel aussieht; lassen Sie sich examiniren! —

Ich. Herr Obrist-Wachtmeister, ich lasse mich nicht examiniren (hier sah er mich starr und finster an) und es würde sehr thöricht sein, wenn ich mich einem Examen unterwürfe, da ich meinen Abschied haben will. Es müßte allen Leuten, die darum wissen, die Idee in die Hand geben, als hätte ich bloß darum um meine Entlassung angehalten, weil ich noch keine Tresse um den Kragen und kein Port-Epée am Pallasch trage, welches doch nicht im Mindesten der Fall ist. (Pause, in der er mich fest in die Augen faßt; ich blicke ihn dreist an.)

Braun. Sie lassen sich also nicht examiniren?

Ich. Ich bitte um Verzeihung; (sehr fest) nein!

Braun. (wild aufspringend) Herr, gehn Sie zum Teufel!

Gelassen ging ich — nicht zum Teufel — sondern zur Thür hinaus und nach Hause, und mein Vorsatz wurde immer unerschütterlicher."

Sehr bezeichnend ist es, wie der Verfasser des Briefes bei Darstellung eines für ihn so wichtigen Momentes sich doch nicht enthalten kann, die Szene ganz dramatisch zu zeichnen und zu überliefern.

Die Anwesenheit der Vogt'schen Schauspielergesellschaft in Neiße reizte den Musensohn noch mehr, Alles aufzubieten, um baldmöglichst einem Stande anzugehören, in welchem er Besseres leisten zu können sich getraute, als er gewöhnlich vor Augen hatte. Er kam zu dem verzweifelten Entschlusse, mit einem gefälschten Passe unter dem Namen des Malers Sporon zu entweichen, und floh nach Troppau. Seine geringe

Digitized by Google

Baarschaft war bald erschöpft, er mußte sein Leben fristen mit Elementarunterricht, der ihm schlecht honorirt wurde, doch der edelmüthige Schauspieler Schmidt nahm sich seiner freundlich an, und der biedere Freund Simmon that alles Mögliche, den Vater zu versöhnen und Trost zu spenden, als der Verlassene in eine Krankheit gefallen war. Der Vater, durch das Leiden seines Sohnes gerührt, verzieh den unbesonnenen Schritt und bewirkte sogar beim Armeekommando die Erlaubniß zur Rückkehr unter der Bedingung eines erneuten treuen Dienstes. Da sich unterdessen Preußen erhoben und den Krieg gegen Napoleon begonnen hatte, stellte sich der junge Seydelmann gern wieder ein. Er ward mit einer Abtheilung Artillerie der Hauptarmee zugesendet, doch es war ihm nicht beschieden, Kriegslorbeeren zu erringen. Ein kaltes Fieber befiel ihn so heftig, daß er nach Glatz ins Feldlazareth gebracht werden mußte. Er erhielt — diesmal durch Fürsprache seiner Gönner — nun wirklich den Abschied und bald darauf eine Einladung des Grafen Herberstein nach Grafenort, das Personal des dortigen Schloßtheaters zu vermehren. „Dort," äußerte er sich später über diesen Aufenthalt, der einen Glanzpunkt in seinem Leben bildete — „umgeben von fein gebildeten Männern und Frauen, gern gesehen, weil ich mit glühendem Eifer trieb, was Allen wohlgefiel, dort an der Seite der für die Kunst viel zu früh entschlafenen Louise von Holtei lebte ich beneidenswerthe Tage."

Nach der Eltern Tode reiste Seydelmann nach Breslau und wurde Mitglied der dortigen Bühne mit einer Gage von wöchentlich 10 Thaler. Er war mit unermeßlichem Fleiß thätig, manche Hindernisse seines Organs, namentlich das Anstoßen mit der Zunge, zu überwältigen, welches ihm bei allen Rollen, wo sehr schnell gesprochen werden mußte, hemmend entgegentrat. Durch unausgesetzte Uebung gelang es ihm endlich, den Fehler zu beseitigen. Wenn auch Kenner die nicht gewöhnlichen Anlagen und den sittlichen Ernst, mit welchem der Künstler seine Aufgabe erfaßte, bald zu würdigen verstanden, so ward er doch von dem großen Publikum keineswegs verwöhnt, zumal da er nicht jener Kunstgriffe sich bediente, womit sonst wohl die Schauspieler einen Knalleffekt hervorbringen. Er schrieb in dieser Hinsicht an seinen Jugendfreund:

„Du bist begierig, mich als Schauspieler zu erblicken. Nun, ich darf, wenn ich auch Dir fremd wäre, Dein Urtheil ohne Bangigkeit erwarten; Anfänger pflegt man ja zu schonen; und bin ich etwas anders? Nein, gewiß nicht! Ich achte die Schauspielkunst zu hoch, um mich für etwas mehr, jetzt schon für etwas mehr zu halten. Man lobt mich, ja; doch worin hat das seinen Grund? Ich bin mit Manchem ausgerüstet, was auf der Bühne doppelt schätzenswerth erscheint. Ich ringe stets mit Feuer nach dem Bessern, laß' es also nie am Fleiße fehlen, und Fleiß eben ist es, den man bei Hunderten — die sich den Namen Künstler anmaßen — vermißt. Dieser Mangel hat nun die traurige Veranlassung gegeben, Schauspieler schon dann zu loben, wenn sie sich desselben nicht schuldig machen. Wie kann aber die

Digitized by Google

Pflichterfüllung Lob verdienen? und wie kann man darauf eitel sein?"

Um seinen Rollenkreis zu vermehren und seine äußere Lage zu verbessern — denn er hatte in Breslau geheirathet — folgte er einem Rufe nach Gratz, wo Graf Thurn und Baron Born die Leitung des landständischen Theaters übernommen hatten und dem ganzen Theaterwesen einen neuen Aufschwung zu geben gedachten. Seydelmann übernahm zuerst die komischen Rollen, und wenn die bisherige rohe Komik in burlesken Sprüngen den Spaß suchte, strebte er durch feinere Charakteristik den komischen Effekt hervorzubringen. Die Achtung, die er sich bald erwarb, zeigte sich darin, daß man ihm die Regie übertrug. Doch nur kurz war seine Wirksamkeit, denn die vornehmen Wirthe des Theaters machten Bankerott.

Durch ein bedeutendes Geschenk der steyermärkischen Stände gegen die nächste Noth gesichert und Frau und Kind in Gratz zurücklassend, begab sich Seydelmann nach der Kaiserstadt; Graf Pachta schenkte dem jungen Künstler lebhafte Theilnahme und wollte ihm eine Gastrolle am Burgtheater auswirken, aber dazu fehlte dem bescheidenen Künstler der Muth. Desto eifriger hörte und sah er, um zu lernen, ging dann nach Preßburg, wo er auftrat (in Kotzebue's: Graf von Burgund), viel Beifall erntete, aber keine Anstellung fand. Darauf wanderte er nach Brünn, wo auch kein Unterkommen zu finden war, von da nach Ollmütz, wo der Musentempel über einem Ochsenstalle angebracht war. Seine jugendliche Frische und sein gebildetes Wesen machten guten Eindruck zumal unter der etwas wilden Truppe, und unter Zusicherung von 8 Gulden Wiener Währung (etwa 3 Gulden rhein.) für jede Rolle, trat er dreizehnmal als Gast auf und gefiel sehr — in solcher Umgebung freilich kein Wunder! Da alle seine Bemühungen, an einer größeren deutschen Bühne Anstellung zu finden, fruchtlos geblieben waren, mußte er in den bittern Apfel beißen und den Posten am olmützer Theater annehmen. Hier lernte nun Seydelmann das Treiben und das Elend kleiner Bühnen auf das gründlichste kennen. An Sonntagen wurden die Mitglieder in die nächsten Städtchen und Marktflecken kutschirt, wo sie auf Tanzboden, in Scheunen und Wirthsstuben ihr wanderndes Theater aufschlugen, und dann von der klassischen Arbeit auf einem Strohlager ausruhten. Als Liebling des Publikums und ausgezeichnetes Mitglied hatte Seydelmann die Vergünstigung, bei solchen Ausflügen im Direktionswagen zu fahren, was den Neid seiner Collegen nur noch mehr aufregte. Einst war durch ein Mißverständniß der Direktionswagen zu früh aus dem Orte abgefahren, wo am Abend zuvor gespielt worden war, und Seydelmann mußte den Gesellschaftskarren in Anspruch nehmen. Aber er war noch nicht eingestiegen, da trieben die Insassen den Fuhrmann, daß er schnell von dannen fuhr, und Seydelmann mußte leicht gekleidet im vollen Regen zu Fuße folgen.

Digitized by Google

Ein tiefer Unmuth über das verächtliche Treiben seiner Genossen und ihre gemeine Gesinnung, die von keinem höhern Streben nach künstlerischer Ausbildung wußte, machte den wackern Künstler ganz menschenscheu; er sehnte sich nach einer bessern Sphäre. Die prager Bühne, damals unter Leitung des Herrn v. Holbein, stand in dem besten Rufe, und Seydelmann beschloß, sich direkt an Holbein zu wenden. Er schrieb ihm einen zwar kurzen aber kernigen Brief, der allerdings die Aufmerksamkeit des Direktors erregen mußte, und also lautete:

„Ich spiele in einem Fleischscharren, allein so viel ich von Ihnen weiß, stoßen Sie sich nicht daran und Talent besiegt bei Ihnen alle Vorurtheile. Ich glaube, ich habe Talent, allein ich weiß nicht, wo es hinaus will. Ich glaube, Sie würden es bald sehn und ihm den Weg zeigen. Engagiren Sie mich, wofür und für was Sie immer wollen. Ich ergebe mich Ihnen unbedingt. Wenn Sie mich nicht so stellen können, daß ich brauchbar bin, so ist's nichts mit dem Theater, und ich muß einen andern Weg einschlagen. Ich habe Bildung, Fleiß und ein dankbares Herz. Wagen Sie es mit mir."

Herr v. Holbein antwortete, er könne ihm zwar keine Aussicht auf ein bestimmtes Rollenfach eröffnen, aber ein Probeengagement von 100 Gulden W. W. monatlich wolle er ihm anbieten, wobei er sich freilich auf jedwede auch die kleinste Rolle gefaßt halten müßte. Dabei versprach er Alles zu thun, was zur Förderung des aufstrebenden Talentes beitragen könnte.

Sobald Seydelmann in Ollmütz gekündigt hatte, thaten die Abonnenten des dortigen Theaters alles Mögliche, eröffneten zu seinen Gunsten eine Subskription und zeigten ihm die Liste, um ihn zum Bleiben zu bewegen. Seydelmann war von dieser Anerkennung sehr gerührt, glaubte es jedoch seinem bessern Selbst schuldig zu sein, weiter zu streben.

In Prag fand er den geeigneten Fruchtboden, in welchem sein Künstlergeist Wurzel fassen und Blüthen treiben konnte. Herr v. Holbein unterstützte und erfreute ihn mit dem reinsten Wohlwollen, ließ ihm freieste Bewegung, und so gewann der Künstler volle Gemüthsruhe, sich in seine Aufgaben zu vertiefen. Hatte er einen Charakter nach allen Seiten hin sich klar gemacht, sich ganz in ihn eingelebt, dann sprang auch wie Minerva aus dem Haupte des Jupiter dieser Charakter völlig geharnischt und abgeschlossen auf die Bühne, jede kleinste Bewegung, jede Miene war mit solcher Treue der Natur abgelauscht, daß der Zuschauer gleich von Anfang an in die größte Spannung versetzt wurde, und weniger auf die pathetischen Reden und Deklamationen (worin bisher die meisten Schauspieler das Talent der Darstellung setzten), als auf die mit innerer Nothwendigkeit sich entwickelnde Handlung lauschten. — Selbst die Nächte wurden zu Hülfe genommen, um alle Züge der Charaktermaske mit Sicherheit einzuprägen und durch die Kunst des Schminkens zu fixiren. Die liebevolle Gattin saß ihm dabei zur Seite und prüfte gemeinschaftlich mit dem Künstler, ob und in wie weit das Bild

Digitized by Google

gelungen sei. So ward z. B. die Charaktermaske Friedrichs des Großen, welchen Seydelmann im „Tagesbefehl" von Töpfer spielen sollte, in der Nacht vor der ersten Aufführung des Stückes so lange geformt, bis sie beiden Gatten völlig genügte.

Die großen Anstrengungen, welche sich Seydelmann bei seinem überaus reizbaren Nervensystem zumuthete, erschütterten seine Gesundheit, und die Aerzte verordneten Karlsbad und Teplitz. Als er an letzterem Orte kaum drei Wochen die Kur gebraucht hatte, ward er vom dortigen Theaterdirektor dringend zum Gastspiel aufgefordert, und er spielte sechsmal mit dem größten Erfolge, aber die gute Wirkung der Kur war gelähmt. Seydelmann blieb bis an sein Ende Unterleibspatient.

Sein Ruf als Charakterdarsteller hatte sich schon weit über Prag hinaus verbreitet und es ward ihm von Kassel aus ein Anerbieten gemacht, das Aussicht auf lebenslängliche Versorgung bot. Herr v. Holbein war edel genug, seinem hochgeschätzten Freunde noch zuzureden, die Stelle anzunehmen. In Kassel ward er vom Fürsten wie vom Publikum gleich sehr ausgezeichnet, aber die Lebensatmosphäre sagte ihm gleich anfangs nicht zu. Dazu kam, daß nicht unbedeutende Schulden ihn drückten, sein Gesundheitszustand sich wieder verschlimmerte; er mußte um Gehaltsvorschüsse bitten, die ihm verweigert wurden, ein Entlassungsgesuch hatte ihm die Ungnade des Kurfürsten zugezogen. Als er nun in Darmstadt Gastrollen gab und vom Großherzog sehr ausgezeichnet wurde, glaubte er hier einen günstigeren Boden für seine Wirksamkeit zu finden, löste das Verhältniß mit der kasselschen Direktion, und nahm die Stelle in Darmstadt an. Aber auch dort war seines Bleibens nicht lange, denn bei seinen hohen idealen Forderungen, die er an die Menschen stellte, bei seiner Reizbarkeit und schroffen Unbeugsamkeit mußten manche Reibungen entstehen, die ihm das Leben verbitterten. Für das Hofleben war er nicht gemacht, noch weniger für Hofintriguen, und diese blieben in den kleinen deutschen Residenzen nicht aus. Charaktere seiner Art konnten nur in größeren und freieren Verhältnissen, wie in Wien oder Berlin, sich frei entfalten. In einem Schreiben an den Direktor des stuttgarter Theaters, der ihm den Wunsch des Königs ausgedrückt hatte, ihn für Stuttgart zu gewinnen, sagt Seydelmann in dieser Beziehung: „Die entsetzliche Leere in Darmstadts Theaterwelt und das ewige Steigen und Fallen von Gnade und Ungnade lastet auf mir, der ich in der Welt nichts weiter will, als ungehindert Komödie spielen. Es ist doch in der That ein erbärmliches Loos, in jeder Minute siebenmal lang und siebenmal kurz werden, ohne eigentlich zu wissen warum und wozu? Lebhaft erfüllt mich der Wunsch, Ihnen anzugehören." Der Großherzog hatte dem Künstler die nachgesuchte Entlassung durch Dekret vom 13. Mai 1829 bewilligt, und der König von Würtemberg seine Anstellung für das Fach der Charakterrollen durch Dekret vom 22. Mai 1829 genehmigt.

Der Sommer ward noch zu Ausflügen benutzt, und dabei auch Breslau bedacht, wo Seydelmann vor zehn Jahren seine Laufbahn

Digitized by Google

begonnen hatte und nun als gesuchter Künstler wieder erschien. Ueber den Erfolg seines Gastspiels in Breslau war er sehr beglückt, der Ruf „hier bleiben" war ihm nirgends so wohlthuend gewesen als hier.

In Stuttgart ward es ihm wohler als in Kassel und Darmstadt. Der neue Chef des Hoftheaters, Graf Leutrum, anerkannte willig die Kraft und Bedeutung des Seydelmann'schen Geistes, fragte ihn oft um seine Meinung und behandelte ihn mit der größten Aufmerksamkeit. Nachdem Seydelmann die Regie übernommen hatte, nahm er manche Reformen vor, ordnete z. B. zwei Leseproben an, in denen einmal der Regisseur, einmal die Mitglieder lesen sollten, drang auch auf genaueres Studium der Rollen und besseres Zusammenspielen. Das verdroß den alten Schlendrian und mancher Widerstand erhob sich. Doch Graf Leutrum trat stets auf Seydelmann's Seite und suchte, so gut es gehen wollte, alle Mißhelligkeiten zu beseitigen.

Unterdessen wuchs der Beifall, den der Künstler sowohl in Stuttgart als auf seinen Reisen im Jahre 1830 und 1831 errang. In Weimar hatte er viermal unter den Augen Göthe's gespielt, war bei dem Dichterfürsten eingeführt worden und hatte mit ihm bedeutende Gespräche geführt über den Karlos im Klavigo und den Mephistopheles. In Wien hatte ihn der glänzende Erfolg seines Gastspiels sogleich die vortheilhaftesten Anerbietungen, dem Burgtheater für immer seine Kräfte zu weihen, zu Wege gebracht. Der Graf Leutrum, als er davon Kunde erhielt, schrieb sogleich an den Künstler einen Brief, worin er ihn der besondern Gnade des Königs versicherte und jede Unterstützung versprach. Seydelmann kehrte nach Stuttgart zurück, als aber alte Mißhelligkeiten sich erneuerten, forderte er seine Entlassung. Das Gesuch ward abgewiesen, und durch eine Zulage von 1000 Gulden beantwortet.

Im November des Jahres 1832 bewarb sich die berliner Intendanz um Seydelmann's dauernden Besitz, indem Graf Redern ihm nach Prag hin schrieb (wo er Gastdarstellungen geben sollte), daß er seinen Besitz für die königliche Bühne um so mehr wünschen müsse, als die fernere Wirksamkeit L. Devrients in Folge seiner großen Körperschwäche sehr zu bezweifeln sei. Zugleich ward er als Gast nach Berlin eingeladen. Doch sein Urlaub war abgelaufen, und erst zwei Jahre nachher entschloß sich Seydelmann, eine Reihe von Gastrollen auf dem berliner Hoftheater zu spielen. Die berliner Kritik haßte und fürchtete er, und doch mußte er sich sagen, daß so lange sein Ruhm nicht festgestellt sei, als er noch keinen Erfolg in Berlin errungen hatte.

Seydelmann trat im April 1835 zum ersten Mal als Karlos im Klavigo auf. Die Erwartungen waren auf das höchste gespannt, wozu noch eine Schrift von A. Lewald beigetragen hatte, die ganz von Bewunderung für den Künstler erfüllt war und namentlich seine Proteus-Natur als eine noch nicht dagewesene schilderte. Seydelmann war nicht ohne Befangenheit, aber doch war er seiner Sache sicher. Er hatte den Karlos weder als einen Intriguanten, noch als einen boshaften Mann



Digitized by Google

gefaßt, dem es eine Lust ist, die edelsten Verhältnisse zu zerreißen, sondern er stellte ihn einfach dar als einen gewandten, entschlossenen Weltmann, vor dessen unerbittlichem Verstande und sicherm Auftreten alle Halbheit und Unentschlossenheit zu nichte wird. „Die große Scene des vierten Aktes, in welcher der Schwerpunkt des ganzen Drama's wie des Karlos liegt, wurde daher nicht wie ein großes rhetorisches Prachtstück gegeben, das wie bunte wechselnde Flammen und himmelanstrebende Raketen das Auge blendet, sondern als der Moment der höchsten Reife, der konzentrirtesten Stärke, deren dieser gemüthlose aber seiner selbst gewisse, von aller Halbheit freie Verstand fähig ist. Diese organisch gewachsene Frucht war es, welche die Hörer mit dem Gefühl einer Naturnothwendigkeit erfüllte und plötzlich jenen Sturm des Beifalls, jenen langdauernden Jubel hervorrief, den man nach dem unscheinbaren Anfang nie hätte erwarten dürfen. Was Horaz vom homerischen Sänger, im Gegensatz der cyklischen Dichter singt, daß er nicht aus Glanz uns Rauch, nein Licht aus Rauch uns giebt, dies hatte auch Seydelmann durch seinen Karlos als das Geheimniß seiner außerordentlichen Wirkungen bewährt.“*)

Gleich nach Beendigung des Karlos gab Seydelmann noch seinen Koch Vatel (im kleinen Lustspiel von Lambert „Ehrgeiz in der Küche“), und zeigte seine Virtuosität in der Umgestaltungskunst so, daß Viele zweifelhaft wurden, ob sie in dem Koch noch denselben Menschen vor sich hätten, der vorher so fein in den höchsten Kreisen der Gesellschaft sich bewegt hatte.

Aus den zuerst bedungenen zwölf Gastrollen wurden achtzehn und steigerten sich, da die Theilnahme eher zu- als abnahm, auf dreißig. Manche, die dem Theater ganz den Rücken gekehrt hatten, fühlten sich nun angezogen, auch die mißgünstigste Kritik mußte wenigstens den Erfolg anerkennen. Der König hatte mit großem Wohlgefallen dem Spiele des Künstlers beigewohnt, und in seiner kurzen Weise sich geäußert: „Guter Schauspieler, der Seydelmann; immer brav, immer anders und ein guter Künstler, ausgezeichnet! hat mir recht gefallen!“

Da der König von Würtemberg dem Künstler den Urlaub verlängert hatte, so füllte Seydelmann diese Zeit mit Gastrollen zunächst in Hamburg, ging dann über Hannover in seine Heimath und folgte im August einem Rufe nach München. Ueberall wiederholte sich der Jubel bei überfüllten Häusern. Die in Berlin ihm gemachten Anträge hatte er abgelehnt, er wollte dem stuttgarter Theater seine Kräfte weihen, aber sich nun, wo sein Ruhm festgegründet war, auch freie Bahn schaffen und hatte in dieser Beziehung die entschiedenste Sprache schon von Hamburg aus gegen seinen Chef, den Grafen Leutrum geführt. Eine Zeit lang ging Alles gut; als aber neue Reibungen kamen, hielt Seydelmann sich berechtigt, das Verhältniß mit Gewalt zu brechen und schied unter

*) Rötscher, a. a. O. S. 116.

Digitized by Google

ebenso großer Ungnade des Königs als Indignation des Grafen von Stuttgart.

Am 4. April 1838 betrat er zum ersten Mal als Mitglied der berliner Hofbühne das Theater, er spielte den Kromwell in den Royalisten von Raupach. Wegen des Andrangs hatte man das Opernhaus zu dieser Vorstellung wählen müssen, und der Jubel, welcher die Darstellung Seydelmann's fort und fort begleitete, und sich zuletzt mit der Bekränzung des Künstlers endigte, bewies hinlänglich, wie großer Werth auf seine Anstellung gelegt ward. Den Dankesworten, die er sprach, fühlte man es an, daß er Berlin als seine zweite geistige Heimath betrachtete, und in der That ward er bald so heimisch in den vielen gebildeten Kreisen, er fand so viel Anerkennung und Verständniß seines Strebens, daß er frisch und fröhlich seine unermüdete Thätigkeit entfaltete. Denn wie er seine Kunst nach höheren Prinzipien gestaltete, so war es ihm auch Bedürfniß, diese Grundsätze mit gleichgestimmten Freunden zu erörtern. Gleich im ersten Winter bildete sich ein Kreis von Männern, wie Professor Gans, Werder, Hotho, Veit, Moritz Carriére, die alle 14 Tage sich versammelten, um ein klassisches Werk mit Rollenvertheilung zu lesen, wobei Seydelmann und Eduard Devrient die Hauptcharaktere übernahmen. Dann wurden die charakteristischen Seiten jeder einzelnen Rolle hervorgehoben, und in dieser Entwickelung war Seydelmann Meister. Im Februar 1839 las er für das Lessing-Denkmal, das in Braunschweig errichtet werden sollte, den Nathan, und hatte die Freude, dem Verein 320 Thaler für diese Vorlesung abliefern zu können.

Die älteren Stücke, wie Emilia Galotti, bekamen durch Seydelmann wieder volle Häuser, der Göthe'sche Faust, auch der Nathan mußten öfter wiederholt werden. In Halle gab er binnen 11 Tagen sechs Gastdarstellungen, in Stettin innerhalb 13 Tagen zehn. Der fortwährenden geistigen Aufregung war übrigens die Körperkraft nicht gewachsen, die alten Leiden brachen mit doppelter Stärke hervor, und wenn auch im Moment des Spieles die kräftige Seele ihr gebrechliches Organ vollkommen in der Gewalt hatte, so war darauf die Erschöpfung desto größer. Carlsbad und zur Nachkur Warmbrunn wurden verordnet, brachten für den Augenblick einige Erleichterung, so daß im Winter von 1841—1842 der wackere Künstler wieder mit voller Hingebung spielen konnte, und zu Anfang des Jahres 1842 sogar einem Rufe nach Posen Folge leistete. Hier riß er alle Zuhörer gewaltig mit sich fort und die Wenigsten ahnten, daß sie den letzten Heldenthaten des Bühnenheros zugeschaut hatten.

Im Sommer mußte die Kur in Warmbrunn wiederholt werden; mit großer Gemüthsbewegung sah er sein heimathliches Schlesien wieder. „Bad Reinerz," schrieb er, „ist eine der freundlichsten ruhigsten Stationen zum ewigen Frieden." Anfangs Oktober kehrte er wieder nach Berlin zurück; bei seinem neuen Auftreten auf der Bühne wurde er mit einer so herzlichen Begrüßung empfangen, daß er die Thränen schwer zurückhielt. Mit dem Winter nahmen aber die Kräfte zusehends ab; nichts-



Digitized by Google

destoweniger bereitete er sich fleißig vor, die Rolle des Jago im Othello zu spielen. „Ich habe mich lange nicht auf eine Rolle so gefreut, wie auf diese," schrieb er am 12. Januar 1843 seinem Sohne, — „Shakespeare, je länger man ihn liest, gewährt einen immer größeren Genuß. Wenn ich ihn nun aber gar nicht spielen dürfte! — Bitte Gott, daß er mich wieder gesund macht! Noch ist, was man Geist zu nennen pflegt, zu lebhaft in mir, als daß ich der Unthätigkeit ohne Schaudern zusehen könnte." Aber nur noch die Leseprobe, worin Seydelmann seine Rolle in ergreifender Weise las, konnte gehalten werden; am 17. März machte ein Nervenschlag dem vielbewegten Leben ein Ende.

In Seydelmann verlor die Welt einen der größten dramatischen Künstler und einen vortrefflichen Menschen. Trotz seiner öfteren Verstimmung, seiner schroffen heftigen Art im Verkehr mit Andern war sein Herz doch zart und edelgesinnt und sein Gemüth offen für alles Menschliche — und Göttliche. Wie er in der heißen Liebe zu seiner Kunst, der er alle seine Kräfte unausgesetzt widmete, den festen sittlichen Haltpunkt gefunden hatte, von welchem aus er das unlautere, gemeine Thun und Treiben seiner Standesgenossen mit schneidender Schärfe geißeln durfte: so führte ihn das von seiner zartfühlenden Seele stets so sicher ergriffene Reinmenschliche zu Gott, dem Urquell alles Guten. Nach Geburt und Erziehung Katholik, ehrte und achtete er die positive Religion, so sehr er auch dem Lessing'schen Nathan huldigte. Kam er zum ersten Mal in eine Stadt, so galt sein erster Besuch der Kirche, wo er sich seinen andächtigen Empfindungen hingab, am liebsten zu einer Zeit, wenn die Kirche leer war.*) Besonders trat sein religiöser Sinn hervor, wenn er in eine schöne Gegend kam, und Herz und Mund mit Dank und Lobpreisung Gottes erfüllte!

Als Kunstkritiker würde Seydelmann Ausgezeichnetes geleistet haben, aber zum Schriftstellern war er nicht zu bringen. Dagegen hat uns sein Biograph Rötscher eine Reihe von Briefen aufbewahrt, in denen sich die werthvollsten Goldkörner gelegentlicher Aeußerungen finden für seine Freunde. Sein Ausdruck ist überall energisch, kurz, treffend. Ein Brief an seinen Sohn (in Wien als Schauspieler engagirt) möge den Schluß dieser biographischen Skizze bilden.

„Ich glaube wirklich, es giebt in keinem Stande gewissenlosere Tagediebe als in dem unsrigen. Und ist ein erträglicher Schauspieler zu denken ohne allseitige Bildung und rastlosen Fleiß? Das Talent freilich ist Nr. 1. Zum guten Boden aber gehört ein tüchtiger Bauer, und die Blume der Kunst gedeiht nicht ohne Pflege. Das wissen die liederlichen Kerle Alle; aber süßer däucht ihnen Faulheit und Schnaps, als edle Benutzung der Zeit. — Manche Bühnen zählen einige solide Leute. Man sieht, sie thun, was sie können, aber sie können eben nicht viel. Geschick und Anlage sind oft da, aber der ausgebildete

*) Vgl. Guhrauer im deutschen Museum von Prutz 1852, 20.

Digitized by Google

Verstand, die gute Erziehung fehlen. Alles geht unter, ersäuft in Rohheit und alltäglichem, gemeinen Geschwätz. Giebt es nicht eine Masse von Künstlern, denen — nicht etwa Göthe oder Shakespeare, nein, Kotzebue selbst ein unauflösliches Räthsel ist? deren Schulbildung und Fassungsvermögen nicht einmal zu den gewöhnlichsten Aufgaben hinaufreicht? Solcher Bursche wirst Du schon eine Menge kennen. Und das Pack erfrecht sich, dem gebildeten Zuschauer das schwerste Bild, den innern Menschen an sich, abzuspiegeln? Es muß — muß anders werden in der Theaterwelt! Fordern's nicht die Fürsten, wird die Zeit, die unaufhaltsam vorwärts schreitende, es fordern. Sie wird es nicht mehr dulden, daß man Vagabunden Künstler nenne."

## Christian Gottlob Heyne.*)

Heyne gehört zu den bahnbrechenden Philologen Deutschlands, zu jenen Männern, welche die Schranken einer todten Buchstabengelehrsamkeit durchbrechend, wieder Geist in das Studium des klassischen Alterthums brachten und eben so viel Geschmack als Geistesschärfe hatten, um die Werke der Alten auch nach ihrer schönen Form auf den empfänglichen Sinn wirken zu lassen. Die geistige Höhe, zu der sich Heyne emporschwang, ist um so achtungswerther, als der strebende Jüngling, wie er schon als Knabe unter niederdrückenden Lebensverhältnissen geseufzt hatte, mit den größten Hindernissen kämpfen mußte. Doch weil er recht kämpfte, d. h. tapfer und ausdauernd zugleich, ward ihm endlich auch des Siegers Lorbeerkranz zu Theil.

Es ruht ein Segen auf der Armuth. Die größten Sprachforscher und Denker unseres Volkes gehören der Klasse des niederen Handwerkerstandes an und mußten den Mangel äußerer Mittel durch energische Entwickelung der Mittel des Geistes ersetzen. Man denke an Herder, Kant, Winckelmann, Wolf ꝛc. Thomas Carlyle, einer der wenigen englischen Schriftsteller, welche vorurtheilsfrei das Große und Tüchtige im deutschen Geistesleben anerkennen, konnte nicht umhin, in seiner Rektoratsrede (am 2. April 1866) den englischen Universitäten einen kleinen Seitenhieb zu versetzen mit der Bemerkung, daß sie, obwohl die reichsten auf Erden, trotz aller Dotationen doch seit Bently keinen großen Philologen gehabt hätten, während aus den verhältnißmäßig armen deutschen Universitäten oft aus Niedrigkeit und Dürftigkeit (er erinnerte an Heyne,

*) Biographische und literarische Denkschriften von A. H. L. Heeren (Historische Werke, VI.), Göttingen 1823.

Digitized by Google

den armen Leinwebersohn aus Chemnitz), eine große Anzahl der tüchtigsten Gelehrten hervorgegangen sei.

Heyne selber erzählt von seiner Jugend also:

„Mein guter Vater, Georg Heyne, war aus dem Fürstenthum Glogau in Schlesien gebürtig, aus dem kleinen Orte Gravenschütz. Seine Jugend war in die Zeiten gefallen, da die Evangelischen den Bedrückungen und Verfolgungen der römischen Kirche in diesem Lande noch bloßgestellt waren. Auch seine Familie, die das Glück der Zufriedenheit in einem niedrigen aber unabhängigen Leben genoß, sah durch den Bekehrungseifer ihre Ruhe gestört. Einige gingen zur römischen Kirche über. Mein Vater verließ seinen väterlichen Aufenthalt, und suchte als Leinweber durch seiner Hände Fleiß sich in Sachsen den nöthigen Unterhalt zu verschaffen. „Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne, und nähme doch Schaden an seiner Seele!" war der Gedanke, den die Szenen seiner Jugend am tiefsten in sein Gemüth geprägt hatten. Eine Reihe von widrigen Vorfällen setzte ihn aber selbst unter die Grenzen eines mäßigen Glückes herab. Sein Alter war daher der Armuth, und nun ihrer Gefährtin, der Kleinmüthigkeit und Zaghaftigkeit gänzlich überlassen. Die Fabriken fielen damals zusehends in Sachsen; und das Elend in dem Nahrungsstand ward an den Orten, wo Leinwandmanufakturen waren, ungemein groß. Kaum langte der Erwerb der Hände noch zu, den Arbeiter selbst zu nähren; noch weniger seine Familie. Der schrecklichste Anblick, den das Verderben der bürgerlichen Gesellschaft darstellen kann, hat mir immer der zu sein geschienen, wenn der ehrliche, gewissenhafte Fleiß durch angestrengte Arbeit das Nothwendige nicht erwerben kann. — Ich ward (zu Chemnitz 1729, 25. Sept.) in der größten Dürftigkeit geboren und erzogen. Der früheste Gespiele meiner Kindheit war der Mangel, und die ersten Eindrücke machten die Thränen meiner Mutter, die für ihre Kinder kein Brod wußte. Wie oft sah ich sie Sonnabends mit weinenden Augen die Hände ringen, wenn sie mit dem, was der angestrengteste Fleiß des Gatten in durchwachten Nächten gefertigt hatte, wieder nach Hause kam, ohne den Käufer gefunden zu haben. Zuweilen ward ein neuer Versuch durch meine Schwester oder durch mich gemacht; ich mußte mit eben den Stücken Waaren zum Kaufmann gehen, ob wir sie nicht los werden könnten. Die Aufkäufer boten den geringsten Preis, um sie für den höchsten auswärts verkaufen zu können. Ich ward, statt von dem Schimmer der Wohlhabenheit dieser Reichen mich blenden zu lassen, mit Grimm gegen sie erfüllt.

„Meine guten Eltern thaten, was sie konnten, und ließen mich in eine Kinderschule in der Vorstadt gehen. Ich erhielt das Lob, daß ich Alles geschwind begriffe und viel Lust zum Lernen hätte. Schon im zehnten Jahre hatte ich, um das Schulgeld aufzutreiben, einem Kinde meines Nachbars, einem Mädchen, Unterricht im Lesen und Schreiben gegeben. Da mich der gemeine Schulunterricht nicht weiter führen konnte, so kam es auf eine Privatstunde an, in welcher ich zum Latein angeführt

Digitized by Google

werden sollte. Aber hierzu ward wöchentlich ein guter Groschen erfordert; den konnten mir meine Eltern nicht geben. Lange trug ich diesen Kummer mit mir herum. Ich hatte einen Pathen, der ein wohlhabender Bäcker war, ein Halbbruder meiner Mutter. An einem Sonnabend ward ich zu diesem geschickt, um ein Brod zu holen. Mit nassen Augen trat ich in das Haus und fand meinen Pathen von ungefähr da stehen. Befragt, warum ich geweint hätte, wollte ich antworten; ein ganzer Strom von Thränen brach los, kaum konnte ich die Ursache meines Schmerzes verständlich machen. Mein großmüthiger Pathe erbot sich, wöchentlich den Groschen zu bezahlen. Zur Bedingung ward mir aufgelegt, ich sollte alle Sonntage kommen und das auswendig gelernte Evangelium hersagen. Dieses hatte die gute Folge für mich, ich übte mein Gedächtniß und lernte etwas mit Dreistigkeit vortragen.

„Trunken vor Freude lief ich mit meinem Brode davon, schwang es einmal über das andere in der Luft, und barfuß, wie ich war, sprang ich hoch auf. Darüber fiel mir mein Brod in eine Gosse. Dieser Vorfall brachte mich ein wenig wieder zur Besinnung. Meine Mutter freuete sich der guten Botschaft, die ich ihr brachte, mein Vater war weniger damit zufrieden. So gingen ein paar Jahre hin; mein Schulmeister bestätigte, was ich selber schon lange wußte, ich könnte bei ihm nun weiter nichts lernen.

„Jetzt war der Zeitpunkt, daß ich die Schule verlassen und zur Lebensart meiner Väter übergehen sollte. Würde nicht der Handwerksmann bei Bedrückungen so vieler Art die Früchte seines sauren Fleißes und so mancher Vortheile, die dem nützlichen Bürger gehören, beraubt, so würde ich jetzt noch sagen: wäre ich doch im Stande meiner Väter geblieben! Wie viel tausendfaches Ungemach würde mir die Stunde noch fremd sein! Mein Vater mußte es wünschen, bald einen erwachsenen Sohn zum Gehülfen seiner mühseligen Arbeit zu erhalten, und sah meine Abneigung mit großem Widerwillen. Ich hingegen wünschte sehnlich, die lateinische Stadtschule besuchen zu können. Allein hierzu fehlten durchaus die Mittel. Wo sollte Ein Gulden Quartalgeld, die Bücher und ein blauer Mantel herkommen? Wie sehnlich hing oft mein Blick an den Wänden der Schule, wenn ich vorbei ging!

„Ein Geistlicher, der Pastor Seidel in der Vorstadt, war mein zweiter Pathe. Mein Schulmeister, der zugleich an seiner Kirche stand, hatte ihm von mir gesagt; ich ward zu ihm beschieden und nach einem kleinen Examen erhielt ich die Zusicherung, ich solle in die Stadtschule (das sogenannte Lyceum) gehen, er wolle die Kosten tragen. Wer kann mein Glück fassen, wie ich es damals empfand. Ich ward zum Rektor Hager geschickt, examinirt und erhielt mit Beifall einen Platz in der zweiten Klasse. Schwächlich von jeher, von Kummer und Elend gedrückt, ohne frohen Genuß des kindlichen Alters und der frühen Jugend war ich von sehr kleinem Wuchs geblieben. Meine Kommilitonen richteten nach der Aussicht und hatten eine sehr geringe Meinung von mir. Nur

Digitized by Google

durch einige Proben meines Fleißes und durch Lob, das ich erhielt, gelangte ich dahin, daß sie es ertrugen, mich ihnen an die Seite gesetzt zu sehen.

„Und gewiß war mein Fleiß nicht wenig erschwert! Von dem, was der Geistliche versprochen hatte, hielt er so viel, daß er das Quartalgeld trug, mich mit einem groben Mantel versah und mir einige unbrauchbare Bücher schenkte, die er in seinem Vorrath hatte; aber die Schulbücher für mich anzuschaffen, dazu konnte er sich nicht entschließen. Hier sah ich mich in die Nothwendigkeit versetzt, die Bücher von einem meiner Kommilitonen mir geben zu lassen und sie täglich vor der Lektion abzuschreiben. Dagegen wollte der gute Mann selbst Antheil an meinem Unterrichte haben und gab mir von Zeit zu Zeit einige Stunden in der Latinität. Er hatte in seiner Jugend lateinische Verse machen gelernt; kaum war Erasmus de civilitate morum auf die Seite gebracht, so ward ich zum lateinischen Versmachen angeführt; Alles dieses, ehe ich noch Schriftsteller gelesen oder nur einigen Wortvorrath mir verschafft hatte. Der Mann war dabei heftig und streng und in Allem abschreckend, hatte kein Gefühl für eine Freude, als die ihm seine Einnahme oder seine Eitelkeit gewährte, und auf Beifall konnte ich nie rechnen, selbst wenn ich einen Vers richtig skandirt hatte. Hätte er nur noch einen Klassiker in die Hände genommen; aber den hatte er nicht, sondern bloß einen Owen, Fabricius und einige geistliche Dichter, aus denen er mir Verse diktirte, die ich in ein anderes Metrum übertragen mußte. Der Unterricht in der Schule war nicht viel besser; es war ganz der ehemalige Schlendrian.

„Ein Vorfall zog mich indeß aus der Lethargie, in die ich verfiel. Es wurde ein sogenanntes Schulexamen gehalten, bei welchem der Superintendent als erster Scholarch zugegen war. Dieser Mann, Dr. Theodor Krüger, für seine Zeiten ein gelehrter Theolog, unterbrach auf einmal den Rektor, der vom Katheder lehrte, und that die Frage: wer wohl unter den Scholaren sagen könnte, was per anagramma (durch Verschiebung der Buchstaben) aus Austria herauskäme? Der Einfall war veranlaßt, weil eben damals der erste schlesische Krieg ausgebrochen und in irgend einer Zeitung ein schönes Anagramm erschienen war. Keiner von Allen wußte, was ein Anagramm sei; selbst der Rektor sah ganz verstört aus. Da Niemand antwortete, fing der Rektor an, eine Beschreibung vom Anagramm zu machen. Nun setzte ich mich hin und sprang mit dem gefundenen Vastari auf. Dieses war etwas Anderes, als was in den Zeitungen gestanden hatte; desto größer war die Verwunderung des Superintendenten, noch mehr, als er einen kleinen Knaben auf der untersten Schulbank in Secunda vor sich sah. Er nuschelte mir nun seinen Beifall zu, aber zugleich hetzte er mir alle meine Mitschüler auf den Hals, da er sie weidlich ausschimpfte, daß sie sich von einem Infimus hätten übertreffen lassen.

Digitized by Google

„Genug! dieses pedantische Abenteuer gab den ersten Stoff zur Entwickelung meiner Kräfte. Ich fing an, mir etwas zuzutrauen — und durch alle die Verachtung und Bedrückung, unter der ich schmachtete, mich nicht in den Staub strecken zu lassen!“

---

Heyne verdoppelte seinen Fleiß; im letzten Jahre seines Aufenthalts auf dem Chemnitzer Lyceum wurde Krebs, ein guter Philologe aus Ernesti's Schule, als Konrektor angestellt und brachte neues Leben in den Unterricht, auch glückte es dem armen Primaner, in einem angesehenen Hause einige Privatstunden zu ertheilen, die monatlich Einen Gulden einbrachten. Nun brauchte er nicht mehr dem Vater Handarbeit zu leisten, konnte sich Oel für die Arbeitslampe kaufen und sogar den Eltern noch etwas von seiner Einnahme abgeben. Der Umgang mit gebildeten Menschen wirkte wohlthätig auf sein Gemüth wie auf sein äußeres Betragen, und das liebreiche Entgegenkommen der Mutter seiner beiden Schüler, eines Sohnes und einer Tochter (die beide mit dem Informator fast in gleichem Alter waren), wie auch der Schülerin selber begeisterte ihn zu einigen ungeschickten Versuchen in deutscher Poesie.

Als nun die Zeit gekommen war, wo er die Universität Leipzig beziehen sollte, war guter Rath theuer. Woher das nöthige Geld nehmen? Der alte Geistliche gab Versprechungen, und in der Hoffnung, daß er sie erfüllen werde, reiste Heyne nach Leipzig mit einer Baarschaft von zwei Gulden. Das Geld blieb aus und der von Sorge und Kummer niedergedrückte Jüngling fiel in eine Krankheit, von der er zwar genas, aber nur — so schien es — um seine hülflose Lage desto bitterer zu empfinden. Von Zeit zu Zeit schickte der Geistliche einige Thaler, aber die reichten zum Allernothdürftigsten nicht aus, und wenn dann Heyne um neue Unterstützung bat, kam statt des Geldes ein Brief mit bitteren Vorwürfen und mit der demüthigenden Adresse: A monsieur Heyne, étudiant négligeant à Leipzic. Zum Glück hatte er einen guten Stubenburschen an dem Bruder seines ehemaligen Lehrers, des Konrektor Krebs, der ihn zu den Vorlesungen des Professor Ernesti führte und ihm auch manches Buch verschaffte. Aber Geld konnte er ihm nicht geben. Das Mädchen, das die Aufwartung im Hause besorgte, da sie den armen Studenten so darben sah, setzte ihre eigene Habe auf's Spiel und legte das Geld für das tägliche Brod aus. Der alte Geistliche hatte versprochen, nach einem halben Jahre selber nach Leipzig zu kommen; er kam und reiste wieder ab, ohne nur einen Groschen für Heyne zurückzulassen.

An einen bestimmten Plan in seinen Studien konnte er gar nicht denken, doch mochten die wohlgeordneten Vorlesungen von Ernesti, der die alten Klassiker behandelte, ihn am meisten anziehen. Aber die Bezahlung des Honorars erschwerte den Zutritt zu dessen Kolleg; endlich gelang es ihm, an einem Privatissimum Theil zu nehmen, welches einige

Digitized by Google

wohlhabende junge Leute bei Ernesti bestellt hatten. In diesem wurde interpretirt und auch die Schüler mußten sich in der Interpretation versuchen. Ernesti beschränkte sich freilich nur auf den Wortsinn, aber er war gründlich; das poetische Element war ihm gleichgültiger. Durch Professor Christ, der in seinem ganzen Auftreten eine gewisse Eleganz zeigte, ward Heyne auch auf die schöne Form hingewiesen. Christ interessirte sich für den fleißigen Jüngling, trotz seinem unscheinbaren Aeußeren, und da er seine Lage kannte, trug er ihm eine Hofmeisterstelle bei einem Herrn von Häseler im Magdeburgischen an. Aber Heyne, nach langem Kampfe mit sich selbst, nahm das Anerbieten nicht an, denn er sagte sich: Noch hast du nichts Ordentliches gelernt, und wenn du jetzt deine Studien unterbrichst, bleibst du zeitlebens ein Stümper! Bald darauf trug ihm Ernesti die Stelle eines Hauslehrers im Hause eines französischen Kaufmanns in Leipzig an, und dies Anerbieten schlug er nicht aus, da er neben der Information seinen Studien obliegen konnte.

Zu den Männern, mit denen Heyne in Leipzig bekannt wurde, gehörte auch der Prediger bei der reformirten französischen Gemeinde Lacoste. Dieser würdige Mann starb und Heyne gab seinem Schmerz über den Verlust seines Freundes und Gönners Ausdruck in einer lateinischen Elegie. Es war bloß seine Angelegenheit; das Gedicht war nicht zum Druck bestimmt; allein es wurde bekannt, und die Gemeinde, die das Andenken ihres verewigten Lehrers feiern wollte, ließ es drucken und zwar mit größter typographischer Pracht. Das schön gedruckte Gedicht kam an den dirigirenden Staatsminister, den Grafen Brühl, dessen Söhne damals in Leipzig studirten. Wie er in Allem die Pracht liebte, so auch in der Literatur; in einem bescheidenen Aeußern würde das Gedicht schwerlich seine Aufmerksamkeit erregt haben. Es ward nach dem Verfasser gefragt, ja der Graf äußerte sogar den Wunsch, denselben in seinen Diensten zu sehen. Man schrieb nach Leipzig, Heyne möchte sofort nach Dresden kommen und sich dem Minister vorstellen; alle seine leipziger Freunde wünschten ihm Glück und riethen zu.

Heyne, um sich die nöthige Ausrüstung zu verschaffen, machte 51 Thaler Schulden, und langte am 14. April 1752 in Dresden an. Der Minister empfing ihn sehr gnädig, und entließ ihn mit der Versicherung, „es solle für ihn gesorgt werden". Dabei blieb es; man hatte ihm vorgespiegelt, er solle Sekretär beim Grafen werden, erst mit 500, dann mit 400, endlich mit 300 Thalern Gehalt, aber Heyne erhielt gar nichts. Dieses erste Zusammentreffen „mit einem Großen" machte auf Heyne einen unauslöschlichen Eindruck; von dem Wahne, etwas auf Worte solcher Herren zu geben, war er für immer geheilt.

Nun war er in der Residenz ohne Geld, ohne Kredit, ohne Verbindungen; doch er half sich durch den Winter, indem er provisorisch eine Hofmeisterstelle bei einem Herrn von Medem annahm. Als er aber im April 1753 diesen Posten verlassen mußte, stieg seine Noth auf's Höchste.

Digitized by Google

Leere Erbsenschoten, die er sammelte und sich kochen ließ, waren oft das einzige Gericht, womit er seinen Hunger stillte. Er hatte keine Wohnung. Ein Kandidat Sonntag, mit dem er bekannt war, erbarmte sich seiner und nahm ihn auf sein Zimmer, aber da es an einem Bett fehlte, mußte er auf der Erde schlafen, indem Bücher anstatt des Kopfkissens dienten. Endlich gelang es ihm, als Kopist an der Brühl'schen Bibliothek angestellt zu werden mit 100 Thalern Gehalt.

Eine solche Anstellung konnte ihn höchstens vor dem Verhungern schützen; nachdem er seine Bücher verkauft hatte und Niemand ihm borgen wollte, machte ihn die Noth zum Schriftsteller. Er übersetzte einen französischen Roman le soldat parvenu, wofür er 20 Thaler erhielt. Dann flüchtete er sich zu den griechischen und lateinischen Musen, und im Jahre 1754 erschien seine Ausgabe des Tibull, wofür er 100 Thaler empfing, welche Summe er zur Schuldentilgung und zur Erlangung der Magisterwürde in Leipzig anwandte. Seine Lage blieb aber gleich traurig. Er suchte sich mit Uebersetzen zu helfen, ward aber meist um das geringe Honorar betrogen. Dann mußte er dem jungen Grafen Brühl Unterricht ertheilen, wofür ihm 200 Thaler versprochen wurden. Er erhielt aber nichts als ein Neujahrsgeschenk von 50 Thalern, denn in demselben Jahre brach der siebenjährige Krieg aus. Gegen den Herbst des Jahres 1757, wo seine Noth wieder auf das Höchste gestiegen war, ward er in die Familie der Frau von Schönberg berufen zum Unterricht ihres Bruders, des Herrn von Broitzen. An der Seite der edlen Frau sah er deren Freundin, Therese Weiß. Wie diese gar bald das gediegene Wesen des armen Gelehrten durchschauete, so gewann auch Heyne das vortreffliche Mädchen immer lieber, und beide hegten die zärtlichsten Gefühle für einander, ohne es selber zu merken.

Heyne's Zögling ging auf die Universität nach Wittenberg, sein Lehrer begleitete ihn dorthin zu Anfang des Jahres 1759. Hier studirte er vorzüglich Philosophie und deutsche Geschichte, unterhielt aber auch fleißigen Briefwechsel mit seiner Therese, die ganz schwermüthig war, da sie in der Zeit ihre Mutter verloren hatte. Die Kriegsunruhen machten den Aufenthalt in Wittenberg unsicher, Heyne kehrte nach Dresden zurück, wo freilich auch keine Sicherheit war. Seine Freundin hatte sich mit Frau von Schönberg nach der Lausitz begeben und ihm ihre Habe zur Verwahrung anvertraut. Unterdessen rückten die Preußen heran; am 18. Juli begann das Bombardement von Dresden, das einen Theil der schönen Stadt in Asche legte. Die herabfallenden Bomben und Haubitzgranaten zwangen den armen Magister zur Flucht, und als er zurückkehrte, war seine und seiner Therese Habe ein Raub der Flammen geworden. Mit Standhaftigkeit ertrug sie den Verlust, desto schmerzlicher mußte derselbe für ihn sein, dem das Gut anvertraut worden war. Im Januar 1761 verfiel Therese, von den Leiden der Seele mehr als von den äußeren Unglücksfällen überwältigt, in eine Krankheit. Schon war sie vom Arzt aufgegeben und hatte nach dem Gebrauch ihrer (der katho-

Digitized by Google

lischen) Kirche die Sterbesakramente empfangen, als sie von einer tiefen Ohnmacht erwachte. Sie hatte schon vorher sich mit dem Gedanken getragen, den evangelischen Glauben, in welchem sie durch den Umgang mit dem biederen Heyne noch mehr bestärkt worden war, anzunehmen; nun war ihre Genesung mit dem festen Entschlusse begleitet, ihrer väterlichen Religion zu entsagen. Sie legte am 30. Mai ihr Glaubensbekenntniß in der Evangelischen Schloßkirche ab, trotzdem, daß sie sich nun von ihrer Familie rein ausgeschlossen, von ihren übrigen Freunden verlassen sah. Nur Frau von Schönberg entzog ihr nicht ihre frühere Liebe. Heyne aber, im Vertrauen auf eine bessere Zukunft, wollte das geliebte Wesen nicht allein stehen lassen; selbst hilflos vereinigte er sein Schicksal mit dem ihrigen, und vermählte sich mit Theresen zu Arnsdorf im Juni 1761.

---

„Die großmüthige Unterstützung" — schreibt Heyne über diese Epoche seines Lebens — „die großmüthige Unterstützung einiger edeldenkender Freunde, insonderheit des Leibarztes Jahn und der Frau von Schönberg, erleichterte eine Zeit lang unser Schicksal. Mit Ende August kamen wir wieder nach Dresden. Wie viele traurige Tage, bei einer so trüb umwölkten Aussicht, wurden hier durchlebt! Bald kamen neue Sorgen hinzu. Eine frühzeitige Niederkunft gab uns unsern ersten Sohn Karl, der nur mit unglaublicher Mutterpflege aufgebracht werden konnte.

„Eine Bekanntschaft mit einer sehr würdigen Familie von Löben verschaffte uns im nächsten Sommer einige Erleichterung und sogar einige sehr vergnügte Tage. Der Herr von Löben, nachher Kammerherr, lud uns auf sein Gut Mangelsdorf in der Oberlausitz bei Reichenbach ein. Wir reisten im Mai dahin ab und genossen die Freuden des Frühlings mit einem desto stärkeren Gefühle, da die drückende Last vom Gegenwärtigen uns abgenommen war. Doch bald brachten die Kriegsunruhen in der Lausitz und dann auch Familienvorfälle die Erinnerung in's Gemüth zurück, daß auf eine lange Dauer von Zufriedenheit hienieden nicht zu rechnen sei. Da die Kriegsgefahren sich näherten, verließ die von Löben'sche Familie das Gut. Die kostbarsten Sachen und das Silbergeschirr wurden in der Kammer verborgen. Uns ward die Aufsicht über das Haus und die Wirthschaft aufgetragen, wodurch ich einige Begriffe von Landökonomie erhielt. Bald erfolgte ein Ueberfall von Kosaken (wie man bald nachher erfuhr, verkleidete Preußen). Nachdem sie sich in den Kellern besoffen hatten, wollten sie plündern. Verfolgt von ihnen, floh ich die Treppe hinauf, und fand nur die Thür des Zimmers offen, wo meine Frau mit dem Säugling war. Ich sprang in die Kammer. Sie stellte sich mit dem Kinde auf dem Arme muthig den Räubern in der Thür entgegen. Dieser Muth rettete mich und den in der Kammer verborgenen Schatz. In der Mitte des Novembers kamen wir — noch immer ohne Aussicht — nach Dresden zurück. Dort

Digitized by Google

erfuhr ich, daß man bereits von Hannover aus nach mir gefragt hätte, und im Dezember kam die Anfrage an mich, ob ich einen Ruf nach Göttingen an Gesners Stelle annehmen wollte?"

In Göttingen war nämlich Joh. Math. Gesner, Professor der Beredtsamkeit, Bibliothekar und Vorsteher des philologischen Seminars, 1761 gestorben. Der hannoversche Premierminister von Münchhausen übertrug provisorisch die Stelle dem Hofrath Michaelis, und wandte sich wegen eines tüchtigen Nachfolgers für Gesner an Professor Ernesti in Leipzig. Dieser wußte keinen in Deutschland zu nennen, sondern schlug den berühmten Ruhnken in Leyden*) oder Saxe in Utrecht vor. Ruhnken, schon eingebürgert in Holland, wollte sein zweites Vaterland nicht verlassen, aber vertrauter mit seiner Wissenschaft als Ernesti nannte er diesem entscheidend und kühn den rechten Mann. „Was sucht man — schrieb er — außer dem Vaterlande, was das Vaterland selber darbietet? Warum giebt man Gesnern nicht zum Nachfolger Christian Gottlob Heyne? diesen Zögling Ernesti's, diesen Mann von großem Geiste, der seine Kunde der römischen Literatur durch seinen Tibull, der griechischen durch seinen Epiktet bewährt hat? Er ist nach meiner und des großen Hemsterhuis Meinung der einzige, der Gesners Verlust ersetzen kann. Man sage doch nicht, Heyne's Ruf sei noch nicht ausgebreitet genug! In diesem Manne, man glaube mir, ist ein solcher Reichthum des Genies und der Gelehrsamkeit, daß bald das ganze gebildete Europa seines Ruhmes voll sein wird."

Münchhausen glaubte dem kühn prophezeienden Manne, Heyne erhielt eine Zusicherung von 800 Thalern Gehalt und anstatt der Vokation ein Promemoria aus der hannöverschen Kanzlei vom 6. Febr. 1763, worauf später auch die königliche Bestätigung aus London erfolgte. Wegen Unpäßlichkeit der Frau konnte er erst im Juni die Reise nach Göttingen antreten. Dort begann nun ein ruhigeres Leben, aber keineswegs ein bequemeres. „Ich kam — schreibt er selber — nach Göttingen ohne Kenntniß des akademischen Wesens überhaupt und mit noch weniger Kenntniß der Universität, ihrer Verfassung, ihrer Lehrer. Ich hatte also viel zu lernen und ward gleichwohl in einen Wirbel von Geschäften und Arbeiten hineingestürzt. Kollegien lesen war mir ganz neu, das philologische Seminar ein ganz fremdes Institut. Ich mußte mich mit der Bibliothek bekannt machen; die Societät der Wissenschaften, in welche ich gleich gesetzt ward, kam dazu, und man muthete mir sofort eine Vorlesung zu. Gleichwohl war die Antrittsrede und das dazu erforderliche Programm das dringendste; und noch war die Trauerfeierlichkeit wegen des Absterbens König Georgs II. mit Rede und Programm für meine Ankunft aufbehalten. Dazu kam noch die jährliche Stiftungsfeier der Georgia Augusta, welche auch Programm und Rede

*) Der Schulfreund Kant's.

Digitized by Google

erforderte. Im Bombardement und Brand von Dresden hatte ich alle meine Bücher und Papiere verloren, kein Blatt Notaten von eignem Lesen und Studiren, noch aus angehörten Vorlesungen war mir geblieben; und eine Reihe von Jahren des siebenjährigen Krieges hatte ich ohne alle gelehrte Bücher und Arbeiten hingelebt, meist auf dem Lande in ländlichen Geschäften, zu deren Uebernahme die Umstände mich zwangen. Ich mußte also Alles aus mir selber schöpfen." Aber es ging Alles besser, als der bescheidene Mann selber glaubte. Mit seinem beharrlichen Fleiße und großem Talente ward er der Geschäfte Meister; er zeigte nicht bloß ein höchst umfassendes und gründliches philologisches Wissen, sondern auch praktische Umsicht des Geschäftsmannes, der ohne viel Geräusch auch das Verworrenste in Ordnung brachte. Die sehr vernachlässigte Bibliothek bekam durch ihn erst Form und Gehalt; in der Societät der Wissenschaften ward ihm das Sekretariat übertragen. Herr von Münchhausen lernte ihn mit jedem Jahre mehr schätzen und wurde sein aufrichtiger Freund, der ihm in Allem das vollste Zutrauen schenkte. Die Leichtigkeit und Reinheit, mit welcher Heyne das Latein schrieb*) und sprach, kam ihm als Professor der Beredtsamkeit sehr zu Statten. Die neue kritische Ausgabe des Virgil, den er in aufeinanderfolgenden Theilen erscheinen ließ, hob seinen Ruhm in der literarischen Welt. Dann führte er auch den Pindar in den Lehrkreis ein. Seitdem seine vortreffliche Ausgabe erschienen war, las er wiederholt über diesen Dichter, nicht selten vor einer Versammlung von 60—80 Zuhörern. War Tibull der Liebling des Jünglings gewesen, so wurde Pindar der Liebling des Mannes. Durch ihn enthüllte sich ihm das ganze Wesen der hohen lyrischen Poesie und also auch der lyrischen Sprache. Hier war die wahre Schule für die Interpretation! Wie viele antiquarische und mythologische Kenntnisse mußten zu Hülfe genommen werden, um Pindar zu verstehen! Denn Heyne blieb nicht bei dem äußeren Sprachleibe und Metrum stehen, er führte in den Geist des Autors, und die Gesinnungen des Dichters waren es, die ihn am meisten ansprachen. Er fand hier so oft eine Uebereinstimmung mit seinen eigenen, und das gab seinem Vortrage die belebende Wärme.

Noch aber standen ihm einige harte Schläge bevor. Münchhausen, der treue Freund und feste Hort, starb am Ende des Jahres 1770. Die letzte That des für die Universität so väterlich sorgenden Greises war die gewesen, daß er in einem freundschaftlichen Briefe Heyne gebeten hatte, Göttingen nicht zu verlassen. Dieser hatte nämlich vom Könige Friedrich II. einen glänzenden Antrag erhalten. Der König wollte eine Reform des Pädagogii zu Kloster Bergen bei Magdeburg in's Werk setzen; der damalige Abt sollte versetzt werden. Man bot Heyne 2000 Thaler feste Einnahme und 500 Thaler Wittwengehalt; er

*) Er schrieb es korrekter als seine Muttersprache.

Digitized by Google

sollte nicht selber unterrichten, sondern nur das Ganze dirigiren.*) Dabei alle übrigen Vortheile, die der Abt genossen. Diese Verhandlung fiel in die letzten Tage Münchhausens. Um dem verehrten Manne noch in seinen letzten Stunden eine Freude zu machen, wies er alle Anträge zurück und versprach in Göttingen leben und sterben zu wollen. Was ihn nach dem Verluste des trefflichen Ministers einigermaßen trösten konnte, war die Freundschaft des Hofrath Brandes, der als Geheimer Kanzleisekretär die Angelegenheiten der Universität fortführte.

Im Jahre 1775 verlor Heyne sein jüngstes Töchterchen an den Pocken, und bald darauf starb ihm auch seine liebe Therese. In dem größten Schmerze, den er nicht abweisen konnte, bewies er doch die männliche Kraft, die ihn in allen Lagen des Lebens aufrecht erhielt. Wenige Wochen nach dem Tode der geliebten Frau schrieb er — wie er bei solchen entscheidenden Zeitpunkten des Lebens zu thun pflegte — folgende Trostgründe nieder:

1. „Meine Schicksale sind das Werk eines allweisen und allguten Wesens, das Alles zu guten Endzwecken lenkt, und meine sittliche Vervollkommnung auch durch die Folgen meiner Schwachheiten und Fehler, Leidenschaften und Thorheiten zu bewirken sucht."
2. „Ich werde meine Freundin wiedersehen, meinem Wunsche nach bald! aber auch dem Maße irdischer Dauer nach bald! Was sind jetzt die achtzehn Jahre unserer Liebe, wenn ich auf sie zurückblicken will!"
3. „Mein nagender Kummer und der Druck, unter welchem meine Seelenkräfte erliegen, macht mich zu allen Geschäften unfähig; und ich habe doch so viele schwere Pflichten auf mir! Ich muß, ich will mich ermannen, sonst erliege ich vor der Zeit. Dieß war die 41ste Nacht, die ich von Mitternacht an meist schlaflos zugebracht habe. Ich sehe es, ich muß Alles aus meinem Sinn mit Gewalt verbannen; alle Vorstellungen und Erinnerungen, angenehme und unangenehme, mit aller Härte gegen mich selbst unterdrücken. Meine Pflichten kommen von eben dem Gott, von welchem meine Leiden kommen; selbst die süßeste der Hoffnungen, sie wieder zu sehen, würde mir nicht gesichert sein, wenn ich meine Pflichten durch meine Schuld nicht erfüllen könnte."
4. „Ich sehe das menschliche Unvermögen, etwas außer mir von Tröstungen beizutragen; ich sehe die Unmöglichkeit, in dem Vergangenen etwas zu ändern, irgend eine Stunde zurückzurufen."

   „Ich habe glückliche Stunden durch sie genossen; ich habe Leiden genug mit ihr erduldet!"

   „Das Unvollkommene irdischer Glückseligkeit, auch im Besitze der edelsten besten Freundin, habe ich mehr als Jemand erfahren."

*) Er hatte um diese Zeit das Pädagogium zu Ilfeld auf musterhafte Weise organisirt.

Digitized by Google

„Rechtschaffenheit der Gesinnungen und thätiger Eifer Gutes zu thun, können noch allein zufriedene Stunden geben; aber den Stachel des Kummers und der Sorge ziehen sie nicht aus."

„Gott hat mir gleichwohl im Besitz meiner Freundin große Wohlthaten erwiesen; so viele Uebel, die uns im Anfange in der Folge unserer Liebe droheten — wie gnädig hat er sie abgewendet? Die Anlage ihres Körpers war zu den schwersten schrecklichsten Krankheiten; ich mußte fürchten, sie könnte einst in Melancholie versinken. Wie langweilig konnte ihre Auszehrung werden, wie schmerzhaft ihr Lager! Gott gab ihr und mir die Gnade, daß von Zeit zu Zeit sich Besserung zeigte, und daß uns die Hoffnung bis an die letzten Tage täuschte. — Und ihre Fassung, ihre Heiterkeit, ihr Muth, welche Wohlthat!"

„Also auch für alle die Leiden, die Prüfungen, danke ich dir, mein Gott!"

„Und nun, verklärte Freundin, will ich mich mit ganzem Herzen zu meiner Pflicht wenden; Du selbst lächelst mir Beifall zu!"

Diesen Vorsatz hat er treulich erfüllt. Die Menge der Geschäfte war ein Glück für ihn, und gerade bei der angestrengtesten Arbeit fühlte er sich am wohlsten. Bei der engen Verbindung mit Brandes in Hannover gingen die Universitätssachen fast alle durch seine Hände. Im April 1777 kam er zu dem Freunde in ein noch näheres Verhältniß, indem er sich mit dessen Tochter verband, die ihm den herben Verlust ersetzen, und den Mittag und Abend seines Lebens erheitern sollte. Die Stürme hatten ausgetobt. Konnten auch in einer zahlreichen Familie und Verwandtschaft nicht immer Freudentage herrschen und mußten Krankheiten und Todesfälle noch fort und fort überstanden werden (G. Forster und Huber waren Schwiegersöhne von Heyne): so blieb doch im Ganzen das fernere Wirken des berühmten Mannes ungestört, und auch die Wirren der französischen Revolution berührten nicht sehr die Georgia Augusta.

Großes Aufsehen erregte Heyne's Bearbeitung des Homer, eine Frucht vieljähriger Studien. Den ersten Impuls gab des Britten Rob. Wood „Versuch über das Originalgenie des Homer". Wood war selber im Orient gewesen, hatte da gewandert, beobachtet, wo der Dichter gelebt und gesungen, wo Achill und Hektor gefochten, Ulyß gereist hatte; er hatte mit dem Lokal zugleich die Völker und ihre Sitten studirt. Das war freilich eine andere Art zu kommentiren, als die bisherige philologischer Noten. Wunderbar fühlte sich Heyne davon ergriffen; Manches, was er vorher nur geahnt hatte, wurde ihm nun plötzlich klar. Aber zugleich eröffnete sich ihm eine neue Welt der Forschung; er sah, was dazu gehörte, einen alten Dichter im Geiste seiner Zeit und seines Volkes zu lesen! Nun war es ihm deutlich, wie das Studium der Länder- und Völkerkunde auch auf die Lektüre der Dichter anzuwenden sei — und fünfzehn Jahre arbeitete er an seinem großen Werke. Er arbeitete nicht

Digitized by Google

bloß auf Sprachgelehrsamkeit hin, sondern zeigte, daß es auf Bildung des Geschmacks, auf Veredlung des Gefühls, auf Vervollkommnung unserer ganzen moralischen Natur bei solchem Studium abgesehen sei. Und weil er diesen Gesichtspunkt nie aus dem Auge verlor, so war es ihm möglich, die Alterthumskunde und die klassische Literatur aus dem Schulstaube zu erheben und sie in die Kreise der gebildeten Welt einzuführen. Winkelmann hat die alte Kunst, Heyne die alte Poesie vom Schutt und Staube der Zeiten gereinigt, um ihr reines hellstrahlendes Bild dem erstaunten Blick der Zeitgenossen zu zeigen. Welcher deutsche Jüngling, der sich in der Schule der Alten bildete, hätte nicht Heyne's Schriften benutzt? Sie wurden in England nicht weniger geachtet und gebraucht, als in Deutschland. Von da verbreitete sich ihr Ruf nach Amerika; und nicht lange vor seinem Tode*) bekam Heyne die Nachricht, daß sein Virgil jenseits des Oceans neu gedruckt werde. Er selber erhielt nicht selten überraschende Beweise von der großen Achtung, die seine Werke und ihr Autor genossen. Als in der damaligen Kriegszeit die kaiserlich polnische Garde durch die göttinger Gegend zog, kamen zwei junge polnische Offiziere noch am Abend eine Stunde weit aus ihren Quartieren geritten, um ihn zu sehen und für den Unterricht zu danken, den sie ihm schuldig seien. Als im folgenden Jahre die spanischen Regimenter durch die Stadt zogen, ließ sich ein spanischer Oberoffizier mit seinem Adjutanten bei Heyne melden. „Er habe — sagte er — Heyne's sämmtliche Ausgaben, bis auf die letzte des Pindar, und komme ihn kennen zu lernen und sich zu erkundigen, wo diese zu haben sei?" Erst beim Abschiede erfuhr Heyne, daß der so gelehrte Mann der General Marchese della Romana war, der mit ihm gesprochen hatte.

Mit besonderem Fleiß widmete sich Heyne dem philologischen Seminarium, dessen Leitung ihm ganz überlassen war, so daß die Auswahl und Aufnahme der Mitglieder bloß von ihm abhing. Er betrachtete dieses Institut als eins der wichtigsten, denn hier war es, wo die künftigen Lehrer von Schulen, Gymnasien, zum Theil auch von Akademien gebildet wurden, hier war es, wo er seine Kenntnisse, seine Methode praktisch bewährte. Die Uebungen im Seminar bestanden in der Interpretation und im Disputiren. Für die Interpretation ward bald ein griechischer, bald ein lateinischer Dichter oder Prosaiker gewählt. Hier war Heyne sehr streng, er sah genau auf grammatische Erklärung, aber beschränkte sich nicht darauf. Am schärfsten wurden die behandelt, die viel zu wissen glaubten; mit sichtbarer Freude horchte er dagegen auf das sich entwickelnde Talent. Das Disputiren (stets in lateinischer Sprache) geschah über Abhandlungen oder Aufsätze, welche die Verfasser vorher ihm und den selbstgewählten Opponenten einhändigen mußten. Die Wahl des Gegenstandes war jedem selbst überlassen, in so fern er nur Bezug auf klassische Literatur hatte. Er pflegte selbst diese Aufsätze zu kritisiren.

*) 14. Juli 1812.



Digitized by Google

Bei den Disputationen machte er geraume Zeit den Zuhörer, und auch, wenn er einsprach, war es keine Folge, daß er gerade Recht behalten mußte. Darin war Niemand anspruchsloser, als Heyne; die Bemerkung des Schülers galt so viel, wie die des Meisters.

Chr. v. Rommel erzählt in seinen „Erinnerungen" u. A.: „Ich zog im Anfang des Jahres 1800 zur Universität Göttingen, welche damals durch einen seltenen Verein großer Gelehrten, durch eine ungehinderte literarische Freiheit und ihre, jedem Wißbegierigen zugängliche, auserlesene und geschmackvolle Bibliothek auf dem Gipfel ihres Ruhmes stand. Hier, wo mein erwachter Geist einen unendlichen Spielraum für meine Wißbegierde ahnte, eröffnete sich mir eine neue Welt: der unerschöpfliche Schatz der Griechen und Römer durch Heyne; die Betrachtung der alten und neuen Weltgeschichte und der allgemeinen Länder- und Völkerkunde durch Eichhorn, Schlözer und Heeren; die Anschauung der Natur durch Blumenbach. Aber mein Hauptlehrer blieb Heyne, der eigentliche Regent dieser Universität, der mich unter seine Esoteriker (Eingeweihte) in das philologische Seminarium aufnahm, dessen geistreiches Forscherauge sich vom Katheder herab so oft liebevoll auf mich richtete, dessen zuweilen abstoßendes, herrisches Wesen, wenn er, einem gebannten Orakel gleich, aus seinem, mit unzähligen Papieren beladenen Arbeitszimmer heraustrat, mich niemals abschreckte, dem ich einst mit Thränen im Auge gestand, daß ich die große in mir vorgegangene ästhetische Veränderung (einen mir bisher fremden, auf die Schönheit der Form gerichteten Sinn) seinen archäologischen Vorlesungen und der Erklärung der unvergleichlichen Kunstwerke des klassischen Alterthums verdanke. Einflußreich auf meine Studien war es auch, daß ich, in der Nähe der Bibliothek, Heyne gegenüber wohnte und in der Benutzung der frühesten Morgenstunden mich ganz nach seinem Muster richtete."

Bis an sein Lebensende war Heyne auf seinem Katheder; ein plötzlicher Schlagfluß machte seinem Leben ein Ende, das er auf 83 Jahre brachte. Sein liebster Wunsch war ihm gewährt, er war am Ziel angekommen mit völliger Geisteskraft. Die Leichenfeier, welche ihm die Universität veranstaltete, war im Geiste des Verewigten: einfach und herzlich; der Weg zu seiner Ruhestätte war mit Rosen bestreuet, die der Verewigte so sehr geliebt und gepflegt hatte.

Digitized by Google

# Der alte Heim.*)

Unter den hervorragenden Männern Berlins war der „alte Heim" in seiner Art eine nicht minder bekannte und volksthümliche Persönlichkeit als in seiner Art der alte Blücher. Nicht mit Unrecht ließ der greise Feldmarschall Blücher im heitern Toast seinen lieben Kollegen Heim hochleben und nannte ihn den Feldmarschall unter den Aerzten. Denn vom Kopf bis zur Fußspitze war Heim — Arzt, und der Mensch, der sittliche Charakter hatte sich so vollkommen mit dem Berufe verschmolzen, daß er ein Charakter war aus Einem Guß, Arzt in dem Sinne, wie Blücher Soldat war. Selten hat ein Arzt so durch seine Persönlichkeit gewirkt, durch sein bloßes Erscheinen zur Heilung der Patienten beigetragen, zugleich leiblich und geistig, physisch und moralisch geheilt; selten ist aber auch so viel Gesundheit der Seele, so viel unverwüstlicher Humor und natürlicher Freimuth, so viel Verstand und Gemüth in Einer Person vereinigt gewesen, wie bei Heim.

Der königl. preuß. Geheimerath und Doktor der Arzneikunst, der von Hoch und Niedrig verehrte und geliebte, überall bekannte und beliebte Arzt Heim, dem Tausende von Thalern alljährlich zuflossen, trotzdem daß er gegen die Armen so freigebig war und sich nie auf's Sparen legte — welchen geringen armseligen Anfang hat er genommen! In der Reihe seiner sechs Brüder war unser Ernst Ludwig der dritte, und der Vater, ein armer Landprediger im sachsen-meiningen'schen Dorfe Solz hatte seine liebe Noth, seine Kinder ehrlich durch die Welt zu bringen. Doch der Segen des Himmels ruhte auf dieser Familie; alle Heim's wurden wackere, tüchtige Männer; der älteste sachsen-meining. Wirkl. Geheimerath und Excellenz, der zweite Pfarrer und Verfasser einer flora germanica, der vierte sachsen-meining. Hofadvokat und Hofrath, und die beiden jüngsten abermals würdige Pfarrherren.

Ernst Ludwig wurde den 22. Juli 1747 geboren. Er war von zartem Körperbau, mußte schon im zweiten Jahre ein hartnäckiges Fieber überstehen, im fünften Jahre bekam er das Scharlachfieber und bald darauf die Pocken, welche Krankheiten ihn dem Tode nahe brachten und ihn in seiner Entwicklung so hemmten, daß er von seinen später geborenen Brüdern Anton und Fritz weit übertroffen wurde. In seinem zwölften Jahre hatte er es noch zu keiner Sicherheit im Lesen gebracht, worüber seine Mutter nicht selten weinte, auch wohl ihn strafte.

Lebhaft blieb indeß der muntere Knabe, trotz Scharlach und Pocken, und was er an Schulkenntnissen versäumte, ersetzte er auf andere Weise. Der siebenjährige Krieg, bei dessen Ausbruch Heim acht Jahre zählte, führte allerlei buntes und wildes Kriegsvolk in das stille Dorf. Gern

*) Leben und Wirken E. L. Heim's von G. W. Keßler, Leipzig bei Brockhaus (1846). Preußische Staatszeitung, 1834 Nr. 260.



Digitized by Google

verkehrte der lebhafte Knabe mit den Soldaten. Doch ward er auch von der Unart der Zeitungsschreiber angesteckt und erdichtete für die neugierigen Bauern nach Herzenslust blutige Schlachten, ließ Festungen stürmen u. dergl. m. Ein Prinz von Isenburg, im Pfarrhause einquartiert, sah die Wand der Stube über und über mit Bildern beklebt, welche Ernst Heim aus Hübners Bildergeographie nachgezeichnet hatte. Der hohe Kriegsmann stieg auf den Tisch, betrachtete diese Werke und verkündete dem Knaben, er sei ein Genie, aus ihm werde noch etwas Tüchtiges werden. — Nichts hatte ihm im Leben so geschmeichelt, als dieses Lob.

Der „Herr Magister" war ein gelehrter Mann, der sich besonders mit vaterländischer Geschichte beschäftigte, aber für den eigentlichen Unterricht seiner Kinder sehr wenig that. Nur zur Thätigkeit im Allgemeinen und zum strengsten Gehorsam wurden sie angehalten, und oft überstiegen die auferlegten Arbeiten die Kräfte der Knaben. Ernst hat diese Arbeiten notirt:

„Alles Brennholz mußten wir klein sägen und spalten."

„Im Garten mußten wir graben und begießen, wozu das Wasser aus einem tiefen Brunnen im Hofe herauszuwinden war."

„Hopfen- und Bohnenstangen mußten wir im Walde hauen und nach Hause tragen, unter welcher Last ich zuweilen hätte meinen Geist aufgeben mögen."

„Alles Obst im Garten und im Felde mußten wir abnehmen und heimschaffen, auch Eicheln und Bucheckern im Walde sammeln. Beim Bierbrauen, welches der Vater selbst verrichtete, mußten wir Wasser tragen und ihm behülflich sein, was eine saure Arbeit war."

„Das Heu zu mähen war zwar nicht eigentlich unser Geschäft, wir thaten es aber oft freiwillig. Dagegen lag uns das Wenden auf der Wiese ob, so wie die Hülfe auf dem Heuboden beim Abladen und Eintreten. Auch mußten wir den Schnittern und Mähern das Essen zutragen."

„Für die Gänse mußten wir Futter im Troge stoßen, auch wohl die Schweine füttern und selbst Mist aufladen helfen. Im Winter mußten wir stundenlang dreschen und am Abend Aepfel schälen, dann jeden Apfel in fünf Theile brechen und diese zum Trocknen auf Fäden ziehen."

„Wenn die kleineren Geschwister den größeren oft dadurch lästig wurden, daß diese jene wiegen und sich mit ihnen herumschleppen mußten, so wendete sich später das Blatt. Kamen nämlich die älteren auf die Stadtschule, so fiel den jüngeren der schlimme Dienst zu, jenen Nahrungsmittel aller Art zwei Stunden weit zu bringen."

„Das waren die unangenehmen Geschäfte. Dagegen hatten wir unsere Lust an Fischfang, Vogelstellen und allerlei Jagd. Im zehnten Jahre erhielt Jeder die Freiheit, mit der Flinte durch Feld und Wald zu streifen. Das einzige Geld, welches in unsere Hände kam, kleine Geschenke der Großmutter, wurde für Pulver und Schrot verwendet.

Digitized by Google

Im Herbste wurde eine „Schneiß" (Dohnengang) gestellt, und überdieß wurden im Garne Vögel genug gefangen, um von Michaelis bis Weihnacht die Küche damit zu versehen."

„Dabei bestand unsere Kleidung im Sommer oft nur aus zwei Stücken, einem Hemd und einem Paar Beinkleider."

Um dieser Freiheit in „Feld und Wald" ein wenig das Gegengewicht zu halten, prügelte der Herr Magister die Buben bei dem kleinsten Vergehen, und die fromme Mutter hatte genug zu trösten und die Härte des Vaters mit ihrer Milde zu mäßigen. Eine nach Ernst Heim's Meinung die derbsten Schläge noch übertreffende Strafe war aber der Befehl, augenblicklich in der schönsten Spielstunde zu Bette zu gehen, wovon er seinen lebenslänglich bewahrten Widerwillen gegen den Schlaf herzuleiten pflegte.

Uebrigens bereitete der Vater die Söhne sämmtlich auf das Gymnasium vor, nur Musik und Rechnen lernten sie beim Schulmeister. Die Tagesordnung beim Lernen beschreibt der Zweitgeborene, Jörg, also:

„Der Vater stand gewöhnlich um 7 Uhr auf, und brachte mit seinem Anzuge und mit Zubereitung eines von ihm selbst gesammelten Kräutertees eine Stunde zu, während welcher seine Kinder ihr Frühstück, trocknes Brot und Wasser, oder einen Trunk leichten Biers verzehrten, und sich in ihrer Ordnung herumsetzten. Um 8 Uhr wurde erst von ihm, dann von den Kindern laut gebetet und ein kurzes Lied gesungen. Darauf arbeitete er an seinen Predigten und die Kinder nahmen ein jedes ein Buch zur Hand. In dem Aufgeben und Hersagen der Lektionen schien er sehr nachlässig zu sein, indem er selten danach fragte, ob es ein Katechismus oder die Grammatik, ein lateinisches oder griechisches Wörterbuch, der Cornelius oder das griechische Testament war, welches sie vor sich nahmen. Dieses Stillsitzen, um Sitzfleisch zu erlangen, wie er sich ausdrückte, dauerte bis 11 Uhr, wo gegessen wurde. Nach dem Essen durften sich die Kinder mit Spielen und Springen bis 1 Uhr die Zeit vertreiben, und von 1 bis 3 Uhr übten sie sich im Schreiben, während dem der Vater an seinen vaterländischen Geschichten arbeitete. Wir wechselten mit Schönschreiben, Abschreiben, Exercitienmachen, Uebersetzen aus dem Lateinischen und Griechischen. Von 3 Uhr an durften wir spielen, drechseln, den Fisch- und Vogelfang abwarten. Nach dem Abendessen wurden einige Kapitel aus der Bibel von den Kindern laut gelesen, ein Lied gesungen, und dann stand es Jedem frei, zu Bette zu gehen, oder mit Lesen, Schreiben, Zeichnen, Malen sich die Zeit zu vertreiben. Der Vater selbst las bis 11 Uhr, wobei Alles in der Stube, welche Studir-, Schul-, Kinder- und Gesindestube zugleich war, sehr still zugehen mußte."

„Gewöhnlich fiel in jeder Woche ein ganzer Tag, auch wohl noch ein Nachmittag aus, der zum Besuche guter Freunde, auch zu Geschäften in der Nachbarschaft verwendet wurde. Er pflegte jedesmal einen oder zwei seiner Knaben mitzunehmen. Ungeachtet zu Hause in der Stube

Digitized by Google

Niemand, weder von den Kindern noch von den Hausgenossen in seiner Gegenwart, ohne von ihm befragt worden zu sein, ein lautes Wort reden durfte, so war er nun der freundlichste gesprächigste Vater. Bei jedem Berge, Walde oder altem Schlosse erzählte er die Geschichte und verband damit eine kurze und eindringende Nutzanwendung."

„Neben dieser Strenge, Rechtschaffenheit, Wahrheitsliebe, Freimüthigkeit und Gelehrsamkeit des Vaters wirkten die treuen Ermahnungen der frömmsten und besten Mutter auf die Herzen der Kinder. Auch erhöhte die scharfe Zucht des Vaters bei Alt und Jung in der Gemeinde die Liebe und schützende Theilnahme gegen die Kinder."

Merkwürdiger Weise prägte sich dem kleinen Ernst schon früh das Bild eines Doktors als das Ziel seiner Wünsche ein. In seinem fünften oder sechsten Jahre erschien ein Doktor mit einem großen, mit breiten goldenen Tressen eingefaßten Hute in des Vaters Hause. So ein Mann möchtest du werden! dachte der Knabe, und der Hut ist ihm nie aus dem Sinn gekommen. Er säumte auch nicht, bei Zeiten Hand an's Werk zu legen. Eine fremde Katze war in Verdacht gekommen, Küchlein auf dem Pfarrhofe geraubt zu haben. Die Knaben stellten ihr Schlingen in der Scheune, fingen und tödteten das Thier, wollten aber den Leichnam, damit der Vater nichts davon gewahren möchte, in's Feld hinaus tragen. Ernst aber ließ dies nicht zu, bevor er eine vollständige Sektion der Katze vorgenommen hatte, bei welcher jedoch die Brüder sich aus Ekel entfernten und demnächst die Bestattung der Leiche dem Prosektor allein überließen.

Ernst, als der lebhafteste und erregbarste der Knaben, fand die Strenge des Vaters besonders drückend, namentlich die Strafe des Zubettegehens, wobei es denn wohl geschah, daß er öfter aus der Schlafstube im zweiten Stock durch's Fenster auf einen an das Haus gebauten Backofen kletterte und durch den Garten entwischte, um, zumal bei Mondschein, durch Feld und Wald zu ziehen. So erklärt es sich, daß er im funfzehnten Jahre mit dem Gedanken umging, sich unter das Luckner'sche Freikorps zu begeben. Der bald erfolgende Friede brachte ihn jedoch hiervon ab. Als guter Schütze hatte er große Lust, sich der Jägerei zu widmen. Doch wurde ihm dies wieder leid, als er einst bei dem Besuche eines benachbarten Edelmanns im väterlichen Hause den ihm wohlbekannten Sohn eines Predigers hinter dem Stuhle seines Herrn stehen und aufwarten sah. Ein Apotheker, ein entfernter Verwandter, hatte sich erboten, den Vetter Ernst an Kindesstatt anzunehmen, und wenn er gut einschlüge, ihm dereinst die Apotheke zu überlassen. Durch folgenden Vorfall wurde aber dieser Plan bald zerstört. Die Knaben schoben Kegel im Garten, und der Vetter Apotheker stand am oberen Ende der Bahn, dem Spiel zuschauend. Ernst Heim forderte ihn wiederholt auf, die Kugel zurückzuwerfen, zuletzt unter der Drohung, wenn er nicht Folge leiste, so würde er mit der zur Hand stehenden Flinte begrüßt werden. Der Mann war natürlich nicht geneigt, einem

Digitized by Google

solchen Befehle zu willfahren, daher Ernst die jedoch nur blind geladene Flinte sogleich auf ihn abdrückte. Der Herr Vetter ward dadurch so erschreckt, daß er nichts weiter von einem so verwegenen Knaben wissen wollte. Zum großen Heil des letzteren blieb dieser Vorfall dem Vater verborgen.

Für einen Geistlichen und Gelehrten hielt der strenge Magister seinen Sohn Ernst, nach dessen eigener Aeußerung, für zu leicht und flüchtig, daher er ihm rieth, ein Doktor zu werden. Vielleicht an den Mann mit dem goldbesetzten Hute eben so wie der Sohn denkend, setzte er hinzu: „Zu einem Quacksalber schickst Du Dich am besten; Du kannst den Leuten Alles weiß machen, was Du willst; ich habe mehrere medizinische Bücher, nach welchen Du kuriren kannst."

Der Vater selber beschäftigte sich nicht ungern mit der Heilkunst; nicht zum Ruhme derselben äußerte später Heim, von dem im Jahre 1764 erfolgten Tode seiner frommen Mutter, daß diese an einer Lungenentzündung gestorben, ohne daß man ihr zur Ader gelassen, wohl aber ihr hitzige Essenzen eingegeben habe. Ihr schneller Tod befestigte in dem Sohne den Entschluß, Arzt zu werden. Tief betrauerte er ihren Verlust; er ging oft in den Wald, um recht laut und bitterlich weinen zu können.

Im Mai desselben Jahres bezog Ernst mit seinem Bruder Anton das Lyceum zu Meiningen. Beide waren bei Weitem nicht hinlänglich vorbereitet für die erste Klasse, in welche sie dennoch, dem Wunsche des Vaters gemäß, aufgenommen wurden. Durch den angestrengtesten Fleiß ersetzten sie jedoch manche Lücke.

Schon jetzt trat bei Ernst der Genius des Heilkünstlers hervor, denn er rettete den jüngeren Bruder Fritz von einer lebenslänglichen Lähmung. Fritz war nämlich auf der in einiger Entfernung von Solz liegenden Mühle, wohin er einen Sack Korn auf dem Schiebkarren gebracht hatte, von dem großen Hunde des Müllers in die Wade gebissen worden, so daß er nach einem schwierigen und schmerzhaften Verbande längere Zeit ruhig im Bette liegen mußte. Bei einem Besuche der Brüder Anton und Ernst im elterlichen Hause versucht endlich Fritz, wieder aufzustehen, fühlt aber zu seinem und der Seinigen Schrecken, daß die Muskeln des verletzten Beines verkürzt sind und er nur tief hinkend sich fortbewegen kann. Ernst untersuchte die Wunde, und forderte sogleich Anton auf, den Bruder, welchen er selbst an der einen Hand hielt, am anderen Arme zu fassen, und nun wird der Lahme unter Zetergeschrei mit Gewalt und möglichster Schnelligkeit wohl sechsmal um einen großen Tisch herumgezogen, bis die verharrschte Wunde platzte. Jetzt ist Ernst zufrieden; Fritz wird wiederum zu Bett gebracht und das Bein lang ausgestreckt gehalten, bis die Wunde von Neuem geheilt ist. Der Gebissene behielt zwar sein Leben lang eine tiefe, selbst durch den Strumpf sehr auffallende Narbe in der zierlichen Wade, verspürte aber nicht die geringste Schwäche beim Gehen und Laufen.

Digitized by Google

Durch eisernen Fleiß hatte es Ernst dahin gebracht, daß er schon nach zwei Jahren für reif zur Universität erklärt wurde. In der Mathematik und in der deutschen Verskunst that er es allen seinen Mitschülern zuvor, und seine Abschiedsrede fand großen Beifall. Sie führte den Titel: „Kurze Abhandlung von der eiteln Begierde, ein Polyhistor zu werden, ausgearbeitet und in hexametrischen Versen nebst einer Valediktion, abgefaßt von E. L. Heim, von Solz. Gehalten unter dem hochzuverehrenden Herrn Herrn Inspektor Hopfen in Meiningen, den 17. März 1766."

Die Verse zeugen, was die Form betrifft, von großer Sprachgewandtheit, und was den Inhalt betrifft, von klarer selbstbewußter Lebensanschauung. Es heißt da u. A.:

Kaum erschallet das Wort ihm „Philosophie" in die Ohren,
Wird er alsbald begeistert und will sich von nun an ihr widmen,
Will auch gleich jeglichen Theil in derselben geschwinder durchirren.
Bald nun durchschaut er die schwierigen Bücher von Bildung der Seele,
Bald die gepriesene Kunst, den Verstand und den Willen zu bessern,
Bald ermißt er die Größen, bald sucht er die Rechte der Völker,
Dann der Gesellschaft und dann der einzelnen Menschen zu fassen;
Bald will er auch den Umfang der himmlischen Weisheit erkennen,
Dann auf einmal erforschen Geheimniß und Künste des Arztes,
Dann auch dringt sein Geist in die unterirdischen Klüfte,
Schwinget sich dann hinauf zum erhabenen Pol, und berechnet
Der Gestirne Entfernung, und ob sie auch alle bewohnt sind,
Was für Bürger dort hausen; dies Alles versteht er auf's Klarste.
So, so wächst sein Verstand, so mehrt sich gewaltig sein Wissen,
Gleich den frühen Gewächsen, die vor den natürlichen Zeiten
Durch die wachsame Kunst und eifrige Mühe des Gärtners
Duftende Blumen und Früchte in treibender Wärme gewähren.

Später sagt dann der Verfasser:

Doch, o Jüngling! wohin entführen dich deine Begierden?
Zügellos fliegst du empor — aber ach! mit ikarischen Flügeln,
Nur deinem Untergang zu — hin nach dem Lichte der Sonne.
Sieh', ach siehe! — sie schmelzen in Tropfen die wächsernen Flügel!

Die den Hexametern folgende „Valediktion" wird durch ein Dankgebet an Gott eingeleitet:

Du, o Gott, Herr Zebaoth,
Den die Himmel selbst erzählen,
Du unendlich starker Gott,
Nimm den Dank von meiner Seelen!

Digitized by Google

War's ein blindes Ungefähr,
Daß mir schön der Jugend Blüthe
Aufging? Nicht ein Ohngefähr,
Nein, es war nur deine Güte,

Deine Gnade führte mich
Von den Zeiten in die Zeiten,
So, daß Glück und Unglück sich,
Nie zu keiner Zeit entzweiten ꝛc.

Der neunzehnjährige Jüngling bezog (Ostern 1766) die Universität Halle, und lebte daselbst anfangs sehr eingezogen, nur mit seinen Kollegien beschäftigt. Er mußte sich spärlich behelfen; so aß er Mittag in einem Speisehause für 1 Groschen, und Abends für 4 Pfennige Brot. Der Vater, welcher bei 200 Thalern Gehalt schon zwei Söhne mit großen Opfern hatte studiren lassen, ward nun auch vom dritten oft genug um Geld angegangen. Am Schlusse eines Briefes heißt es: „Ich weiß keinen Heller aufzutreiben; die Zinsen bleiben aus, die Kapitalien kommen in Konkurs, um meine mütterliche Erbschaft betrügt mich der Kammerrath, und ihr plagt mich um Geld. Ich bin des Lebens satt. Lebe wohl." Ernst war oft in großer Noth, aber er verlor nie den Muth und das Gottvertrauen. Professor Nietzky gewann den munteren Studenten lieb, und trug ihm diese und jene Hülfsleistung in seiner medizinischen Praxis auf. Schon nach dem dritten Jahre hatte der junge Heim eine nicht unbedeutende Praxis auf eigene Hand unter den Studenten und Bürgern gebildet. Nietzky schickte ihn um diese Zeit zu einem kranken Studenten, Namens von Karstedt. Dieser faßte eine außerordentliche Liebe zu Heim, und bot Alles auf, dessen Freundschaft zu gewinnen. Von Karstedt war sehr wohlhabend und drang in den geliebten Freund, einen reichlichen Mittagstisch und neue Kleider von ihm anzunehmen, auch auf seine Kosten ganz nach Belieben auszureiten. Beide Männer, so verschieden auch ihr Wesen angelegt war, blieben bis in den Tod eng verbunden.

Durch v. Karstedt wurde Heim in einen Kreis junger Männer gezogen, welche, indem sie sein heiteres freimüthiges Wesen liebten, nach seinem eigenen Geständnisse dazu beitrugen, manche Härte in seinem Betragen und in seiner Sprache durch ihren Umgang abzuschleifen. Gerade unter der reicheren Klasse der Studenten fand er aber auch oft die wildere Ausschweifung, die größere Verderbtheit. In der Unschuld seines Herzens, von strenger christlicher Frömmigkeit durchdrungen und von Natur Keinen fürchtend, schärfte er den lockeren Gesellen oft das Gewissen. Seine Bekenntnisse enthalten manches merkwürdige Beispiel einer zerknirschten Reue, welche er in noch nicht ganz verlorenen Jünglingen erweckte. Indeß mußte er auch oft erfahren, daß denen, welche am ersten bereit sind, ihre Sünden zu bekennen, oft die geringste Kraft beiwohnt, Buße zu thun.

Digitized by Google

Eine für sein ganzes Leben bedeutsame Freundschaft schloß Ernst 1769 mit einem biederen, talentvollen, aber etwas schwermüthigen Jüngling, dem Sohne des berühmten Leibarztes Friedrichs II., des Geheimraths Muzel. Der edle Jüngling ward von dem eben so heiteren als tiefen Wesen Heim's angezogen, wie Heim wieder das tiefe aufrichtige Gemüth Muzel's liebgewann; beide Naturen ergänzten einander. Durch Muzel ward Heim in das Haus der Frau Geheimeräthin von Buchner eingeführt, die nebst ihrer vortrefflichen Tochter viel zur Veredlung des moralischen Sinnes der beiden jungen Männer beitrug.

Die Doktorpromotion ging glücklich von Statten, doch hatte es nicht geringe Anstrengung gekostet, das nöthige Geld herbeizuschaffen, denn obgleich der junge Arzt bereits viele und glückliche Kuren unternommen hatte, so war er doch in seinen Finanzen nicht gebessert, denn er nahm selten Honorar und den armen Patienten kaufte er noch die Arznei.

Der Geheimerath Dr. Muzel wollte zur weiteren Ausbildung seines Sohnes diesen auf Reisen schicken und wünschte, daß Heim seinen Busenfreund begleiten möchte — versteht sich mit Bestreitung sämmtlicher Reisekosten aus der reichen Kasse des Herrn Geheimraths. Wer war froher, als der glückliche Heim! Im Mai 1772 machten sich die beiden jungen Doctores auf den Weg. Um den Bergbau und das Hüttenwesen kennen zu lernen, besuchten sie zuerst den Harz und Hannover, dann ging's an den Rhein zur Untersuchung der Mineralquellen. Auf der Universität Leyden in Holland ward ein längerer Aufenthalt gemacht, um die berühmtesten Professoren und Doktoren der Medizin zu hören und von ihnen zu lernen. Voll dankbarer Erinnerungen, mit mancherlei Kenntnissen und Naturseltenheiten bereichert, verließen die Freunde zu Anfang August 1773 Holland, um nach England zu schiffen. Nach einer zweitägigen Fahrt, auf welcher Heim fast 30 Stunden die verdrießliche Seekrankheit im heftigsten Grade zu überstehen hatte, kamen sie nach Harwich und fuhren sogleich nach London. Der Oheim, Baron Muzel-Stosch, hatte die Reisenden dem Herrn v. Schöning, einem bejahrten Diplomaten, welcher im vierzehnten Jahre Deutschland verlassen und die Muttersprache verlernt hatte, empfohlen. Dieser machte sie leicht mit den ersten äußeren Gesetzen des englischen Lebens bekannt. Bald führte sie der Professor Fabrizius aus Kiel bei den berühmten Weltumseglern Banks und Solander ein. Muzel schreibt darüber an seinen Vater: „Mit diesen Leuten sind wir in die angenehmste Art von Umgang gerathen, den wir nur jemals gehabt haben. Wir sind da, wie zu Hause, können kommen, wenn wir wollen, zum Essen ungenöthigt bleiben und, ohne uns im Geringsten zu geniren, die Freuden der Gesellschaft mit vernünftigen Männern genießen." Heim wurde besonders als Mooskenner von Banks sehr geschätzt. Indeß waren seine Fortschritte in der englischen Sprache noch nicht bedeutend gewesen, auch verstand er nicht, im Französischen sich fertig auszudrücken; im Lateinischen aber erschwerte die Verschiedenheit

Digitized by Google

der Aussprache das Verständniß mit Banks. Solander machte deshalb den Dolmetscher zwischen Beiden. Gleich bei der ersten Unterredung begegnete Heim ein kleiner Unfall, welcher, indem er den mit einem minder leichten Sinn begabten Freund einigermaßen erschreckt haben mag, vielmehr dazu beitrug, den Engländer für den munteren deutschen Doktor einzunehmen. Heim stützte sich nämlich auf die Lehne eines der schönsten und kostbarsten Stühle in Banks Besuchzimmer. Im Feuer der Verhandlung über die Moose und Meergräser brach der Stuhl. Ohne eine Spur von Verlegenheit schob Heim die Trümmer bei Seite und ergriff einen andern Stuhl, der seine Last besser trug. Banks gestand später, daß ihm dies Benehmen eine sehr günstige Meinung von Heim's wissenschaftlichem Eifer beigebracht habe."

Leider wurde Heim bald darauf von einem heftigen Gallenfieber befallen, das seinen Freund Muzel, der ihn behandelte, in nicht geringe Angst versetzte. Doch die kräftige Natur des jungen Mannes siegte ob, und die Studien wurden nun um so eifriger fortgesetzt. Dem Herrn Geheimrath in Berlin mußten regelmäßig Berichte eingesandt werden und diese wurden nun in englischer Sprache abgefaßt, in welcher Heim bald eine gute Fertigkeit erlangt hatte. Das englische Wesen gefiel beiden Freunden. Ungern verließen sie die gastliche Insel und reisten im Herbst 1774 nach Paris, wo Heim zu Desault, Professor der Anatomie, in's Haus zog und fleißig die Hospitäler besuchte. Doch mit französischer Art und Weise konnte der echtdeutsche Heim nie recht vertraut werden, und gern verließen die beiden Reisenden im Frühling 1775 Paris, um nach Deutschland zurückzukehren.

In Straßburg hatte Heim folgendes für ihn höchst charakteristisches Abenteuer. Er hatte sich schon von Kindheit an im Klettern auf Bäumen, Dächern, Thürmen und Bergen geübt, und that es darin jederzeit allen seinen Genossen zuvor. Muzel wußte das und hatte selbst auf der Reise, bei Erklimmen von Felsen und Klippen um Moose zu suchen, Beweise von unglaublicher Kühnheit und Geschicklichkeit seines Freundes gesehen. Als nun in Straßburg eines Abends bei dem Apotheker Hecht von der Verwegenheit eines Menschen, der bei der Durchreise der Königin von Frankreich für 4 Louisd'or auf die äußerste Spitze des Münsters gestiegen war, mit Staunen gesprochen wurde, so sagte Muzel: „Das kann Heim auch! Nicht wahr, Du thust es?" Ein schnelles Ja war die Antwort. Des andern Morgens gingen sie nach dem Münster. Hecht und Salzwedel (ein Studiengenosse in Leyden) begleiteten Heim bis über das zweite engere Treppengewinde oberhalb der Plattform. Dem gegebenen Worte getreu, wenn es auch das Leben kosten würde, kletterte er nun die kleinen völlig freien Stufen hinauf und rechts in die durchbrochene Krone des Thurms; dann aus dieser hinaus auf das große steinerne Kreuz, welches die äußerste Spitze bildet. Nur durch Umklammerung mit den Armen, indem man die Fußspitzen in Kerben setzte, welche in den Sandstein eingehauen sind, kann dieses erstiegen

Digitized by Google

werden. Auf dem Querbalken des Kreuzes, 475 Fuß hoch über dem Straßenpflaster der Stadt, zieht er das Schnupftuch aus der Tasche und schwenkt es, worauf er glücklich wieder heruntersteigt. Aber um keinen Preis der Welt, so gesteht er, würde er dies Wagestück wiederholt haben.

Die Freunde durchschweiften nun den Schwarzwald und das Schwabenland, und Heim war in seinem Gott vergnügt. Er begleitete aber seinen Muzel nicht direkt nach Berlin, sondern suchte erst die geliebte Heimath auf. In Meiningen hatte der vielgereiste Doktor bei Hofe Audienz, und meldet in seinem Tagebuch darüber: „Nachmittags wurde ich durch einen Pagen zur Frau Herzogin gerufen; die beiden Prinzessinnen, die Frau Oberhofmeisterin v. Steuben und mehrere Damen waren gegenwärtig. Nach den englischen Frauenzimmern wurde ich am meisten gefragt. Nachdem ich sie mit Recht sehr gelobt hatte, versicherte ich, daß mir dessenungeachtet die deutschen Frauen besser gefielen und daß ich mir keine andere als eine Deutsche zur Gattin wählen würde. Alle Damen, außer der Herzogin, die saß, traten an mich näher heran, sahen mir in die Augen und dankten mir durch überaus freundliche Mienen für meinen Entschluß." — Der schönen Prinzessin überreichte er von seinen zartesten Moosen, zierlich aufgeklebt, und da er zwei dieser kleinen Wesen nach seinen Brüdern benannt, so fragte die Prinzessin, ob er nicht auch sie einmal zu Gevatter bitten wolle. „Noch habe ich kein Moosblümchen gefunden, welches würdig wäre, den Namen einer so schönen Prinzessin zu tragen," erwiederte der artige Doktor.

Mit derselben Ungezwungenheit, wie er sich hier bei Hof bewegte, besuchte er aber auch seine Bauern und Schulkameraden in Solz und verlebte frohe Stunden mit Tanten und Vettern, denen er nicht genug erzählen konnte. Der alte Vater war in eine gefährliche Krankheit gefallen; der Sohn hatte das Glück, ihn wieder herzustellen. Während dieser Krankheit versammelten sich die fünf Brüder in Solz. Auf dem Grabe der verklärten Mutter küßten sie sich und schwuren, sich stets zu lieben und christlich zu leben in ihrem Geiste, der vielleicht hier schwebte.

Gleich nach der Genesung des Vaters riefen Heim die dringenden Einladungen seines Muzel nach Berlin. Mit David's Worten schrieb ihm dieser: „Wie der Hirsch dürstet nach frischem Wasser, so dürstet meine Seele nach Dir!"

Michaelis 1775 kam Heim in Berlin an, und lernte nun erst seinen Wohlthäter Geheimerath Dr. Muzel persönlich kennen. Bei diesem wohnte und lebte er in Gemeinschaft mit dem Sohne. Viele Centner gesammelte Mineralien, viele Tausende getrockneter Pflanzen, desgleichen die in Holland angekauften rohen Arzneikörper wurden geordnet. Gleichzeitig machte Heim seinen anatomischen Kurs in sechs Lektionen, und bearbeitete die vom Ober-Kollegium ihm vorgelegten Aufgaben, um eine Physikatstelle annehmen zu können. Das Examen wurde gut bestanden und durch Vermittelung seines Gönners erhielt Heim das Physikat in Spandau.

Digitized by Google

Erst 29 Jahre alt und noch von einem zartblühenden Aeußern erwarb er sich doch bald ein allgemeines Zutrauen bei Kranken wie bei Gesunden; sein Name ward bald in der ganzen Umgegend bekannt. Er nahm, zur Befestigung seiner Kenntnisse, häufig Sektionen vor und unterrichtete sich mit Fleiß auch über die Krankheiten des Viehes. Während seines siebenjährigen Aufenthaltes in Spandau grassirte in seinem Physikat zweimal die Viehseuche, dreimal der Milzbrand als Epidemie. Mehr als hundert Rinder und fast eben so viele gefallene Pferde hat er mit eigener Hand, unter Beihülfe der Scharfrichterknechte, geöffnet. Mit seinem ihm angeborenen Gleichmuth setzte er sich darüber hinweg, wenn Manche anfangs ein Aergerniß daran nahmen, daß er auf einem Bauernwagen zur Besichtigung krepirten Viehes abgeholt wurde, auch wohl noch den Scharfrichterknecht mit aufsitzen ließ.

Seine Kuren waren außerordentlich glücklich und Alles ließ sich auf's Beste an; da traf ihn ein harter Schlag — der Tod seines geliebten Muzel, der 1778 den 14. April an einem Faulfieber plötzlich verstarb. Heim drückte ihm die Augen zu, aber er hatte nicht helfen können, da er den berühmtesten berliner Aerzten nachgeben mußte, obwohl er das Fehlerhafte ihres Verfahrens scharf rügte. Mit seltener Fassung des Gemüths ertrug er den herben Verlust.

Im August des Jahres 1779 verlobte er sich mit Charlotte Müker, der liebenswürdigen Tochter eines angesehenen Kaufmanns in Spandau; schon rüstete man sich zur Hochzeit, da ward der glückliche Bräutigam auf das Krankenlager geworfen. Bei der herrschenden Ruhrepidemie hatte er sich Tag und Nacht keine Ruhe gegönnt und war nun selber von der bösartigen Seuche angesteckt. Fast wäre er unterlegen, die Aerzte zweifelten an seinem Aufkommen und er selber war auf sein Ende gefaßt; doch der, welcher so Vielen das Leben retten und erhalten sollte, ward den Seinen wiedergeschenkt. Aber erst im folgenden Jahre konnte er seine Hochzeit feiern.

Der Ruf des geschickten Arztes vermehrte sich mit jedem Jahre, die berliner Freunde drängten immer mehr zur Uebersiedelung nach der Hauptstadt, und so zog denn Heim im April 1783 nach Berlin. Da er die bereits in der spandauer Gegend an ihn geketteten Familien nicht verlassen wollte, machte er auf seinem schnellen wilden Reitpferde die staunenswerthesten Ritte, oft bei finsterer Nacht. In Berlin fuhr er, und zuletzt mußte er sechs Wagenpferde halten. In einem Briefe heißt es: „Ich habe als Arzt mehr zu thun, als irgend einer meiner Kollegen in Berlin. Allen Vergnügungen des Lebens muß ich fast entsagen, um nur meine Patienten abwarten zu können. Da aber in diesem Geschäft meine Seele die größte Ruhe findet, so liegt auch keine eigentliche Aufopferung darin. Bälle, Konzerte, Spazierfahrten, Abendgesellschaften — zu allen diesen Genüssen bleibt mir schlechterdings keine Zeit.“ Eine Erholung gönnte sich aber der unermüdliche Mann im Jahre 1796, wo er mit Frau und Kind seine Heimath besuchte und eine frohe Zusammen-

Digitized by Google

kunft mit sämmtlichen Brüdern feierte. Später wurden auch die schlesischen und böhmischen Heilquellen besucht, und solche Reisen waren denn wahre Triumphzüge für den in ganz Deutschland gefeierten Arzt. An den großen Weltbegebenheiten konnte er wenig Antheil nehmen, da seine ärztlichen Pflichten und Strapazen all' sein Leben in Anspruch nahmen. Als aber die Stunde schlug, wo Deutschland sich vom Joch der französischen Tyrannei befreite, da hatte er die Freude, seinen einzigen Sohn mit zur Armee zu senden, der sich dann auch als Arzt höchst vortheilhaft auszeichnete.

Heim war in Berlin so bekannt, daß, wenn er durch die Straßen ritt, arme Kinder, Soldaten, Arbeiter ihn jubelnd begrüßten, denn Allen war er ein Wohlthäter geworden. Aber auch die Großen und Vornehmen liebten und ehrten ihn; er erfreute sich der persönlichen Huld des Königs und der Königin; im Jahre 1799 war er durch ein allerhöchstes Patent zum Geheimrath ernannt worden; dem Prinzen Ferdinand, dem letzten Bruder Friedrichs des Großen, war er ein lieber Freund. Hätte er nur die unvergleichliche Königin retten können! Er wurde zweimal nach Mecklenburg berufen. Den 17. Juli 1810 bemerkt Heim im Tagebuch:

„Ich fand die Königin schlechter, als ich mir vorgestellt hatte. Der Puls schlug 120 bis 130 Mal in einer Minute.

„Den 18. fast den ganzen Tag bei der Königin gewesen. Da sie Vormittags und Nachmittags einige Stunden geschlafen hatte, war ihr Geist munter."

„Den 19. Von gestern Abend um 11 Uhr an bis heute früh um 4 Uhr am Bette der Königin gesessen, welche die ganze Nacht hindurch meine rechte Hand in der ihrigen hielt. Ich befand mich in der jammervollsten Lage; ich war so müde, daß ich jeden Augenblick einschlief, so sehr ich mich auch anstrengte, wach zu bleiben, da dies die Umstände erforderten. Die Königin wurde immer engbrüstiger, konnte kaum laut reden und wollte doch mit mir sprechen. Vor 5 Uhr, als mir eben die Königin erlaubt hatte, mich etwas zur Ruhe zu legen, kam der König an. Als die Königin ihn erblickte, sagte sie mit schwacher Stimme: „Mein lieber Freund." Der König und Alle, die mit ihm im Zimmer waren, weinten. Der Kronprinz und sein Bruder, Prinz Wilhelm, kamen auch an's Bett der Königin, weinten und schluchzten laut. Um 9 Uhr starb die Königin, sicherlich die schönste Frau in des Königs Landen, und von der reinsten Herzensgüte! Der König, Frau v. Berg und wir Aerzte waren gegenwärtig. Der König war in seiner tiefen Betrübniß doch gefaßt und stark."

In den folgenden Tagen war Heim noch öfters bei Sr. Majestät dem Könige, welcher sich huldreich mit ihm über die letzten Lebensumstände der Verklärten unterhielt. Als der rüstige Doktor sein 50jähriges Jubiläum feierte, schmückte der Staatskanzler, Fürst Hardenberg, im

Digitized by Google

Namen des Königs den Gefeierten mit dem rothen Adlerorden 2ter Klasse, unter Verlesung folgender Kabinets-Ordre:

„Ich erfahre, daß heute Ihr funfzigjähriges Doktor-Jubiläum gefeiert wird. Indem ich Ihnen meine Theilnahme an diesem frohen Ereigniß bezeige, wünsche ich, daß die Vorsehung Sie noch lange Ihren wohlthätigen Berufspflichten erhalten möge. Ihren ausgezeichneten Verdiensten um die leidende Menschheit habe ich stets ein gerechtes Anerkenntniß gewidmet. Empfangen Sie einen neuen Beweis desselben und meines besondern Wohlwollens in dem rothen Adlerorden 2ter Klasse, dessen Insignien ich hier beifügen lasse.

Berlin, den 15. April 1812.

Friedrich Wilhelm."

Wenn Andere mit ihrem funfzigjährigen Jubelfeste von ihrer amtlichen oder beruflichen Thätigkeit Abschied nehmen, so war Heim auch darin dem Feldmarschall Blücher ähnlich, daß den Greis das Jünglingsfeuer bis an sein Ende beseelte. Noch volle 22 Jahre wirkte der seltene Mann mit ungebrochener Kraft, von Jahr zu Jahr von seinen Mitbürgern mehr verehrt und geschätzt, und selbst von seinen Kollegen ohne Neid anerkannt. In seinen letzten Lebenstagen wiederholte er oft den Wunsch, daß nach seinem Hinscheiden sein Dank gegen die gute Stadt Berlin, wo der Baum seines Glückes so herrlich erblüht war, öffentlich ausgesprochen werden möchte. *)

Sanft, ohne das leiseste Zeichen des Schmerzes, hauchte er am 15. September 1834 in der Mittagsstunde in den Armen der lieben Angehörigen die fromme Seele aus, bis an die Pforten des Todes ein glücklicher Sterblicher. Mit Recht hatte er einst über seine Ruhestätte die Worte setzen lassen: Es ist kein Trauerort für die Familie Heim.

Ueber das Leichenbegängniß berichtet die Staatszeitung Folgendes: Am 18. September Vormittags wurde Heim's sterbliche Hülle zur Erde bestattet. Von der Stelle, wo er sanft entschlief, wo der anwesende älteste Geistliche den Ehebund der sechs Kinder des Hauses eingesegnet hatte, hoben die jüngeren Aerzte der Stadt, treue Schüler des abgerufenen alten Meisters, den Sarg hinweg und trugen ihn feierlich zum Wagen. Viele Tausende der Einwohner Berlins bildeten stille Reihen von dem Sterbehause bis zum Friedhofe vor dem halleschen Thor, der König, des Landes geliebter Vater, der den Lebenden durch hohe Huld beglückt hatte, erwies auch dem Entschlafenen die letzte Ehre durch Absendung seines achtspännigen Wagens. Eine ähnliche Auszeichnung wurde dem Verstorbenen von Seite der königlichen Prinzen zu Theil. Ein glänzendes und zahlreiches Gefolge von Personen jeden Standes und Ranges, Deputationen des Magistrats und der Stadtverordneten, Freunde und Verehrer Heim's folgten dem Trauerwagen. Am Eingang des Friedhofs wurde der Sarg wiederum von den Aerzten vom Wagen gehoben

*) Preuß. Staatszeitung 1834, Nr. 260.

Digitized by Google

und zur Gruft getragen. Hier stimmten die jüngeren Freunde, die dankbaren Verehrer, wie sie sich selbst nennen, ein Lied an:

„Im Arm der Liebe ruht sich's wohl,
Wohl auch im Schooß der Erde."

Bei dem folgenden Schlußchor „Heiliges Leben, wie du's fromm vollendet", machte es einen merkwürdigen Eindruck auf die Leidtragenden, daß in diesem Augenblick ein Schwarm von Schmetterlingen über dem Blumenkranze flatterte, der den Sarg schmückte, als hätte die Natur ihre zartesten Kinder in so ungewöhnlicher Zeit erweckt und abgesandt, um ihrem Lieblinge und treuesten Schüler das letzte Lebewohl auf dieser Erde zuzuflüstern.

Mit Recht bemerkt Heim's Schwiegersohn und Biograph Keßler: „Fast Alles, was Heim Verdienstliches, als neue Entdeckung oder als schärfere Untersuchung beigelegt wird, erscheint nur als die mit unermüdlichem Eifer aus dem Keim seines frühen, frischen Naturlebens, dann seines emsigen Naturstudiums*) gezogene wohlthätige Frucht. Schwerlich würde er ohne die unendliche Uebung im Zergliedern der zartesten Moose wohl die eigenthümlichen Strahlen, Bläschen und Narben mancher Krankheiten entdeckt haben. Entwickelte nicht die tausendfältige Vergleichung der Gerüche der Pflanzen in ihm die Fähigkeit, äußerlich ähnliche Krankheiten durch ihren Geruch von einander zu unterscheiden? Mit seinem frischen Naturssinn durchschaute Heim augenblicklich das Wesen der Krankheit. Der berühmte Professor Dr. Reil äußerte sich einmal: „Heim weiß nicht, wie er die Leute kurirt. Unsereiner sieht und forscht wochenlang, ehe er zu behaupten wagt, er wisse, wo die Krankheit sitze. Ruft man nun Heim, so tritt er in seiner leichten Manier herein, sieht kaum nach dem Kranken, fragt ihn oft nicht einmal, und sogleich trifft er den Punkt, auf welchen uns erst eine lange mühsame Kombination geleitet hat."

Das ist eben das Wesen des Genius, der da schauet, was Andere blos vermuthen.

Eine andere nicht genug zu preisende Eigenschaft des großen Mannes war seine Bescheidenheit und Bereitwilligkeit, fremdes Verdienst anzuerkennen; er war ohne allen Neid — eine Tugend, die unter den Aerzten nicht allzuhäufig gefunden wird.

Im Jahre 1835 versammelten sich die 70 Aerzte der Königsstadt, und unter ihnen die Häupter ihrer Kunst und Wissenschaft, zu einem festlichen Mahle und ehrenvollem Gedächtniß ihres entschlafenen Aeltesten. Von Vielem, was hierbei zu dessen Ruhme vorgebracht wurde, mag folgendes Akrostichon genügen:

*) Heim hat auch dem achtjährigen Knaben Al. v. Humboldt den ersten Unterricht in der Botanik ertheilt.

Digitized by Google

Hier in dem englischen Hause ein Hört! Den versammelten Freunden,
Einen kurzen Moment gönnet mir freundlich das Ohr.
Innig verbanden wir uns; o möcht' mißgünstige Selbstsucht,
Möchte verleumdender Neid nie zerreißen das Band
Unsers schönen Vereins. Das medicus medicum odit*)
Nun und nimmer fortan sei es des Standes Symbol!
Schöner vielmehr mög' stets der Bund seine Blüthen entfalten,
Einigkeit, Liebe, Vertraun, Hülfe in Rath und in That.
Ruft drum zurück Euch den Mann, den herrlichen, und als ein leuchtend
Vorbild sei er und bleib, ihn den unsterblichen Heim!
O, wer hätt' ihn gekannt und nicht geliebt, ja verehrt ihn!
Rein wie das himmlische Licht, jedem Kollegen ein Freund.
Bieder war er und mild, in Nöthen ein rettender Schutzgeist
Jeglichem, arm oder reich, immer nur galt ihm der Mensch.
Laßt drum heute besonders, beim Stiftungsfeste in Ehrfurcht
Dem vollendeten Arzt weih'n der Erinnerung Dank.

Dr. H.

Friedrich Perthes schrieb in demselben Jahre an einen Freund (und sein Wort möge diese Skizze schließen): „An dem Leben des berliner Arztes Heim, herausgegeben von seinem Schwiegersohn Keßler, werden Sie sich freuen; echt deutsch im besten Sinne, die lebendigste Handfestigkeit, starke Sinnlichkeit und Lebenslust, vereinigt mit großem Talente und ernster Sittlichkeit; wenig christliche Erkenntniß, aber wahrer und wirklicher christlicher Sinn. Unsere Jünglinge mögen sich in diesem Spiegel beschauen."

## Bertel Thorwaldsen.**)

Unter den großen Bildhauern aller Zeiten und Völker ist der Däne Thorwaldsen einer der größten. Er war ein Liebling der Musen, ein Günstling des Glücks, — sein Leben ein ununterbrochener Triumphzug. Zwar hatte der Sohn des armen, ja des ungeschickten Bildschnitzers manchen Kampf zu bestehen, bis sein Lebenspfad sich ebnete, aber die Hindernisse waren doch nur so groß, daß sie die innere Kraft des strebenden Genius weckten und stählten. Italien war seine zweite geistige

*) Ein Arzt haßt den andern.

**) Thorwaldsen's Leben von Just. Mathias Thiele, deutsch von Henrik Helms (2 Bde.). Leipzig, Lorck, 1852. Unsere Zeit in Biographien und Bildnissen, I. 4. Albert Thorwaldsen von H. C. Andersen (Hamburg, Verlags-Comptoir). Charaktere und Reden von Oersted, deutsch von Kannegießer (Leipzig, Lorck).



Digitized by Google

Heimath, in der sein Künstlergeist sich entfaltete, und auch da bewährte sich das Glück in der Verschmelzung nordischer Tüchtigkeit und italienischen Feuers. Ein Canova mußte, weil er bloß Italiener war, trotz aller Vollendung in der Darstellung schmelzender Schönheit, hinter dem Meister aus Norden zurückbleiben.

Der Großvater Thorwaldsen's war ein armer isländischer Prediger, mit Namen Thorwald Gotskalksen, der sandte seine beiden Söhne Ari und Gotskalk nach Kopenhagen, daß sie dort selber für ihren Unterhalt sorgen möchten. Der ältere der Brüder starb, der jüngere fand Beschäftigung auf der Schiffswerfte, da er einige Geschicklichkeit im Holzschnitzen besaß. Im Jahre 1769 verheirathete sich Gottschalk Thorwaldsen mit der Tochter eines jütländischen Bauers, und diese Ehe wurde 1770 mit einem Kinde gesegnet, das ganz Europa mit seinem Ruhm erfüllen sollte.

Es war eine ärmliche Familie, die mit allerlei Noth zu kämpfen hatte. Thorwaldsen's Vater ist als ein hoher hagerer Mann geschildert, die Mutter als eine kleine schmucke Frau, deren Aeußeres aber in späteren Jahren vernachlässigt, und der allmählig Alles, nur nicht ihr geliebter Sohn, die einzige Freude ihres kummervollen Lebens, gleichgültig wurde.

Wie ein Sonnenstrahl, der in eine dunkle Kammer fällt, ist die folgende Erinnerung aus seiner Kindheit, die Thorwaldsen einst dem Dichter Andersen anvertraut hat, und welche von diesem in seinem „Bilderbuch ohne Bilder" (24ter Abend) benutzt worden ist.

Des Knaben liebstes Spielzeug war das Spinnrad; er durfte es aber nicht anrühren, sonst klopfte man ihm auf die Finger. Eine Nacht, während Vater und Mutter schliefen, lag er wachend auf seinem Lager. Der Mond schien hell ins Zimmer, das Spinnrad sah so einladend aus, daß sich der Kleine nicht länger halten konnte, aus dem Bette sprang, ganz leise sich an das Rad setzte und hocherfreut es mit seinen kleinen Fingern um und um drehte. Wie er nun so da sitzt und spinnt, erwacht die Mutter. Sie wirft einen Blick ins Zimmer und vermeint, einen Kobold oder ein derartiges Gespenst zu sehen, denn: „die Kobolde spinnen des Nachts, wenn man am Abend vergißt, die Schnur von dem Rade abzulösen." In ihrer Angst weckt sie den Mann, dieser aber entdeckt bald, daß der kleine Bertel der Spukgeist ist, und mit einem tüchtigen Klaps wird der kleine Kobold wieder in sein Bett gejagt.

Albert mußte seinem Vater das Essen hinaustragen auf die Schiffswerfte, und sah nun mit nicht geringer Freude dem Zimmerhandwerk und den Holzschnitzereien des Vaters zu, die ihn noch mehr anzogen, als früher der Spinnrocken. Aber mit der Kunst des Vaters war es nicht weit her, darum verdiente er auch so wenig. So wollte er einstmals als Schiffsgallion einen Löwen anfertigen, kam aber nicht damit zu Stande, und obwohl er zwei bis drei Mal neues Holz auflegte, ward und blieb es doch immer nur — ein Pudel. Wie aber Bertel heranwuchs und seinem Vater half, ging Alles viel besser von Statten, denn

Digitized by Google

es zeigte sich bald, daß der Sohn viel mehr Geschick hatte als der Vater. Dieser machte sich das Talent des Sohnes zu Nutzen und den ganzen Tag mußte er Bilder schnitzen oder auf der Werfte das Beil führen.

Glücklicher Weise hatte ein Freund Thorwaldsens die guten Anlagen des Knaben bemerkt und diesem schon frühzeitig (1781) eine Stelle auf der Akademie verschafft. Bertel erhielt einen Platz in der letzten Klasse für freie Handzeichnung, rückte aber schon im nächstfolgenden Jahre in die zweite Klasse hinauf, wo er im Figurenzeichnen von dem Lehrer Löffler unterrichtet wurde, was schon damals für einen zwölfjährigen Knaben etwas Ungewöhnliches war. Zwischen diesem Lehrer und seinem Schüler entwickelte sich bald ein liebevolles Verhältniß, welches von glücklichem Einflusse sowohl auf die künstlerische als sittliche Ausbildung des Knaben war.

Löffler ging sehr gründlich und langsam zu Werke, und da überdieß der junge Thorwaldsen dem Vater mit aller Kraft helfen mußte, so verweilte er drei Jahre in der zweiten Klasse.

Zugleich mit Bertel besuchte ein anderer Knabe die Akademie, der stets sein Kamerad war, aber in einer ganz andern Richtung später sich auszeichnete, nämlich als Arzt. Es war der Knabe Mathias Sartorph, der schwach und von zartem Körperbau sich des Abends, wenn die wilden Gefährten die Akademie verließen, unter den Schutz des stärkeren Thorwaldsen stellte. Die Gefälligkeit des freundlichen armen Bertel wurde dem Vater des jungen Sartorph bekannt, und dieser lud ihn nun wöchentlich mehrmals zu Tische ein. Die Kameradschaft währte noch einige Jahre, bis die verschiedenen Bildungswege die beiden Jugendfreunde trennten.

Aber Thorwaldsen mochte nicht aus der freundlichen Familie scheiden, ohne seine Dankbarkeit an den Tag zu legen. Als er einige Uebung im Modelliren erlangt hatte, führte er ein Porträtmedaillon des alten Professors Sartorph aus, mit welchem er, nachdem der Dichter Rahbeck einige Zeilen dazu geschrieben, der Familie ein Geschenk machte. Von diesem Medaillon, das als eine der ersten Arbeiten des gefeierten Künstlers merkwürdig ist, existiren noch mehrere Abgüsse.

Am 3. Januar 1785 rückte er in die Gypsklasse der Akademie auf, und hier stellten sich dem freudig erstaunten Blick die antiken Statuen dar, welche in Abgüssen als Vorbilder bei den Zeichenübungen dienten. Der Schüler war in eine neue schönere Welt versetzt und arbeitete mit doppeltem Eifer. Schon im folgenden Jahre (2. Januar 1786) wurde er für würdig befunden, in die Modellklasse aufzurücken. Einer der Professoren dieser Klasse, der Maler Nicolai Abildgaard, bemerkte bald das ausgezeichnete Talent des Knaben, und widmete ihm besondere Sorgfalt, unterstützte ihn auch öfters mit Geld. Erst ein Jahr hatte Bertel Thorwaldsen in der Modellklasse gearbeitet, als er schon eine akademische Prämie, die kleine silberne Medaille, erhielt.



Digitized by Google

Er war jetzt sechzehn Jahr alt und sollte konfirmirt werden, der Vater ließ ihn bei dem Pfarrer der Holmens- (Marine-) Kirche einschreiben, aber es zeigte sich bald, daß er in seinen Religionskenntnissen weit hinter den Altersgenossen zurückstand, und so erhielt er seinen Sitz weit unten zwischen den andern armen Knaben. Nicht lange darauf hatte der Prediger erfahren, daß ein junger Mensch, Namens Thorwaldsen, den ersten akademischen Preis davon getragen habe; nun fiel ihm der Name auf, und er fragte seinen Konfirmanden, ob er ein Bruder des gerühmten Thorwaldsen sei? „Ich bin es selbst," antwortete dieser. Von diesem Tage an behandelte ihn der Prediger mit der größten Achtung, wies ihm den ersten Platz unter den Konfirmanden an, und nannte ihn „Monsieur Thorwaldsen". Dieses Wort erfüllte die Seele des Jünglings mit Entzücken und gab ihm neuen hohen Muth.

Nach der Konfirmation nahm der Vater seinen Albert gänzlich in Beschlag und man sah ihn öfters Spiegelrahmen und andere vergoldete Holzarbeiten austragen; doch wenn der junge Künstler ein freies Stündchen erobern konnte, benutzte er es zum Modelliren in Thon. Sein wackerer Freund und Beschützer Abildgaard hatte unterdessen eine Reise nach Italien gemacht, und als dieser Meister zurückkehrte, mußte auch Thorwaldsen wieder den akademischen Studien sich zuwenden, namentlich aber an einer Preisbewerbung sich betheiligen, und siehe — der Jüngling erhielt (1789) die große silberne Medaille für ein Basrelief (halb erhabene Arbeit), das einen ruhenden Amor darstellte. So konnte es denn Thorwaldsen schon wagen, im folgenden Jahre öffentlich als Bildhauer hervorzutreten. Es war nämlich dem Maler Wolff, einem Schüler Abildgaards, aufgetragen, die Ehrenpforte, welche für den Einzug der Gemahlin des Kronprinzen (spätern Königs Friedrich VI.) in Kopenhagen errichtet wurde, mit Malereien und Statuen zu verzieren. Wolff nahm den jungen Kunstgenossen zu Hülfe, und Thorwaldsen arbeitete in seiner engen Werkstatt drei schöne Statuen, nämlich: zwei Schutzgötter (Dänemarks und Norwegens), welche sich die Hände über einem flammenden Altar reichten und das dänische und hessische*) Wappen hielten, und eine Fama mit Trompeten und Kränzen von Rosen und Myrten, die beweglich war, und sich beim Fortschreiten der Prozession nach allen Seiten drehte, um das Gerücht von der Ankunft der Herrschaften zu verkünden.

Der Ruf von der Schönheit der Prinzessin brachte den jungen Künstler auf den Gedanken, ein Porträtmedaillon derselben auszuführen. Dies wurde schnell vollendet und in Gyps gegossen. Ein Gypswaarenhändler hatte den Verkauf übernommen, und dieser machte ein glänzendes Geschäft; Thorwaldsen ward mit einer kleinen Summe zufriedengestellt. Sein Talent im Zeichnen und sichern Auffassen der Form ward

*) Die kronprinzliche Gemahlin Marie Sophie Friederike war eine hessische Prinzessin.

Digitized by Google

immer mehr anerkannt; angesehene Damen nahmen bei dem jungen Manne Unterricht im Zeichnen.

Er hatte mit drei andern Kunstjüngern eine kleine Gesellschaft gebildet zur gemeinschaftlichen Ausbildung. Die Kompositionen der vier Freunde wurden gegenseitig kritisirt; der Arbeit folgte ein einfaches aber munteres Mahl, nach diesem wurden Dichterwerke vorgelesen. Thorwaldsen saß dann, ganz Ohr und Aufmerksamkeit, mit wahrer Andacht da, und wenn die Andern über die Ausführung dieser oder jener dichterischen Idee sich unterhielten, modellirte er einen Klumpen Thon oder in Ermangelung eines solchen ein Stück Brot. Mitunter ergriff er den Bleistift, skizzirte seine Ideen oder zeichnete mit verschönerten Formen die Gegenstände ab, die sich vor ihm auf dem Tische fanden, und so wurde er einmal Urheber einer verbesserten Tabaksetikette, da zufällig ein Päckchen Tabak vor ihm auf dem Tische stand.

Ein genialer Maler, Namens Carstens, hatte die Modellklasse der Akademie besucht, aber keine Anerkennung gefunden. Er verließ Kopenhagen, da er nicht einmal die kleine goldene Medaille erringen konnte; nun sollte um eben diesen Preis auch Thorwaldsen mit andern Künstlern konkurriren. Er fürchtete sich, und wollte durchaus sich nicht zu der neuen Prüfung bequemen; endlich nach langem Zureden der Freunde ermannte er sich, und entwarf in vier Stunden eine Skizze, welche den Erwartungen entsprach. Das nach derselben ausgeführte Basrelief erhielt — die kleine goldene Medaille. Der Staatsminister Graf Ditlew von Reventlow sah die Arbeit des hoffnungsvollen Bildschnitzersohnes und wurde sein Beschützer. Durch seinen Einfluß wurden ihm Mittel verschafft, ohne Nahrungssorgen eine Zeit lang reine künstlerische Aufgaben lösen zu können. Thorwaldsen behandelte nun Szenen aus Homers Iliade, und lieferte namentlich ein Basrelief, das den Priamus darstellt, der dem Achilles köstliche Geschenke bietet, um die Auslieferung der Leiche Hektors zu erlangen.

So übte er sich in selbstständiger Darstellung, lieferte im Jahre 1792 noch zwei treffliche Skulpturen: Herkules, der bei Omphale spinnt, und Numa mit der Nymphe Egeria. Seine Kraft war so erstarkt, daß er im folgenden Jahre die große goldene Medaille gewann für ein Basrelief: Petrus, der den Lahmen heilt (Apostelg. 3). Damit war das Anrecht auf ein dreijähriges Reisestipendium erworben; doch Thorwaldsen hatte noch keine Lust zum Reisen. Sein Ruf hatte ihm die angesehensten Familienkreise eröffnet, er war ein Freund der tüchtigsten akademischen Künstler, und seine Zeichnungen wurden überdies sehr gut bezahlt, was für die unbemittelte Familie sehr erwünscht war. Abildgaard sorgte, daß Thorwaldsen auch als Bildhauer sich etwas verdiente, und bewirkte, daß man ihm einen Theil der Arbeit übertrug zur Ausschmückung der königlichen Amalienburg. Nach den Zeichnungen Abildgaards modellirte Thorwaldsen erst zwei Basreliefs, dann Statuen in Lebensgröße, und zwar in merkwürdig kurzer Zeit. Abildgaard war

Digitized by Google

stolz auf die Arbeiten seines Schülers und führte eines Tages seinen Freund, den schwedischen Bildhauer Professor Sergell, in das Palais, um ihm diese Arbeiten zu zeigen. Thorwaldsen stand dort in voller Thätigkeit mit seinem Schabeisen in der Hand, und mauerte an einer der Statuen, ohne ein Wort zu sprechen, vielleicht ohne den Gruß des fremden Professors zu beachten. Als Sergell die Arbeit eine Weile betrachtet hatte, rief er aus: „Wie machen Sie es doch, solche schöne Figuren zu Stande zu bringen?" — Thorwaldsen drehte sich um, zeigte ihm das Schabeisen und antwortete nur: „Mit diesem hier!"

Im Jahre 1796 ward der Pilgerzug nach Rom unternommen; Thorwaldsen hatte ein Stipendium von 400 Thalern jährlich auf drei Jahre zugesichert bekommen, und für die Fahrt nach Italien einen Freiplatz auf der königlichen Fregatte Thetis. Die Mutter war untröstlich, da sie in ihrem Sohne nicht bloß den helfenden Freund, sondern die einzige Lebensfreude verlor; als sie im Kleiderschranke noch eine zurückgebliebene schwarze Weste ihres Albert fand, küßte sie diese mit Inbrunst.

Die Reise ging langsam, Thorwaldsen mußte in Neapel, länger als ihm lieb war, verweilen, und leider hatte er sich mit der italienischen Sprache wenig vertraut gemacht. Die Revolution schien auch in Italien Alles umkehren zu wollen; unter sehr ungünstigen Verhältnissen kam der junge Künstler nach Rom (8. März 1797). Der Papst Pius VI. hatte vergebens versucht, seine geringe weltliche Macht den siegreichen Waffen des Generals Bonaparte entgegenzustellen, und der Friede zu Tolentino am 19. Februar 1797 hatte neben dem Verlust mehrerer römischer Provinzen noch andere kränkende Demüthigungen zur Folge. Als Thorwaldsen im Vatikan und auf dem Kapitol die berühmten Meisterwerke seiner Kunst, um derentwillen er eine so mühsame Reise unternommen hatte, beschauen wollte, waren sie theils schon entführt, theils in Kisten eingepackt, um nach Paris gesandt zu werden. Auf dem Kapitol sah er nur, wie man damit beschäftigt war, Apollo, Laokoon und den berühmten Torso in die Kisten einzumauern, die sie wie Särge bis zur Auferstehung in der Hauptstadt Frankreichs verwahren sollten. Hierüber beklagte sich Thorwaldsen in den Briefen an seine Freunde noch mehr, als über das Heimweh, an dem er auch nicht wenig litt. —

Er war einem in Rom lebenden Landsmanne, dem gelehrten Alterthumskenner Zoëga empfohlen worden, der ihn gastfreundlich aufnahm, aber in seiner pedantischen Strenge Vieles an dem jungen Künstler tadelte, welcher freilich ohne alle gelehrte Bildung war, sogar an nöthigen Schulkenntnissen Mangel litt. Unterm 5. Januar 1798 schrieb Thorwaldsen:

„Es ist laut des Gebots meines Instruxes (Instruktion) jeden sechsten Monat der königlichen Akademie meinen Aufenthaltsort zu melden, daß ich hierdurch ehrerbietigst mir die Freiheit gebe, zu berichten, daß es mir wohl geht und ich mit allem möglichen Fleiß arbeite. Die vielen Merkwürdigkeiten, die hier sind, haben verursacht,

Digitized by Google

daß ich nicht sogleich Hand an die Arbeit legen konnte, bevor ich mich mit den wichtigsten Dingen in Rom und den umliegenden Städten bekannt gemacht hatte.

„Ich habe einen Theil meiner Zeit darauf verwendet, nach mehreren der vornehmsten Antiken zu kopiren, habe zugleich eine Büste in Marmor verfertigt und eine andere angefangen.

„In diesen Tagen beabsichtige ich den Anfang einer Gruppe, die ich ausführen werde, Bacco und Ariadne, die ich komponirt habe; somit hoffe ich, bald das Vergnügen haben zu können, der Akademie ein Wenig von meiner Arbeit zu schicken.

„Mein Logis ist jetzt an der Ecke der Strada Babuina, wo ich eine Werkstätte in der Nähe habe. Im Uebrigen suche ich und werde hinfort streben, die Anwendung meines hiesigen Aufenthalts zu machen, die mit meiner Bestimmung und dem mir von der Akademie gegebenen Instrux übereinstimmt.

Unterthänigst Bertel Thorwaldsen."

Die Arbeiten, welche der wackere Künstler für die Akademie nach Kopenhagen sandte, blieben im Zollhause liegen, und man wunderte sich, daß er nichts einschickte. Als er nun nach Ablauf der drei Jahre um eine Verlängerung des Reisestipendiums anhielt und sich auf die eingesandten Arbeiten bezog, wurden die Kisten hervorgesucht, und eine Gypsgruppe, Bacchus und Ariadne, fand großen Beifall; das Reisestipendium ward bewilligt. Der Tod des Malers Carstens, den Thorwaldsen sehr hoch schätzte, hatte ihn sehr betrübt, aber für die künstlerische Fortbildung des jungen Bildhauers den besten Einfluß gehabt; denn Carstens hinterließ viele werthvolle Kompositionen, welche nun Thorwaldsen theils kopirte, theils weiter ausführte. Allerlei Ideen bewegten die Seele des mit sich selber noch nicht einigen Künstlers. Am liebsten weilte seine Phantasie bei „Jason, der das goldene Vließ gewonnen hat", — er modellirte die Gestalt in Thon, aber die Betrachtenden gingen gleichgültig an dem Werke vorüber, und sein Urheber zerschlug es wieder. Unmuthig schickte er sich zur Rückreise in die Heimath an; sein gelehrter Freund und Gönner Zoëga wollte ihn aber begleiten, und so ward die Reise vom März bis auf den Herbst verschoben. Diese Muße nun ward Veranlassung, daß Thorwaldsen noch einmal die Idee seines Jason, aber viel großartiger und kühner als das erste Mal ausführte, und der unsterbliche Genius des großen Thorwaldsen feierte sein Geburtsfest. Die Natur ward bewundert, selbst der gefeierte Canova rief unwillkürlich bei ihrem Anblick: „Quest' opera di quel giovane Danese è fatta in uno stilo nuovo e grandioso!" (Dieses Werk des jungen Dänen ist in einem neuen und großartigen Styl gearbeitet.) Die damals in Rom anwesende deutsch-dänische Dichterin Friederike Brun sang begeistert von dem Thorwaldsen'schen Jason, sie unterstützte den armen Künstler, der

Digitized by Google

kaum Reisegeld genug hatte, so freigebig, daß er sein Werk in Gyps konnte gießen lassen.

Zum zweiten Mal sollte nun die Abreise Statt finden, der Bildhauer Hagemann hatte sich zum Reisegefährten gemeldet, aber sein Paß war nicht in Ordnung, und abermals fand ein Aufschub Statt, der — ganzer sechzehn Jahre dauern sollte. Im Lauf des Vormittags erschien in dem kleinen Arbeitszimmer, das der Künstler eben verlassen wollte, ein englischer Herr, Sir Thomas Hope, um sich den Jason des dänischen Bildhauers anzusehen, von welchem Canova, „der Liebling der Grazien", so anerkennend gesprochen hatte. „Was wird es kosten, diese Statue in Marmor ausgeführt zu sehen?" fragte der Sachkenner. Wie schlug dem armen Thorwaldsen das Herz vor Freude und Entzücken, als der heißeste Wunsch seiner Seele nun so plötzlich der Erfüllung nahe gerückt war! Er forderte 600 Zechinen; sogleich bot ihm Hope 800 und befahl, daß ein Theil der Summe auf der Stelle ausgezahlt würde.

Der Marmorblock in Carrara wurde gebrochen, nach Rom geschafft und der Künstler ging freudig an's Werk. Aber erst fünfundzwanzig Jahre später wurde es vollendet und dem reichen Engländer übersandt, der selber gewünscht hatte, daß während des Krieges die kostbare Statue nicht auf Reisen gehen möchte. Welches reiche Leben entfaltete sich aber nun für den bis dahin fast unbemerkt gebliebenen dänischen Bildhauer! Bestellungen auf Bestellungen kamen, in Rom erschloß sich dem gefeierten Thorwaldsen die Familie des preußischen Gesandten Wilhelm von Humboldt, in welcher sich stets ein Kreis feingebildeter kunstsinniger Männer und Frauen und von strebsamen Künstlern (Zoëga, Historienmaler Lund, Landschaftsmaler Reinhart, Angelika Kaufmann, Christian Rauch u. a.) zusammenfand; die liebevollste Pflege und zarteste Freundschaft ward ihm im Hause des Baron Schubarth, dänischen Gesandten in Toskana. Es gab Zeiten der Abspannung und des Trübsinnes in dem jetzt so reich bewegten Leben des genialen Mannes, aber die Freunde wußten stets zu helfen und zu trösten! Zuweilen schien er seine Arbeit gänzlich vergessen zu haben; so als seine Landsmännin, die Schriftstellerin Friederike Brun mit ihrer Tochter Ida nach Rom zurückkehrte, und das junge Mädchen durch ihre Schönheit und Talente den Glanzpunkt der Gesellschaft bildete, war er ganz in der freudigen Anschauung dieser lebenden antiken Schönheit verloren. „Er verschwendete seine kostbare Zeit ihretwegen," schrieb die Mutter über Thorwaldsen, „und anstatt ihr Unterricht im Zeichnen zu ertheilen, was er übernommen hatte, ließ er sich durch ihren Gesang zu musikalischen Uebungen hinreißen. Seine Violine und Flöte hatte er zwar in Kopenhagen zurückgelassen, aber in Rom hatte er die Guitarre ergriffen und es auf diesem Instrumente zu einer außergewöhnlichen Virtuosität gebracht, die ihm jetzt, wenn er die herrliche Stimme des jungen schönen Mädchens akkompagnirte, sehr gut zu Statten kam."

Digitized by Google

Sehr bedeutsam war es, daß die beiden größten Bildhauer des Nordens in Rom zusammentrafen.

Als Christian Rauch in Frau v. Humboldts Hause Thorwaldsens Bekanntschaft machte, „war ihm noch nicht die höhere Weihe der Kunst geworden". Er war ungefähr sieben Jahre jünger als Thorwaldsen, betrachtete gewiß unseren Künstler als den Meister und schloß, in der Kunst wie im Leben, sich nahe an ihn an; doch trat er in kein Verhältniß zu ihm als Schüler, sondern stellte sich dem weiter fortgeschrittenen Künstler als ein jüngerer Bruder zur Seite und fand in ihm einen ehrlichen Freund.*) So arbeiteten z. B. Beide in Gemeinschaft an der Wiederherstellung eines antiken Basreliefs, welches ein halbes Jahrhundert früher in der Villa Palombara aufgefunden und nun von Frau v. Humboldt angekauft worden war. Als bald darauf das Grabdenkmal für die frühverstorbene Königin Luise von Preußen angefertigt werden sollte und der König eine Konkurrenz der bedeutendsten Bildhauer veranlassen wollte, trat Thorwaldsen freiwillig zurück zu Gunsten seines Freundes Rauch, den er liebte und ehrte.

Schon im Jahre 1805 war Thorwaldsen zum Mitglied der Kunstakademie in Kopenhagen ernannt worden, 1810 ertheilte ihm sein König das Ritterkreuz des Danebrogordens, welche Auszeichnung dem Künstler große Freude, noch größere seinen Freunden in Rom und Neapel bereitete. Am 16. April schrieb ihm Rauch, um seinen eigenen wie den Glückwunsch der Frau v. Humboldt auszusprechen, und aus diesem Brief erfahren wir, daß der Künstlerruf Thorwaldsens um diese Zeit auch das Interesse seines großen Zeitgenossen Göthe erweckt hatte. Es heißt da:

„Der Geheime Rath Göthe schreibt Frau v. Humboldt aus Weimar, und bittet sie, ihm von allen Ihren Arbeiten (besonders Basreliefs) Konturen zeichnen zu lassen, wonach er Ihren Styl und Komposition beurtheilen könne. Frau v. Humboldt soll diese Zeichnungen mit nach Deutschland nehmen ꝛc."

Auch der Kronprinz von Baiern hatte sich zeitig um nähere Kenntniß des Thorwaldsen'schen Genies bemüht; er schrieb dem Künstler oft, obwohl er selten Antwort empfing, und später wandelte König Ludwig Arm in Arm mit dem König der Bildhauer in den Straßen der Siebenhügelstadt, und Thorwaldsen hing mit warmer Liebe an Baierns kunstsinnigem Fürsten.

Für das Jahr 1812 hatte man Napoleons Ankunft in Rom erwartet; der prächtige Palast auf dem Quirinal (Monte Cavallo) war mit großen Kosten eingerichtet worden, und für einen der Säle sollte ein Fries in Gyps geliefert werden. Man forderte Thorwaldsen auf, diese Arbeit zu übernehmen; er sagte zu, und obwohl noch fieberkrank, löste er doch sein Versprechen in der außerordentlich kurzen Zeit von noch nicht 3 Monaten. Er hatte zum Gegenstande der Darstellung den

*) Thiele, a. a. O.

Digitized by Google

Triumphzug Alexanders, den Sieg Europa's über Asien in scharfen Zügen darstellend, gewählt,*) und als der 29 Ellen lange Fries eingesetzt wurde, war Alles entzückt über die Wirkung; Napoleon kam bekanntlich nicht, aber der Künstler feierte nun mit seinem Werke selber einen Alexanderzug. Denn die Kunde hiervon flog durch alle Länder; in Dänemark stieg sie zum höchsten Enthusiasmus, Geldsummen wurden erst privatim, dann öffentlich eingesammelt, den Alexanderzug in Marmor ausführen zu lassen. Die dänische Regierung machte ihre Bestellung für den Saal der Christiansburg, und sogar die unteren Volksklassen steuerten redlich ihr Scherflein bei.

Nach wiederholten Aufforderungen, mit dem längst beschlossenen Besuche der Heimath endlich Ernst zu machen, ging es endlich im Sommer 1819 „nach Hause", wo freilich die Eltern nicht mehr am Leben waren und des Triumphes ihres Sohnes sich freuen konnten. In allen Städten Deutschlands und Italiens, durch welche der gefeierte Künstler kam, wurden ihm die rührendsten Ehrenbezeigungen zu Theil. In der Station vor Stuttgart blieb ein einsamer Wanderer vor dem Wagen stehen, und ermattet, wie er war, bat er den darin Sitzenden um die Erlaubniß, mitfahren zu dürfen. Er erzählte nun, wie er zu Fuße von Salzburg sich aufgemacht habe, um den berühmten Thorwaldsen zu sehen, der um diese Zeit in Stuttgart erwartet wurde. Wer schildert den freudigen Schreck, als Thorwaldsen sich zu erkennen gab!

In Kopenhagen war sein Empfang wahrhaft fürstlich, aber alle

---

*) Folgende eigenhändige Beschreibung des Frieses theilte Thorwaldsen im Jahre 1813 dem Kronprinzen von Baiern in einem Briefe mit: „Die Zeichnungen, welche hier beigefügt sind, das Sujet des Einzuges Alexanders in Babylon vorstellend, werde ich kürzlich erklären in derselben Ordnung, wie die Gruppen in der Komposition aufeinander folgen:

1) Alexander auf einem Wagen, geführt von Viktoria.
2) Seine Wappenträger.
3) Sein Pferd Bucephalus.
4) Seine Generale.
5) Gruppen von Kavallerie und Infanterie.
6) Ein Elephant, beladen mit Trophäen, nebenbei ein persischer Gefangener.
7) Mehrere von seiner Armee, die aus einem Palmenwald zum Vorschein kommen.
8) Der Fluß, welcher die Armee von der Stadt trennt, am Ufer ein Fischer und ein Schiff mit Transport an die Stadt.
9) Der Fluß Tigris. (?)
10) Ein Schäfer, der Schafe als Präsent zum Alexander führt.
11) Leute, die auf der Stadtmauer und vor dem Stadtthor Alexander erwarten.
12) Die Chaldäer oder Wahrsager, die dem Alexander entgegen gehen.
13) Löwen, Panther und Pferde, welche als Geschenke von der Stadt zugeführt werden.
14) Bagophanes, der silberne Altäre mit Wohlgeruch errichten läßt.
15) Mädchen, die zur Feier Alexanders Blumen auf den Weg streuen.
16) Majäus, der ihm entgegen geht mit den Kindern, um ihm die Stadt Babylon zu übergeben.
17) Die Friedensgöttin, die den Wagen Alexanders aufhält.

Digitized by Google

weltliche Ehre und Auszeichnung vermochte nicht sein einfaches, biederes Wesen zu verändern. Seine Wohnung war ihm auf der Charlottenburg angewiesen; unter der Zahl der Vielen, die ihn umringten, suchte sein Blick die älteren Freunde. Da sah er an der Thür den alten Pförtner in seinem rothen Kittel stehen, den greisen Mann aus den munteren Tagen seiner Jugend. Der Künstlerfürst stürzt in seine Arme und preßt einen innigen Kuß auf seine Lippen.

Es folgte nun Fest auf Fest; der an Arbeit gewöhnte Künstler sehnte sich aber bald wieder nach seiner Werkstatt; darum richtete man ihm eine Werkstube ein, und Alles strömte nun herbei, um Thorwaldsen modelliren und aus rohem Stoff das Leben der Form hervorrufen zu sehen. Eine junge vornehme Dame, als sie den Meister im nassen Thon handtieren sah, fragte sehr naiv: „Diese schmutzige Arbeit thun der Herr Professor wohl nicht selbst, wenn Sie in Rom sind?" Gutmüthig entgegnete Thorwaldsen: „Ich versichere Ihnen, meine Gnädige, daß dieses gerade die allerwichtigste Arbeit ist."

Die Rückreise nach dem alten Rom, das die zweite Heimath des Sohnes der Insel Island geworden, ging über Berlin, Dresden, Warschau, Wien; Kaiser Alexander, der damals in Warschau verweilte, und Kaiser Franz empfingen den Künstler mit glänzender Auszeichnung. Mit frischer Kraft ging er wieder in sein römisches Atelier; und die fleißige Hand schuf schnell hintereinander drei unsterbliche Werke: „Christus und die zwölf Apostel", „die Johannesgruppe", „Kopernikus".

Der fremde Scultore war jetzt schon nicht mehr ein Fremder, mit Begeisterung und Stolz nannten ihn die Römer den Ihrigen, die Improvisatrice Rosa Taddei nannte ihn sogar in einer begeisterten Rede vor dem versammelten Volke einst „Figlio di Dio" (Gottes Sohn). „Die himmlischen Engelschaaren wachen über ihn," sprach das Volk, als Thorwaldsen mit allerdings wunderbarem Glück öfteren Todesgefahren entging. So lauerten ihm eines Abends zwei Banditen auf, die sich in's Haus geschlichen und auf die finstere Treppe gesetzt hatten, die in des Künstlers Zimmer führte. Gerade an diesem Abend hatte aber Thorwaldsen seinen Hausschlüssel vergessen und war genöthigt worden, einen anderen Eingang in sein Zimmer zu suchen, auf den die Mörder nicht gerechnet hatten. Der lutherische Ketzer empfing öfters Besuche vom heiligen Vater selbst, und dieser reichte ihm freundlich die Hand, damit er beim Abschiede nicht zu knieen brauche. Ihm ward auch die Ehre, das Monument für Pius VII. anzufertigen.

Das Studio (Arbeitszimmer) des genialen Künstlers sah etwas wild und unordentlich aus, wie denn Thorwaldsen in seinem Junggesellenleben überhaupt nicht viel auf den Komfort seiner Wohnung wandte und in dieser Hinsicht höchst sparsam war. Seine liebste Erholung fand er im frohen Kreise seiner Freunde.

Als er sich eines Tages (im Frühjahr 1818) wie gewöhnlich des Mittags von seinem Studio aus zu Tische zu Madame Buti begab,

Digitized by Google

traf sein immer aufmerksamer Blick in Via Sistima einen jungen Römer, der am Eingange eines Hauses in einer Stellung saß, die durch ihre Schönheit und anspruchslose Natürlichkeit den Künstler ergriff. Im Vorübergehen hatte dieses Bild seinen Blick ergötzt, aber schon bei den nächsten Schritten erfaßte es sein künstlerisches Bewußtsein; er blieb stehen und kehrte zurück. Der Jüngling behauptete noch unverändert die halb stehende, halb sitzende Stellung und, im Gespräch mit einem Andern begriffen, entdeckte er nicht, daß er ein Gegenstand der Betrachtung sei. Einige Augenblicke genügten dem Künstler, um dieses Bild festzuhalten. Eiligst beendete er seine Mahlzeit, entwarf darauf im Kleinen eine Skizze jenes Anblicks und Tags darauf beschäftigte ihn bereits das Modell seines berühmten Merkur. Diese Statue stellt den Argustödter vor; halb sitzend, halb stehend, die Rohrflöte, durch welche er den Argus in Schlaf gewiegt, in der linken Hand; mit der rechten zieht er leise das Schwert aus der Scheide. Auf Bestellung des Herzogs von Augustenburg wurde 1819 die schöne Statue in Marmor ausgeführt.*)

In Gyps besaß Thorwaldsen Exemplare von allen seinen Arbeiten; diese, die reichen Marmorstatuen und Basreliefs, welche er aus eigenem Antriebe, ohne Auftrag, gesammelt hatte, die vielen Gemälde, welche er alljährlich jungen Künstlern abkaufte, waren ein Schatz, den er für die Hauptstadt seiner Heimath bestimmt hatte. Deßhalb ließ er stets, sobald die dänische Regierung Kriegsschiffe in's mittelländische Meer sandte, um die für das Schloß und die Kirche gefertigten Arbeiten abzuholen, einen Theil von seinem Privateigenthume mit folgen. Dänemark sollte der Erbe sein. Der so nahe liegende Wunsch, alle jene Schätze an einem ihrer würdigen Orte zusammen aufbewahrt zu sehen, erweckte bei der gesammten Nation den thätigsten Eifer für die Verwirklichung der schönen Idee, ein eigenes Museum zu diesem Behufe erbaut zu bekommen. Ein Verein von Freunden und Verehrern Thorwaldsens ließ einen Aufruf an das Volk ergehen, daß Jeder nach besten Kräften sein Scherflein beitrüge, und manch' armes Dienstmädchen spendete freudig, was es irgend von dem ersparten Lohne entbehren konnte, mancher Bauer opferte seine silberne Denkmünze oder sonst ein ihm theures Andenken, und mancher Städter in den verschiedenen Provinzen des Landes versagte sich Wochen lang sein gewöhnliches Sonntagsvergnügen, um zu dem vaterländischen Ruhmestempel auch sein Bausteinchen beizusteuern. In Kurzem war die benöthigte Summe aufgebracht. König Friedrich VI. räumte den benöthigten Bauplatz ein, und die Ausführung wurde dem Architekten Biedsböl übertragen. Alle Gedanken beschäftigten sich mit Thorwaldsen und seinen Werken. Die Fregatte Rotha sollte einen Theil derselben überführen, und Thorwaldsen selber wollte die Reise mitmachen.

Im Sommer 1838 langte das Schiff vor Kopenhagen an; es war ein großartiger Festtag für Stadt und Land. Die Kanonen donnerten,

*) Thiele, a. a. O.

Digitized by Google

alle Schiffe ließen ihre Flaggen wehen, die See wimmelte von festlich geschmückten Barken, deren bunte Abzeichen schon von fern verkündeten, daß in dem einen Fahrzeuge Maler, im andern Bildhauer, im dritten Studenten, im vierten Gelehrte und Dichter den Ruhm Dänemarks empfangen wollten; selbst das schöne Geschlecht hatte seine Deputirten geschickt, um in den Jubel des Empfanges einzustimmen. Als der Gefeierte in Kopenhagen den Wagen bestiegen hatte, spannte sich das Volk davor und zog seinen Liebling im Triumph durch die Straßen. So oft Thorwaldsen in der Residenz verweilte, durfte er in keiner größern Gesellschaft fehlen, er war überall der Mittelpunkt des Festes. An der Seite seines Freundes, des Dichters Oehlenschläger, erschien er jeden Abend im Theater und erfreute Aller Augen durch den Anblick des hohen kräftigen Greises, dessen Haupt von silberweißen Locken umwallt war und auf dessen Antlitz die Hoheit, Macht und die ruhige Würde des Künstlergenius thronte. Am liebsten weilte aber der heitere Greis auf Nysö, dem schön am Meere gelegenen Herrensitz der Baronin Stampenburg.

Im Spätsommer des Jahres 1841 ward noch einmal eine Reise nach dem geliebten Italien unternommen und ein froher Winter in Rom verlebt. Doch schon im folgenden Jahre geschah die Rückkehr nach Dänemark, und Thorwaldsen weilte fortan am öftersten und liebsten auf dem idyllischen Nysö. Am Weihnachtsabende verfertigte er hier ein schönes Basrelief „Weihnachtsfreude im Himmel", welches Oehlenschläger mit einem Gedicht einweihte. Sein letztes Werk war — bedeutsam genug — der „Genius der Poesie". An seinem letzten Lebenstage bestimmte er es bei froher Mittagstafel seinem Freunde Oehlenschläger, indem er prophetisch sagte: „Es kann ja eine Medaille für Dich sein!" Dieses letzte Mahl unter Freunden — es fand Sonntags den 24. März 1844 in dem Hotel des Baron Stampe zu Kopenhagen Statt — wurde noch auf das heiterste belebt durch die jugendliche Munterkeit des Künstlergreises, der noch von einer Reise nach Italien sprach, die er im Laufe des Sommers unternehmen wollte. Abends sollte zum ersten Male Fr. Halm's „Griseldis" gegeben werden, und nach Gewohnheit ging den Abend um 6 Uhr Thorwaldsen in's königliche Schauspielhaus, wo er seinen Ehrensitz neben Oehlenschläger hatte. Die Ouvertüre brauste lärmend vom Orchester herauf; beim Eintreten drückte er seinem Freunde, dem Konferenzrath Collin, die Hand, nahm dann seinen Platz ein, erhob sich kurz darauf wieder, um einen fremden Herrn an sich vorbei zu lassen; dann setzte er sich nochmals, senkte das Haupt — und war todt! Noch spielte die Musik; die Zunächstsitzenden glaubten, es sei nur eine Ohnmacht, ärztliche Hülfe war gleich zur Hand, aber ein Herzschlag hatte dem Glücklichen den sanftesten, schnellsten Tod bereitet. Sein Gesicht behielt noch im Sarge unveränderlich seinen Ausdruck bei; imponirend, gleich einer schönen Büste, lag der Entschlafene da in den langen weißen Kleidern, mit dem frischen Lorbeerkranze um die hochgewölbte Stirn. „Zum Triumphzug ward die Leichenfeier, nicht bloß in Dänemarks, sondern in

Digitized by Google

Europa's Namen." Gerade den Tag vor dem Hinscheiden des großen Mannes war dessen Grab fertig geworden, das er sich mitten im Hofe des durch ihn hervorgerufenen Museums gewünscht hatte. „Ein schlichter Marmorrand ringsum, von ein paar Rosenhecken und sonst einigen Blumen umkränzt, möge dann mein Monument sein!" so hatte er selbst seinen Wunsch geäußert. — Das ganze Prachtgebäude mit seinen unvergänglichen Schätzen war aber sein Mausoleum, und sein Ehrentempel reicht weit hinaus über das engere Vaterland — die Kuppel desselben wölbt sich über das ganze gebildete Europa, und es möchte kein Land geben, das nicht ein Werk von der Hand des großen Bildhauers als eine geweihte Reliquie bewahrte.

## Christian Rauch.*)

Wie die Dänen auf ihren Thorwaldsen, so mögen wir Deutschen auf unsern Rauch stolz sein, den herrlichen Meister der germanischen Bildnerkunst, der sie in deutscher Einfachheit und Schlichtheit, Wahrheit und Treue unabhängig vom klassischen Ideal der Griechen und ohne den Reiz der Romantik zu klassischer Vollendung erhob.

Thorwaldsens Phantasie mochte reicher sein an Gestalten und er hauchte ihnen griechisches Leben ein; Schwanthaler war Romantiker, auch wo er Antikes bildete; Rauch ist ganz und voll deutsch in Sinn und Geist der Gegenwart. In seinem ganzen Wesen und Bildungsgange zeigen sich merkwürdige Parallelen mit dem Leben Thorwaldsens. Beide große Männer hatten in ihrer Jugend mit der Noth und Mühsal der leiblichen Existenz zu kämpfen, beide mußten vom niedern Thal des Handwerks emporklimmen zu den heiteren Höhen der Kunst, beide fanden aber auch die mächtigen Freunde und Gönner, die ihren Werth erkannten und ihnen liebevoll die Hand boten zum freudigen sicheren Fortschritt auf ihrer Bahn.

Christian Rauch ward von armen Bürgersleuten am 2. Januar 1777 zu Arolsen im Fürstenthum Waldeck geboren. Das kleine Städtchen bot für geistige Anregung nicht viel, aber das fürstliche Schloß bot dem Genius des künftigen Bildhauers gerade die Nahrung, welche die kindliche Anschauung bedurfte. Wie schlug dem Knaben das Herz, wenn es ihm vergönnt war, einen schüchternen Blick in die prächtigen Säle und Zimmer mit ihren Skulpturen und Bildern zu thun! Da die Eltern

*) Vergl. über den Bildhauer Rauch, Vortrag von Dr. E. A. Hagen (Königsberg, Dalkowsky) und den Artikel: Christian Daniel Rauch in Brockhaus: Unsere Zeit, 1859, 36.

Digitized by Google

Chr. Rann

Digitized by Google

[illegible] den Tag vor dem Hinscheiden des großen [illegible] geworden, das er sich mitten im Hofe [illegible] Museums gewünscht hatte. „Ein schlichter [illegible] ein paar Rosenbecken und sonst einigen Blumen [illegible] dann mein Monument [illegible]" so hatte er selbst [illegible] geäußert. — Das ganze Prachtgebäude mit seinen unver[illegible] Schätzen war aber sein Mausoleum, und sein Ehrentempel [illegible] über das engere Vaterland — die Kuppel desselben [illegible] das ganze gebildete Europa, und es möchte kein Land [illegible] ein Werk von der Hand des großen Bildhauers als [illegible] bewährte.

## Christian Rauch.*)

[illegible] mögen wir Deutschen [illegible] Meister der germanischen [illegible] Schlachtheit. Wahrheit [illegible] der Wirklichen und ohne [illegible] erhob.

[illegible] an Gestalten und [illegible] aler war Romantiker, auch [illegible] voll deutsch in Sinn und [illegible] Wesen und Bildungsgange [illegible] Thorwaldsen. [illegible] und [illegible] der [illegible] Thal des Handwerks [illegible] Kunst, [illegible] fan den aber [illegible] erkannten und [illegible] die Hand [illegible] Fortschritt auf ihrer Bahn.

[illegible] Rauch ward von [illegible] Januar [illegible] Stadt [illegible] nicht [illegible] bot [illegible] künftigen [illegible] die [illegible] bedurfte. [illegible] Herz, [illegible] war [illegible] Sal[illegible] ihren [illegible] Eltern.

*) [illegible]

Chr. Rauch.

Leipzig. Fr. Brandstetter.

Digitized by Google

die große Neigung für Kunstgegenstände an ihrem Sohne wahrnahmen, beschlossen sie, ihn zum Hofbildhauer Valentin zu Arolsen in die Lehre zu geben. Dieser beschäftigte ihn mit Verzierungen in Holz und Stein zu Bilderrahmen und Grabmälern, die der fleißige Knabe zwar sorgsam ausführte, aber deren Anfertigung ihm doch kein Genüge gab. Erst funfzehn Jahr alt, ging er zum Bildhauer Professor Ruhl nach Kassel, in der Hoffnung, bei diesem die „höhere Bildhauerei" erlernen zu können; doch der arme Lehrling, um seinen Lebensunterhalt zu verdienen, mußte auch hier sich mit der niederen Arbeit begnügen, zumal da Ruhl überhaupt sich weniger mit der Bildhauerkunst als mit Zeichnungen beschäftigte, die er für den Kupferstich lieferte. Die deutsche Bildhauerei war damals noch sehr beschränkt; Büsten, Grabmonumente und Verzierungen an Gebäuden wurden in alter herkömmlicher Weise mehr handwerksmäßig angefertigt. Indessen benutzte der junge Rauch jede freie Stunde, um sich im Modelliren zu üben.

Fünf Jahre hatte er auf diese Weise in Kassel verlebt, da führte ihn ein Zufall nach Berlin. Er sollte die kleine Erbschaft eines Bruders erheben, der dort als königlicher Bedienter verstorben war. In Berlin, wo der geniale Schlüter gewirkt und sein Meisterwerk, die kolossale Reiterstatue des großen Kurfürsten geschaffen hatte, wo dann Gottfried Schadow die deutsche Plastik würdig fortentwickelt, den alten Dessauer und General Ziethen auf dem Wilhelmsplatze so trefflich gebildet, die Viktoria so siegreich auf das Brandenburger Thor gestellt hatte: hier mußte dem zwanzigjährigen Jüngling eine Fülle neuer belebender Eindrücke zuströmen und seinem Streben die beste Nachhülfe werden. Aber aus dem angehenden Künstler ward plötzlich ein Bedienter, wie der Bruder gewesen war! Die ungewöhnliche Schönheit und das einnehmende Wesen des jungen Mannes hatte bei Hofe Aufmerksamkeit erregt, und es ward ihm der Antrag gemacht, als Kammerdiener der Königin Luise in den Hofdienst zu treten. Da stand nun Herkules am Scheidewege; es wäre vermessen gewesen, ein für ihn in seiner bedenklichen Lage so angenehmes Anerbieten so rundweg von der Hand zu weisen, die Eltern riethen dringend, das „sichere Brod" nicht zu verschmähen, und der Jüngling mußte sich selber sagen, daß er nicht blos den armen Eltern viel Sorge ersparen, sondern ihnen nun selber eine Stütze sein könnte, wenn er die angebotene Stelle annahm. So entschied er sich, obwohl mit schwerem Herzen, für den Kammerdiener, mit dem stillen Vorsatz, auch in dieser Stellung doch seiner Muse nicht untreu zu werden und jede Freizeit der Uebung in seiner Kunst zu widmen. Und siehe, das, was ihn scheinbar von seiner Bahn ablenkte, ward gerade das Mittel, ihn seiner Bestimmung entgegen zu führen.

Zuerst erkannte Rauch die Nothwendigkeit, im Zeichnen größere Fertigkeit zu gewinnen, und bemühte sich deshalb um die Bekanntschaft der Maler und Bildhauer. Wäre er ordentlicher Zögling der Akademie der Künste gewesen, dann würde er auch einen vollständigen Kursus

Digitized by Google

durchgemacht haben; so aber betrachtete man ihn als bloßen Kunstliebhaber (Dilettanten), und der berühmte Schadow konnte wenig Notiz von ihm nehmen. Die Zeichnungen, welche der Kammerdiener seiner hohen Gebieterin vorlegte, erregten zwar Theilnahme, aber die Kenner wollten nichts besonders Ausgezeichnetes darin finden, und in der That bestand ja auch die hohe Darstellungsgabe des Kunstjüngers nicht im Zeichnen mit dem Bleistift, sondern im Bilden des Thons. Und zur Ausbildung dieser Kraft der Darstellung hatte er sich das schönste und würdigste Modell gewählt, die unvergleichliche Königin selber. Ihr Bild prägte er tief in seinen Sinn, ihre vollendete Schönheit Leibes und der Seele, die Anmuth in allen ihren Bewegungen, der Adel in jedem Zuge ihres Angesichts — erfüllten sein Gemüth mit dem Ideal, dem er nachstrebte, das ihm als Muster und Maßstab für alle Bilder vorleuchtete. Heimlich modellirte er die Büste seiner Königin. Dieses Werk zeugte klar genug von dem innern Künstlerberufe Rauchs, vermehrte die Zahl seiner Gönner und bestärkte in ihm selber den Entschluß, nicht abzulassen von der edlen Bildhauerkunst. Sein heißester Wunsch war, Italien, das Land der schönen Künste, bereisen zu können; aber wie sollte dieser Wunsch erfüllt werden? Hätte er seiner geliebten Herrschaft den Dienst aufkündigen und dann mit seinen geringen Mitteln die weite Reise wagen sollen? Aber schon hatte die Vorsehung gesorgt: ein schlesischer Edelmann, der Graf Sandrecki, hatte großes Wohlgefallen an dem Bildhauer im Tressenrock gefunden, und beschlossen, das unverkennbare Talent mit allen Mitteln zu unterstützen. Großmüthig streckte er ihm eine Summe vor, hinreichend, um ohne alle Sorge eine Reise nach Italien unternehmen und dort eine Zeit lang verweilen zu können.

In Rom fand sich ein neuer Gönner und Beschützer, Freiherr Wilhelm v. Humboldt, der preußische Minister, der sammt seiner Gemahlin ein so offenes Auge für alles Schöne und Treffliche besaß; die beiden Bildhauer Canova und Thorwaldsen wurden gleichfalls dem strebenden Kunstjünger, dessen hohe Anlagen sie bald durchschauten, freundlich gewogen. Mit dem dänischen Maler Lund, späterem Professor an der Kunstakademie zu Kopenhagen, ward ein Freundschaftsbündniß geschlossen, und der höchst einnehmenden schönen Persönlichkeit Rauch's, trotz ihrer herben Eigenartigkeit und Abgeschlossenheit, ward überall gehuldigt.

Lange müßig zu sein war nicht Rauch's Sache; er begann bald seine Werkstatt in Rom einzurichten, und eines seiner ersten Werke war die kolossale Büste des von ihm verehrten Königs Friedrich Wilhelm III. von Preußen, die jetzt im weißen Saale des berliner Residenzschlosses aufgestellt ist. Leider schien das unglückliche Jahr 1806, das die preußische Monarchie vernichten zu wollen drohte, auch des angehenden Bildhauers Hoffnungen zu zertrümmern; doch der edelsinnige König vergaß seines früheren Dieners auch im Unglück nicht. Als er in einem Blatte des Moniteurs die Nachricht las, daß Rauch als Mitglied der Kommission, welche über die von der französischen Regierung angeordnete Ausstellung

Digitized by Google

der Kunstwerke aller Nationen entscheiden sollte, gewählt worden sei, sandte er ihm durch Vermittlung des Freiherrn v. Humboldt eine Unterstützung von 400 Thalern.

Mit welchem Fleiß der Künstler während der sechs Jahre seines Aufenthaltes in Rom (bis 1811) arbeitete, davon gaben Werke Zeugniß wie die Reliefs „Hippolyt und Phädra" (für den russischen Kammerherrn v. Balk), „Mars und Venus, von Diomedes verwundet" (für W. v. Humboldt), die Büsten der Königin von Preußen (für den schlesischen Grafen Magnis), des Grafen Wengersky, des Herrn v. Balk, des Malers Rafael Mengs (für den König von Baiern), die Statue der elfjährigen Tochter Humboldts, die später in Marmor ausgeführt und in Schloß Tegel aufgestellt ward. Schon in diesen ersten Werken bewunderte man jene dem Leben abgelauschte Naturwahrheit, jene liebevolle Ausführung und geistreiche Auffassung, die nichts Starres, Steifes duldete. In den trefflichen Werken Canova's und Thorwaldsens hatte Rauch mächtige Hülfsmittel, um sich von dem Zopfstyl völlig loszumachen; Kunstreisen nach Pästum und Neapel, das eifrige Studium der Antike bestärkten ihn, die eingeschlagene Richtung kräftig fortzusetzen. Da traf ihn ganz unerwartet die Trauerbotschaft vom Tode seiner Gönnerin, der Königin Louise. Doch es galt, sich zu ermannen vom Schmerz, denn der König hatte beschlossen, der unvergeßlichen Frau ein ehrendes Denkmal zu setzen und seinem Minister W. v. Humboldt den Auftrag gegeben, die berühmtesten Bildhauer zu einer Konkurrenz zu veranlassen, um aus den eingesandten Entwürfen dann den entsprechendsten auswählen zu können. Die Aufgabe war, es sollte die hochgeliebte Königin wie in einem stillen Schlummer auf einem Sarkophage ruhend dargestellt werden. Wilhelm v. Humboldt wandte sich, auf Befehl des Königs, zunächst an Thorwaldsen (s. d.) und Canova; aber beide Meister, die ihren Freund Rauch hochachteten und da sie seine frühere nahe Beziehung zu der Verewigten kannten, ihn am geeignetsten hielten, das große Werk auszuführen, bezeigten wenig Lust zu dem Wettstreit.

Thorwaldsen schrieb an Baron v. Humboldt:

„Ew. Excellenz haben mir wieder aus langer Entfernung einen neuen Beweis Ihres Zutrauens und steter Freundschaft gegeben, die Sie mir bei Ihrem Hiersein so oft angedeihen ließen, und muß — — wieder für die gute Meinung — —, mit welcher Sie des Königs von Preußen Aufforderung zu einem Monumente für die Hochselige Königin zu konkurriren bekannt machen. Ich würde gern alles Mögliche thun, und bin es sogar verpflichtet, Ihren freundschaftlichen Wünschen und Befehlen in jedem anderen Falle schuldige Genüge zu leisten, aber unter diesen Umständen, — ich habe es wohl überlegt —, würde ich unrecht gegen mich selbst und gegen die Gesetze der Freundschaft handeln, wenn ich Ihren Vorschlag, des Königs Forderung gemäß, annähme. Hätte Se. Majestät der König nicht selbst fähige Künstler in seinen Diensten, so würde ich gar keinen Anstand finden,



Digitized by Google

mich des Königs so ehrenvoller Aufforderung augenblicklich mit Vergnügen zu unterwerfen, um so mehr, Ihnen herzlich meine Achtung und Dankbarkeit erkennen zu geben. Dann hält mich ein zweiter Grund davon zurück, daß ich nie Zeichnungen gemacht habe, wenn die Arbeit nicht schon bestellt und angefangen war. Denn eine einmal eingereichte und gewählte Zeichnung würde mich, trotz meiner bessern Ueberzeugung, bei der Anlage im Großen immer hindern, das Schöne und Bessere vorzuziehen, um keinen Verstoß gegen die einmal als gut befundene Zeichnung zu machen. — Herr Rauch wird mich schon beim Ueberschicken seiner Zeichnungen deshalb bei Ihnen entschuldigt haben, wenn ich auch diese wenigen Zeilen hinzufüge." (Den 10. Novbr. 1810.)

Rauch selbst äußerte sich in einem spätern Briefe an seinen Freund, den Historienmaler Lund in Kopenhagen, über diese Angelegenheit: „Thorwaldsen, aus Freundschaft und seltener Delikatesse, schlug die ganze Sache ab, also rein rücksichtlich auf mich. Canova nur aus Freundschaft für Humboldt nahm dies an." Thorwaldsen hatte dem jüngern talentvollen Künstler sich nicht blos nicht in den Weg stellen wollen, wo es eine Arbeit galt, durch welche er sein Glück in der Heimath machen konnte, sondern auch den Freund ermuntert, sich bei der Konkurrenz zu betheiligen, so daß nun Rauch seine Komposition entwarf und die Zeichnung unmittelbar nach Berlin an den König sandte. Bald darauf erhielt er die Nachricht, daß sein Entwurf gesiegt habe und daß er sogleich nach Berlin kommen sollte, um die Ausführung des Monumentes zu übernehmen. Rauch schrieb d. Berlin, 12. Mai 1811 an Thorwaldsen also:

Lieber, bester Thorwaldsen!

Schon längst hätte ich Ihnen schreiben sollen, aber immer glaubte ich Ihnen mit mehr Bestimmung über mich selbst schreiben zu können, und so unterblieb die Sache bis jetzt. Erst bei meiner Ankunft fand ich schon viele Modelle in Thon und Gyps von andern Bildhauern fertig, auch andere wurden erwartet. Hierzu mußte auch ich meine Skizzen anreihen. Der König war gleich entschlossen für eine der meinigen. Am letzten Freitage, den 10. d. M., zeigte ich dem Könige diese Idee, ungefähr halblebensgroße, aber mehr ausgeführte, und zugleich den Sarkophag dazu mit allen Basreliefs in der Skizze. Der König war ungemein zufrieden damit und erklärte, daß er unabänderlichen Sinnes das Monument, sowie es da wäre, wollte ausführen lassen. Die Gegenstände zu den Basreliefs sollen aus dem Neuen Testamente dazu genommen werden, die Auferstehung Christi u. s. w. Dies wurde Alles von einer Menge Gäste, die beim König gegessen hatten, abgehandelt. Gegen Abend kam der König noch einmal allein und sprach sehr lange mit mir und mit vieler Zutraulichkeit. Dann sagte ich ihm auch, daß Sie mir privatim geäußert hätten aus besonderer Achtung gegen ihn und die Hochselige Königin, auch daß er Sie zu diesem Monumente aufgefordert hätte und dann aus Freundschaft gegen mich — um diese erkennen zu geben, so wollten Sie ein Stück

Digitized by Google

Basrelief dieses Monumentes dazu komponiren und ausführen. So unerwartet ihm dies kam, so sagte er so: Thorwaldsen ist so ein großer Künstler, daß seine Arbeit und Name den Werth des Monumentes um so mehr erhöhen wird, und wird mir viel Vergnügen machen ꝛc.

— Morgen ziehe ich nach Charlottenburg, einem Lustschlosse, eine Stunde von hier, um dort im Grabe selbst das Modell im Großen anzulegen, und die Größe und Beleuchtung genau einzurichten. Künftige Woche wird sich's entscheiden, ob ich's hier oder in Rom ausführen soll. — Mit dem Könige muß man Schritt vor Schritt gehen, darum habe ich ihn noch nicht gefragt. —" *)

Kaum aber hatte der Künstler seine Arbeit in Berlin begonnen, als ihn ein hitziges Fieber befiel, dessen Folgen nach dem Ausspruch der Aerzte nur durch die milde Luft Italiens beseitigt werden konnten. So erhielt er die Erlaubniß, sein Werk in Italien ausführen zu können; es geschah 1812 in Carrara selber, wo der Marmor gebrochen wird. Hier gab ihm auch ein lebender Adler Gelegenheit zum genauesten Studium dieses königlichen Thieres, das an mehreren Werken Rauchs und immer in einer der Natur abgelauschten Lebendigkeit und Treue vorkommt. Die beiden schönen Adler am Fußgestell des Grabdenkmals zu Charlottenburg waren die ersten Früchte dieser Naturstudien. In Carrara war es auch, wo er mit dem Bildhauer Professor Friedrich Tieck, der den Candelaber zum Denkmal der Königin arbeitete, den Freundschaftsbund schloß, der sich bis zum Tode des letzteren bewährte.

Die Statue der Königin wurde 1813 in Rom vollendet und fand unter den Künstlern allgemeinen Beifall; dann ging Rauch abermals nach Carrara, und schon im Winter 1814 hatte er die Freude, nach Berlin zurückkehren und das Kunstwerk an geweihter Stätte aufrichten zu können. Es zeigt das lebensgroße Abbild der Königin auf marmornem Ruhelager in seligem Schlummer hingestreckt. Nur Diadem und Sternenkreuz schmücken das Haupt der Entschlafenen, die junonisch schönen und edlen Formen von der Draperie nur leicht bedeckt, sprechen, verbunden mit dem Ausdruck der Gesichtszüge nicht sowohl die Ruhe des Todes, als vielmehr jenen lebenathmenden Schlummer aus, dem in jedem Momente ein heiteres Erwachen zu frisch gestärktem Leben folgen kann. Rauchs Künstlerruhm und Meisterschaft war mit diesem Werke für die Mit- und Nachwelt festgestellt; der König ernannte ihn zum Professor und Mitglied im berliner Kunstsenate. Aber der unablässig strebende Meister war mit seinem Werke keineswegs ganz zufrieden; vierzehn Jahre später arbeitete er zu Rom ohne Bestellung und ganz insgeheim eine zweite Statue, die weniger an den italienischen Styl Canova's erinnernd mehr ernst und würdevoll in deutscher Eigenthümlichkeit behandelt war und auf Befehl des Königs in Marmor ausgeführt und in Potsdam aufgestellt wurde.

*) Vgl. Thiele im Leben Thorwaldsens, Th. I.



Digitized by Google

Die Befreiungskriege, wie sie neuen Schwung in's nationale Leben brachten, gaben auch den Künsten, namentlich der monumentalen Bildhauerkunst, neue Frische und würdigen Gehalt. Die Statuen der für das Vaterland gefallenen Generale Scharnhorst und Bülow v. Dennewitz sollten in der Lindenstraße aufgestellt werden, und Rauch erhielt (1815) vom König den Auftrag, die Standbilder in Marmor zu arbeiten. So eilte der Künstler abermals nach Carrara, um selber die besten Marmorblöcke auszusuchen; da keine Schiffe von hinreichender Größe zur Hand waren, welche den Transport übernehmen konnten, sah der Meister sich genöthigt, gleich an Ort und Stelle die erste Arbeit des Aushauens zu beginnen. Auch eine Statue des russischen Kaisers Alexander, den er zu Berlin nach dem Leben modellirt hatte, wurde begonnen, und dann ein Ausflug nach Rom gemacht, um hier das Nöthige zu besorgen für das Museum der Antiken, das auf den Wunsch des Königs in Berlin errichtet werden sollte. Die Rückkehr nach Berlin geschah 1818; — im Frühling 1822 wurden die Marmorstandbilder der beiden patriotischen Helden aufgestellt und enthüllt. In derselben Zeit vollendete Rauch noch die Büsten des Königs, der Königin, der Prinzessin Charlotte, des Fürsten Hardenberg, des Kaisers Alexander, der Frau v. Maltzahn, die von Göthe und F. A. Wolf, und man rechnet, daß der fleißige Künstler in dem kurzen Zeitraum von 1799 bis 1824 überhaupt 69 Porträtbüsten (worunter 20 kolossale) mit eigener Hand in Marmor gearbeitet hat.

Noch ehe er von seiner zweiten italienischen Reise zurückgekehrt war, hatte ihn die Provinz Schlesien mit dem Auftrage beehrt, ein Kolossalbild zur dankbaren Erinnerung an Blücher und sein tapferes Heer in Bronze zu arbeiten, das in Breslau aufgestellt werden sollte. Die Schwierigkeiten, Porträtstatuen im modernen Kostüm darzustellen und doch den edlen einfachen Charakter nicht durch unschöne Gewandung zu beeinträchtigen, hatten einen großen Reiz für den Genius Rauchs, der die Aufgabe zu lösen die Kraft hatte. Der Meister wählte zur Darstellung den Augenblick, wo Blücher mit gezücktem Schwert in der Rechten, die Linke zum Himmel erhoben, rasch vorwärtsschreitend dem Volke zuzurufen scheint: Mit Gott für König und Vaterland — vorwärts! Die Statue, 10 Fuß 2 Zoll Höhe, wurde im Guß glücklich vollendet, und im Juli 1827 zu Breslau auf ein hohes Piedestal von Granit aufgestellt. Nach des Feldmarschalls Tode mußte auf Befehl des Königs noch eine zweite Blücherstatue, gleichfalls aus Erz, gearbeitet werden, um den Gefährten Scharnhorst und Bülow gegenüber die Hauptstadt zu zieren. Gleich ihren Nachbarn stellte auch dieses Blücherstandbild den Helden in entblößtem Haupte dar, siegreich nach errungenem Frieden um sich blickend; die Uniform ist vom Kriegsmantel umwallt, dessen ebenso natürlicher als charakteristischer Faltenwurf der eigenthümlichen Auffassung der ganzen Persönlichkeit vollkommen entspricht. Von gleicher Größe wie die breslauer Statue ruht aber die berliner auf einem bronzenen Fußgestell von 16 Fuß Höhe.

Digitized by Google

König Ludwig von Baiern übertrug dem gefeierten Meister das kolossale Standbild Albrecht Dürers, das in Nürnberg aufgerichtet ward; bald darauf (1829) vollendete Rauch zu München die 12 Fuß hohe sitzende Statue des Königs Max Joseph von Baiern für den Erzguß. Von den vielen andern Arbeiten mögen hier nur genannt werden das im inneren Hof des Halle'schen Waisenhauses aufgestellte Denkmal August Hermann Francke's, die Erzstatuen der alten Polenkönige Miecislaw und Boleslaw für den Dom zu Posen, die Statue des Preußenkönigs Friedrich Wilhelm I. in Gumbinnen, die kolossalen Siegesgöttinnen in Marmor für die bairische Walhalla, die Statuette Göthe's, die marmornen Grabmonumente des Königs und der Königin von Hannover, die „Jungfrau auf dem Hirsche reitend", die „Najade" ꝛc. für den Kaiser von Rußland. Doch alle diese gelungenen Werke wurden überstrahlt von dem großen, ja vielleicht dem größten, was die moderne Skulptur aufzuweisen hat, dem Denkmal Friedrichs des Großen.

Es baut sich in drei Absätzen bis zu 42 Fuß Höhe auf. Der unterste Sockel ist von Granit, dann kommt ein zweiter von Bronze mit der Widmungsinschrift auf der Vorderseite und den Namen der treuen Diener des Königs und Vaterlandes auf den drei übrigen Seiten. Nun folgen zwei bedeutende Piedestale mit ihren eben so reichen als ausdrucksvollen Reliefs*), und über diesen steht das 16 Fuß 3 Zoll hohe Reiterstandbild. Der König erscheint in der charakteristischen Uniform, die er

*) Hauptreliefs am Piedestal.

Nordseite:

Ferdinand, Herz. v. Braunschweig. | Prinz v. Preußen. | Fr. Wilh. II. (G.L.) | W. S. v. Belling (G.L.) | F. W. v. Seydlitz (G. d. K.)
G. W. v. Dieskau (G.L.) | B. F. v. Tauenzien (G. d. J.) | Eugen, Prinz v. Würtemberg.
F. W. A. v. Kleist (G.M.) | H. E. v. Winterfeldt (G.L.)

Südseite:

H. J. v. Ziethen (G. d. K.) | Leop. Fürst v. Anhalt-Dessau (G.F.M.) | K. C. Graf v. Schwerin (G.F.M.) | Heinrich, Prinz v. Preußen (G. d. J.)
G. B. v. Wedell (O.L.) | H. G. v. Wartemberg (G.M.) | G. G. Freih. v. Goltz (G.M.)
F. L. Gr. v. Geßler (G.F.M.) | Leop. M. Erbpr. v. Anhalt-Dessau (G.F.M.)

Westseite:

Heinrich, Pr. v. Preußen (G. d. J.) | Jacob Keith (G.F.M.) | C. A. Markgr. v. Brandenburg (G. d. J.) | Ferdinand, Herzog v. Br.
Hans S. v. Lestwitz (G.M.) | H. S. v. d. Heyd (G.L.)
J. B. v. Prittwitz (G.L.) | Aug. Wilh., Prinz v. Pr. (G. d. K.) | Joh. D. v. Hülsen (G.L.)

Ostseite:

F. W. v. Seydlitz (G.M.) | C. H. Graun | H. J. v. Ziethen (G. d. K.)
E. W. v. Schlabrendorf. | G. Ephr. Lessing.
C. W. Gr. Finck v. Finckenstein. | J. H. C. Gr. v. Carmer. | Imm. Kant.

Die oberste Abtheilung mit halberhabener Arbeit stellt Scenen dar aus Friedrichs des Großen Leben. Die Inschrift besagt, daß das Denkmal von König Friedrich Wilhelm III. beschlossen und begonnen und von Friedrich Wilhelm IV. vollendet worden sei.

Digitized by Google

trug, den Degen an der Seite, den Krückstock am Arm hängend. Unter dem dreieckigen Hute schauen die großen durchdringenden Augen, von mächtigen Brauen überschattet, hervor — Augen, die auch im gebrechlichen Leib des Greises die unversiegbare Stärke des Riesengeistes zeigten. Nur der nach hinten herabwallende Königsmantel verschönert die Erscheinung zu Gunsten der plastischen Wirkung. Aber das Ganze ist einfach wie die Antike und doch charakteristisch deutsch und modern, klar und gemeinfaßlich und doch würdig und groß gedacht und dargestellt.

Am 31. Mai 1851 war der festliche Tag der Enthüllung. Als unter Kanonendonner und Trompetenklang und dem freudigen Jauchzen der Menge die Umhüllung fiel, und der erzene hellblinkende König stolz und fest auf seine Umgebung herabzuschauen schien, da mochte auch dem Meister Rauch, der kaum von einer Krankheit genesen dastand in seinem Silberhaar, hoch und fest und stark im Geist, das Herz in schnelleren Pulsen schlagen; der König kam auf ihn zugeritten, drückte ihm gerührt die Hand und Thränen der Freude und Rührung perlten auf des Greises Wangen.

Dem Künstlerkönig zu Ehren ward am 6. Juni *) ein schönes Fest gefeiert. Alles wollte dem Schöpfer des Friedrichs-Denkmals seine Theilnahme bezeigen, aber die Zahl der Gäste mußte beschränkt, den Damen der Zutritt verweigert werden. Zweihundertundfünfzig Gäste hatten sich im großen Saale des Kroll'schen Lokals versammelt, unter diesen die gefeierten Künstler Cornelius, Kaulbach, Begas, Kiß, Hensel, Franz Krüger, Hildebrandt ꝛc. Der Festsaal war herrlich geschmückt mit Blumen und tropischen Pflanzen; auf der Rückwand, an der Rauch seinen Platz hatte, sah man dessen Brustbild in einem kolossalen Medaillon von 4 Fuß im Umfange, in Gyps modellirt — so schien es —, allein es war von Richter gemalt so täuschend, daß selbst die Erfahrensten irre wurden. Zwei Victorien von Rauch hielten ihre Kränze über seinem Haupt. Um 8 Uhr erschien der Held des Festes, von zwei Schülern eingeführt, Jubel und Hörnerklang bewillkommneten ihn. Nachdem er mit Vielen freundliche Worte gewechselt, setzte man sich zur Tafel. Das erste Lebehoch dem Könige, das zweite dem Meister Rauch. Plötzlich erloschen die Gasflammen, und in dem verfinsterten Saale stellte sich ein Transparent dar, höchst sinnig komponirt zur Verherrlichung Rauchs und der Helden, mit deren Bildsäulen er Berlin geschmückt. Man sah die Hauptwerke des Künstlers. Friedrichs Reiterbild in der Mitte, Blüchers, Bülows, Scharnhorsts Bildsäulen zu den Seiten, König Friedrich Wilhelm III. und die im Sarge ruhende Königin Louise — alle von Musen und Genien umgeben, und hoch über diesen Gruppen thronte in den Wolken Apoll auf seiner Quadriga. Gesang begleitete dieses Bild. Dann folgte ein scherzhaftes Drama, in welchem unter den Klängen des Dessauer Marsches sechs Krieger aus Friedrichs Zeit auftraten, dem

*) Vgl. A. A. Zeit., Nr. 161 (1851).

Digitized by Google

Meister Rauch ihren Dank abzustatten, und in drastischer Weise ihre Bemerkungen über das Friedrichs-Denkmal austauschten. Auch eine gereimte Epistel des geistreichen Kupferstechers Lüderitz erregte homerisches Gelächter. Zeus, der Vater der Götter, war darin als Bildhauer mit Rauch in Parallele gesetzt, und das Gedicht schloß mit den Worten:

Stoßt an mit schäumendem Pokal,
Es lebe hoch Rauch, Zeus Rival!

Seitdem hat der Unermüdliche wieder manches bedeutende Werk vollendet; so das Standbild der Grafen York und Gneisenau, dann die Gruppe des betenden Moses, dem während der Schlacht wider die Amalekiter zwei Freunde die Arme stützen zum Gebet. Friedrich Wilhelm IV. hatte schon als Kronprinz die Idee dazu gegeben. Dann wurde für Königsberg das Denkmal Immanuel Kants in Angriff genommen, des großen königsberger Weisen, dessen hagere und magere Gestalt freilich gar nichts Plastisches hatte, und würdig vollendet. Die Linke hält zugleich den Rohrstock und den dreieckigen Hut, der natürlich die Denkerstirn nicht verhüllen durfte, die rechte Hand ist wie lehrend erhoben und die ganze Stellung zeigt den Mann von Gedanken ergriffen, aber auch mit entschiedener Kraft sie fortbildend und klar machend.

Ad. Stahr äußerte sich über Rauch in einer Skizze aus Berlin (Hausbl. 1855, 17): „Es ist eine Erquickung, den herrlichen Greis zu sehen, den schönsten, den seit Göthe Deutschland aufzuweisen hat unter seinen geistigen Größen. Sein mildes, helles Auge, seine edlen Gesichtszüge, seine stattlich gerade Haltung, das reiche Silberhaar, dessen Locken das edle plastische Haupt olympisch umwallen, die sinnige schweigsame Ruhe seines Behabens — flößen auch dem Ehrfurcht ein, der nicht weiß, daß er in ihm den ersten Bildhauer Deutschlands, ja Europa's begegnet." — Niemand ahnte, daß schon zwei Jahre nachher diesem kraftvollen Leben das Ziel gesetzt werden sollte. Rauch ging im Herbst 1857 nach Dresden, um wegen eines körperlichen Uebels, das übrigens gar nicht gefährlich schien, sich mit einem Arzte zu berathen; aber die Krankheit brach in Dresden mit unvorhergesehener Heftigkeit aus und nach mehreren schmerzvollen Wochen starb der große Künstler am 3. Dezember.

Seine Leiche wurde nach Berlin zurückgeführt. In der Werkstatt, die er „seine Heimath" zu nennen pflegte, versammelten sich um sie, vom Prinzregenten an, die Vertreter aller Lebenskreise und geleiteten sie in langem Zuge zur letzten Ruhestätte. F. Drake, einer der ausgezeichnetsten Schüler Rauchs, hat ein herrliches Marmorstandbild des Meisters gearbeitet, das unter der Säulenhalle des älteren von Schinkel erbauten Museums in Berlin, der Statue des großen Baumeisters gegenüber, aufgestellt wurde.

Der Magistrat von Arolsen hat das Haus, worin Rauch geboren und erzogen wurde, angekauft und zu einer Wohlthätigkeitsanstalt gemacht.

Digitized by Google

## Ludwig van Beethoven.*)

Beethoven, der gewaltige Heros im Reich der Töne, der für den Instrumentalsatz vielleicht das Größte geleistet hat, was auf diesem Gebiete geleistet werden kann, erblickte in einer armen Musikantenfamilie zu Bonn, am 17. Dezember 1770 das Licht der Welt. Sein Vater war Tenorist an der kurfürstlichen Kapelle Maximilian Friedrichs, der wie alle Kinder der Kaiserin Maria Theresia ein Kenner und Liebhaber der Musik war. Wie sein Bruder der Kaiser Joseph der Schutzpatron Mozarts war, so ward Kurfürst Maximilian der Beschützer Beethovens, dessen herrliche Anlagen bald seine Aufmerksamkeit erregten, obschon Beethoven keineswegs gleich Mozart schon als musikalisches Wunderkind die Welt in Erstaunen setzte. Uebrigens mußte er schon 4 Jahre alt die edle Musika beginnen, und dem Willen des Vaters kam der Kleine gern nach, denn es machte ihm große Freude, die Violine zu spielen.

Der Knabe hatte etwas Drolliges und Aufgewecktes, das ihn bei allen seinen Verwandten und auch bei den Musikern der Kapelle beliebt machte. Leider ging's im elterlichen Hause etwas unordentlich zu, es war ein lockeres Musikantenleben. Doch der kleine Ludwig erhielt sich rein von allen nachtheiligen Einflüssen und besuchte am liebsten eine wohlhabende patrizische Familie von Breuning, von der er höchst liebreich empfangen wurde und wo er es gut hatte wie ein verzogenes Kind. Oft, wenn es schon spät geworden war, blieb er des Nachts bei den Breunings, und seine Eltern ließen ihn gewähren. Der stille Friede, die Sauberkeit und Wohlhäbigkeit in diesem Hause wirkten tief auf das Gemüth des phantasiereichen Knaben, in dessen Seele die ersten Ahnungen eines künftigen schöneren Lebens, das über die Gegenwart hinaus strebt, erwachten. Schiller und Göthe waren die gefeierten Lieblinge des Herrn von Breuning und wurden es auch für den Knaben Beethoven. Daheim aber mußte ihm die Mutter, eine geborene Maria Magdalena Keverich, fleißig vom Großvater väterlicherseits erzählen, der seiner Zeit ein beliebter Opernsänger gewesen war und aus Holland stammte.

Vom Vater empfing Ludwig den ersten Unterricht in der Musik, und diese Lektionen waren nicht die angenehmsten, da der ungeduldige Lehrer bei dem kleinsten Versehen in Zorn gerieth. Auch andere Musikfreunde des Vaters nahmen sich des kleinen Beethoven an**) und dieser lernte so gut, daß er schon in seinem 15. Jahre die Stelle eines Organisten in der kurfürstlichen Kapelle bekleiden konnte. Aber schüchtern, wie er war, versteckte er sich gewöhnlich in einem Winkel der kleinen

*) Biographische Notizen über L. v. Beethoven von Dr. Wegeler und F. Ries. Biographie von L. v. Beethoven von A. Schindler (Münster 1840). Beethoven et ses trois styles par W. de Lenz (St. Petersbourg 1852).

**) Namentlich der Kapellmeister Pfeifer, dem B. viel verdankt.

Digitized by Google

Kirche, damit ihn Niemand sehen sollte. Diese Stelle hatte der junge Beethoven durch Fürsprache des Grafen Waldstein erhalten, eines am Hofe sehr einflußreichen Herrn, der mit Kennerblick das aufkeimende Genie durchschaute und höchst überrascht ward, als ihm der Knabe seine 3 Sonaten vorspielte, die er in einem Alter von zehn Jahren komponirt hatte.*) In seinem 11. Jahre spielte er Bachs wohltemperirtes Klavier, und im Gebrauch der Harmonie war er so fertig, daß er dem tüchtigsten Sänger Namens Heller den Antrag machte, er wolle durch seine eigenthümliche Begleitung ihn aus der Melodie bringen, wenn er (wie das in der Charwoche üblich war) die Klagelieder aus Jeremias singen würde. Heller hielt das nicht für möglich, mußte sich aber bald überzeugen, daß Beethoven Wort hielt. Dieser hatte durch eine geschickte Modulation den Sänger in eine fremde Tonart geführt, wo er sich verirrte und stecken blieb. Beethoven spielte ein nicht leichtes Trio von Pleyel (mit dem berühmten Violoncellisten Bernhard Romberg und dem Vater von Ferdinand Ries) vom Blatte weg; Niemand hatte darauf geachtet, daß Beethoven zwei Takte, die in seiner Pianofortepartie fehlten, auf der Stelle ergänzt hatte, so gut war Alles zusammengeklungen. Auch im Violinspiel hielt er sich wacker.

Es ward dem Grafen Waldstein nicht schwer, vom Kurfürsten die Erlaubniß zu erwirken, daß der junge Beethoven nach Wien zu dem berühmten Haydn geschickt würde, um unter dessen Leitung seine Studien zu vollenden. Der Kurfürst bewilligte die nöthigen Stipendien, und so machte sich der 22jährige Künstler im Jahre 1792 frohen Muthes auf nach der Kaiserstadt, die damals den Mittelpunkt musikalischer Kunst bildete, und die nun zu den zwei glänzenden Sonnen Mozart und Haydn ein drittes Gestirn empfangen sollte, das um so wunderbarer am Him-

*) Sie wurden dem Kurfürsten gewidmet und auf der Rückseite des Titelblattes steht folgende Dedikation, die man natürlich dem Knaben in die Feder diktirt hatte:

Erhabenster!

Mit meinem vierten Jahre begann die Musik die erste meiner jugendlichen Beschäftigungen zu werden. So frühe mit der holden Muse bekannt, die meine Seele zu reinen Harmonieen stimmte, gewann ich sie, und wie mir's oft wohl däuchte, sie mich wieder lieb. Ich habe nun schon mein elftes Jahr erreicht, und seitdem flüsterte mir oft meine Muse in den Stunden der Weihe zu: „Versuch's und schreib einmal deiner Seele Harmonieen nieder!" Elf Jahre, dachte ich, und wie würde mir da die Autormiene lassen? und was würden dazu die Männer in der Kunst wohl sagen? Fast ward ich schüchtern, doch meine Muse wollt's — ich gehorchte und schrieb.

Und darf ich's nun, Erlauchtester! wohl wagen, die Erstlinge meiner jugendlichen Arbeiten zu Deines Thrones Stufen zu legen? und darf ich hoffen, daß Du ihnen Deines ermunternden Beifalls milden Vaterblick wohl schenken werdest? O ja, fanden doch von jeher Wissenschaften und Künste in Dir ihren weisen Schützer, großmüthiger Beförderer, und aufsprießendes Talent unter Deiner Vaterpflege Gedeihen. Voll dieser ermunternden Zuversicht wag' ich es mit diesen jugendlichen Versuchen mich Dir zu nahen. Nimm sie als ein reines Opfer kindlicher Ehrfurcht auf, und sieh mit Huld, Erhabenster! auf sie herab und ihren jungen Verfasser

L. van Beethoven.

Digitized by Google

mel der Kunst aufstieg, als der Schmerz um den früh dahin geschiedenen Mozart noch in Aller Herzen lebendig war. Beethoven hatte den großen Tondichter glücklicherweise zu hören Gelegenheit bekommen, auf seiner ersten Reise nach Wien (im Jahre 1786—87), wo er bereits, nachdem er vor Mozart phantasirt hatte, von diesem anerkennend beurtheilt wurde. „Dieser Jüngling," soll sich Mozart geäußert haben, „wird noch viel von sich reden machen." Die schwere Erkrankung seiner Mutter rief aber den jungen Beethoven damals nach Bonn zurück.

Von Haydn hatte Beethoven mehr erwartet, als er fand, und zu einer näheren Verbindung beider Männer kam es nicht; ihre Charaktere waren zu verschieden. Haydn's kindliche Heiterkeit, ruhige Beschaulichkeit und zufriedene Selbstbeschränkung bildete den auffallendsten Gegensatz zu dem auffahrenden, kühnen nach dem Höchsten ringenden Wesen des originellen Schülers, dessen Genialität wohl der alte Meister alsbald erkannte, dessen Eigenthümlichkeit er aber nicht zu fassen und zu behandeln verstand. Dazu kam ein Vorfall, der das leicht entzündbare Gemüth des Schülers mit Mißtrauen gegen den Lehrer erfüllte. Beethoven begegnete einstmals, mit dem Notenheft unter dem Arm, so eben von Haydn kommend, dem Komponisten Schenk, der sich damals durch seine komische Oper „der Dorfbarbier" bekannt gemacht hatte. Dieser nahm großen Antheil an den Fortschritten des jungen Mannes und durchblätterte neugierig dessen Studienhefte. Mit nicht geringer Befremdung entdeckte er sogleich mehrere Fehler in der Komposition, die Haydn unkorrigirt gelassen hatte. Von Stund' an war Beethoven entschieden, nicht länger seine Studien bei Haydn fortzusetzen, obschon es diesem höchst erwünscht gewesen wäre, wenn Beethoven auf dem Titel seiner ersten Kompositionen sich einen Schüler Haydn's genannt hätte. Beethoven behauptete, er habe bei Haydn gar nichts gelernt. Desto mehr profitirte er von dem geschickten Kontrapunktisten Albrechtsberger in der Harmonielehre, zumal da dieser Lehrer den genialen Schüler mehr gewähren ließ und nicht sklavisch an die Regel zu binden suchte. Das ist ja eben der Unterschied des Genius und des bloßen Talentes, daß letzteres nicht ungestraft die Regel verlassen darf, während jener neue Bahnen bricht und selber die Autorität wird, welche die Regeln vorschreibt. Beethoven wollte Alles selber finden, und nahm nichts auf Treu und Glauben an, bis er sich selber von der Wahrheit und Richtigkeit eines Gesetzes überzeugt hatte.

Ries entdeckte einmal, während er die Werke seines Meisters studirte, zwei verbotene Quinten in dem Violin-Quartett in C moll. „Sie haben hier zwei Quinten gemacht!" — Bah! — „Sehen Sie doch zu!" — Wer hat denn verboten, Quinten zu machen? — „Aber Marpurg, Fuchs, Körnberger — alle Theoretiker ohne Ausnahme!" — Gut, ich gestatte sie. So antwortete er dem Freunde. Die gedruckten Kritiken würdigte er gar keiner Antwort. „Ja, ja," sagte er, indem er sich vor

Digitized by Google

Freude die Hände rieb, „sie wundern sich und verstehen es nicht, weil sie das nicht in ihren Büchern vom Generalbaß gefunden haben."

Zu seiner großen Betrübniß verlor er schon im Jahr 1801 seinen Gönner und Wohlthäter, den Grafen Waldstein; doch der Aufenthalt in Wien, wo Alles sich zur Entwickelung seines künstlerischen Sinnes vereinigte, sagte ihm so zu, daß er beschloß, auch fernerhin dort zu bleiben. Und wie zu Bonn sich ihm eine liebe Familie geöffnet hatte, so widerfuhr ihm nun ein gleiches Glück durch die Familie Lichnowsky, welche den Künstler in ihr Haus aufnahm. Der Fürst Lichnowsky war sehr musikalisch gebildet und die neuesten Kompositionen Beethovens wurden zuerst in seinem Salon aufgeführt. Ein Hochgenuß war es, den jungen Meister zu hören, wenn er frei auf dem Piano phantasirte. Die Fürstin behandelte ihn wie ihren Sohn und war voll der zartesten Aufmerksamkeit. Aber gerade dieß war nicht nach dem Sinn des störrischen Genie's, das völlig frei und ungehindert ganz nach Belieben schalten und walten wollte, und an Ort und Zeit sich nicht band. Daß er erst 3½ Uhr zu Mittag essen, dazu eine sorgfältige Toilette machen sollte, wollte dem Hausfreunde durchaus nicht in den Sinn. Einstmals hörte er, wie der Fürst einem Kammerdiener den gemessensten Befehl ertheilte, daß, wenn Er und Beethoven etwa einmal zu gleicher Zeit schellen würde, er zuerst den Herrn Beethoven bedienen sollte. Weit entfernt, von dieser Aufmerksamkeit gerührt zu sein, miethete Beethoven sogleich einen Bedienten für sich allein. Von der Fürstin sagte er, als er das gastfreie Haus ganz verlassen hatte, sie habe ihn unter die Glasglocke setzen wollen, daß Niemand ihn berühren möchte. „Mit großmütterlicher Liebe hat man mich dort erziehen wollen."

Aber jene Liebeserweise waren für den ungebundenen Geist keineswegs verschwendet; er bedurfte, je mehr sein Genius ihn auf sich selbst zurückwarf, der befruchtenden Wärme herzlicher Theilnahme, bevor ihn sein Gehörübel ganz menschenscheu machte und zu völliger Einsamkeit verdammte. Beethoven trug in seinem Busen einen reichen Schatz von Liebe, aber sein Aeußeres war rauh und siachlicht, und sein Lebensgang erlaubte ihm nicht, selber eine Familie zu gründen. Um so herrlicher, tiefer und inniger strömte er die Gefühle seines Herzens und die Gedanken seiner Seele aus in seinen unsterblichen Tonwerken, die von Allem was ein Menschenleben in Freude und Schmerz bewegt, in der Sprache der Töne verkünden, und hinweisen auf ein schöneres Jenseits, das die Räthsel und Dissonanzen dieser Welt auflösen soll. Haydn und Mozart fühlten sich heimisch in dieser Welt, das hört man aus jedem ihrer Werke; Beethoven stürmt mit heißer Sehnsucht über das Erdenleben hinaus, weil es ihn nicht befriedigt. Sehnsucht, aber auch unendlicher Freiheitsdrang: das ist der Grundcharakter seiner Musik.

Im Jahre 1809 ward Beethoven als Kapellmeister an den neuen Hof des Königs von Westphalen berufen und ihm ein Gehalt von 600 Dukaten angeboten. Der Künstler, der sich anfangs für den französischen

Digitized by Google

Konsul begeistert hatte, war bald genug von seinem Irrthum zurückgekommen. Die herrliche Sinfonia eroica (Heldensymphonie) war ursprünglich zu Ehren des französischen Helden komponirt worden. Ries erzählt in Bezug hierauf: „Beethoven hatte sich Bonaparte gedacht, als er noch erster Konsul war. Er verglich ihn mit den größten römischen Konsuln. Auf dem Titelblatt der Partitur stand: Bonaparte. Ganz unten: Luigi van Beethoven. Ich war der Erste, der ihm die Nachricht brachte, Napoleon habe sich zum Kaiser erklärt, worauf er in Wuth gerieth und das Titelblatt zerriß. Nun erst erhielt die Symphonie den Titel: S. eroica. Der Fürst Lobkowitz kaufte sie von Beethoven zum Gebrauch für einige Jahre, wo sie in dessen Palais mehrmals gegeben wurde.

Beethoven gab gern nach, als man in ihn drang, Oesterreich nicht zu verlassen. Seine Schüler, der Erzherzog Rudolph (später Kardinal und Erzbischof von Olmütz), ferner der Fürst Lobkowitz und Kinsky vereinigten sich, dem Meister zur Entschädigung ein Jahrgeld von 4000 Gulden auszusetzen, so lange er nicht zu einer entsprechenden Stelle berufen würde. Der Erzherzog gab 1500, Fürst Kinsky 1800, Lobkowitz 700 Gulden; leider traten um diese Zeit die österreichischen Finanzwirren ein, welche das Papiergeld auf den fünften Theil seines Werthes herabbrachten, und selbst diese Summe ward durch den Tod Kinsky's und den Bankerott von Lobkowitz gefährdet. Doch Erzherzog Rudolph half, so gut er konnte. Unterdessen war für Deutschland und Oesterreich, nach so viel Schmach und Unglück dem glücklichen und übermächtigen Napoleon gegenüber, die glorreiche Zeit der Ermannung, der Abschüttelung des Joches der Fremdherrschaft gekommen; die Völkerschlacht bei Leipzig war geschlagen und der Franzosenkaiser mit den Trümmern seiner Armee über den Rhein zurückgetrieben worden. Daß die gehobene und begeisterte Stimmung, welche damals die Herzen aller Vaterlandsfreunde durchdrang, bei einem Patrioten wie Beethoven sehr energisch sich äußern mußte, kann man sich leicht denken. In geselligen Kreisen sprühete sein Geist von froher Laune, treffendem Witz und auch beißender Satyre; seine Arbeitslust war reger denn je und die Fruchtbarkeit seines Genius schien unerschöpflich. Er hatte seine große A dur Symphonie (die siebente) und die Symphonie „Wellingtons Sieg, oder die Schlacht bei Vittoria" beendet und der kaiserliche Hofmechanikus Mälzel hatte die gute Idee, ein Konzert zu veranstalten, worin diese Kompositionen zum Besten der in der Schlacht bei Hanau invalid gewordenen österreichischen und bairischen Krieger zur Aufführung kommen sollten. Am 8. und 12. Dezember 1813 fand die Feier unter lebhafter Theilnahme des Publikums in der Universitäts-Aula Statt. In dem Bericht der Allgem. Musikzeitung (XVI, 4) fand das allgemeine Urtheil folgenden Ausdruck: „Längst im In- und Ausland als einer der größten Instrumental-Komponisten geehrt, feierte bei diesen Aufführungen Herr van Beethoven seinen Triumph. Ein zahlreiches Orchester, durchaus mit den ersten

Digitized by Google

und vorzüglichsten hiesigen Tonkünstlern besetzt, hatte sich wirklich aus patriotischem Eifer und innigem Dankgefühl für den gesegneten Erfolg der allgemeinen Anstrengungen Deutschlands in dem gegenwärtigen Kriege zur Mitwirkung ohne Entschädigung vereinigt*), und gewährte, unter der Leitung des Komponisten, durch sein präcises Zusammenspiel ein allgemeines Vergnügen, das sich bis zum Enthusiasmus steigerte. Vor Allem verdiente die neue Symphonie jenen großen Beifall und die außerordentlich gute Aufnahme, die sie erhielt. Man muß dieß neueste Werk des Genies Beethovens selbst, und wohl auch so gut ausgeführt hören, wie es hier ausgeführt wurde, um ganz seine Schönheiten würdigen und recht vollständig genießen zu können. Das Andante (später Allegretto genannt) mußte jedes Mal wiederholt werden und entzückte Kenner und Nichtkenner. — Was sodann die Schlacht betrifft: will man sie nun einmal durch Töne der Musik auszudrücken versuchen, so wird man wenigstens es eben auf die Art machen müssen, wie es hier geschehen. Einmal in die Idee eingegangen, erstaunt man freudig über den Reichthum und noch mehr über die genialische Verwendung der Kunstmittel zu jenem Zweck. Der Effekt, ja selbst die recht eigentliche Täuschung ist ganz außerordentlich, und es läßt sich wohl ohne alles Bedenken behaupten, es existire gar nichts im Gebiete der malenden Tonkunst, das diesem Werke gleich käme."

Natürlich war so etwas Pikantes und Leichtfaßliches, wie es in der Schlacht-Symphonie sich darbot, den Wienern höchst willkommen.

Am 27. Februar 1814 brachte der Meister schon wieder eine große Symphonie, die achte (aus F dur) zur Aufführung vor einer Versammlung von 5000 Zuhörern. Am 23. Mai erfolgte die Darstellung der umgearbeiteten Oper Fidelio im kaiserlichen Opern-Theater. Der für Beethoven glanzvollste Tag des Jahres war aber der 29. November. Die verbündeten Monarchen waren mit ihren Ministern und glänzendem Gefolge in Wien zu einem Kongresse zusammen getreten. Auf den Wunsch des wiener Magistrats und hoher Kunstfreunde entschloß sich Beethoven, zur Bewillkommnung der erlauchten Gäste, seine neuesten Kompositionen zur Aufführung zu bringen. Er hatte die von Dr. Weißenbach gedichtete Kantate „der glorreiche Augenblick" in Musik gesetzt und brachte sie nebst der A dur Symphonie und der Schlacht von Vittoria im großen kaiserlichen Redouten-Saale vor einer eben so zahlreichen als glänzenden Zuhörerschaft zur Aufführung. „Die Stimmung der nahezu aus 6000 Zuhörern bestehenden Versammlung" berichtet Schindler, „aber auch der im Chor und Orchester Mitwirkenden läßt sich nicht beschreiben. Die ehrfurchtsvolle Zurückhaltung von jedem lauten Beifallszeichen verlieh dem Ganzen den Charakter einer großen Kirchenfeier. Jeder schien zu fühlen, ein solcher Moment werde in seinem Leben nie wiederkehren.

*) Kapellmeister Salieri gab den Trommeln und Kanonaden den Takt, Hummel hatte sich selber an die große Trommel gestellt, Spohr geigte im Orchester.

Digitized by Google

Nur Eins hatte der Feier gefehlt: die Anwesenheit Wellingtons. Der siegreiche Feldherr kam erst nach beendigter Feier in Wien an." Die fremden Souverains, von Beethoven persönlich eingeladen, waren alle zugegen und von mehreren derselben empfing der Meister ansehnliche Geschenke.

Da mit seinem zunehmenden Ruf auch die Honorare seiner Kompositionen sich mehrten, hätte Beethoven wohl seine Geldverhältnisse verbessern können; aber auf das Eintheilen und Haushalten verstand er sich nicht und das oben erwähnte Jahrgeld ging leider verloren. Zu dieser Verwirrung gesellte sich — da kein Uebel allein kommt — noch ein Prozeß, den Beethoven mit der Wittwe seines Bruders Karl führen mußte, der ihn zum Vormund seines hinterlassenen Sohnes bestellt hatte. Zuerst ward Beethoven wegen des holländischen „van", das man mit dem deutschen „von" verwechselte, an das Adelsgericht verwiesen; da man nach seinen Adelsbriefen fragte, wies er mit der Hand auf Stirn und Brust. In der That hatte auch der hochbegabte Mann die Ansicht: Ein überlegener Geist wie der seinige dürfe nicht bürgerlich behandelt werden! Doch das Gericht fragte nicht nach dem Genie und verwies ihn an den wiener Magistrat.

Nun begannen die Verhöre, Protokolle, Unkosten aller Art, so daß der arme Beethoven sich fast zu Tode ärgerte. Doch was er einmal angefangen hatte, wollte er nun auch durchführen; er schrieb alles Nöthige mit eigener Hand, und in einer Appellation (vom 7. Januar 1820) finden sich die schönen Worte: „Ich kenne keine heiligere Pflicht, als die der Obsorge bei der Erziehung und Bildung des Kindes. Nur darin kann die Pflicht der Obervormundschaft bestehen, das Gute zu würdigen und das Zweckmäßige zu verfügen." Zum Glück bekam der Künstler einen wackeren Advokaten, Namens Bach, der, die Eigenthümlichkeit seines Klienten beachtend, den im Schreiben für seinen Mündel unermüdlichen Beethoven nicht stören mochte, und sich sehr bezeichnend also aussprach: „Kein Zug dieser großen Seele durfte verloren gehen, weil er beweiset, daß mit einem unerschöpflichen Geiste zugleich ein edles Gemüth verbunden sein kann."

Beethoven wollte den Sohn seines Bruders in sein eigenes Hauswesen aufnehmen, da dessen Mutter sich einem lockeren Leben hingab, wollte ihm zu Lieb eine Köchin miethen und sparte das Geld, wo er nur konnte, nicht für sich, sondern für den Neffen. Und dieser junge Mensch, auf den sich des großen Mannes Zärtlichkeit und Liebe konzentrirte, lohnte seinem Wohlthäter mit Undank und verbitterte ihm sein ganzes noch übriges Leben. Wie hatte sich das Herz des guten Oheims gelabt, als der Jüngling die Universität bezog; aber wie ein Donnerschlag traf ihn dann die Nachricht, der liederliche Neffe sei relegirt worden und unter die Soldaten gegangen!

Beethoven war bei dem hohen Adel gern gesehen und wie zu Hause. In Momenten des Frohsinns entschloß er sich auch wohl, auf einem

Digitized by Google

Balle mit zu tanzen, aber merkwürdiger Weise brachte er es in dieser Kunst nicht weit, da er nicht Takt hielt. Manche Sonderbarkeiten wurden dem großen Manne gern nachgesehen, und der Erzherzog Rudolph ging in dieser Hinsicht mit gutem Beispiel voran. Beethoven hatte sich's bei Uebernahme des Unterrichts ausbedungen, allein mit dem Prinzen zu verkehren, und so mußte die gewöhnliche Begleitung zurückbleiben. Nur den Erzherzog Karl, den Sieger von Aspern, traf Beethoven zuweilen, da Erzherzog Rudolph wußte, daß der Meister diesen Helden hochverehrte. Schrieb der Erzherzog seinem Lehrer ein Billet, so unterzeichnete er sich stets: „Ihr freundwilliger Schüler."

Seinen einfachen Tisch im Wirthshause zog Beethoven dem glänzendsten Diner vor, zu welchem ihn seine Freunde einluden, denn er durfte sich hier gehen lassen und auf Niemand Rücksicht nehmen. Man kannte auch in Wien den kleinen finstern Mann im grauen Oberrock, der zuweilen mitten auf der Straße stehen blieb, wenn eine neue Idee ihn erfaßte, oder von der Tafel aufstand und nach Hause ging, ehe er noch gegessen hatte. Seine zunehmende Gehörschwäche machte ihn immer melancholischer und mißtrauischer, er wollte gar kein Konzert mehr geben, und als einstmals seine Verehrer, der Graf Lichnowsky, der Violinist Schupanzigh und sein späterer Biograph Schindler sich verabredet hatten, ihn auf gute Manier zu einem solchen zu bewegen: so ging er zwar darauf ein, als sie aber fort waren, merkte er die List, die doch so gut gemeint war, und schrieb folgende 3 Billete:

An den Grafen Lichnowsky.

Falschheiten hasse ich. Besuchen Sie mich nicht mehr. Akademie hat nicht Statt.

An Herrn Schupanzigh.

Besuche er mich nicht; ich gebe keine Akademie.

An Herrn Schindler.

Besuchen Sie mich nicht mehr, bis ich Sie rufen lasse. Keine Akademie.

Beethoven war gegen das ganze wiener Publikum erzürnt, weil es den leichteren italienischen Weisen Rossini's zujauchzte und die ernstere deutsche Musik vernachlässigte. Seine Reizbarkeit hatte mit dem Gehörleiden zugenommen, das sich seit 1797 bemerkbar machte. Wir lesen in einem an seinen Freund, den Doktor Wegeler adressirten Brief (vom Juni 1800): „Mein Gehör ist seit drei Jahren immer schwächer. Im Theater muß ich mich an's Orchester lehnen, um den Schauspieler zu verstehen. Die hohen Töne von Instrumenten und Singstimmen höre ich nicht, wenn ich etwas weit weg bin. Ich habe oft mein Schicksal verflucht. Plutarch hat mich zur Resignation geführt. Ich will meinem Schicksale trotzen, obschon es Augenblicke geben wird, wo ich das unglücklichste Geschöpf Gottes sein werde."

Digitized by Google

So lange es gehen wollte, verheimlichte der so schwer vom Schicksal Heimgesuchte sein Uebel; erst wurde das rechte Ohr taub, dann auch das linke immer schwächer und schwächer. Der Meister wollte sich die Leitung der Aufführung seiner Kompositionen nicht nehmen lassen, als er schon nicht mehr im Stande war, das Orchester zu dirigiren; er ward dann, wenn es nicht recht vorwärts wollte oder die Stimmen auseinander kamen, sehr zornig und vergaß, daß die Schuld an ihm selber lag. Das gab manche theils komische, theils ärgerliche Szenen. Als zum Besten der berühmten Schauspielerin Wilhelmine Schröder nach achtjähriger Pause Beethovens Oper Fidelio aufgeführt werden sollte (worin die Schröder als Leonore sang), wollte der Meister wiederum das Ganze leiten. Die Ouvertüre ging (in der Hauptprobe) vortrefflich, trotz mancher unsicheren Zeitangaben des Dirigenten, allein schon bei der ersten Nummer, dem Duett zwischen Marcelline und Jacquino, ward es merklich, daß Beethoven von dem, was auf der Bühne vorging, gar nichts hörte. Während die Sänger vorwärts eilten, hielt er das Orchester zurück und bald fiel Alles auseinander. Nach einigen Verweisen, an die Sänger gerichtet, rief Beethoven da capo! Das Duett begann und endete abermals in Uneinigkeit. Der Kapellmeister Umlauf, dem von vornherein die Leitung von Beethoven hätte überlassen werden sollen, stand neben ihm, wagte aber nicht, das Wort auszusprechen: Es geht nicht, verzichte! Beethoven, auf seinem Sitze unruhig geworden, blickte nach rechts und links und suchte aus den Mienen der Anwesenden zu lesen, was eigentlich der Grund der Störung sei. Beklommenes Schweigen überall. Da rief er seinen getreuen Pylades Schindler herbei, reichte ihm sein Taschenbuch mit der Weisung, zu schreiben. Schindler schrieb: Bitte, fahren Sie nicht fort. Zu Hause das Weitere! Kaum hatte Beethoven das Wort gelesen, so sprang er in das Parterre und sagte bloß: Geschwind hinaus! Ohne sich aufzuhalten lief er den weiten Weg nach seiner Wohnung, warf sich auf das Sopha, bedeckte mit beiden Händen das Gesicht und verblieb in dieser Lage, bis es zu Tisch ging. Während des Essens kam kein Laut aus seinem Munde, die tiefste Niedergeschlagenheit war in seiner Haltung und seinen Mienen.

Doch sollte selbst dem tauben Meister der Töne noch ein schöner Triumph zu Theil werden. Es war seinen Freunden ein tiefer Verdruß, wenn sie die Gleichgültigkeit sahen, mit welcher man die klassischen Kompositionen Beethovens in Wien behandelte. Sie beschlossen, ein Konzert zu veranstalten und darin Theile der Missa solemnis, welche der Meister zur Feier der Einsetzung des Erzherzogs Rudolph zum Erzbischof von Olmütz komponirt hatte, und ferner die neunte Symphonie, die letzte, schwierigste und eigenartigste, zur Aufführung zu bringen. Das musikalische Fest kam nach zwei vorhergegangenen Proben am 7. Mai 1824 zu Stande; das Haus war gedrängt voll und zum Schluß der Aufführung brach die Zuhörerschaft in stürmischen Beifall aus — Beethoven aber, der von dem Jubel nichts merkte, kehrte der Versammlung den

Digitized by Google

Rücken zu. Da faßte ihn die Sängerin Caroline Unger und wendete den Meister nach dem Proscenium zu, damit er doch wenigstens das Hüte und Tücher schwenkende Publikum sehen möchte. Dieser Moment steigerte gewaltig die Theilnahme für den leidenden Beethoven und ein lange nicht enden wollender Enthusiasmus erfüllte das Haus.

Leider setzte sich auch sein Unterleibsleiden immer fester. Eine Kur in Teplitz brachte Linderung nur für kurze Zeit. In dem böhmischen Bade machte er die persönliche Bekanntschaft Göthe's, dessen Lieder er hoch hielt. Er war überhaupt mit der neuen deutschen Literatur nicht unbekannt; vorzüglich labte er sich aber an den alten Klassikern, die er in deutschen Uebersetzungen las, und die er gerade deßhalb, weil er sich nicht mit kleinlichen Hindernissen der Uebersetzung zu befassen brauchte, in ihrer Ganzheit und Fülle auf seine Seele konnte wirken lassen. Der Wiener Kongreß, während dessen er die höchsten Würdenträger in der Nähe hatte, dem Kaiser von Rußland und König von Preußen vorgestellt wurde, überhaupt die ganze bewegte Zeit wirkten lebhaft auf sein Gemüth, und er verfolgte die Welthändel mit größtem Interesse. Die Augsburger Allgemeine Zeitung war die regelmäßige Abendlektüre, die niemals ausgesetzt wurde.

Ein einziges Mal unternahm Beethoven eine Reise nach Berlin, sonst ist er nie über Wien und die nächste Umgebung hinausgekommen; im Sommer hielt er sich gern in Baden, oder im Dorfe Mödling auf. Seine Lebensweise war höchst einfach; das Fleisch, das Mittags übrig geblieben war, wurde Abends als kalte Küche verzehrt und dazu ein Glas Bier getrunken und eine Pfeife Tabak geraucht. Mittags kam wohl ein Glas Ofener auf den Tisch. Doch auf einen Gegenstand richtete sich die größte Sorgfalt des merkwürdigen Mannes — auf den Kaffee. Dieser mußte sehr stark sein, und auf die Tasse wurden 60 Bohnen genommen, die er stets sorgfältig abzählte. Nur Vormittags wurde komponirt, der Nachmittag war der Lektüre gewidmet.

Die letzten Jahre seines Lebens verlebte Beethoven ganz zurückgezogen, und an seinem Krankenbett wachte keine theilnehmende Seele. Sein Bruder Johann war Apotheker in Wien und verdankte sein Glück dem Ludwig, der ihn mit großer Freigebigkeit unterstützt hatte. Nachdem er aber wohlhabend geworden war und in eigener Equipage fuhr, besuchte er den „armen Komponisten" gar nicht mehr, sondern begnügte sich, ihm zum Neujahr eine Karte zu schicken, worauf bloß die Worte standen: „Johann van Beethoven, Gutsbesitzer." Ludwig schrieb auf die Rückseite: „Ludwig van Beethoven, Hirnbesitzer" und schickte sie dem eiteln Menschen zurück. Eine alte Magd war die einzige Pflegerin des großen Mannes, denn auch der Neffe hatte sich schnöde von ihm abgewandt. Auf eine Lungenentzündung folgte die Wassersucht, und viermal mußte dem Kranken das Wasser abgezapft werden, der mit aller Geduld die Operation aushielt und lakonisch sich äußerte: „Besser Wasser aus 'm Bauch, als aus der Feder." Die Freunde hatten ihm Dr. Wawruch



Digitized by Google

in's Haus gesandt, der ihn nicht richtig behandelte und die Hülfe des berühmten Malfatti kam zu spät; Beethoven unterlag seinem Uebel am 26. März 1827. Nun erwachte die allgemeine Theilnahme der Bewohner Wiens, die sich um den kranken Künstler nicht bekümmert hatten, und durch ein feierliches Leichenbegängniß ihre Schuld zu tilgen suchten.

---

Beethoven war trotz mancher Schwäche und Uebertreibung ein streng sittlicher Charakter, stets erfüllt mit den erhabensten und reinsten Gedanken. Nach einer heftigen Krankheit, die ihn zuerst im Jahre 1802 überfallen hatte, verfaßte er ein Testament, das er an seine Brüder richtete und worin sich folgende Stelle findet: „Empfehlt euren Kindern Tugend — sie nur allein kann glücklich machen — nicht Geld. Ich spreche aus Erfahrung. Sie war es, die mich selbst im Elende gehoben; ihr danke ich, nebst meiner Kunst, daß ich durch keinen Selbstmord mein Leben endigte."

Von Wuchs war Beethoven klein, aber gedrungen und untersetzt. Sein Kopf war außerordentlich groß, und der dichte Haarwuchs, der ganz der Natur überlassen blieb, gab diesem Kopfe etwas Furchtbares. Die Miene war finster, aber wenn Beethoven einmal lächelte, so soll das einen unbeschreiblich wohlthuenden Eindruck gemacht haben. Die kleinen grauen Augen schossen Blitze, wenn die Hochgedanken im Innern seiner Seele ihr Spiel zu treiben begannen. Die Stirn war offen und wahrhaft majestätisch; Beethoven war aber auch so stolz auf diese Stirn, daß er, als in einer Gesellschaft eine Dame dieselbe nach Würden pries, er sich erhob und sprach: „Wohlan, so küssen Sie diese Stirn!" und die weibliche Anmuth belohnte auf der Stelle das männliche Selbstbewußtsein.

Eitel konnte ein Beethoven nicht sein, dazu war sein Geist zu groß und gewaltig; aber sein stolzes Selbstbewußtsein äußerte sich mitunter auf übertriebene Weise, wie denn der originelle Mann sehr zu Extremen geneigt war. Neben abstoßender Schroffheit und scheinbar kältester Härte lagen Momente weichster Empfänglichkeit und Rührung, neben melancholischem Trübsinn Momente der Freude und Harmlosigkeit einer Kinderseele, die sich ganz mittheilt und gibt wie sie ist, die allen Schmerz des Lebens hinwegtändelt, mit der Gegenwart spielt und hoffnungsselig in die Zukunft schauet. Starr und unbeugsam in seinem Willen, in seinen Vorsätzen und Vorurtheilen, und kühn über das Urtheil der Menge sich hinwegsetzend, war er in Zeiten der Unentschlossenheit und Abspannung doch wieder ganz von seiner Umgebung abhängig und fast willenlos lenksam. Als Idealist den Blick auf die höchsten Aufgaben des Lebens richtend und Alles nach idealem Maaßstabe messend, ward er doch durch den neckischen Humor des Schicksals, der in sein Leben hineinspielte, wieder so hart auf die gemeine Wirklichkeit der Dinge gestoßen, daß er die realistische Unzulänglichkeit seiner Existenz auf das Bitterste empfand.

Digitized by Google

Zum Beispiel da ihm seine Köchinnen viel zu schaffen machten, entweder selbst aus dem Dienst liefen oder von ihm fortgejagt wurden: so band er eines schönen Tages selbst die Küchenschürze vor, um das Diner, zu welchem er seine Freunde eingeladen hatte, in höchsteigener Person zu kochen.

Alle Charaktereigenschaften Beethovens treten uns, obwohl künstlerisch verklärt, in seinen Werken entgegen. Da sind die schärfsten Kontraste hart aneinander gerückt, titanisches Ringen und wehmuthsvolle Entsagung, die höchste Lust und der tiefste Schmerz. Die lieblichen Blumen des Lebens stehen nicht wie bei Haydn im heiter umfriedigten Garten mit seinen Jasminlauben und wohlgebahnten Wegen, — sie wachsen auf den grünen Alpwiesen in tief gesättigter Farbengluth des goldenen Löwenzahn, der blauen Enziane und der glühenden Alpenrose, und die Umzäunung bilden himmelanstrebende Schneepyramiden und Felsenhörner. Der Genius Beethovens führt uns hart an die grausigen Schründe und Abgründe, wir schauen mit Schrecken in die Tiefe und an den senkrechten Bergwänden hinauf, der Pfad ist verschwunden, wir zagen und zittern: da trägt er auf Adlerfittigen leicht und sicher uns hinüber und senkt sich mit uns in's lachende warme Thal hinab.

Mozart ist weltfroh und weltselig, erfaßt das Leben, wie es sich bietet, ohne sich darüber Skrupel zu machen, wie es sein sollte. Das ist dem Idealisten Beethoven unmöglich; sein Geist rüttelt an den Schranken seiner Existenz und kann sie doch nicht durchbrechen. Er strebt ohne Unterlaß nach dem, was höher ist als die Wirklichkeit, nach einem Glück, das die Erde nicht hat und nicht geben kann. Sein Idealismus ist unendliche Sehnsucht. Aber auch unendlicher Freiheitsdrang, der mit festem Blick auf das Unbedingte sich von keinem irdischen Bande fesseln läßt. Wie Schiller in seinen Romanzen und Dramen das Lied der Freiheit gesungen, so Beethoven in seinen Tonwerken. Seine einzige Oper Fidelio steht auch unter allen Opern überhaupt einzig da mit ihrem erhabenen Schmerz, der sie durchzittert, mit der idealen Liebe, die in ihr pulsirt, mit ihrer Sehnsucht nach Freiheit, die sich in dem Chore der Gefangenen so mächtig konzentrirt. Leichtfertige Liebesgeschichten zu komponiren, wie es von Mozart geschah, war dem strengen Idealisten Beethoven unmöglich. Weil er mit den Dingen der Endlichkeit keine Brüderschaft schließt, sondern immer von Außen nach Innen gehend sich in die Tiefen seines Gemüthes zurückzieht, ist er nicht allseitig, wie Mozart, aber dafür um so größer in seiner Eigenart. Er ist nicht wie Mozart gleich fruchtbar und meisterhaft in der Vokal- und Instrumentalmusik. Die bunte Opernwelt war ihm eigentlich widerwärtig. So schöne Lieder er komponirt hat, so war seine Musik doch zu selbständig, um die Fessel des Worts zu ertragen — er offenbarte seine Gedanken und Gefühle am liebsten in der freien Instrumentalmusik und er wußte die einzelnen Instrumente mit solcher Meisterschaft zu behandeln, daß sie wie selbständige Wesen zu uns reden und in den Symphonien zumal wie



Digitized by Google

handelnde Charaktere der Oper ihre Arien und Recitative, Duetten und Chöre singen.

Die Symphonie ist ein Kind der modernen Tonkunst, welche die eigentliche Konzertmusik zu vollster Entwickelung brachte. Concertare heißt streiten, mit einander kämpfen. Was wir jetzt gewöhnlich ein „Konzert" als Kompositionsart nennen, ist ein Stück, in welchem Ein Tonwerkzeug, sei es Cello, Geige, Pianoforte, Klarinette ꝛc. eine hervorragende Rolle spielt. In der „Symphonie" aber muß jedes einzelne Instrument nach seiner eigenthümlichen Natur zur Geltung gebracht und vom Komponisten so behandelt werden, daß es mit allen übrigen Instrumenten ebenso in Gegensatz tritt, wie es sich ihnen und dem Ganzen als willig dienendes Glied unterordnet und als Mitkämpfer mit allen übrigen zu Einem Ziele zusammenwirkt. Erst da ist „Konzertmusik" im vollen Sinne des Wortes. Die Symphonie gibt ein Weltbild in Tönen, sie stellt das Leben dar, wie es in der Gefühlswelt des Komponisten sich spiegelt, von seiner Phantasie angeschauet wird. Je tiefer das Gemüthsleben, je mehr innere Kämpfe und je schroffere Gegensätze in der geistigen Strömung des eigenen Selbst: desto mehr Streit und Kampf, desto tiefer gehende Strömungen, desto mannigfaltigere Reibungen und Kontraste in den Symphonien.

Von den neun Symphonien Beethovens ist jede eine Welt für sich, jede hat ihren besondern Styl, ihren eigenthümlichen Humor und Geist. Die beiden ersten sind noch nach Haydn-Mozarts Weise komponirt, haben noch die heitere Unbefangenheit und Klarheit des rein lyrischen Gefühlsausdruckes, der, in die tiefen Widersprüche des Lebens noch nicht eingehend, auch noch nicht die eigenthümlich Beethoven'schen Licht- und Schattenpartieen und den eigenthümlichen Beethoven'schen Humor entwickelt. Dieser einfachere Styl dient ihm nur zum Ausgangspunkt für die dann folgenden groß und kühn angelegten und kunstvoll ausgeführten Tongemälde, die mit der lyrischen Gefühlserregung die epische und dramatische Schilderung vereinen, sei es, daß uns der Komponist auf das Schlachtfeld führt, wo Helden fallen und Hoffnungen der Völker in den Staub sinken, oder auf die gemüthliche Dorfflur zu Bauern und Hirten, wo wir am Bach uns lagern, — oder in ein wildes Bacchanal mit seiner übermüthig sprühenden Lust. Wie aber in die idyllische Szene „am Bach" das Gewitter einschlägt und in das ruhige Stillleben die Unruhe bringt: so tritt in die lustige Tanzsymphonie A dur gleich im zweiten Satz der Ernst des Lebens hinein, der, anfangs ein leichtes Wölkchen, sich immer mehr zur dunkeln drohenden Gewitterwolke entwickelt; in der großartigen C moll Symphonie klopft von vornherein „das Schicksal" an die Pforte und weckt seinen Helden aus süßem Jugendtraum zu harten schweren Kämpfen. Aber es fehlt auch nicht das Lob- und Danklied der Landleute nach glücklich vorübergegangenem Gewitter, aus dem mit Blut gedüngten Schlachtfeld, auf dem so viele Tapfere fielen, wächst und blüht ein neuer Völkerfrühling hervor und

Digitized by Google

dem beharrlich ringenden Erdenwaller singen Engelchöre Jubelpsalmen. Und noch in der neunten und letzten Symphonie flocht der Meister, da er schon völlig taub geworden und mit dem Leben zerfallen war, Schillers Lied an die Freude wie einen Engelchor in den Ringkampf der Instrumente; es ist auch in diesem letzten Riesenwerke das Beethovensche per aspera ad astra, das Emporstreben durch Nacht zum Licht, durch irdische Wirrsal zum himmlischen Frieden, das Ringen nach einer Freude, die durch den Schmerz hindurchgegangen und geheiligt worden ist.

## Felix Mendelssohn-Bartholdy. *)

Dieser Meister von echt-deutschem Schrot und Korn, der mit seinem wunderbar reichen Talent den Geist Händels und Bachs und den Genius Beethovens in sich selber wieder lebendig machte, ist ein wahrer Reformator geworden für die neuere Musik, indem er die alten Meister auch in der „gebildeten Gesellschaft" wieder zu Ehren brachte, und dem durch italienische und französische Moden verwöhnten Sinn wieder eine ernstere Richtung und tieferen Gehalt gab.

Selten mag wohl so, wie es bei Mendelssohn der Fall war, das reinste sittliche Streben mit einer so gründlichen klassischen Bildung und einem so großen musikalischen Talent sich vereinigt finden. Ihm waren von Kindesgebeinen an die Musen hold, die glücklichsten Umstände vereinigten sich zur Bildung seines Geistes und Gemüthes, und sehr bedeutungsvoll war sein Vorname „Felix".**)

Sein Vater, ein reicher, angesehener Banquier in Hamburg, Sohn des berühmten Philosophen Mendelssohn, war selber ein feingebildeter und kunstsinniger Mann; seine Mutter, eine geborene Bartholdy, war eine ausgezeichnete Frau, die mit sinniger Hand alle zarten Keime des Guten und Schönen im Gemüthe ihrer Kinder zu entwickeln verstand. Als Felix in's vierte Lebensjahr getreten war (er war das zweitgeborene

*) Felix Mendelssohn-Bartholdy. Ein Denkmal für seine Freunde von W. A. Lampadius (Leipzig, 1848). Briefwechsel zwischen Göthe und Zelter in den Jahren 1790 bis 1832 (6 Bde., Berlin, 1833). Garten und Wald. Novellen und vermischte Schriften von L. Rellstab. 4. Theil (Leipzig, 1854). Reisebriefe von Felix Mendelssohn-Bartholdy, herausgegeben von Paul Mendelssohn-Bartholdy (2. Aufl. Leipzig, 1862). Briefe aus den Jahren 1833—47 von Fel. M.-B., herausgeg. von Paul M.-B. und Dr. Karl M.-B. (Leipzig, 1863).

**) Felix Mendelssohn erblickte das Licht der Welt am 3. Februar 1809 zu Hamburg. In demselben, auch nach dem großen Brande noch stehen gebliebenen Hause hinter der Michaeliskirche, wurde ein Jahr später sein treuer Freund und Kunstgefährte Ferdinand David geboren.

Digitized by Google

von vier Geschwistern), zogen seine Eltern von Hamburg nach Berlin, und hier fand das musikalische Talent des Kindes, das sich wunderbar früh entwickelte, die allerbeste Pflege durch zwei hochberühmte Meister, den originellen Maurermeister Zelter, der den Knaben in der musikalischen Theorie, und den trefflichen, genialen Ludwig Berger, der ihn auf dem Pianoforte unterrichtete. Zwei so biedere, deutsche Ehrenmänner, gediegene Charaktere, Feinde alles Halben, Unreifen, Schwankenden mußten von dem heilsamsten Einflusse auf den Bildungsgang eines Knaben sein, der freilich seine Lehrer bald selber überflügelte. Schon in seinem achten Jahre spielte (um einen derben Zelterschen Ausdruck zu gebrauchen) „der Junge Klavier wie Teufel"; wer ihn hörte und nicht den Spieler sah, meinte, es müsse einer der besten Virtuosen sein, so kräftig, sicher, kühn war das Spiel des Knaben. Ebenso früh zeigte sich jener feine Sinn musikalischer Kritik, das Luchsauge, wie Zelter es nennt, mit welchem er „in der Partitur eines prachtvollen Konzerts von Sebastian Bach sechs reine Quinten nacheinander entdeckte, die er (Zelter) vielleicht niemals gefunden hätte," und jenes wunderbar feine Gehör, das mitten unter den gewaltigsten Tonmassen die Dissonanz eines einzelnen Instruments oder einer Menschenstimme augenblicklich wahrnahm. Er komponirte mit der größten Leichtigkeit, die Gedanken flogen ihm nur so zu. In seinem zehnten Jahre reiste er mit dem Vater nach Paris, ließ sich dort öffentlich hören und erntete großen Beifall.

Zelter konnte nicht genug von den außerordentlichen Fortschritten seines Zöglings an seinen Freund Göthe berichten. Im Herbst des Jahres 1821 kündigte er Göthe seinen und seines zwölfjährigen Schülers Besuch mit den Worten an: „Meiner Doris und meinem besten Schüler will ich gern Dein Angesicht zeigen, ehe ich von der Welt gehe." L. Rellstab hat uns eine sehr werthvolle Skizze dieses Besuchs geschenkt. Er schreibt (am Schluß des o. a. Werkes): Im Jahr 1821 lebte ich in Weimar. Zelter war es, der mir durch Briefe und Musikfendungen an Göthe den Zutritt zu dem großen Dichter gebahnt und sein Haus eröffnet hatte. Eines Morgens, im November, erhielt ich eine Aufforderung, Frau v. Göthe, die Schwiegertochter des Dichters, welche das Mansarden-Stockwerk des Göthe'schen Hauses bewohnte, noch am nämlichen Vormittag zu besuchen. Sie empfing mich mit den Worten: „Sie werden Bekannte aus Berlin hier finden, deren Wiedersehen Ihnen Freude machen wird!" Ich rieth, ich fragte, doch ohne das Richtige zu treffen, als sich plötzlich die Thür öffnete und Zelters stattliche Gestalt, damals noch in rüstiger Kraft, eintrat. Als wir noch in den ersten Wechselworten und gegenseitigen Begrüßungen begriffen waren, wurde die Thür des Zimmers leise geöffnet und ein Knabe von etwa zwölf Jahren trat ein; es war Felix Mendelssohn, den ich mit Freuden erkannte. Schüchtern näherte er sich und sein schwarzes schönes Auge blickte befangen in dem Kreise (es waren noch einige Herren und Damen zugegen) umher. Er vermuthete wahrscheinlich Göthe selbst unter den Anwesenden,

Digitized by Google

allein dieser war noch in seinem Zimmer. Zelter hatte zuerst Frau von Göthe begrüßt und sein junger Begleiter nun selbst suchen müssen, wohin er sich zu begeben habe, was ihn allerdings in einige Verlegenheit setzen mußte, in dem Hause, das durch den großen hochverehrten Namen des Dichters wohl einem Lebensgeübteren Scheu eingeflößt haben würde. Der Knabe wurde auch eben nicht beachtet, weil man seine außerordentlichen Eigenschaften noch nicht kannte; ich war muthmaßlich der Einzige, außer Zelter, der damit vertraut war. In Zelters Grundsatz lag es, gar keine Notiz von ihm zu nehmen, und so mochte denn sein begabter Zögling sich in diesen ersten Minuten ziemlich unbehaglich fühlen. Indessen schwand die Blödigkeit allmählig, und er stellte sich bald auf einen munteren Fuß mit den jungen Damen. Bei seiner Lebhaftigkeit steigerten sich die heiteren Beziehungen schnell zu muthwilligen, und ohne von dem tiefen bewunderungswürdigen musikalischen Talent irgend etwas gezeigt zu haben, war er schon der Liebling Aller geworden, denn die geistige Gewalt, welche sich bei ihm in der Musik auf ihre höchsten Spitzen drängte, leuchtete und flammte auch in jeder anderen Hinsicht schnell auf.

In dem Zimmer stand übrigens nur ein sehr veralteter Flügel; im tieferen Geschoß aber, in dem Gesellschaftszimmer Göthe's, befand sich ein vortrefflicher Streicherscher Flügel, den ihm Rochlitz besorgt hatte. — Dort fanden wir uns am Abend des Tages Alle wieder zusammen, denn Göthe hatte eine größere Gesellschaft geladen, um seine weimarischen Freunde, insbesondere die musikalischen, mit dem staunenswerthen Talente des Kindes, von dem ihm Zelter den Tag über so viel erzählt hatte, bekannt zu machen. Unter den Geladenen befand sich auch der weimarische Regierungsrath Schmidt, der, ein leidenschaftlicher Verehrer Beethovens, dessen Sonaten sämmtlich mit Feuer und Fertigkeit spielte und sie zum Theil auswendig wußte. Außerdem der Musikdirektor Eberwein mit seiner Gattin, einer ausgezeichneten Sängerin, Knebel, Herr von Froriep und Andere. Hummel war an diesem Abend nicht zugegen.

Zelter war, als wir Anderen schon versammelt waren, noch nicht da, wohl aber Felix Mendelssohn, der sich scherzend wie am Morgen mit den Damen des Hauses unterhielt. Zelter wohnte in einem der an den Gesellschaftssaal stoßenden Zimmer. Von dort her trat er ein, in einem Ceremoniell der Kleidung, wie ich ihn in Berlin niemals gesehen, nämlich in kurzen, schwarzen, seidenen Beinkleidern, seidenen Strümpfen und Schuhen mit großen silbernen Schnallen.

Jetzt erst erschien Göthe selbst. Er kam aus seinem Arbeitszimmer. Gewöhnlich pflegte er erst abzuwarten, daß die Gesellschaft versammelt sei, ehe er sich zeigte. So lange verwalteten sein Sohn und dessen Gattin die Pflichten der Wirthe auf die einnehmendste Art. — Eine gewisse Feierlichkeit war von dem Eintreten des Dichters in den Kreis seiner Gäste kaum zu trennen. Denn fast immer befanden sich in demselben Einige, die ihn zum ersten Mal sahen, oder ihm doch nur selten nahe getreten waren, und selbst für die, welche näheren und nächsten

Digitized by Google

Umgang mit ihm pflogen, blieb das Gefühl der Verehrung ihm gegenüber das Vorherrschende. Sein ganzes Wesen prägte sich auch in der äußeren Erscheinung so aus, daß diese Empfindung die erste, die überwiegende, die bleibende sein mußte. Sein ernster langsamer Gang, die kraftvollen Züge, welche vielmehr die Stärke, als die Schwäche des Alters ausdrückten, die hohe Stirn, das weiße, reiche Haar, endlich die tiefe Stimme und die langsame Redeweise, Alles vereinigte sich gerade zu diesem Eindruck. Er stellte sich denn auch an diesem Abend her; eine plötzliche Stille trat ein, als der Dichtergreis die Thür öffnete, jedes Auge wandte sich zu ihm, er wurde mit stummer Verbeugung begrüßt. Sein „guten Abend" richtete sich an Alle, doch vorzugsweise ging er auf Zelter zu und schüttelte ihm vertraulich die Hand. Es ist allbekannt, daß Beide auf dem brüderlichen Fuß des „Du" in der Unterredung standen. Felix Mendelssohn schaute mit blitzenden Augen zu dem schneeigen Haupt des hohen Dichters hinauf; dieser aber nahm ihn mit beiden Händen freundlich beim Kopf und sagte: „Jetzt sollst du uns auch etwas vorspielen!" Zelter nickte sein Ja dazu.

Göthe trat nun zu uns Andern. Eine kurze Unterredung bei der ersten Vorstellung abgerechnet, hatte ich ihn, obgleich ich mich schon über zwei Monate in Weimar befand, noch nicht weiter gesehen. Seine Erscheinung war mir also fast wie eine erste und bewegte das ehrfurchtsvolle jugendliche Herz mit jener Beklemmung, die uns eine so mächtig überlegene Größe um so mehr erzeugt, je tiefer wir deren Bedeutsamkeit empfinden. Nach einigen freundlichen Aeußerungen gegen mich über die Beziehungen, in die ich zu seinem Sohne und seiner Schwiegertochter getreten, in deren Hause ich seither mehrfach ein- und ausgegangen war, und wo namentlich Musik — Frau von Göthe sang sehr angenehm — uns öfters beschäftigt hatte: lenkte der Dichter das Wort auf Felix Mendelssohn: „Mein Freund Zelter hat mir da seinen kleinen Schüler mitgebracht, den Sie gewiß schon kennen." Ich bejahte es. Göthe fuhr fort: „von seinen musikalischen Anlagen soll er uns erst eine Probe geben; aber auch nach jeder anderen Seite ist er außerordentlich begabt. Man hat die Lehre von den Temperamenten, jeder Mensch trägt alle vier in sich, nur in verschiedenen Mischungsverhältnissen. Bei diesem Knaben würde ich annehmen, daß er vom Phlegma das irgend möglichste Minimum, von dem Gegensatze das Maximum besitze."

Der Flügel war indeß geöffnet worden, die Lichter auf das Pult gestellt. Felix Mendelssohn sollte spielen. Er fragte Zelter, gegen den er durchaus kindliche Hingebung und Vertrauen zeigte: „Was soll ich spielen?"

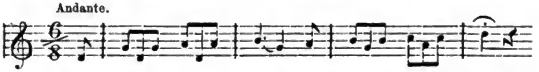
„Nun, was du kannst!" antwortete dieser in dem obenhin streifenden Tone, dessen sich Alle erinnern werden, die ihn näher gekannt —: „Was dir nicht zu schwer ist!"

Mir, der ich wußte, was der Knabe leistete, für den schon damals kaum eine Aufgabe vorhanden war, die er nicht spielend gelöst hätte,

Digitized by Google

erschien dieß wie eine unrichtig angebrachte Unterschätzung seiner Fähigkeiten. Es wurde endlich festgesetzt, daß er frei phantasiren sollte, und er bat Zelter um ein Thema.

Dieser setzte sich an den Flügel und spielte mit seinen steifen Händen (er hatte mehrere gelähmte Finger) ein sehr einfaches Lied in G dur in Triolenbewegung, etwa mit diesem Anfang:




Es mochte vielleicht sechzehn Takte haben. Felix spielte es einmal ganz nach und brachte dann, indem er die Triolenfigur in beiden Händen unisono einige Male übte, gewissermaßen seine Finger in das Geleise der Hauptfigur, damit sie sich ganz unwillkührlich darin bewegen möchten. Jetzt begann er, aber sogleich im wildesten Allegro. Aus der sanften Melodie wurde eine aufbrausende Figur, die er bald im Baß, bald in der Oberstimme nahm, sie mit schönen Gegensätzen durchführte, genug, er gab eine im feurigsten Fluß fortströmende Phantasie, in der Weise Hummels. Alles gerieth in das höchste Erstaunen, die kleine Knabenhand arbeitete in den Tonmassen, beherrschte die schwierigsten Kombinationen, die Passagen rollten, perlten, flogen mit ätherischem Hauch, ein Strom von Harmonieen ergoß sich, überraschende kontrapunktische Sätze entwickelten sich dazwischen — nur die Melodie blieb wenig berücksichtigt, und durfte wenig mitsprechen in diesem stürmischen glänzenden Reichstag der Töne.

Mit einem ihm schon damals eignen richtigen Takt dehnte der junge Künstler sein Spiel nicht zu lange aus. Desto größer war der Eindruck gewesen; ein überraschtes gefesseltes Schweigen herrschte, als er die Hände nach einem energisch aufschnellenden Schlußakkord von der Klaviatur nahm und sie nunmehr ruhen ließ.

Zelter war der Erste, der die Stille in seiner schon oben erwähnten fahrlässig-humoristischen Weise unterbrach, indem er laut sagte: „Na, du hast wohl vom Kobold und Drachen geträumt. Das ging ja über Stock und Block!" Göthe war von der wärmsten Freude erfüllt. Er herzte den kleinen Künstler, in dessen kindlichen Zügen sich Glück, Stolz und Verlegenheit zugleich malten, indem er ihm den Kopf zwischen die Hände nahm, ihn freundlich derb streichelte und scherzend sprach: „Aber damit kommst du nicht durch! Du mußt noch mehr spielen, bevor wir dich ganz anerkennen!"

„Aber was soll ich spielen?" fragte Felix. „Herr Professor," er pflegte Zelter bei diesem Titel zu nennen, „was soll ich noch spielen?"

Göthe war ein großer Freund der Bach'schen Fugen; ein Musiker aus dem Städtchen Berka, zwei Meilen von Weimar, mußte ihm dieselben häufig vorspielen. Es wurde also auch an Felix Mendelssohn die Aufforderung gestellt, eine Fuge des hohen Altmeisters zu spielen.

Digitized by Google

Zelter wählte sie aus dem Notenheft der Bach'schen Fugen, welches herbeigebracht wurde, und der Knabe spielte dieselbe völlig unvorbereitet mit vollendeter Sicherheit. Im Thema kam ein Triller vor, der später, als derselbe zu andern Stimmen im Baß und der Mittelstimme wiederkehrte, zuweilen wegblieb. „Du solltest den Triller nicht weglassen," bemerkte Zelter; „man erkennt daran das Thema so gut wieder."

Lebhaft rief Felix: „Es ist nicht möglich, ihn zu machen! Sehen Sie nur, Herr Professor, so liegen die Stimmen, so muß ich greifen."

„Ja, wenn es nicht möglich ist," erwiederte Zelter, „dann muß er wohl wegbleiben! — Aber vielleicht doch!" setzte er zweifelnd in summendem Tone hinzu. Felix beharrte mit kecker Sicherheit auf seiner Meinung und hatte zuverlässig Recht, denn wäre es irgend möglich gewesen, die Forderung zu erfüllen, so würde er sie erfüllt haben.

Göthe's Freude wuchs bei dem erstaunenswürdigen Spiel des Knaben. Unter anderem forderte er Felix auf, eine Menuett zu spielen.

„Soll ich Ihnen die schönste, die es in der ganzen Welt gibt, spielen?" fragte er mit hellleuchtenden Augen.

„Nun, und welche wäre das?"

Er spielte die Menuett aus „Don Juan".

Göthe blieb fortdauernd lauschend am Instrument stehen, die Freude glänzte in seinen Zügen. Er wünschte nach der Menuett auch die Ouvertüre der Oper; doch diese schlug der kleine Spieler rund ab mit der Behauptung, sie lasse sich nicht spielen, wie sie geschrieben stehe, und abändern dürfe man nichts daran. Dagegen erbot er sich, die Ouvertüre zum „Figaro" zu spielen. Er begann sie mit einer Leichtigkeit der Hand, mit einer Sicherheit, Rundung und Klarheit in den Passagen, wie ich sie nie wieder gehört. Dabei gab er die Orchestereffekte so vortrefflich, machte so viele feine Züge in der Instrumentation bemerkbar, durch mitgespielte oder deutlich hervorgehobene Stimmen, daß die Wirkung eine hinreißende war, und ich fast behaupten möchte, mehr Freude daran gehabt zu haben, als jemals an einer Orchesteraufführung.

Göthe wurde immer heiterer, immer freundlicher, ja er trieb Scherz und Neckerei mit dem geist- und lebensvollen Knaben.

„Bis jetzt," sprach er, „hast du mir nur Stücke gespielt, die du kanntest, jetzt wollen wir einmal sehen, ob du auch etwas spielen kannst, was du noch nicht kennst. Ich werde dich auf die Probe stellen."

Er ging hinaus und kam nach einigen Minuten zurück mit mehreren Blättern geschriebener Noten in der Hand. „Da habe ich Einiges aus meiner Manuskriptensammlung geholt. Nun wollen wir dich prüfen. Wirst du das hier spielen können?"

Er legte ein Blatt mit klar, aber klein geschriebenen Noten auf das Pult. Es war Mozarts Handschrift. Ob es uns Göthe sagte, oder ob es auf dem Blatte stand, weiß ich nicht mehr; nur daß Felix Mendelssohn freudig erglühete bei dem Namen, und uns Alle ein unnennbares Gefühl durchbebte, was zwischen Begeisterung und Freude, zwischen Be-

Digitized by Google

wunderung und Ahnung schwankte, vielleicht von Allem etwas hatte. Göthe, der Greis, der ein Manuskript Mozarts, des seit dreißig Jahren Bestatteten, dem zu reichster Verheißung frisch aufblühenden Knaben Felix Mendelssohn vorlegt, um es vom Blatt zu spielen — wahrlich, diese Konstellation ist eine seltene zu nennen.*)

Der junge Künstler spielte mit vollster Sicherheit, ohne nur den kleinsten Fehler zu machen, das nicht leicht zu lesende Manuskript vom Blatt. Sehr schwer war die Aufgabe allerdings nicht, wenigstens nicht für Mendelssohn, denn es galt nur ein Adagio zu lesen. Aber er hatte viel Zweiunddreißigtheile, Passagen, die genau eingetheilt sein wollen, und ein Manuskript bleibt immer schwerer zu lesen, als ein gestochenes Blatt. Jedenfalls war es eine Schwierigkeit, die Aufgabe so zu lösen, wie es geschah, denn der Vortrag war so, als wisse es der Spieler seit Jahren auswendig, so sicher, so klar, so abgewogen.

Göthe blieb, da Alles Beifall spendete, bei seinem heiteren Tone. „Das ist noch nichts," rief er, „das können auch Andere lesen. Jetzt will ich dir aber etwas geben, dabei wirst du stecken bleiben! Nun nimm dich in Acht!"

Mit diesem scherzenden Tone langte er ein anderes Blatt hervor und legte es auf's Pult. Das sah in der That sehr seltsam aus. Man wußte kaum, ob es Noten waren, oder nur ein liniirtes, mit Dinte bespritztes, an unzähligen Stellen verwischtes Blatt. Felix lachte verwundert laut auf. „Wie ist das geschrieben! Wie soll man das lesen!" rief er aus.

Doch plötzlich wurde er ernsthaft, denn indem Göthe die Frage aussprach: „Nun rathe einmal, wer das geschrieben!" rief Zelter schon, der hinzugetreten war und dem am Fortepiano sitzenden Knaben über die Achsel schauete: „Das hat ja Beethoven geschrieben! Das kann man auf eine Meile sehen! Der schreibt immer wie mit einem Besenstiel und mit dem Aermel über die frischen Noten gewischt! Ich habe viel Manuskripte von ihm! Die sind leicht zu erkennen."

Bei diesem Namen war Felix plötzlich ernsthaft geworden, ja mehr als ernsthaft. Ein heiliges Staunen verrieth sich in seinen Zügen; Göthe betrachtete ihn mit forschenden, freudestrahlenden Blicken. Der Knabe hielt das Auge unverwandt auf das Manuskript gespannt und leuchtende Ueberraschung überflog seine Züge, wie sich aus dem Chaos ausgestrichener, frisch verwischter, über- und zwischengeschriebener Noten und Worte ein hoher Gedanke der Schönheit, der tiefen, edlen Erfindung hervorrang.

Das Alles währte aber nur Sekunden. Denn Göthe wollte die Prüfung scharf stellen, dem Spieler keine Zeit zur Vorbereitung lassen. „Siehst du!" rief er, „sagt' ich dir's nicht, du würdest stecken bleiben? Jetzt versuche, zeige, was du kannst!"

---

*) Die Scene gäbe einen würdigen Gegenstand für einen deutschen Maler.

Digitized by Google

Felix begann sofort zu spielen; es war ein einfaches Lied — deutlich geschrieben, eine kinderleichte Aufgabe. So aber gehörte doch dazu, um aus den zehn und zwanzig ausgestrichenen, halb- und ganzverwischten Noten und Stellen die gültigen herauszufinden, eine Schnelligkeit und Sicherheit des Ueberblicks, wie sie Wenige erringen werden. Ich sah verwundert mit in's Blatt und versuchte zu singen, doch manche Takte blieben, was die Worte anlangte, durchaus unlesbar, wie auch der Akkompagnist rücksichtlich der Noten einhalf und oft lachend mit dem Finger die richtige zeigte, die urplötzlich an ganz anderer Stelle gesucht werden mußte. Er aber übersah, so schien es, Alles zugleich.

Einmal spielte er es so durch, im Allgemeinen richtig, aber doch einzeln inne haltend, manchen Fehlgriff unter einem raschen „Nein so!" verbessernd; dann rief er: „Jetzt will ich es Ihnen vorspielen!" Und dieses zweite Mal fehlte auch nicht Eine Note; die Singstimme sang er theils, theils spielte er sie mit. „Das ist Beethoven, diese Stelle!" rief er einmal dazwischen, „daran hätte ich ihn erkannt!"

Mit diesem Probestück ließ es Göthe genug sein. Daß der junge Spieler wiederum das reichste Lob einerntete, welches sich bei Göthe in dem neckenden Scherz versteckte, hier habe er doch gestockt, und sei nicht ganz sicher gewesen, darf ich kaum hinzufügen.

Was ferner an dem Abend geschah, ist mir nicht mehr gegenwärtig, genug, Felix Mendelssohn spielte noch Manches; er begleitete Frau von Göthe zum Gesang; es wurde auch vorgeschlagen, etwas zu vier Händen zu spielen, doch keiner von uns Andern mochte sich dazu verstehen, in der Gewißheit, daß neben dem Alles besiegenden Talent des Knaben jede andere Ausübung doch nur stümperhaft oder gar störend erscheinen mußte, und nichts dabei zu ernten sei, als Beschämung für das anmaßliche Beginnen.

Späterhin veranstaltete Göthe noch mehrere gesellige Versammlungen, zu denen er die weimarischen Freunde einlud, damit sie sich an dem Talent des Knaben erfreuen möchten. Namentlich erinnere ich mich eines Sonntags Vormittags, an welchem Felix besonders glücklich phantasirte, zum Theil über ein Thema von Eberwein (eine Göthe'sche Ballade), die seine Gattin eben zuvor gesungen.

Der Dichtergreis weissagte dem musikalischen Wunderknaben die größte Zukunft. Er sprach mit vollem warmen Glauben davon zu mir, an den er sich in dieser Beziehung öfters wandte. Seine echte künstlerische Freude über die viel verheißende Erscheinung loderte immer wieder in frischen Flammen auf. Entschieden war der Knabe sein Liebling geworden.

Dieses innige Freundschaftsverhältniß zu Göthe war gleichfalls eine der köstlichsten Glücksgaben, welche die Vorsehung dem jungen Künstler bescheerte. Im Jahre 1824 erschienen von seinen vielen Kompositionen die 3 Quartette (C moll, F moll, H moll — das letztere, das trefflichste von den dreien, Göthe gewidmet) im Druck. Im folgenden Jahre

Digitized by Google

reiste Mendelssohns Vater mit dem Sohne nach Paris, um ihn Cherubini vorzustellen und dessen Urtheil einzuholen, ob Felix sich ausschließlich der Musik widmen sollte. Die Antwort fiel natürlich bejahend aus. Auf der Rückreise wurde Göthe besucht, damit dieser das ihm gewidmete Musikstück vom Komponisten selber hören möchte. Dies war wieder ein Festtag für den Dichtergreis, der darüber an Zelter unterm 21. Mai 1825 also schrieb: „Felix produzirt sein neuestes Quartett zum Erstaunen von Jedermann. Diese persönliche hör- und vernehmbare Dedikation hat mir sehr wohlgethan."

Die öftere Anwesenheit des berühmten Klaviervirtuosen Moscheles in Berlin wirkte höchst anregend auf Felix Mendelssohn, der auch bei diesem Meister noch Lektionen nahm, aber aus einem Schüler bald ein vertrauter Freund von Moscheles wurde. Dabei ließ es Felixens Vater sich stets angelegen sein, daß die wissenschaftliche und selbst die körperliche Ausbildung des Sohnes über den musikalischen Studien nicht zu kurz kommen möchte. Sein Hauslehrer, Professor Heyse, verstand es trefflich, seinen empfänglichen Zögling mit der klassischen Literatur der Griechen und Römer vertraut zu machen; unter seiner Leitung arbeitete Felix die sehr gelungene Uebersetzung der Andria des Terenz, die er Göthe übersandte, der unter dem 11. Okt. 1826 an Zelter schrieb: „dem trefflichen, thätigen Felix schönstens zu danken für das herrliche Exemplar ernster, ästhetischer Studien; seine Arbeit solle den weimarischen Kunstfreunden in den kommenden Winterabenden eine belehrende Unterhaltung sein." An fleißigen gymnastischen Uebungen im Turnen, Reiten und Schwimmen hatte man es auch nicht fehlen lassen, und so bezog der achtzehnjährige Jüngling im Jahr 1827 wohlvorbereitet die Universität Berlin.

Bei allem Eifer, womit Mendelssohn den Studien oblag, vergaß er doch keinen Augenblick die Musik. So übte er in der berliner Singakademie unter Mitwirkung Zelters Bachs große Passionsmusik ein, und brachte dieses großartige Werk (vielleicht das größte, das im evangelischen Kirchenstyl verfaßt ist) zur Osterfeier 1829 zur Ausführung. Hundert Jahre lang war die herrliche Komposition nicht mehr gehört worden, der junge Mendelssohn rief den Geist des alten Bach wieder zu neuem Leben im deutschen Volke. Diese Aufführung, die er mit der Sicherheit eines geübtesten Kapellmeisters dirigirte, war gleichsam die Abschiedsfeier für den Künstler, der nun selbstständig hinausging in die große Welt, und in drei Wanderjahren England, Frankreich und Italien besuchte.

Moscheles hatte in London das Direktorium der philharmonischen Gesellschaft bereits vorbereitet auf die Ankunft des außerordentlichen Talents, und mit großem Erfolg wurde im philharmonischen Konzert zum ersten Male die „Ouvertüre zum Sommernachtstraum" aufgeführt, die Mendelssohn schon in seinem 17. Jahre komponirt haben soll. Stürmischer Beifall lohnte das Werk, das nun auch in Paris mit entschie-

Digitized by Google

dener Anerkennung zur Aufführung kam.*) Die Deutschen mußten erst von den Fremden erfahren, welchen Schatz ihr eigenes Land barg. Die Reise nach Schottland, die Mendelssohn zu seinem Vergnügen unternahm, erzeugte in ihm den Gedanken einer „Ouvertüre zur Fingalshöhle" oder zu den „Hebriden", und wahrscheinlich schon im folgenden Jahre, wo er in Berlin vorsprach, führte er diese Idee aus. Man erzählt, als seine Schwestern ihn gebeten hätten, doch etwas von den Hebriden zu erzählen, so habe er geantwortet: „Das läßt sich nicht erzählen, sondern nur spielen," sich an den Flügel gesetzt und jenes geisterhaft-phantastische Thema gespielt, das er nachher zur Ouvertüre ausspann. In der Tonmalerei, welche den Eindruck der Außenwelt wiederum in Tönen gegenständlich macht, war Mendelssohn Meister. Nichts Gesuchtes, Künstliches, in der Musik Unerlaubtes wandte er an, vielmehr wußte er mit den einfachsten Mitteln jene Stimmung im Gemüth des Hörers hervorzurufen, die aus sich selber heraus das Bild erzeugte. Hatte er doch die berühmte und beliebteste Ouvertüre „Meeresstille und glückliche Fahrt" (die er bald nach der Sommernachtstraum-Ouvertüre schrieb), komponirt, ohne das Meer gesehen zu haben, ähnlich wie Schiller in Kraft der Phantasie den Meeresstrudel und die Alpennatur in anschaulichster Wahrheit malte, ohne die Alpen und das Meer gesehen zu haben. Auch als vollendeter Klavierspieler ließ sich Mendelssohn öffentlich hören, aber nicht in der Weise der Virtuosen vom Fach, die ihre Fingerfertigkeit bewundert sehen wollen, sondern um durch den Vortrag gediegener, klassischer Werke den Geschmack der Leute zu bilden und zu veredeln.

Es war im Jahre 1829, als Mendelssohn von seiner Reise nach England sehr befriedigt und voll neuer Eindrücke zurückkehrte, nicht nur auf seinen Lorbeeren auszuruhen, sondern gleich im folgenden Jahre zu seiner weiteren Bildung die Reise nach Italien zu unternehmen. Wie Alles in seinem Leben ging auch diese Reise glücklich von Statten; in Rom weilte er am längsten und liebsten und auch das Arbeiten — denn das Komponiren ward auch auf der Reise nicht vergessen — gelang ihm am besten in der alten ewigen Roma. Die Rückreise ging durch die Schweiz nach Frankreich und England, wo er 1832 zum zweiten Mal anlangte und mit wahrem Jubel von den londoner Freunden empfangen wurde. Getreulich und pünktlich schrieb er von dieser Reise Briefe an die Eltern, Geschwister und Freunde, welche unter dem Titel: „Reise-

*) La partition du Songe d'une nuit d'été est peut-être ce qu'on a de lui le plus original. Le Scherzo et la Marche — entr'actes peuvent être assimilés aux plus belles productions, des plus grands maîtres. Ces splendides morceaux égalent ce que Beethoven a d'imprévu, d'exubérant, de saisissant pour tous les âges, pour toutes les conditions de la vie. Le souffle shakspearien à passé dans l'ouverture. Une inspiration aussi franche, aussi complète, ne se rencontre guère deux fois dans la vie d'un homme. La musique du Songe d'une nuit d'été est la poëtique effusion des impressions du jeune âge de cette haute intelligence, de cette âme chaleureuse qui s'appelle Felix Mendelssohn-Bartholdy. (Beethoven et ses trois styles p. W. de Lenz.)

Digitized by Google

briefe von Felix Mendelssohn-Bartholdy aus den Jahren 1830—32, herausgegeben von Paul Mendelssohn-Bartholdy" erschienen und gleich nach ihrem Erscheinen mit solcher Theilnahme gelesen wurden, daß bald eine zweite Auflage (Leipzig, 1862) nöthig wurde.

Diese Briefe sind klassisch, gleich ausgezeichnet durch ihren Inhalt wie durch ihre Form, die, ohne daß der Verfasser darauf ausgeht, immer treffend, durchsichtig klar und künstlerisch abgerundet ist. In diesen Briefen hat sich der edle hochbegabte Mann in der anspruchlosesten Weise ein schönes Denkmal seines Strebens und Wesens gesetzt, sie zeigen, wie der Herausgeber es bündig und kurz ausdrückt: „wie vollkommen sich Mendelssohns charaktervolle Natur und Kunst gegenseitig durchdrungen und bedingt haben." Noch ein Jüngling an Jahren, denn als 21jähriger junger Mann trat Mendelssohn diese Reise an, vereint er mit dem Jugendfeuer der Empfindung die besonnene Ruhe des welt- und menschenkundigen Weisen, der mit eindringendem Blick die Dinge betrachtet, sie ganz gegenständlich wie ein Göthe schildert und nirgends durch Voreingenommenheit und augenblicklichen Eindruck sich bestechen läßt.

Mendelssohn reiste über Weimar, um dem alten lieben Göthe einen Besuch abzustatten, von dem er mit innigster Freude empfangen wurde, so daß er Mühe hatte, sich loszureißen. Er mußte dem ehrwürdigen Greise, dessen Liebe zur Musik noch stark war, wie früher, schon Vormittags vorspielen und Abends wurden Gäste geladen und der unermüdliche Künstler spielte dann wieder Stunden lang. Haben wir oben einen Besuch des Knaben Mendelssohn bei Göthe vorgeführt, so mögen hier noch einige Stellen aus dem Berichte des Mannes folgen über die frohen Tage in Weimar.

„Gestern Abend war ich in einer Gesellschaft bei Göthe und spielte den ganzen Abend allein: Konzertstück, Aufforderung, Polonaise in C von Weber, drei Wälsche Stücke, Schottische Sonate. Um 10 Uhr war es aus, ich blieb aber natürlich unter dummem Zeug, Tanzen, Singen u. s. w. bis zwölf, lebe überhaupt ein Heidenleben. Der Alte geht immer um 9 Uhr auf sein Zimmer, und so wie er fort ist, tanzen wir auf den Bänken und sind noch nie vor Mitternacht auseinander gegangen. — Vormittags muß ich ihm ein Stündchen Klavier vorspielen, von allen verschiedenen großen Komponisten, nach der Zeitfolge, und muß ihm erzählen, wie sie die Sache weiter gebracht hätten; und dazu sitzt er in einer dunkeln Ecke, wie ein Jupiter tonans und blitzt mit den alten Augen. An den Beethoven wollte er gar nicht heran. Ich sagte ihm aber, ich könne ihm nicht helfen und spielte ihm nun das erste Stück der C moll Symphonie vor. Das berührte ihn ganz seltsam. Er sagte erst: „das bewegt aber gar nichts, das macht nur Staunen; das ist grandios;" und dann brummte er so weiter und fing nach einiger Zeit wieder an: „das ist sehr groß, ganz toll, man möchte sich fürchten, das Haus fiele ein; und wenn das nun alle die Menschen zusammenspielen!" Und bei Tische, mitten in einem anderen Gespräch, fing er wieder davon an. —

Digitized by Google

„Heute hat er mir eine Menge Schönheiten von Weimar zusammengebeten, weil ich doch auch mit den jungen Leuten leben müsse.“ Komme ich dann in solcher Gesellschaft an ihn heran, sagt er: „meine Seele, du mußt zu den Frauen hingehn und da recht schön thun.“ Ich habe übrigens viel Lebensart und ließ gestern fragen, ob ich nicht doch vielleicht zu oft käme. Da brummte er aber Ottilie an, die es bestellte, und sagte: „er müsse erst ordentlich anfangen mit mir zu sprechen, denn ich sei über meine Sache so klar und da müsse er ja Vieles von mir lernen.“

Dieses Wort ehrt gleich sehr den alten Göthe wie den jungen Mendelssohn, dessen innere Vollendung von jenem richtig erkannt und gewürdigt wurde.

Aus dem reichen Schatz der Reiseschilderungen mögen hier nur einige charakteristische Aeußerungen eine Stelle finden. In dem Briefe aus Rom den 6. Juni 1831 heißt es: „Liebe Eltern! Nun ist's mal wieder Zeit, daß ich Euch einen ordentlichen vernünftigen Brief schreibe; ich glaube, daß alle die aus Neapel eigentlich nichts recht getaugt haben. Es ist, als wolle Einen die Luft da nicht zum Nachdenken kommen lassen; wenigstens ist es mir nur selten gelungen, mich dort zu sammeln. Jetzt bin ich aber kaum ein paar Stunden wieder hier und das alte römische Behagen und die heitere Ernsthaftigkeit, von der ich Euch in meinen ersten Briefen aus Rom schrieb, haben sich schon wieder ganz über mich ausgebreitet. Ich kann nicht sagen, wie ungleich mehr ich Rom liebe, als Neapel. Die Leute sagen, Rom sei monoton, einfarbig, traurig und einsam; es ist auch wahr, daß Neapel mehr wie eine große europäische Stadt ist, lebendiger, verschiedenartiger, kosmopolitischer. Ich sage Euch aber im Vertrauen, daß ich nach und nach auf das Kosmopolitische einen ganz besonderen Haß bekomme; ich mag es nicht, wie ich überhaupt Vielseitigkeit auch nicht mag oder eigentlich nicht recht daran glaube. Was eigenthümlich, was schön, was groß sein soll, das muß einseitig sein; wenn diese eine Seite nur zu größter Vollkommenheit ausgebildet ist — und das kann kein Mensch Rom absprechen. Um als große Stadt eigenthümlich zu sein, dazu scheint mir Neapel zu klein. Das ganze Leben und Treiben beschränkt sich auf zwei große Straßen: den Toledo und die Küste vom Hafen bis zur Chiaja. Die Idee eines Mittelpunkts für ein großes Volk, die mir London so wunderbar schön macht, gibt mir Neapel nicht, und zwar weil eben das Volk fehlt; denn die Fischer und Lazzaroni kann ich kein Volk nennen. Sie sind mehr wie Wilde und ihr Mittelpunkt ist nicht Neapel, sondern das Meer. Die Mittelklassen, die gewerbetreibenden arbeitenden Bürger, die in den andern großen Städten die Grundlage bilden, sind hier ganz untergeordnet. — —

„Ich kann nicht sagen, daß ich eigentlich unwohl war in dem fortwährenden Scirokko-Wetter, aber es war unangenehmer als eine Unpäßlichkeit, die in ein paar Tagen vorübergeht. Ich fühlte mich schlaff, unlustig zu allem Ernsthaften, kurz unthätig. Wie ich denn nun Tage

Digitized by Google

lang mit mürrischem Gesicht die Straße auf- und abschlenderte und mich am liebsten eigentlich auf die Erde gelegt hätte, ohne irgend etwas zu denken, zu wollen, zu thun — da fiel mir auf einmal ein, daß die Hauptklassen von Neapel am Ende wirklich so leben und daß also der Grund zu meinem Mißbehagen nicht, wie ich fürchtete, in mir, sondern im Ganzen, in Luft, Klima u. s. w. liegen möchte. Das Klima ist für einen großen Herrn eingerichtet, der spät aufsteht, nie zu Fuß zu gehen braucht, nichts denkt (weil das erhitzt), Nachmittags seine paar Stunden auf dem Sopha schläft, dann sein Eis ißt und Nachts in's Theater fährt, wo er wieder nichts zu denken findet, sondern da Besuche machen und empfangen kann. Auf der andern Seite ist das Klima wieder ebenso passend für einen Kerl im Hemde, mit nackten Beinen und Armen, der sich ebenfalls nicht zu bewegen braucht, sich ein paar Gran erbettelt, wenn er nichts zu leben hat, Nachmittags sein Schläfchen macht auf der Erde, am Hafen oder auf dem Steinpflaster und dann sein frutti di mare etwa selbst aus dem Meere heraufholt; dann da schläft, wo er Abends zuletzt hinkommt — kurz, der in jedem Augenblick das thut, was ihm gerade gemüthlich ist, wie ein Thier. Das sind denn nun auch die beiden Hauptklassen in Neapel. Bei weitem der größere Theil der Bevölkerung des Toledo besteht aus zierlich geputzten Herren und Damen oder schönen Karossen, in denen sich Mann und Frau einander spazieren fahren, oder aus diesen braunen sans culottes, die mal Fische zum Verkauf tragen und gräßlich dazu brüllen, oder Last tragen, wenn es an Gelde fehlt; Leute aber, die eine fortgesetzte Beschäftigung haben — irgend eine Sache mit Fleiß und Beharrlichkeit verfolgen und ausbilden —, die Arbeit um der Arbeit willen lieben, gibt es wenige, glaube ich. Göthe sagt, das sei der Jammer des Nordens, daß man dort immer etwas thun wolle und immer nach etwas strebe, und gibt einem Italiener Recht, der ihm räth, er solle nicht so viel denken, das mache nur Kopfschmerzen. Es muß aber wohl sein Spaß sein; wenigstens hat er nicht danach gehandelt, sondern eben recht wie ein Nordländer."

Wie charakterisirt sich in solchen Aeußerungen der edle gewissenhaft arbeitsame, ununterbrochen thätige echt deutsche Mendelssohn selber! So sehr er Göthen liebte und verehrte, so gehörte er doch keineswegs zu denen, die jedes Wort des großen Dichters wie einen Orakelspruch betrachten oder die da glauben, den anderen großen Nebenbuhler Schiller herabsetzen zu müssen. Aus Lauterbrunnen schreibt er am 13. August 1831: „Ich komme so eben von einem Spaziergange, gegen den Schmadri-Bach und das Breithorn zu, her. Alles, was man sich von der Größe und dem Schwunge der Berge denkt, ist niedrig gegen die Natur. Daß Göthe aus der Schweiz nichts Andres zu schreiben gewußt hat, als ein paar schwache Gedichte und die noch schwächeren Briefe, ist mir ebenso unbegreiflich wie vieles Andere in der Welt." Aus Engelberg den 23. August 1831: „Das Herz ist mir so voll, da muß ich es Euch sagen. Eben habe ich mich hier im reizendsten Thale wieder an Schillers



Digitized by Google

Wilhelm Tell gemacht und nur eben die erste halbe Szene gelesen; — es gibt doch keine Kunst, wie unsre deutsche! Weiß Gott, wie es kommt! aber ich denke, daß einen solchen Anfang kein andres Volk verstehen, geschweige gar machen kann. — Das nenne ich ein Gedicht und einen Anfang; erst die klaren hellen Verse, in denen der spiegelglatte See und Alles anklingt, und dann das unbedeutende langsame Schweizergeschwätz, und dann der Baumgarten mitten hinein — es ist gar zu himmlisch schön! Was ist da nicht frisch, nicht kräftig, nicht hinreißend? — In der Musik gibt es aber solch ein Werk noch nicht und doch muß einmal auch darin etwas so Vollkommenes gemacht werden. Dann ist es auch gar zu schön, daß er sich die ganze Schweiz selbst erschaffen hat, und obgleich er sie niemals selbst gesehen, ist doch Alles so treu und so ergreifend wahr: Leben, Leute, Natur und Landschaft."

Ueber den Bodensee, Lindau, München (wo Mendelssohn in bürgerlichen Kreisen und bei Hofe spielen mußte) ging's dann nach Paris. In einem Briefe an Immermann wird kurz und treffend das französische Vaudeville charakterisirt, in dem sich ja ganz besonders das französische Wesen abspiegelt. Vom Gymnase dramatique heißt es: „die Politik spielt überall eine Hauptrolle und die hätte mir das Theater verleiden können; denn man hat außerdem genug davon; aber es ist eine leichtsinnige spöttische Politik im Gymnase, die alle Vorfälle des Tags und alle Zeitungen benutzt, um lachen und applaudiren zu machen, und da muß man am Ende mitlachen und mitklatschen. Politik und Lüsternheit sind die beiden Hauptinteressen, um die sich Alles dreht, und so viel Stücke ich noch gesehen habe, so fehlt eine Entführungsszene und ein Ausfall auf die Minister nirgends. Schon die ganze Art des Vaudevilles, daß gewisse konventionelle Musik am Ende der Szene eintritt, zu der die Schauspieler einige Couplets mit einer witzigen Pointe halb singen, halb sprechen, ist so sehr französisch; wir werden das nie lernen können und wollen; denn diese Art der Verbindung, von stehendem Refrain und neuem Witz fehlt in unserer Konversation und unseren Ideen; es ist so effektvoll und schlagend und so sehr prosaisch, wie ich mir nur etwas denken kann."

Als der junge Mann zum ersten Male wieder im Saale des Philharmonischen Vereins zu London erschien, war Probe und Mendelssohn hörte in einer Loge zu. Nach der Pastoral-Symphonie von Beethoven ging er in den Saal, um einige Freunde zu begrüßen. Da bemerkt ihn Einer aus dem Orchester und ruft voll Freude: there is Mendelssohn! und darauf fangen Alle dermaßen an zu schreien und zu klatschen, daß der Gefeierte ganz in Verlegenheit gerieth. Wiederum ruft Einer: Welcome to him! und abermals derselbe Freudenlärm. „Ich mußte auf's Orchester klettern — schreibt er — und mich bedanken. Seht, das werde ich nicht vergessen; denn es war mir lieber als jede Auszeichnung; es zeigte, daß die Musiker mich lieb hatten."

Digitized by Google

Nachdem er von seinen Reisen nach Berlin zurückgekehrt war, gab er daselbst eine Reihe von Konzerten, deren Ertrag er zu wohlthätigen Zwecken bestimmte. Er fand Anerkennung, aber keine Anstellung, keinen bestimmten Wirkungskreis. So folgte er gern einem Rufe nach Düsseldorf, wo er in Gemeinschaft mit dem Dichter Immermann sich der Aufgabe unterzog, ein Theater in's Leben zu rufen, das auf die reinsten Kunstgrundsätze sich stützen sollte. Doch die beiden Dirigenten konnten sich nicht einigen, und das ganze Unternehmen ging bald wieder ein. Desto unbedingter gründete Mendelssohn sein musikalisches Ansehen in Düsseldorf, und seine Meisterschaft in der Leitung großer Konzerte ward immer allgemeiner anerkannt. Er ward öfters nach England berufen, und stets feierte er große Triumphe. In Düsseldorf knüpfte er manches Freundschaftsband mit berühmten Malern (er selber war nicht ohne Talent im Entwerfen charakteristischer Skizzen); das Wichtigste war aber die Komposition seines Hauptwerks, des Oratoriums Paulus, das er zum größten Theil in Düsseldorf vollendete. In diesem Oratorium lebt und webt der freudige Glaube, der sinnige, tiefe Ernst, die Demuth und Gottergebenheit des evangelischen Christen. Wie Viele haben sich schon daran erbaut und emporgerichtet, und wie reinigend hat diese geistliche Oper auf den musikalischen Geschmack in ganz Deutschland gewirkt! Die Gesangvereine wetteiferten, den „Paulus" in würdiger Weise zur Darstellung zu bringen.

Im Jahre 1835 verließ Mendelssohn Düsseldorf, um die Stelle als Musikdirektor in Leipzig anzunehmen und die Abonnements-Konzerte im Gewandhause zu leiten. In dem kunstsinnigen Leipzig, wo ein reges musikalisches Leben war, fand der geniale Direktor den rechten Boden; es bildete sich eine musikalische Gemeinde, die ihrem Meister mit tiefster Verehrung und Liebe anhing und der wahrhaft gediegenen Musik eine sichere Stätte bereitete. Der Ruf Mendelssohns zog auch manche andere berühmte Künstler nach Leipzig, und die Gewandhaus-Konzerte waren so einzig in ihrer Art, daß sich kein anderes Institut in Deutschland damit messen konnte. Beethovens D-moll-Symphonie (die neunte und letzte) war ihrer enormen Schwierigkeit willen von den Dirigenten wie vom Orchester gefürchtet worden; der Ausdauer und Gewandtheit Mendelssohns gelang es, auch dieses riesige Werk zu vollendeter Aufführung zu bringen und das Verständniß desselben beim Publikum anzubahnen. Die ersten Heroen deutscher Tonkunst, Bach, Händel, Haydn, Mozart, Beethoven bildeten den Kern jener Konzerte; aber auch mit seinen eigenen Gaben wirkte Mendelssohn höchst wohlthätig auf die Bildung des musikalischen Sinnes und Veredlung des musikalischen Geschmacks. Als zum ersten Mal das wundervolle Lied von Eichendorff: „Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben," gesungen wurde, da empfanden es alle Herzen, wie durch des Meisters Töne das schöne Gedicht erst die rechte Weihe empfangen hatte. In dem einfachsten Liede wurde des Tondichters Größe offenbar. Wer kennt nicht das Volkslied:



Digitized by Google

„Es ist bestimmt in Gottes Rath," das Mendelssohn so unübertrefflich einfach komponirt hat!

In Betracht seiner hohen Verdienste hatte ihm die philosophische Fakultät zu Leipzig schon 1836 das Ehrendiplom als „Doktor" überreicht, und selten möchte ein Musiker den Doktortitel mehr verdient haben, als der gelehrte Mendelssohn. Im Jahre 1841 ernannte ihn der König von Sachsen zu seinem Kapellmeister. Aber Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, welcher seit seiner Thronbesteigung trachtete, alle großen Talente der Gegenwart in seine nächste Umgebung zu ziehen, hatte sein Auge gleichfalls auf den ehemaligen Insassen seiner Hauptstadt gerichtet, ihn fast gleichzeitig und zwar mit einem glänzenden Gehalt zu seinem Kapellmeister ernannt und in seine Nähe berufen. Mendelssohn konnte kaum anders, als diesem ehrenvollen Rufe gehorchen, und seine Stellung zum Könige blieb auch immer die beste. Der geistreiche Fürst regte den Meister an, die griechische Tragödie „Antigone" mit Musik in Szene zu setzen. Mendelssohn, der noch fertig die Antigone im Urtext las, machte sich willig an's Werk, und schrieb während seines Sommeraufenthalts in Berlin die Ouvertüre, Chöre und Melodramen zu Sophokles Antigone in der Uebersetzung von Donner. Mit Ludwig Tiecks Hülfe wurde das Stück zuerst auf der Potsdamer Hofbühne nach allen Regeln der Alterthumskunde in Szene gesetzt, und nebst Mendelssohns Musik zuerst am 15. Oktober, als des Königs Geburtstag, vor einem auserwählten Kreise gegeben. Dann kam sie in Berlin und Leipzig zur Aufführung.*)

Die Leitung der Gewandhaus-Konzerte hatte in Abwesenheit Mendelssohns dessen Freund David übernommen; übrigens fand sich der Meister schon im Winter 1841—1842 wieder in Leipzig ein, wo er seine eigentliche Heimath und den liebsten Wirkungskreis gefunden hatte, dem er nicht untreu werden wollte. Daß er öfters von Leipzig abwesend sein und die großen Musikfeste nah und fern dirigiren mußte, verstand sich ohnehin. Die leipziger Konzerte beehrte der König von Sachsen wiederholt mit seiner Gegenwart. Mendelssohn benutzte diese Anwesenheit, um eine Lieblingsidee zu verwirklichen, die er schon lange mit sich herumgetragen hatte: die Errichtung eines Konservatoriums der Musik, in welchem talentvolle Schüler eine vollständige Ausbildung ihrer musikalischen Anlagen finden sollten. Dieses nicht bloß für Leipzig, sondern für das ganze musikalische Deutschland höchst wichtige Institut kam unter dem Beistande des Königs glücklich zu Stande, und Mendelssohn war unermüdlich im Unterricht (er hatte Uebungen im Sologesang, Instrumentenspiel und in der Komposition), in den Prüfungen und in der Anregung zum frischen Fortschritt. Vom Könige von Preußen hatte der

*) Die deutschen Philologen beschlossen bei ihrer Zusammenkunft in Kassel im Herbst des folgenden Jahres, Mendelssohn ein Dankschreiben zuzusenden, „weil er durch seine Musik zur Antigone wesentlich zur Wiederbelebung des Interesses an der griechischen Tragödie beigetragen habe."

Digitized by Google

Meister den Titel eines Generalmusikdirektors erhalten, und als solcher mußte er die Oberleitung aller geistlichen und kirchlichen Musik in Preußen übernehmen. Auch die Engländer riefen ihn wiederholt nach London; so war jeder Augenblick Mendelssohns mit Thätigkeit erfüllt. In Berlin richtete er die Symphonien-Soiréen ein, die er selber leitete. „Mendelssohn," so schrieb ein berliner Korrespondent (in den Signalen für die musikalische Welt), „behandelt das Orchester, als wenn er Ein Instrument unter den Händen hätte. Er spielt dieses Riesenin strument mit einer Präcision, einem Feuer, das nichts zu wünschen übrig läßt. Von der glänzendsten Kraft bis zum zartesten Verschweben der Töne tritt Alles klar, innig und seelenvoll hervor." Die hohe Meisterschaft, mit welcher er den Taktstab handhabte, verführte ihn freilich auch zu einer Beschleunigung der Tempo's, die mitunter in ein übertriebenes Rennen und Jagen ausartete. Bei der angestrengtesten praktischen Thätigkeit fand er dennoch Kraft und Zeit, ein zweites großes Oratorium, den „Elias" zu komponiren, der vielen anderen Werke für Kammermusik, Gesang, Piano ganz zu geschweigen.

Dieses Oratorium, 1846 vollendet, erfüllt von prophetischer Kraft und Weihe, machte ganz besonders in England Glück, und hatte Mendelssohn schon früher dort viele Freunde gehabt, so gewann ihm das neue Werk glühende Verehrer. Nach der ersten Aufführung des „Elias" in London schrieb Prinz Albert die nachstehenden Worte in das Textbuch des Oratoriums, dessen er sich bedient hatte, und schickte es als Ausdruck seines Dankes und seiner Verehrung dem Tonmeister zu:

„Dem edlen Künstler, der, umgeben von dem Baalsdienste einer falschen Kunst, durch Genius und Studium vermocht hat, den Dienst der wahren Kunst wie ein anderer Elias treu zu bewahren und unser Ohr aus dem Taumel eines gedankenlosen Töne-Getändels wieder an den reinen Ton nachahmender Empfindung und gesetzmäßiger Harmonie zu gewöhnen, dem großen Meister, der alles sanfte Gesäusel, wie allen mächtigen Sturm der Elemente an dem ruhigen Faden seines Gedankens vor uns aufrollt — zur dankbaren Erinnerung geschrieben von

Buckingham-Palace. Albert."

Mendelssohn hatte sich im Jahre 1836 mit der jüngsten Tochter eines reformirten Pfarrers, Jeanrenaud, vermählt, und eine höchst glückliche Wahl getroffen. Aber wer hätte geahnt, daß der Tod dieses zarte Band so früh lösen sollte! Die allzusehr in Anspruch genommenen Nerven des Künstlers konnten auf die Dauer nicht mehr den Dienst leisten. Als er am 18. September 1846 wieder in Leipzig anlangte, äußerte er: „es drücke ihn die leipziger Luft"; im folgenden Monat ward er von einem ohnmachtähnlichen Schwindel überfallen — es war der Vorbote eines Nervenschlags, der dem theuren Leben am 4. November ein Ende machte.

Digitized by Google

Die Trauer über den Verlust des geliebten Mannes war im Anfang grenzenlos. Es schien, als habe die Stadt ein allgemeines Unglück betroffen. Hunderte von Leidtragenden drängten sich nach der Wohnung, um die geliebten Züge noch einmal zu sehen und Palmenzweige und Lorbeerkränze in seine letzte Schlummerstätte mitzugeben. Die Todtenfeier fand am 7. November Nachmittags 4 Uhr in der erleuchteten Paulinerkirche statt. Vier schwarzverhüllte Rosse zogen den reichgeschmückten Sarg; die Enden des Bahrtuchs trugen seine Freunde und Kunstgenossen Robert Schumann, David, Gade, Hauptmann, Rietz und Moscheles. Vor dem Sarge gingen die männlichen Zöglinge des Konservatoriums; unmittelbar hinter ihm die nächsten Verwandten, dann die Geistlichen, die Regierungsbehörden und ein unabsehbarer Zug der Freunde und Verehrer des Verewigten, unter dem Klange der Stadt- und Militärmusik. Moscheles hatte dazu das Lied ohne Worte in E-moll aus Mendelssohns fünftem Hefte für Blechinstrumente gesetzt. In der Kirche angekommen, wurde der Sarg auf einen schwarz verhüllten Katafalk gestellt, während auf der Orgel ein Präludium aus Antigone — die Stelle, wo Kreon den Leichnam seines Sohnes Hämon hereinträgt — ertönte. Ein Zögling des Konservatoriums legte einen silbernen Lorbeerkranz zu des Meisters Füßen nieder, und der Chor sang das Lied: „Erkenne mich, mein Guter", in welches die ganze Versammlung einfiel. Dann folgte der von Mendelssohn selbst so herrlich gesetzte Choral aus Paulus: „Dir, Herr, dir will ich mich ergeben", worauf Prediger Howard dem Entschlafenen eine schlichte, aber würdige Gedächtnißrede hielt, und mit einem erhebenden Gebete schloß. Nun erklang wieder vom Chor herab unter Instrumentalbegleitung einer der schönsten Chöre aus Paulus, nämlich der, welcher nach dem Begräbniß des Stephanus eintritt: „Siehe, wir preisen selig, die erduldet haben", und nachdem der Segen über die entschlafene Hülle gesprochen war, ertönte der Schlußchor aus der Passionsmusik: „Wir setzen uns mit Thränen nieder und rufen dir im Grabe zu: Ruhe sanfte, sanfte Ruh."

Als die ganze Versammlung die Kirche verlassen hatte, trat noch eine edle Gestalt in tiefer Trauer ein, kniete am Sarge nieder und betete. Sie war es, die dem Gatten das letzte Opfer der Liebe brachte. — Der Sarg aber mit seinem kostbaren Inhalt wurde noch in derselben Nacht mit einem Extrazug nach Berlin abgeführt.

Digitized by Google

## Nikolaus Lenau.*)

Die Vorfahren des großen Lyrikers spielen als Patrizier in der Geschichte der Stadt Strehlen in Preußisch-Schlesien keine unbedeutende Rolle, und der Name „Niembsch" (niemetz nennt der Slave den Deutschen) deutet auf deutsches Blut. Kaiser Franz I. erneuete, um das Verdienst des tapferen Joseph von Niembsch zu ehren, der als Rittmeister 1793 tapfer gegen die Franzosen gefochten hatte und sich bis zum k. k. Obersten aufschwang, den Familienadel unter dem Prädikat: Edler „Niembsch von Strehlenau"; einen noch höheren Glanz verlieh der Familie der Enkel dieses Obersten, unser Nikolaus, der unter dem Namen „Lenau" den deutschen Parnaß bestieg und dort mit unvergänglichen Lorbeeren geschmückt thronen wird, unsterblich wie Göthe und Schiller.

Der Großvater unsers Dichters war ein wackerer Mann, hatte sich aber in der unruhigen Kriegszeit nicht viel um die Erziehung seines Sohnes Franz bekümmern können; seine Gemahlin, eine geborene Freiin Katharina von Kellersberg, war eine sehr kluge, aber auch sehr heftige Frau, die, wenn sie einmal am Taroktische saß, ihr „Fränzchen" nach Belieben schalten ließ, wofern sie nur nicht in ihrem Spiel gestört wurde. So wuchs der aufgeweckte und sehr fähige Knabe unter Offizieren und Kadetten in den lockersten Verhältnissen auf, und kaum erwachsen, stürzte er sich in den Strudel des Vergnügens, worin er früh seinen Untergang fand. Schon als Kadett hatte er sich mit einer braven Bürgerstochter, Therese Maigraber aus Ofen versprochen, und um sie heirathen zu können, war er zur Kameralverwaltung übergegangen. Seiner Spielwuth halber hatten ihm die Eltern ihre Unterstützung entzogen; die junge Frau gerieth in die höchste Noth, alle ihre Thränen und sanften Vorwürfe kümmerten aber den leichtsinnigen Gatten nicht. Unter solchen Verhältnissen wurde zu Anfang des Jahres 1803 zu Csatad (spr. Tschatad), einem Dorfe bei Temesvar, wohin der unruhige Niembsch übergesiedelt war, sein drittes Kind Nikolaus geboren. Auf diesen Knaben richtete sich nun die ganze Zärtlichkeit der Mutter, die in ihrem heißgeliebten „Niki" Ersatz suchte für die Untreue ihres Gatten. Die einzige Erinnerung, die Lenau von seinem Vater (der bald an der Auszehrung starb) behalten, ist folgende. Einmal, da der lebhafte Kleine zu viel Lärm machte und der Vater umsonst Ruhe gebot, sprang er aus dem Bette und gab dem Schreihals eine derbe Maulschelle. Noch als Mann sah Lenau die furchtbare weiße Gestalt mit drohend erhobener Hand vor dem Auge seiner Phantasie.

*) Nikolaus Lenau's sämmtliche Werke, herausgegeben von Anastasius Grün, 1. Band (Stuttgart, Cotta, 1855). Lenau's Leben, großentheils aus des Dichters eigenen Briefen. Von seinem Schwestermanne A. F. Schurz (2 Bde. Stuttgart, Cotta, 1855). Lenau in Schwaben von Emma Niendorf (Stuttgart 1853).

Digitized by Google

Nikolaus war noch nicht fünf Jahre alt, als der Vater starb. Die sehr wohlhabenden Großeltern wollten ihn und die ältere Schwester Thereſe zu ſich nehmen; im Jahre 1809 beſuchten ſie die Familie in Peſth, aber der ſiebenjährige Niki trat ziemlich ſpröde und ſelbſtſtändig ſeinen Großeltern entgegen, denn er war von der Mutter und Großmutter mütterlicherſeits ſehr verwöhnt worden, und im Vergleich zur gefühlsheißen Mutter, die ihr Kind anbetete, erſchien ihm die gnädige Frau Großmama allzu kalt und vornehm. Wie hätte auch der von Allen gehätſchelte Niki Luſt bezeigen ſollen, einen Lebenskreis zu verlaſſen, in welchem er der Mittelpunkt war? Während die beiden Schweſterchen zum Frühkaffee die gewöhnliche ſchwarze Semmel bekamen, verſpeiſte Niki jeden Morgen ſein weißes pflaumiges Kipfel, und an Backwerk ließen es die guten Frauen auch nicht mangeln. Und wo in aller Welt hätte auch eine beſſere liebere Hausmagd ſich finden ſollen, als die alte Schwäbin Walburga, deren Augapfel der kleine Niki war!

Es ward alſo das Verlangen der Großeltern abgeſchlagen. Unterdeſſen wuchs aber Noth und Sorge um die Exiſtenz, und der Wohlfeilheit willen bezog die Familie die ſogenannte Generalswieſe bei Ofen, wo eine frühere Gottesackerkapelle zum Wohnhaus eingerichtet war. Dieſer Wohnort hatte etwas Schauerliches. Doch die Kinder ließen ſich's da ganz wohl ſein. In ihrer Verlaſſenheit entſchloß ſich die junge Wittwe, einem Arzt Dr. Vogel die Hand zu reichen. Niki ward in die Peſth-Joſephſtädter Pfarrſchule geſchickt, und der dortige Lehrer, Namens Czerny, gab ihm auch Unterricht auf der Geige. Aber der Meiſter war zu barſch und ungeduldig, und ſein hitziges Weſen verleidete dem Knaben das Spiel, obwohl er dazu die entſchiedenſte Anlage und Neigung hatte. Deſto beſſere Fortſchritte machte Nikolaus im Guitarreſpiel, in welchem ihm ein junger freundlicher Halbwälſchmann aus Friaul, Namens Godenberg, Anweiſung gab. Dieſer, ein großer Freund des Vogelfangs, nahm den Knaben auch mit in Wald und Feld, lehrte ihn die verſchiedenen Sangweiſen der Vögel kennen und nachahmen, und bald gewann Niki im Lippenpfiff eine ſo große Fertigkeit, daß Alles ob der ſeelenvollen Töne erſtaunte. Dieſe Ausflüge in Gottes freie Natur regten mächtig des Knaben Sinn und Gedanken an; zuweilen gab er ſich ganz ſeinem frohen Naturgefühl hin, ſtreckte ſich in's Gras, und überließ ſich ſtundenlang ſeinen Träumereien. Dabei war er überaus fromm, betete ſtets mit Inbrunſt ſein Morgen- und Abendgebet, las auch zuweilen vor einem zum Altar hergerichteten Stuhle die Meſſe, wobei ihm die 1½ Jahr ältere Schweſter miniſtriren mußte. Manchmal predigte er — und das Spiel war ihm dann tiefſter Ernſt — ſo ergreifend, daß ſeiner Mutter und noch mehr der alten Walburga die hellen Thränen über die Wangen rollten. Das tiefe religiöſe Gefühl klang ſpäter wieder an, als Lenau den Savonarola und die Albigenſer dichtete. Er erinnerte ſich noch mit Wonne an jene Zeit, als er das erſte Mal „rein wie ein Engel" von der Beichte ging.

Digitized by Google

„Auch gute Schauspieleranlagen und eine reiche Dichterader ließ Lenau schon als heranwachsender Knabe durchblicken. Er wußte die Hausleute in Gebehrden, Ton und Ausdruck treffend nachzuäffen, und ließ sie ganze Auftritte, geschehene und geschehbare untereinander, zur allgemeinen Heiterkeit der unentgeltlich anwohnenden Zuschauer abspielen. Eigentliche Gedichte zu machen fiel ihm aber damals noch nicht ein. Uebrigens las er sehr gern zu seiner Unterhaltung, aber ausschließlich nur Ritter-, Räuber-, Mord- und Gespenstergeschichten; je grausenhafter, desto unterhaltender für ihn. Er verwunderte sich sehr über seine ältere Schwester Tertsch (Theres), die gar emsig sanfte und schwärmerische Gedichte las, wie sie doch nur aus so seichtem und schmacklosem Borne schöpfen möchte.“ *)

In den Jahren 1812—15 absolvirte Lenau mit gutem Erfolg die vier Jahrgänge am Gymnasium der Piaristen in Pesth; das fleißige Lernen hinderte jedoch nicht, daß der angehende Student mit einem lieben Schulfreunde des Abends bei Mondschein spazieren ging und die Töne seiner Guitarre sogar einmal auf der Donau bei nächtlicher Fahrt erklingen ließ, welche Kühnheit die Mutter dadurch strafte, daß sie dem verführerischen Instrument auf längere Zeit — Hausarrest gab.

Da der Stiefvater, Dr. Vogel, bei der Menge von Aerzten in Pesth wenig verdiente, ward eine Uebersiedelung nach Tokai beschlossen, wodurch freilich für Niki der Gang seiner Studien auf bedenkliche Weise unterbrochen wurde. Die Großeltern erneuerten ihr Verlangen, schrieben dringend an Dr. Vogel, dessen Familie sich auch vermehrt hatte, daß sie dem Nikolaus in Wien die beste Erziehung verschaffen wollten, aber die Mutter sagte, die drei Kinder weggeben hieße ihr das Herz dreimal aus dem Leibe reißen. So gings nach Tokai und der junge Lenau verlebte hier sein funfzehntes und sechzehntes Lebensjahr in der wunderherrlichen Gegend am Zusammenflusse der Theiß und Bodrog, wo die Weinberge mit den Rosen und Nachtigallen, die Husaren mit den Zigeunern wetteiferten, dem ahnungsvollen Gemüth des heranwachsenden Jünglings die Poesie des Lebens in schönster Fülle zu offenbaren.

Ein etwas älterer Student, Joseph von Kövesdy, wurde bewogen, nach Tokai herüberzukommen und die ferneren Studien von Nikolaus zu leiten, der im nächstgelegenen Gymnasium auch recht gut seine Prüfung (für die 1. Humanitätsklasse) bestand. Doch Kövesdy eilte nach Pesth, um dort seine eigenen Studien zu vollenden; Niki schrieb seinem Lehrer und Freund einen Brief, der in seiner geistreichen Fassung einen solchen Eindruck auf Kövesdy machte, daß dieser sogleich wieder an die Mutter schrieb und ihr die künftige Größe des Sohnes prophezeite. Nun aber mußte Lenau, um den philosophischen Kurs durchzumachen, doch nach Wien, und die Nothwendigkeit siegte endlich über die allzugroße Zärtlichkeit der Mutter. Die Großeltern wohnten in Stockerau, und dort ver-

*) Schurz, a. a. O.

Digitized by Google

lebte ihr Enkel nun seine Ferienzeit, nachdem er im Herbst 1819 seinen Kursus in Wien begonnen hatte. Auch die geliebte Schwester Resi folgte nach Stockerau, wo sie der spätere Rechnungsrath und Biograph Lenau's, Anton Xaver Schurz, kennen lernte und lieb gewann. Um aber ihren Kindern näher zu sein, vermochte die gefühlvolle Mutter ihren Mann, dem es sehr gut in Tokai gefiel, zu einer abermaligen Uebersiedelung nach Presburg.

Einer von Lenau's Studiengenossen, J. G. Seidl, berichtet von jener Zeit: „Der blasse, dunkelhaarige, schon damals düsterschauende Niembsch war nicht Student, wie wir Uebrigen, die wir einen praktischen Lebenszweck vor Augen hatten und daher mit gewissenhafter Aengstlichkeit innerhalb der ausgesteckten Grenzen uns bewegten, sondern mehr als Liebhaber oder als Gast, der nur das, was ihm eben mundet, mit vollen Zügen schlürft, und Alles, was ihn anekelt, mit unverholenem Mißbehagen bei Seite schiebt." Nach dem Wunsche der Großeltern sollte Lenau die Rechte studiren und für ein Staatsamt sich vorbereiten; aber fünf saure Lehrjahre in Wien, und noch dazu in den hergebrachten pedantischen Formen, erschienen dem jungen Mann höchst abschreckend. Dazu kam ein unangenehmer Auftritt mit der gnädigen Frau Oberst, in deren Zimmer einst Niki, der auf dem Vogelherd gute Beute gemacht hatte, mit beschmutzten Stiefeln und froher Laune hineinstürmte, so daß die Großmama in höchstem Zorn sich erhob und in ihrer schneidenden Weise ausrief: „Aber gerade wie ein Bauer!" Da empörte sich auch der nicht geringe Stolz des Studenten, er packte seine Sachen zusammen und eilte in die immer offenen Arme der geliebten Mutter, mit dem Entschluß, in Pesth das ungarische Recht zu absolviren. Doch kaum hatte er begonnen, so war es ihm auch wieder verleidet, und er glaubte in der Landwirthschaft einen lohnenden Beruf zu finden, ging deshalb an die vom Erzherzog Karl eingerichtete Ackerbauschule zu Ungarisch-Altenburg, in dessen Nähe ihm die treue Mutter bald nachfolgte. Nach Jahresfrist wandte er sich, wie leicht vorauszusehen war, von der Oekonomie ab und den deutschen Rechtsstudien wieder zu, und kehrte in Begleitung seiner Mutter nach Wien zurück.

Noch hatte Lenau nichts gedichtet, aber der Umgang mit gleichstrebenden jungen Männern weckte sein Talent, und namentlich mag sein Schwager Schurz, der schon nach Stockerau öfters ein Gedicht mitbrachte und viel Sinn für Poesie hatte, viel dazu beigetragen haben, daß der Genius des bis dahin über sich selbst brütenden jungen Mannes Gestalt annahm und hervortrat. Im Neunerschen Kaffeehause, auch das „silberne" genannt, kamen damals die tüchtigsten und strebsamsten Geister zusammen: Bauernfeld, Dräxler-Manfred, Seidl, Auersperg (Anastasius Grün), der Pole Boloz v. Antoniewicz, dessen „Abschied aus Galizien" Lenau in's Deutsche übertrug u. A. Da saß denn oft, mitten unter den plaudernden Tischgenossen, der junge Faust, bald die Stirn runzelnd, bald die Mundwinkel zu einem ironischen Lächeln verziehend, und plötzlich als ob

Digitized by Google

er aus einem Traume erwachte, sprang er auf und rief in wilder Lustigkeit einem Freunde zu: „Allons, eine Partie!“ Das Queue, das er meisterlich handhabte, war dann wie ein Zauberstab, der die bösen Geister in ihm bannte.

Und in der That waren bereits die Dämonen des Unmuthes, des Zweifels, der bittern Traurigkeit in seine Seele gezogen. Es war eine große Verirrung, daß er mit einem armen, schönen Mädchen ein Liebesverhältniß begann und sich darin berauschte, obwohl er mit leichter Mühe sich hätte überzeugen können, daß dieses Mädchen sammt seiner Mutter leichtfertige Personen waren, mit denen er in gar keine Berührung hätte kommen sollen. Er brach den Umgang ab, aber derselbe schlug seinem nur allzureizbaren Gemüth eine Wunde, die nimmer ganz verharschte.

„Was einmal tief und wahrhaft dich gekränkt,
Das bleibt auf ewig dir in's Mark gesenkt!“

Das zweite traurige Ereigniß, das die Melancholie förderte, war die schmerzhafte Krankheit der geliebten Mutter, an deren Folterbett der Sohn manche Stunde zubrachte, ohne helfen zu können. In christlicher Ergebung trug die Frau ihr schweres Leid, ja sie gewann es über sich, wenn der geliebte Sohn eintrat, heiter zu lächeln und von ihren Schmerzen nichts zu verrathen. Sie starb im Oktober 1829. Der Sohn hat das Andenken der Mutter in manchem Gedicht gefeiert (man vergl. „der Seelenkranke“, „Zuflucht“, „der offene Schrank“, dann im „Faust“ die Szenen: „der Abschied“, „der Traum“), — aber den Ruhm des Sohnes zu erleben war ihr nicht vergönnt.

Die ersten Gedichte (in Seidl's Aurora für 1828, „die Jugendträume“ überschrieben, und „Glauben, Wissen und Handeln“ durch Vermittlung von Anastasius Grün in der „Damenzeitung“ [1830] abgedruckt) erinnern noch an ältere Vorbilder, und namentlich an Hölty, der nebst Klopstock viel zur Bildung des Dichters beitrug. Es war die Sehnsucht nach Freiheit, nach dem Genuß der reinen unverdorbenen Natur im Konflikt mit den Widersprüchen einer unfreien Kultur, was des jungen Dichters Herz bewegte. Aber je mehr er das Leben kennen lernte, je tiefer sein Gefühl aufgeregt ward, desto schwerer ward es ihm auch, den Inhalt seines Gemüths in hergebrachte Formen zu schütten. Das unendliche Sehnen, den Schmerz des Menschenlebens, die Freude der Wehmuth, das sprach ihm nur Ein Mann vollkommen aus — aber in Tönen; und dieser Einzige war Beethoven, dessen Einfluß auf das Gemüthsleben des Dichters nicht hoch genug anzuschlagen ist. Dann fand sich aber auch der Trieb in's Weite, zum Großen, Erhabenen, mächtig erregt durch die Ferienreisen in die österreichischen Alpen. Auf diesen Wanderungen machte Lenau die Bekanntschaft mit dem naturssinnigen ehrwürdigen Schleicher, dem „Dichterpatriarchen“ in Schloß Orth am westlichen Ufer des Traunsees, und dort verlebte er öfters schöne, erhebende Tage.

Digitized by Google

Den drei Jahrgängen (1824—1826) des Rechtsstudiums waren nach plötzlicher Sinnesänderung vier Jahre des medizinischen Studiums gefolgt (1827—1830), in welche Kurse freilich oft sehr lange Pausen fielen, nach welchen dann Lenau wieder arbeitete, daß ihm „der Kopf dampfte". So bewegte er sich in Extremen, die gleicherweis die physische wie die geistige Kraft erschöpften. Eine Reise in die Berge mußte dann immer zur Erholung dienen.

Im Jahre 1830 verlor Lenau seine 86jährige Großmutter Katharina v. Niembsch, die nach dem Tode ihres Gemahls in einer Vorstadt Wiens ihren bleibenden Wohnsitz genommen hatte. Durch diesen Todesfall gelangte er in den Besitz von etwa 10,000 Gulden, durch welche Summe (die freilich durch das Sinken der Staatspapiere auch bald sank) er für die nächste Zeit sicher gestellt wurde. Sogleich tauchten seine alten Pläne einer Auswanderung nach Amerika wieder auf, doch wollte er, dem Rathe der Freunde folgend, zuvor auf einer deutschen Universität das Doktorat erwerben. Er beschloß, zunächst nach Stuttgart sich zu wenden, wo er zugleich den Versuch machen wollte, seine Gedichte bei Cotta in Verlag zu geben. Mit schwerem Herzen schied er von den Seinen; seine Schwester Therese weinte, als habe sie ihren Bruder verloren. Dieser schickte ihr ein tröstendes Briefchen: „Ich verspreche Dir, daß ich nichts Außerordentliches unternehmen werde, daß ich mein Vaterland nicht auf immer verlasse, so lange Du darin lebst, und daß ich die Erde nicht verlassen möchte, ging' es mir auch noch so schlecht, so lang' Du sie mir durch Deine Liebe verschönst."

In dem herrlichen Gmunden heiterte sich das Gemüth des Dichters auf, er bestieg mit wahrer Lust den Traunstein und schrieb seinem Schwager Schurz (dd. 3. Juli 1831):

„Bruder, ich umarme Dich herzlich in Gmunden, unserem geliebten! Wie schön ist es hier, wie schnell sind mir die Tage vergangen! Wenn nur Du hier wärst! jeder Busch, jeder Stein, jede Welle scheint mich nur mit halber Freundlichkeit zu grüßen und zu fragen: hast Du den nicht mitgebracht, der uns so schön besungen? Auch die Menschen haben so gefragt, besonders unsere trauten Wirthe zu Orth. Da wurden denn wieder Pfannenkuchen gemacht und frohe Gesichter, wenn ich weidlich einhieb in diese wahrhaft klassischen Rollen, bullao aureao.

„Vorgestern hab' ich den Traunstein bestiegen. Um 6 Uhr des Morgens fuhr ich von Gmunden zu Wasser ungefähr 5/4 Stunden nach der Lanauerstiege. Meine Begleiter waren Hansgirgel und seine Schwester Nani; er ein rüstiger Gemsenjäger, sie eine hübsche blauäugige Dirne. Wir stiegen aus und die steilen Stufen hinan. Schon am Fuße des Berges hat mich eine Art Freudenrausch ergriffen, denn ich ging voraus und kletterte die Stiege mit solcher Eilfertigkeit hinauf, daß mir der Jäger oben sagte: „Das ist recht, so halt! weil Sie da herauf so gut kommen sind, werden Sie auf den Traunstein wie ein Hund hinauflaufen!" Und es ging trefflich; in drei Stunden waren wir oben.

Digitized by Google

Welche Aussicht! Ungeheure Abgründe in der Nähe, eine Riesenkette von Bergen in der Ferne und endlose Flächen. Das war einer der schönsten Tage meines Lebens, mit jedem Schritte bergan wuchs mir Freude und Muth! Ich war begeistert. Wenn mir mein Führer sagte: „jetzt kommt eine gefährliche Stelle!“ so lachte ich, und hinüber ging's mit einer Leichtigkeit, die ich bei kaltem Blut nimmer zusammenbrächte, und die mir jetzt am Schreibtisch unbegreiflich vorkommt. Meine Zuversicht stieg mit jedem Schritt; ganz oben trat ich hinaus auf den äußersten Rand eines senkrechten Abgrunds, daß die Nani aufschrie, mein Jäger aber frohlockte: „das ist Kurasch: da ist noch keiner von den Stadtherren außitreten.“ Bruder, die Minute, die ich auf jenem Rande stand, war die allerschönste meines Lebens; eine solche mußt Du auch genießen. Das ist eine Freude! Trotzig hinabschauen in die Schrecken eines bodenlosen Abgrunds und den Tod heraufgreifen sehen bis an meine Zehen, und stehen bleiben und so lange der furchtbar erhabenen Natur in's Antlitz sehen, bis es sich erheitert, gleichsam erfreut über die Unbezwinglichkeit des Menschengeistes, bis es mir schön wird, das Schreckliche — das ist ein Vorgeschmack von den Freuden des Schlachtfeldes.“

(Aus Karlsruhe, den 22. Juli.) „Das Land wurde auf meiner Reise je weiter gegen Baden desto schöner. In Würtemberg weht bereits eine mildere Luft als in Baiern, der Himmel hat ein schöneres Blau, die Menschen sind wärmer. Eine Kultur hat der Boden in Würtemberg und Baden, wie ich noch nicht gesehen. Freundlich ist der Anblick eines so gut bebauten, überall fruchtbaren Landes allerdings und erfreulich für's Herz, denn man denkt sich auch gleich die Menschen hinzu, die das Alles genießen werden und froh sein; aber, lieber Bruder, ich konnte mich eines gewissen Eindrucks des Kleinlichen doch nicht erwehren, und armselig kam mir der Mensch vor, der, wie ein Bettler, ein zudringlicher, seine Hand auf jeden Stein reckt, in jedes Loch steckt, daß ihm die Natur was hineinwerfe. Sieh', lieber Alter, da spricht wieder der Ungar aus mir. Die Nachlässigkeit hat doch was Edles, mit welcher der Bauer Pannoniens sein Korn in die seichte Furche wirft, und seinen Weinstock mit ein Paar Schnitten abfertigt, und dann unbekümmert nach Hause geht und Tabak raucht. Die schönen Tokaierweinberge (jetzt seh' ich Dich lachen) in ihrer Ungezwungenheit, mit ihren weit von einander abstehenden Weinstöcken, mit ihren dazwischen gepflanzten Obstbäumen sehen viel besser aus als die badischen mit ihren terrassenförmigen Abstufungen und enge zusammengedrängten Reben. In Ungarn ist der ganze Landbau eine bescheidene Anfrage an die Natur, eine ganz und gar nicht heftige Einladung, daß sie kommen möge mit ihren köstlichen Gaben; die Faust des Deutschen packt die gute Frau gleich an der Gurgel, daß ihr das Blut aus Nas' und Ohr hervorquillt.“

Am 9. August 1831 traf Lenau in Stuttgart ein. Ueber sein erstes Erscheinen daselbst berichtet die schwäbische Chronik vom 16. Oktober 1850 also: Im Sommer 1831 erhielt der damalige Redakteur des

Digitized by Google

poetischen Theils des stuttgarter Morgenblattes, Professor G. Schwab, eine einfache Zuschrift mit dem unbekannten Namen „Nikolaus Lenau" und einigen Gedichten, die der Einsender jener Zeitschrift anbot. Ehe Schwab, der viel Mittelmäßiges für das Blatt erhielt und zu sichten hatte, die angeschlossenen Blätter entfaltete, trat, als eben der junge Dichter Gustav Pfizer sich bei ihm befand, der Verfasser selbst, von einem Lohnbedienten geleitet, in das Zimmer und wollte die Antwort, die etwa seit einer Woche zögerte, abholen. Der Redakteur eilte verlegen in seine Studirstube, um einen Blick in die anvertrauten Papiere zu werfen. Nach den ersten Zeilen verbreitet sich dem Leser jener Glanz über das Papier, der, nach dem Worte des römischen Lyrikers, aus dem Anlächeln der Muse quillt, und er eilte vergnügt zu seinem Besuche zurück, gab der Freude über den unerwarteten Dichterfund beredte Worte und erklärte die Zusendung für höchst willkommen. Der Abend vereinigte die drei Dichter. Lenau las immer herrlichere eigenthümliche Gedichte aus den herbeigeholten Blättern: die Heidebilder, die Werbung, den Schifferknecht, den Invaliden. Alle trugen das unverkennbare Gepräge einer, in ungewohnten Kreisen dichterischer Anschauung heimischen, in unsere Literatur frisch eintretenden poetischen Persönlichkeit. Lange nach Mitternacht schieden die Freunde Gewordenen als Brüder. Vor Tagesanbruch reiste Niembsch nach München, aber schon nach acht Tagen schrieb er von dort an Schwab, daß das neue Freundesbündniß ihn unwiderstehlich zurückziehe, und auf eine herzliche Einladung fand er sich an dem Herde seines neuen Gastfreundes ein, den er, ab- und zureisend, vier Monate lang als seine Heimath betrachten durfte, und wo er in die innigsten Beziehungen zu der Familie trat." Aber auch außer der Schwab'schen Familie bildete sich ein inniges Freundschaftsverhältniß mit dem Professor Reinbeck und dessen Gattin Emilie, der trefflichen Landschaftsmalerin, mit dem greisen Geheimenrath Hartmann, mit dem zartsinnigen Dichter Oberamtsrichter Karl Meyer, mit dem ritterlichen Grafen Alexander v. Würtemberg, mit dem gemüthlichen Justinus Kerner in Weinsberg und dem biedern Ludwig Uhland in Tübingen. Die Persönlichkeit des jungen Dichters, der mit sinnendem deutschen Ernst und echt schwäbischem Gemüth die natürliche und naturwüchsige Frische des Oesterreichers und das Feuer und den Schwung des Ungarn vereinte, während der Schleier der Schwermuth, der über sein Wesen ausgebreitet war, die Theilnahme für diese Eigenthümlichkeit noch erhöhte: das Alles war ganz geeignet, die Herzen der Männer zur Freundschaft, die Herzen der Frauen zur Liebe zu stimmen.

Es begann ein wahrer Lenau-Kultus, der, wenn er auch auf der einen Seite dazu beitrug, das Gefühl des Dichters allzu weich zu stimmen, doch in seiner wohlthuenden Wärme das Mittel war, daß sich der reiche Dichtergeist ebenso schnell als schön entfaltete. Hätte er nur mit sicherer Entschiedenheit seine Vergangenheit, die den Zwiespalt in ihm hervorgerufen, von sich werfen und den Blick fest auf eine segensreiche

Digitized by Google

Zukunft richten mögen! Das Glück trat an ihn heran in der Person des schönsten, edelsten, liebenswürdigsten Fräuleins, Charlotte mit Vornamen; die Freunde, welche Lottens Zuneigung und den Eindruck, den sie auf Lenau gemacht, bald gemerkt hatten und sehnlichst die Verbindung der Liebenden wünschten, redeten dem Dichter auf die zarteste Weise zu, einen Schritt zu thun, von welchem das Glück seines Lebens abhängen würde. Aber Lenau glaubte nicht mehr an sein Glück, er fand nicht die Auflösung einer ihn unaufhörlich marternden Dissonanz, und verschloß die kaum erwachte Liebe tief in der Brust. Die trefflichen „Schilflieder" sind der Lotte gewidmet, weshalb man sie auch „Schilflottchen" nannte. In einem an den Schwager Schurz gerichteten Briefe heißt es u. A. von ihr: „Edles, deutsches, frommes Gesicht, tiefe blaue Augen mit unbeschreiblichem Liebreiz der Brauen; besonders aber ist die Stirn kindlich-fromm-gütig, und doch so geistig. Marsch mit der dummen Beschreibung! Sie ist ein sehr liebes Mädchen, aber ich werde diesem Mädchen entsagen, denn ich fühle so wenig Glück in mir, daß ich Andern keines abgeben kann. Meine Lage ist auch zu beschränkt und ungewiß. Werd' ihr entsagen. Aber ich fühle mich jetzt geschlagener denn je. Das ganze Leben in Stuttgart, diese Reihe von Wonnetagen, ein ewiges Freudenfest, das ist mir verdächtig. Ich möchte mir fast einen nahen Tod daraus prophezeien. Das waren vielleicht die Ferialtage des Abschieds, und mir vom Schicksal gegeben, daß ich mit einem bessern Begriffe von seiner Gastfreundlichkeit von dannen gehe. Auch noch ein Sonnenblick der Liebe! Bruder, das ist mir verdächtig!"

Um seine medizinischen Studien zu vollenden, wandte sich Lenau noch im November 1831 nach Heidelberg. Dort führten ihn die Fragen des leiblichen Lebens auf das geistige, er vertiefte sich wieder in die Philosophie alter und neuer Zeit, und seiner Skepsis (Zweifelsucht) war jetzt Spinoza willkommen. Seit den Knabenjahren*), nachdem ihn der naive Glaube verlassen hatte, waren die großen Probleme über das höchste Wesen und die persönliche Fortdauer des Menschen wie dunkele Gestalten vor seinem Seelenauge gestanden, ohne zu freundlichen Trösterinnen zu werden. Auch in Heidelberg ward der alte Zwiespalt nicht gelöst, dagegen die Sehnsucht nach dem „freien Amerika" um so lebhafter. In dem Gedicht „der Unbeständige" stellte der Dichter das rastlose unbefriedigte Suchen der wissenschaftlichen Lösung dar. Indeß trugen Ausflüge zu den Freunden und der Verkehr mit den „Burschen" in Heidelberg wieder zur Erheiterung des Sinnes bei, und manche schöne Gedichte

*) In Alt-Ofen besuchte er oft seinen Oheim Mihitsch, den Husaren, und schlief in dessen Zimmer. Dieser las dann dem jungen Burschen „Voltaire's Briefwechsel mit Friedrich" vor und suchte ihn aufzuklären. So konnte er ihn wohl um Mitternacht wecken mit der Frage: „Schläfst Du?" — „Nein, Herr Onkel!" — „Es giebt doch keinen Gott!" sagte er dann lateinisch, wie er gern mit dem Neffen reden mochte.

Digitized by Google

(„die Wurmlingerkapelle", „In der Schenke", „die Heidelberger Ruine") stammen aus dieser Zeit.

Im Mai des folgenden Jahres (1832) wurde, trotz allen Abmahnungen der Freunde, die Reise nach Amerika wirklich angetreten. Auf einem Rheinschiffe ging's in einer Gesellschaft von Auswanderern, die Lenau als ihren Chef betrachteten, den Rhein hinab nach Holland; aber an der holländischen Grenze ward der Paß für ungenügend befunden und der Herr Bürgermeister in Lobith machte schon Miene, den Inhaber zurückzuschicken, als Lenau's Geigenspiel den Knoten löste. „Ein Zollbeamter," schreibt Lenau, „ein enthusiastischer Musiker schnappte nach mir wie nach einem Leckerbissen. Ich mußte mich schon bequemen, die scheußlichsten Duetten für Violin' und Klarinett' mit dem Kerl täglich mehrere Stunden durchzupumpeln; dafür empfahl er mich dem Bürgermeister. Es wurde eine musikalische Abendunterhaltung gegeben, wobei Seine bürgermeisterlichen Gnaden zugegen und über meine Passagen auf der Geige dermaßen entzückt zu sein beliebten, daß sie mir die Passage über die Grenze durch die Finger sahen."

Die Fahrt über den atlantischen Ozean ging ohne Unfall von Statten. Lenau schrieb an seinen Schwager Schurz aus Baltimore den 16. Oktober 1832: „Nach einer sehr langen Reise, durch zehn Wochen, bin ich endlich in Amerika angekommen. Ich bin jetzt um ein Gutes reicher, daß ich auch das Meer kennen gelernt habe. Die nachhaltigste und beste Wirkung dieser Seereise ist ein gewisser feierlicher Ernst, der sich durch den langen Anblick des Erhabenen in mir befestigt hat. Das Meer ist mir zu Herzen gegangen. Das sind zwei Hauptmomente der Natur, die mich gebildet haben: dies atlantische Meer und die österreichischen Alpen; doch möcht' ich mich vorzugsweise einen Zögling der letztern nennen. Ich kann Dir nicht beschreiben, wie mir zu Muthe war, wenn auf der See jedes Lüftchen schwieg, jede Welle ruhte, der müde Himmel sich auf's Meer legte, und jedes Leben, jede Bewegung sich von unserem Schiffe zurückgezogen hatte, in dieser tiefen, grenzenlosen Einsamkeit; mit welcher Sehnsucht ich da zurückdachte an meine lieben Berge, meine lieben Menschen in der Ferne. Ich möchte fast behaupten, das stille Meer ist größer, als das bewegte, wie es denn schon dem Auge ausgedehnter erscheint. Es hat sich mir aber auch das Meer in seiner Leidenschaft gezeigt. Starke Winde und ungeheure Wellen nahmen das Schiff oft in ihre Mitte und schleuderten sich's verächtlich in die Hände. Das war ein Schwanken, daß ich nicht aufrecht stehen konnte; doch eben darin mag das Heilsame liegen, das Seereisen für den Charakter des Menschen haben. Wenn ich in meiner Kajüte stand und plötzlich an die Wand geworfen wurde wie eine willenlose Kleinigkeit, so empörte das meinen Stolz auf's bitterste, und je weniger mein äußerer Mensch aufrecht stehen konnte, desto mehr that es der innere." Ueber die Amerikaner und ihr Land wurde der Dichter aber völlig enttäuscht, so daß er gar nicht den Frühling des folgenden Jahres mehr abwarten mochte. Nachdem er in

Digitized by Google

Crawford-County 400 Morgen Urwald an Staatsländereien sich angekauft und einen Pächter für die Bebauung gewonnen hatte, kehrte er zurück, und war schon im Juni 1833 wieder in Bremen! Er hatte aber des Niagarafalles und des Urwaldes sich gefreut. Den „Niagara", „Urwald", „Indianerzug", „die drei Indianer", „An einen Baum" (als Erinnerung an den edlen Greis Geheimrath Hartmann in Stuttgart) und die schönen „Atlantika" verdanken wir der amerikanischen Reise. Aus letzteren möge nur das ebenso frische als liebliche warme Bild „Seemorgen" überschrieben, hier in Erinnerung gebracht werden:

Der Morgen frisch, die Winde gut,
Die Sonne glüht so helle,
Und brausend geht es durch die Fluth,
Wie wandern wir so schnelle!

Die Wogen stürzen sich heran,
Doch wie sie auch sich bäumen,
Dem Schiff sich werfend in die Bahn,
In toller Mühe schäumen:

Das Schiff, voll froher Wanderlust,
Zieht fort, unaufgehalten,
Und mächtig wird von seiner Brust
Der Wogendrang gespalten;

Gewirkt von goldner Strahlenhand
Aus dem Gesprüh der Wogen,
Kommt ihm zur Seit' ein Irisband
Hellflatternd nachgeflogen.

So weit nach Land mein Auge schweift,
Seh' ich die Fluth sich dehnen,
Die uferlose, mich ergreift
Ein ungeduldig Sehnen,

Daß ich so lang auch meiden muß
Berg, Wiese, Laub und Blüthe! —
Da lächelt seinen Morgengruß
Ein Kind aus der Kajüte.

Wo fremd die Luft, das Himmelslicht,
Im kalten Wogenlärme,
Wie wohl thut Menschenangesicht
Mit seiner stillen Wärme!

Der Dichter hatte einen weiteren und tieferen Blick in's Leben gewonnen und die rechte Stimmung, um bald darauf die drei größeren Gedichtkreise: den Faust, Savonarola und die Albigenser zu schaffen. Im



Digitized by Google

Herbst 1833 kam er in sein liebes heimathliches Oesterreich zurück, nachdem er einen von reinster Liebe und Freundschaft gewürzten Sommer in seiner zweiten Heimath Schwaben verlebt hatte, und ward nun hoch gefeiert und froh begrüßt. Von Wien aus schrieb er an K. Mayer (17. Oktober 1833): „Ich muß lachen darüber, daß ich habe in's Ausland reisen müssen, um Werth und Bedeutung zu Hause zu bekommen. Es geht mit Dichtern in Oesterreich, wie in Bremen mit Cigarren. Die in Bremen gemachten Cigarren werden nach Amerika geschickt, dort bekommen sie die ausländische Signatur und wandern dann wieder heim, und Alles wundert sich über den charmanten Geruch, den sie jetzt haben, während sie früher keinem Teufel schmecken wollten."

Nun wäre der Zeitpunkt gewesen, wo der Dichter sich nach einer festen bürgerlichen Stellung hätte umsehen müssen, um sein schwankendes Lebensschifflein an einem sichern Anker zu befestigen. Er, der so viel Sinn hatte für das Familienleben und sein stilles Glück, für ein geordnetes Staats- und Gemeinwesen — denn bei allem Freiheitsdrang lag ihm alles Umwälzerische fern — der nicht bloß ein so feines, ästhetisches, sondern auch ein so zartes, sittliches Gefühl hatte, und damit den durchdringendsten Verstand und den gewandtesten Geist vereinte: er fand leider nicht den schützenden Hafen, weil er es nicht zum festen Entschluß bringen konnte, sein Schiff hineinzulenken. Die Freunde wünschten, Niembsch möchte sich um die eben erledigte Professur der Aesthetik am k. k. Theresianum in Wien bewerben, und er wäre zu dieser Stelle durchaus geeignet gewesen; der Dichter Lenau war aber zu stolz, um sich zu bewerben, er wollte berufen sein, und so ward aus der Sache nichts. Er theilte fortan seine Zeit zwischen dem Aufenthalt in Wien und in Würtemberg, war fast immer auf Reisen, dabei in steter Aufregung; er hatte das Dichten zu seinem Lebensberuf erwählt, und wenn er dann die Unmöglichkeit fühlte, immer produktiv zu sein, immer dem Gefühl und der Stimmung zu gebieten, dann überfiel ihn der Dämon der Melancholie, der Verzweiflung an seinem Glück. Gewohnt, daß die Hände der Freunde sich überall für ihn regten, sein äußeres Leben angenehm zu machen, verlor er endlich die Kraft, auch das physische und praktische Leben von der rechten Seite anzufassen.

Der durch und durch praktische Göthe befreite sich in seinen Gedichten von dem, was ihn ängstigte und drückte, er fand in seinen Werken die Lösung des innern Zwiespalts und damit die Stufen, auf welchen er in seiner Lebensbahn sicher emporstieg; Lenau blieb in seiner Individualität stecken, er brachte sich selbst seinen Gedichten zum Opfer. Darum ist aber auch seine Naturſymbolik so großartig kühn und tief ergreifend, weil er sie mit seinem Herzblut geschrieben hat. Schon vor seiner Reise nach Amerika hatte er sich geäußert: „Künstlerische Ausbildung ist mein höchster Lebenszweck; alle Kräfte meines Geistes, das Glück meines Gemüthes betracht' ich als Mittel dazu! Erinnerst du dich an das Gedicht von Chamisso, wo der Maler einen Jüngling an das Kreuz

Digitized by Google

nagelt, um ein Bild vom Todesschmerz zu haben? Ich will mich selber an's Kreuz schlagen, wenn's nur ein gutes Gedicht gibt." Lenau's „Faust" ist freilich ohne ein Gretchen und ohne den über den Gegensätzen schwebenden versöhnenden Humor; sein christlicher „Savonarola" ist im Grunde der Philosoph Lenau, der mit seinem Gefühl den Heiland umfassen möchte, während der Verstand vom Pantheismus nicht lassen kann; in den Albigensern ist der Held — „der Zweifel", der von Innozenz blutig gejagte und in Ketten geschlagene, den aber das „Klirren seiner Ketten und deren harter Druck nicht einschlafen ließen." Was der Dichter des Savonarola durch den Glauben hatte finden wollen und nicht fand, nämlich den Frieden und die Freiheit, das suchte er im andern Extrem in den Albigensern durch den Unglauben und die kühne Skepsis zu erobern, aber eben so vergeblich. Dann ergriff er mit fieberischer Hast das Thema des Don Juan, als seine Kräfte bereits zu sinken begannen.

Bald nach seiner Rückkehr aus Amerika hatte er in Wien die Bekanntschaft einer jungen, ebenso geist- als charaktervollen Frau gemacht, die, glücklich als Mutter und als Gattin in den angenehmsten Verhältnissen lebend, den nun gereiften Mann mächtig anzog, der sie als Mädchen nur flüchtig gesehen und wenig beachtet hatte. Die Persönlichkeit dieser ausgezeichneten Frau wirkte fortan mächtig auf den Dichter*), sie stand wie ein heller Morgenstern vor seiner Seele und begeisterte ihn zu allem guten Werk. Ihr theilte er Alles mit, was er auf dem Herzen hatte und seine Briefe „an Sophie" sind wahre Perlen aus der Geschichte seines Seelenlebens. Aber wenn er von dieser lichten Gestalt in sein eigenes zerrissenes Leben zurückblickte, dann ward ihm dies um so dunkler, seine Schwermuth um so größer. Dazu kam die öftere Geldverlegenheit und das Mißlingen der auf den Ankauf in Amerika bezüglichen Projekte. Es stellten sich immer deutlichere Symptome einer beginnenden Gemüthskrankheit ein; Lenau's Menschenscheu wurde immer ärger, sein einsames Violinspiel immer wilder. Die sonst gute Verdauung ward immer unregelmäßiger, auch stellten sich heftige Nachtschweiße ein.

Im September 1843 schrieb der Dichter an seine mütterliche Freundin Emilie Reinbeck in Stuttgart: „Mir geht es wieder einmal ganz schlecht, was die Stimmung meines Gemüths betrifft. Ich habe neulich ein Wort im Homer gelesen, das meinen Seelenzustand treffend bezeichnet: *αμφιμελας* d. h. ringsum schwarz. Ja, um und um schwarz ist meine Seele, wenn mich der Hypochonder packt, und der packt mich diesen Winter öfter und fester als je. — Ein Dichter kann heutzutage nicht glücklich sein, denn die Zeit will nichts von ihm. Ein Dichter, der über-

*) Viele der schönsten Gedichte sind ihr gewidmet, so die „An *", „Zueignung", „Der schwere Abend", „Frage nicht", „Meine Furcht", „Wunsch", „An den Wind", „Tod der Trennung".



Digitized by Google

dieß kein Familienleben, ja nicht einmal eine gesicherte Existenz hat und körperlich zur Melancholie im höchsten Grade disponibel ist, wie ich — ein solcher hat Stunden, wo jenes homerische Beiwort auf seine Seele paßt." Und auf einen Glückwunsch zum neuen Jahr antwortet er derselben Freundin (vom 9. Januar 1844): „Schönen Dank für Ihre freundlichen Wünsche zum neuen Jahre. Ich erwarte von diesem nicht viel Gutes; schon die Zahl 44 ist so vierschrötig, daß ich allerlei Impertinenzen mit Sicherheit entgegen sehe."

Ende März desselben Jahres reiste Lenau wieder nach Stuttgart und fand wie immer freundliche Herberge im Reinbeckschen Hause. Die Reise hatte ihn sehr angegriffen, dennoch war er sehr thätig in Besorgung der siebenten Auflage seiner Gedichte, der zweiten Auflage des Savonarola und in der Fortführung seiner Don-Juan-Dichtung. Im Mai reisten seine edeln Wirthe nach Lichtenthal bei Baden-Baden, und ihr Freund ließ sich's nicht nehmen, sie zu begleiten. Doch schneller, als man es sonst von dem freilich wandelbaren Lenau erwartet haben mochte, verließ er den ihm zu stillen Aufenthalt und ging nach dem glänzenden geräuschvollen Baden, wo er mit Berthold Auerbach zusammen traf. „Eines Morgens," erzählt dieser*), „kam Lenau ganz verjüngt und wonnestrahlend zu mir, ich mußte mit ihm zum Schloßgarten, und dort bei der großen Linde erzählte er mir, wie er gestern zum Nachtessen zum englischen Hof gegangen war: im Saale waren außer ihm nur noch drei Damen, er kam neben die jüngste zu sitzen und auf die unbefangenste Weise knüpfte sich ein Gespräch an, in dem seine ganze Seele aufging. Er ergoß sich in den überschwenglichsten Ausdrücken und dann sprach er wieder jedes einfache Wort mit einem Ausdruck, in den der tiefste Seelenjubel eingepreßt war. Eine innere Zuversicht sagte ihm, daß auch das Mädchen, das bereits in die reiferen Mädchenjahre eingetreten war, sich ihm zugeneigt habe. Er sprach es wiederholt mit einem frohen Selbstgefühl aus, daß sie nicht wisse, wer er sei, sie habe an ihm ganz allein ohne alle Zuthat des Talents und der Stellung Wohlgefallen gefunden. Das war's, was er schon lange sich heiß ersehnte, was er ewig verloren glaubte, und jetzt war's da wie ein leuchtendes Gnadengeschenk." Es kam zur Erklärung, zur Verlobung; die Braut, eine Frankfurterin, war protestantisch, aber was kümmerte diese Verschiedenheit die entzückte Dichterseele! Lenau eilte zu seinem Verleger Freiherrn v. Cotta, versprach diesem alle seine noch erscheinenden Werke und erhielt darauf eine Anwartschaft zugesichert auf ein Kapital von 20,000 Gulden. In freudiger Hast trat er dann seine Rückreise nach Wien an; die Freunde hatten bereits Alles in den Zeitungen erfahren und waren nicht wenig erschrocken über einen Schritt, vor dem sich sonst der besonnene Lenau immer gescheut hatte. Noch mehr erweckte das aufgeregte Wesen des Rückkehrenden

*) Pfitz, deutsches Museum I, 1.

Digitized by Google

ihre Besorgniß. Als dann Lenau vor seine Freundin Sophie trat, mit der er so viele Jahre die innigste Gemeinschaft der Seelen gepflogen hatte, kam plötzlich wieder der Zweifel in sein Herz; als ihn dann sein Schwager Schurz darauf aufmerksam machte, wie der mit Cotta geschlossene Vertrag keineswegs glänzend sei und genügende Bürgschaft gebe für die Begründung einer eigenen Familie; als endlich sich herausstellte, daß auch die Vermögensumstände der Braut keineswegs der Art waren, wie sie der Bräutigam sich gedacht hatte: da zogen wieder die alten Dämonen in die aufgeregte Seele. Mit schwerem Herzen begab er sich auf die — Hochzeitsreise, und kam den 20. September in Stuttgart nervös aufgeregt und körperlich wie gemüthlich leidend an. Eines Morgens, da er am Kaffeetische mit seinen Freunden sich über seine Lage und Aussichten unterhielt, stieß er plötzlich mit einem lauten Schrei die Tasse von sich, sprang auf in der heftigsten Gemüthserregung, denn ein Riß war ihm durch's Gesicht gegangen, der ihm die eine Hälfte gänzlich gelähmt hatte. Es war ein partieller Nervenschlag; zwar verlor sich die Gesichtslähmung allmälig, aber dieser Zufall mußte doch erschütternd auf Lenau wie auf seine Freunde wirken. Er hielt sich für einen dem Tode Geweihten, machte sich selber Vorwürfe, wie er so thöricht gewesen sei, ein Glück begründen zu wollen, das ihm hienieden versagt sei, und daß er nun ein geliebtes Wesen unglücklich machen müsse. Es begann ein furchtbarer Sturm im Gemüth; Lenau bot alle seine Kraft auf, ihn zu beschwichtigen, holte seine Gedichte, um sie vorzulesen, erzählte von Steiermark, von seinen Reisen; zuweilen brach er in heftiges Weinen aus. Dem Kundigen war es nicht mehr zweifelhaft, daß eine noch schrecklichere Katastrophe im Anzuge sei; nachdem ein Aderlaß ihm einige Erleichterung verschafft hatte, sprang er am Morgen des 20. Oktober durch's Fenster in die Friedrichsstraße, und schrie: „Aufruhr! Freiheit! Hülfe! Feuer!" und nun folgte durch sechs lange schwere Leidensjahre ein unheilbarer Wahnsinn, nur mit einzelnen Lichtmomenten unterbrochen. In der Irrenheilanstalt zu Winnenthal hegte man noch Hoffnung, den Kranken wiederherzustellen; als aber diese sich als eitel erwies, brachte man ihn im Mai 1847 nach Döbling bei Wien, wo ihn endlich am 22. August 1850 der Tod von seinem Leiden erlöste. — Hell und deutlich hatte das prophetische Dichterauge oft genug auf das Schreckliche hingedeutet, auf den Strom, der mit dämonischer Macht seinen Lebensnachen hinabzog zu den Alles zermalmenden Wasserfällen, die aus weiter Ferne mit ihrem Brausen den Wanderer warnen; aber in den Stromschnellen selber war das Ohr betäubt, daß es nichts mehr vernahm.

Die Stromschnellen stürzen, schießen,
Donnern fort im wilden Drang,
Wie von Sehnsucht hingerissen
Nach dem großen Untergang.

Digitized by Google

Den der Wandrer fern vernommen,
Niagara's fernen Fall
Hört er nicht, herangekommen,
Weil zu laut der Wiederhall.

Und so mag vergebens lauschen
Wer dem Sturze näher geht;
Doch die Zukunft hörte rauschen
In der Ferne der Prophet.

---

## Ludwig Uhland. *)

Neben das Lebensbild von Nikolaus Lenau stellen wir das von Ludwig Uhland. Beide waren Zeitgenossen, kamen miteinander in freundliche persönliche Berührung, aber zu einer innigeren Freundschaft kam es zwischen beiden Dichtern nicht, mit so warmer Verehrung auch Lenau an Uhland hing, ja verehrungsvoll zu ihm aufblickte. Die Grundlagen und Grundrichtungen ihres Wesens waren zu verschieden. Lenau's Natur verhält sich zu der Uhland'schen wie die Verneinung zur Bejahung, wie das Flüssige zum Festen, das Exzentrische zum Konzentrischen. Jener war in stetem Ringkampf der Gefühle, der Stimmung hingegeben und in ihr schwelgend. Diese Richtung des Gemüthslebens erschien Uhland als eine krankhafte und sie widerstrebte seinem ganzen Wesen. Kein Dichter übte so streng wie Uhland die Selbstentäußerung, keiner war so frei von seinem subjektiven Ich. Darum konnte ihn aber auch kein Affekt, keine Stimmung hinnehmen, oder gar aus dem Gleichgewicht bringen. Er behielt die innere Ruhe auch in den aufregendsten Momenten und gleich dem Metall, das auch in warmer Luft sich kühl anfühlen läßt, bewahrte er stets eine gewisse Kühle. Lenau's Wesen war durch und durch affektvoll, pathetisch; sein Gemüthsleben bewegte sich in Gegensätzen von höchster Gluth und tiefster Kälte. Von dieser Wellenbewegung der Gefühle war Uhlands trockene Natur frei. Lenau fühlte sich nirgends recht wohl und heimisch, er war mit der Gegenwart unzufrieden, ohne Glauben an die Vergangenheit und Zukunft. Abgestoßen von den unfertigen Zuständen in Staat, Kirche, Gesellschaft, voll idealen Strebens und ohne allen praktischen Sinn und Geschick, das Leben an

*) L. Uhland. Sein Leben und seine Dichtungen ꝛc. von Fr. Notter (Stuttgart, 1863). L. Uhland, eine Gabe für Freunde. Zum 26. April 1865. Als Handschrift gedruckt. Unsere Zeit, 74. Heft. (Brockhaus in Leipzig, 1863). K. Mayer: L. Uhland. Gedenkblätter. (Tübingen, 1863.) Fr. Vischers Kritische Gänge. IV. Heft.

Digitized by Google

Einem Punkte festzuhalten und dort den Hebel anzusetzen, flüchtete er sich in die Arme der Natur, um an ihrem Busen zu erwarmen und das vom Zweifel geplagte, von ungestillter Sehnsucht und unbefriedigter Hoffnung gedrückte Herz zur Ruhe zu bringen. Lenau's Gemüth war ebenso tief als offen und ehrlich, es war fern von Heine'scher Eitelkeit und Oberflächlichkeit, die mit dem Schmerze nur liebäugelt und Seelenleiden erdichtet, um pikante Dichterstoffe zu gewinnen. Lenau empfand den Schmerz des verlorenen Gleichgewichts im Innersten der Seele, er kämpfte und rieb sich in diesem Kampfe auf. So dichtete er nichts, was er nicht innerlich erlebt und empfunden hatte; der Schmerz hat wie jeder tiefere Affekt eine Poesie und Beredsamkeit, die uns mit wunderbarer Magie in Lenau's Dichtungen fesselt und anzieht. Die Melancholie und Schwermuth wirkt mit den düsteren Farben, die sie in ihre Bilder bringt, noch ergreifender, als der helle Farbenton der Freude und Heiterkeit. Lenau macht die Natur zur mitfühlenden treuen Freundin, die an allen seinen Leiden und Freuden Antheil nimmt und auf deren Antlitz sich die Stimmungen und Kämpfe, die Affekte und Leidenschaften, die Gefühle und Gedanken des Sängers mit energischer Macht poetischer Belebung abspiegeln. Diese gewaltige und kühne Bilderschrift, diese großartige Natursymbolik, diese Kraft poetischen Ausdruckes einer stürmisch bewegten Gefühlswelt, diese hoch und sprühend wie eine Rakete aufsteigenden Feuerfunken, die noch im Zersprühen uns mit ihrem magischen Glanze entzücken, aber dann auch den dunkeln Himmel, der ihren Hintergrund bildete, um so schwärzer erscheinen lassen — sie fehlen der Uhland'schen Poesie, die auch da, wo sie Todes- und Trübsalsszenen vor uns hinstellt, ihre stille, geruhige, epische Heiterkeit nicht verleugnet. Sie hat kein unheimlich drohendes Wetterleuchten, keine zuckenden Blitze und erschütternden Donnerschläge, wohl aber den linden lauen Frühlingstag und den sonnigen mildklaren Herbsthimmel, dessen heitere Bläue auch über dem fallenden farbigen Laub des Waldes so wohlthuend sich abhebt. Sie hat nicht die Fülle und Mannigfaltigkeit Lenau'scher Naturbilder, führt uns nicht auf das sturmgepeitschte Meer oder in den amerikanischen Urwald, zu den Wasserfällen des Niagara oder auf die ungarische Pußta in die einsame Schenke; sie bleibt zumeist im schwäbischen Lande mit seinen lieblichen Thälern und Höhen und ist da vollkommen zu Hause. Sie enteilt zwar auch gern der Gegenwart, folgt einem romantischen Zuge, indem sie an der Hand der alten Heldensage wandelt, zu den Rittern und Edelfrauen, Burgen und Kapellen des Mittelalters wallfahrtet und im Sinn und Geist eines Walther von der Vogelweide Minnelieder singt. Immer aber ist sie besonnen und klar, frisch und gesund, hält sich zurück von aller Trunkenheit des Gefühls und der Phantasie; sie hat allen Weltschmerz und alle Europamüdigkeit abgethan, weil sie ihr „Daheim" gefunden hat, im eigenen Wesen fest und sicher gegründet ist.

In Lenau kämpfte der feurige Ungar mit dem gemüthlichen Deutschen; er konnte sich nicht in enge häusliche Verhältnisse finden, strebte

Digitized by Google

hinaus in's Weite, Unbegrenzte und war doch wieder zu sehr Gemüthsmensch, um an dem unsteten Leben sich genügen zu lassen. Ein österreichischer Lebemann und nicht ohne Hang zum Genuß nahm er doch zugleich den lebendigsten Antheil an deutscher Geistesarbeit, aber zur festen Begrenzung eines bestimmten Feldes, auf dem er — wie es Uhland that — seine Arbeit zusammengefaßt hätte, konnte er sich nicht entschließen. Geistreich und ohne Berufsstellung hatte er um so mehr das Bedürfniß geselliger Unterhaltung, und in aristokratischer Leichtigkeit des Umgangs wußte er seine interessante Persönlichkeit geltend zu machen. Diese bildete auch überall, wohin er kam, nicht bloß ein belebendes Element für die Geselligkeit, sondern den Mittelpunkt derselben.

Bei Uhland das Gegentheil. Er hatte in seiner äußeren Erscheinung etwas so durchaus Einfaches, fast möchte man sagen Spießbürgerliches, daß ihm auf seiner Reise ein alter Mann, der sich etwas darauf zu Gute that, den Leuten schon an ihrem Aeußeren den Stand und Beruf ansehen zu können, erklärte: Ein Gelehrter sind Sie nicht, ein Kaufmann auch nicht, wohl aber ein Handwerker und wahrscheinlich ein Uhrmacher! Doch die ruhige Festigkeit, die ebenso anspruchslose als selbstbewußte Kraft und Ausdauer in gewohnter Thätigkeit sieht man den streng in ihre Form geschlossenen Zügen des Uhland'schen Gesichtes sogleich an; die hohe Stirn zeigt den Denker, das etwas zusammengekniffene Auge (auf den Bildern aus späterer Zeit), den scharf seinen Gegenstand in der Nähe haltenden Blick, dem das Kleinste nicht entgeht, sobald er es seiner Forschung unterwirft. Den Kopf etwas aufgeworfen, den Nacken fest, mit langen Schritten einherschreitend verrieth sich schon im Gange der sicher und fest auftretende Mann, der da wußte, was er wollte und es hartnäckig durchzuführen entschlossen war. Und doch hatte seine Haltung durchaus nichts Herausforderndes — es fehlte ihr nicht, wie auch dem beim ersten Anblick hart und scharf erscheinenden Antlitz, an einer gewissen Weichheit und Milde. Die Leichtigkeit aber im Umgange, durch offenherzige Mittheilung, das beredte Wort der Rede ging Uhlanden ab. Er war schweigsam, hörte gern Anderen zu, ermunterte sie aber nicht durch sein Entgegenkommen. Selbst gegen die besten Freunde zeigte er sich mitunter verschlossen und wortkarg.

Er war mit Leib und Seele Schwabe, doch ohne allen Partikularismus; denn er war von ganzem Herzen auch ein Deutscher, der in seiner Wirksamkeit für das engere Vaterland das weitere größere Deutschland nicht hintenansetzte. Ein Mann des Rechts kämpfte er als württembergischer Landtagsabgeordneter wie als Mitglied des Frankfurter Parlaments mannhaft für die Rechte des Volks, wie er als Gelehrter die Sitten und Rechte des Volkes in Sage und Sang erforschte und als Dichter die Rechte des Volksliedes vertrat und die Weise desselben in seinen besten Liedern wiederklingen ließ. Ihm, der höchst schlichten und zugleich höchst energisch in sich zusammengefaßten Schwabennatur gelang, was den begabtesten Dichtern der Romantiker, ja keinem der Mit-

Digitized by Google

strebenden gelingen wollte: eine den Kern der Nation durchdringende Wirkung zu üben und ein Liebling des sanglustigen deutschen Volkes zu werden. Wie er im geselligen Verkehr mit seiner Persönlichkeit ganz zurücktrat und nur dem Gegenstande, über den gesprochen und verhandelt wurde, sich hingab: so waren auch seine Lieder ganz gegenständlich, gleich dem Volkslied im Namen und aus der Seele Aller gesprochen — die dichterische Persönlichkeit tritt in ihnen ganz zurück. In Lenau's Gedichten werden wir stets an den eigenthümlich gestimmten, mit seinem Gemüthszustand beschäftigten, die Natur auf diese oder jene geistreiche Weise erfassenden Dichter erinnert, und selbst Göthe's Lieder, so herzgewinnend sie in der Natürlichkeit und Innigkeit des Volksliedes zu uns reden, sind doch so sehr Ausdruck Göthe'scher Herzensregungen und Stimmungen, daß sie nie in dem Maße populär werden können, wie es Uhlands Lieder geworden sind, die in Kreutzers vortrefflicher Komposition den Kern unseres Volksgesanges, insbesondere des Männer-Quartetts unserer Liedertafeln bilden. Uhlands Lieder, wie „Ich hatt' einen Kameraden" oder „Es ritten drei Jäger wohl auf die Birsch" oder „Bei einem Wirthe wundermild" werden schon vom neunjährigen Knaben mit Lust gelesen und gesungen; seine Sagen- und Heldenlieder von Siegfried dem Starken, Roland dem Kühnen sind dem deutschen Knaben längst vertraut und stehen in allen Lesebüchern. Die köstlichen Rhapsodien von Eberhard dem Rauschebart, dem engeren schwäbischen Vaterlande entnommen, stellen uns das Leben der Väter in so großen einfachen Zügen dar, daß Alt und Jung in gleicher Weise daran sich labt und darin ebenso das Urbild deutscher Kraft und Tüchtigkeit, deutscher Treue und Biederkeit erkennt, wie in den Bildern schwäbischer Thäler und Berge, Ruinen und Kapellen, die uns Uhlands Lieder zu Gemüthe führen, die Natur deutschen Landes und Lebens auf das Lieblichste erscheint.

So ist bei Uhland Alles aus Einem Guß und in charaktervoller Harmonie: der Mensch und der Dichter, der Gelehrte und der Mann des Volks, der Württemberger und der Deutsche. Gleich den Romantikern mit Vorliebe dem Mittelalter zugewandt, verlor er doch nie die Gegenwart über der Vergangenheit, das Nahe über dem Fernen. Berühren manche alterthümliche Sprachformen und Wendungen, wie „ein Schloß lustsam", „lieb Bruder mein", „Tuch zur Wat", „Das war Jungfrau Sieglinde, die wollte früh aufstehn" ꝛc. etwas hart und seltsam unser nicht mehr daran gewöhntes Ohr: so erscheint uns doch fast Alles, trotz dem alterthümlichen Kleide, so natürlich und ungezwungen, daß wir in der poetischen Welt Uhlands bald heimisch werden und es uns zu Muthe wird, wie etwa, wenn wir das liebe Nürnberg oder altschwäbische Reichsstädte betreten und mit Ueberraschung deren Ecken und Erker, Thürmchen und Guckfenster gewahren. Der Gegensatz zum modernen Kasernenstyl wie zum Palaststyl romanischer Baukunst ist fühlbar genug, aber es heimelt uns doch Alles an in dieser echt bürgerlichen,

Digitized by Google

gemüthlichen und ehrenfesten Bauart, die wie ein Stück unseres alten Volkslebens mit seiner Bürgertugend lebendig vor uns hintritt und von der guten alten Zeit erzählt, in welcher zuletzt doch unser ganzes gegenwärtiges Leben wurzelt.

Uhland hat auch die glühenden Farben und süßen Töne der südlichen Romanze wie den strengen kurz abspringenden Styl der nordischen Ballade; aber in seinem Sängermunde klingt doch Alles heimathlich deutsch, das Eine wird milder und inniger, das Andere klarer und heller. Welche poetische Tiefe und Kraft im einfachen deutschen Liede verborgen liegt, das hat kein Dichter so zur Anschauung gebracht, wie Uhland. Er hat aber auch all' sein Sinnen und Trachten von Anbeginn auf diesen Einen Punkt konzentrirt, im kleinsten Kreise die größte Kraft gesammelt. Schon im Jahre 1812 schrieb er an den für die Dichtformen des Südens eingenommenen Graf von Löben: „Ihre bilderreiche Sprache mahnt an die Spanier, aber dürfen wir jemals mit diesen um den Preis der Phantasie in die Schranken treten? Phantasie ist das Element der spanischen Poesie, Gemüth das der deutschen; dem ewig zuströmenden Bilderreichthum geziemt die Pracht der Rede, je voller der Strom, um so höhere Wellen schlägt er. Das Gemüth aber liebt die unmittelbarsten Laute und weiß das einfachste Wort zu beleben. — Es ist ein treffliches altes Sprichwort: „Schlicht Wort und gut Gemüth, ist das echte deutsche Lied." Damit hat der Dichter seine eigene Kunst so kurz und treffend als irgend möglich charakterisirt. Und am Abend seines Lebens sprach er sich noch in gleicher Weise über seine poetische Richtung also aus: „Für eine Poesie für sich, vom Volke abgewendet, die nur die individuellen Empfindungen ausspricht, habe ich nie Sinn gehabt. Im Volke mußte es wurzeln, in seinen Sitten, seiner Religion, was mich anziehen sollte. Schon von meiner Knabenzeit an habe ich die Poesie so gefaßt. Als Student habe ich meine Freunde in unserem Sonntagsblatt mit den Nibelungen bekannt gemacht, als noch keiner von ihnen etwas davon wußte. In Paris habe ich den Aufsatz „über das altfranzösische Epos" geschrieben. Eigentlich ist es ein deutsches Epos aus Karls des Großen Zeit. Fünfzehn Jahre, nachdem ich den Aufsatz geschrieben*), wurde er hervorgezogen und anerkannt. Gedichte, deren Existenz ich ahnte, wurden dann aufgefunden."

Nun zum Lebensgange des Dichters!

Im Gegensatz zu den lockeren Familienverhältnissen Lenau's, die ganz danach angethan waren, schon die Seele des Kindes aus dem Gleichgewicht zu bringen, ward Uhland in einer soliden Bürgerfamilie geboren, in welcher altschwäbische Tüchtigkeit, Ehrenfestigkeit und Frömmigkeit ererbte Sitte war. Johann Ludwig Uhland kam am 26. April 1787 in Tübingen, der freundlich am Neckar gelegenen Universitätsstadt, zur Welt. Sein Vater bekleidete daselbst die Stelle eines Uni-

*) Er wurde mehrfach umgeschrieben und durchgearbeitet.

Digitized by Google

versitäts-Sekretärs: er war ein ernster Mann, pünktlich und streng in seiner Berufsarbeit, trocken und gemessen in seinem Wesen, doch voll liebreicher Sorgfalt für die Seinen. Die Mutter Uhlands war eine schlichte thätige Hausfrau, ein redliches frommes Gemüth. Der Urelter-vater Uhlands hatte als Quartiermeister den Türkenkrieg mitgemacht und bei der Einnahme von Belgrad 1688 durch Max Emmanuel von Baiern einen türkischen Pascha niedergehauen. Zur Erinnerung an diese That ließ er dann über die Thür seines Wohnhauses einen Arm mit einem Türkensäbel und darunter die Anfangsbuchstaben seines Namens in Stein hauen. Der tapfere ritterliche Sinn des zwar kleinen, aber körperlich gewandten und starken Ludwig Uhland mag durch die An-schauung eines solchen Bildes nicht wenig genährt worden sein; die Dichterseele fand also schon in der Familienüberlieferung Anregung zu poetischer Darstellung von Heldenmären, wie „Schwäbische Kunde", in denen tüchtige Schwabenstreiche geführt werden. Auch die ersten Ein-drücke vom Soldatenleben, welche der Knabe in Rottenburg empfing, welche Stadt damals zu Oesterreich gehörte — der gute Vater nahm ihn zuweilen dorthin mit sich — waren sehr anregend. Mit gespannter Aufmerksamkeit schauete der Knabe die Ungarn und Kroaten in ihrer fremdartigen Bekleidung und Bewaffnung und mit nicht geringerem Staunen die Feier des katholischen Fronleichnamsfestes, — die blumen-geschmückten Altäre auf der Straße, die Fahnen und Heiligenbilder, die glänzenden Gewänder der Priester, die brennenden Kerzen und die gol-dene Monstranz. Als die französische Revolution ausbrach, kamen auch nach Tübingen fremde Kriegsmänner; abwechselnd Franzosen und Oester-reicher in großen Schaaren. Wenn die Knaben in ihren Spielen dann auch Oesterreicher und Franzosen gegeneinander führten, stellte sich Uhland immer auf die Seite der Oesterreicher.

An Balgereien fehlt es bei gesunden Knaben nicht. Uhland nahm es auch mit größeren und älteren Kameraden auf. Sein älterer Bruder Friedrich, der schon im zehnten Lebensjahre durch ein Scharlachfieber dahingerafft wurde, war ein schönes und feines Kind, bei den Ver-wandten viel beliebter als der ziemlich rauhe und linkische Ludwig, so daß, wenn beide Brüder zusammen einen Besuch machten, es dann ge-wöhnlich hieß: „Grüß Gott, lieber Fritz! es ist schön, daß du zu uns kommst!" und dann viel gedämpfter und tiefer: „so, Louis, du kommst auch mit!" Die Schönheit war freilich des jüngern Ludwig starke Seite nicht; wer aber in die großen blauen Augen des Knaben schauete und den festen Zug um den Mund gewahrte, der mochte ahnen, daß ein tiefer angelegtes Wesen in ihm vorhanden sei.

Auf der lateinischen Schule that es der Knabe allen seinen Alters-genossen zuvor; er lernte leicht und sicher und der gestrenge Rektor hatte den fleißigen Schüler gern. Zu den Schulaufgaben gehörte auch die Anfertigung lateinischer Hexameter, und diese wurden dem Ludwig so leicht, daß er einst an einem Sonntag 99 in Einem Zuge schrieb. Auf

Digitized by Google

der Schultreppe zählte er nach, und da am Hundert ein Vers fehlte, schrieb er sogleich noch den letzten dazu. Daß ihm auch die Bildung deutscher Verse leicht wurde, zeigen mehrere Gedichte, die er in seinem vierzehnten Jahre verfaßte. Eins mit der Ueberschrift: „Bitte um die Frühjahrsvakanz" ist die Lösung einer Schulaufgabe. Es war in der Tübinger Schule Gebrauch, daß der Erste der Klasse den Herrn Dekan-Schulvorsteher in jedem Frühjahr die Bitte um Bewilligung der Ferien in Versen vortrug. Die erste Strophe lautet:

Der stürmische Winter im rauhen Gewande
Floh hin zu des Eismeers versilbertem Strande,
Floh hin zu des Nordpols verödeter Flur.
Da weckte der Frühling im blumigen Kleide,
Geschmückt mit dem duftigen Kranze der Freude
Aus ruhendem Schlummer die junge Natur.

Nachdem das Leben und Weben des Frühlings dann weiter ausgemalt ist, wird der Uebergang zum eigentlichen Gegenstand der Bitte genommen:

Und wir, wir Söhne der Musen, wir schauen
Hinaus in des Neckarthals heitere Auen,
Und Durst nach Vergnügen bewegt uns die Brust.
Hier unter dem blauen erhabenen Himmel
Zu wandeln im freudigen, bunten Gewimmel,
O, welches Entzücken, welch' himmlische Lust!

Drum nahen wir uns nach der jährlichen Sitte
Zu Ihnen, Hochwürd'ger! mit hoffender Bitte
Um Zeit zu des Frühlings vergnügtem Genuß.
Doch nicht, um in Muße die Zeit zu verträumen,
Des Fleißes geheiligte Pflicht zu versäumen,
Den Fleiß zu ermuntern sei unser Entschluß!

Von seinem Großvater väterlicher Seits, dem hochbejahrten ehrwürdigen Professor der Theologie und Vorsteher des evangelischen Stiftes in Tübingen, empfing der junge Uhland noch den Konfirmationsunterricht und seine ernst und gläubig bewegte Seele gab ihrer religiösen Stimmung in einem Gedichte über Jesu Auferstehung und Himmelfahrt poetischen Ausdruck. Auch dieses Gedicht erhebt sich, gleich der angeführten Bitte um die Frühlingsvakanz, nicht über das Gewöhnliche. Dagegen zeigt das viel kürzere, ebenfalls im vierzehnten Lebensjahre verfaßte „im Tannenhain" eine bedeutende poetische Anlage und verdient, daß wir es hier ganz mittheilen.

### Im Tannenhain.

Unter der Tannen Umschattung, im Heiligthume der Schwermuth,
Sitz' ich, verschlungenen Arms über bemoostem Gestein.
Matt durchflammet der Tag die Trauerbehängung der Aeste,
Wie die Gewölke der Mond dämmernden Strahles durchblickt.

Digitized by Google

Ha! wie betäubet des Harzes gewürziger Weihrauch die Sinne!
Sind es Träume, die schon schwül mir die Scheitel umwehn?
Horch, was rauschet daher? den Schatten entflattert der Rabe.
Ach, sein prophetischer Ruf tönet so traurig, so bang!
Rabe, mich machst du nicht beben, es weckt keiner Schandthat Erinn'rung
Dein so trauriger Ruf noch in der Seele mir auf.
Aber wehe dem Frevler, deß Tritt diese Stätte entweihet:
An der Sträubung des Haars fasset Entsetzen ihn hier;
Ihm dräut Schrecken das Dunkel, ihm blinket Schrecken der Lichtstrahl,
Schrecken im Rabengekrächz rufet die Gottheit ihm zu.

Man sieht an diesen Zeilen, wie die Vorbilder der antiken Muster mit Ossian'schen und Hölty'schen Stimmungen noch zusammenfließen. Auf der Höhe des Osterberges bei Tübingen, wo er so oft im Spiel mit den Kameraden sich getummelt oder Schmetterlinge gefangen hatte, las er nun Rittergeschichten, Hölty's Gedichte voll sinnender Schwermuth und Ossians Lieder voll nordischer Dämmerung und empfindsamer Energie. Daß er seinen naturfrischen hellen Sinn nicht in dunkeln Träumen verloren hatte, zeigte er einige Jahre später (1806) in dem prächtigen Gedicht „des Knaben Berglied", das auf dieser Berghöhe entstand.

Um ein werthvolles Stipendium sich nicht entgehen zu lassen, bezog der vierzehnjährige Knabe frühzeitig die Tübinger Universität und folgte dem Rath des Vaters, sich für die Jurisprudenz einschreiben zu lassen, obwohl seine Neigung auf das Studium der Philologie gerichtet war. Solches geschah schon am 3. Oktbr. 1801. Durch Repetenten des evangelischen Stifts ward er in der Kenntniß der alten Sprachen weiter geführt, dazu hörte er noch Vorlesungen über Geschichte, Literaturgeschichte, Naturwissenschaften und Mathematik. Mit seinem Freunde und Schulkameraden Hermann Gmelin*) las er wiederholt die Odyssee und die griechischen Tragiker, besonders den Sophokles. Für den Großvater machte er lateinische Neujahrsgedichte in horazischen Versen, für die Töchter seines Onkels, des Arztes Dr. Uhland, deutsche Geburtstagswünsche. Die erste Bekanntschaft mit altdeutschen Heldendichtungen und Volksliedern machte in seinem poetischen Sinnen und Streben Epoche. „Um diese Zeit," äußerte er sich später, „fand ich bei einem Verwandten, dem Professor Weisse, in einem Journal, das Heidelberger Museum betitelt, Lieder aus dem Heldenbuche, namentlich das Lied vom alten Hildebrand, das tiefen Eindruck auf mich machte." Von der Mathematik fühlte sich der Jüngling nicht angezogen, es fehlte ihm, wie auch für die Naturwissenschaft, die entscheidende Anlage. Auch die Vorlesungen über Geschichte ließen ihn kalt, dagegen fühlte er sich überglücklich, als er vom Geschichtsprofessor Rösler die Erlaubniß erhielt, dessen reiche Bibliothek benutzen zu dürfen. „Wie glücklich war ich," erzählt

*) Später Oberjustizrath.

Digitized by Google

er, „wenn ich den Saxo Grammatikus in der Uebersetzung von Müller oder die Heldensage mit nach Hause nehmen konnte; aus diesem Werke entkeimte meine Vorliebe für die nordischen Mythen. Der Heldensage habe ich meinen „blinden König" entnommen." Und als Prof. Seybold in einer Vorlesung über den Homer die Odyssee mit Ossians Gedichten und dem Walther von Aquitanien (einem der altdeutschen Heldensage entnommenen, in lateinischen Hexametern geschriebenen Gedichte) in Parallele setzte, und der freudigen Herzens Zuhörende zum ersten Mal in diesem merkwürdigen Liede von Walther und Hildegund die treuherzige Einfalt und wunderbare Frische dieser alten, aus der Phantasie des Volkes hervorgegangenen Sagenwelt mit aller Lebhaftigkeit empfand, da eilte er mit klopfender Brust in die Wohnung des Lehrers, um sich den Waltharius zu leihen. In diesem Liede fand er Etwas, was ihm die alten Klassiker nicht boten und bieten konnten, — „frische Bilder und Gestalten mit einem tiefen Hintergrunde, der die Phantasie beschäftigte und ansprach." Das waren die Reize der Romantik, und zwar einer gesunden urkräftigen Romantik, denen sich der junge Dichter mit ganzer Seele hingab. — Der von ihm gedichtete „blinde König", eine kräftige Ballade, wenn auch noch etwas jugendlich überschwenglich, gehört nebst den „sterbenden Helden" schon dem Jahre 1804 an, also dem siebenzehnten Lebensjahre Uhlands, und wie schnell sein Talent zu musterhaften Produktionen sich zeitigte, zeigt das schöne Gedicht „die sanften Tage", das im Frühjahr 1805 verfaßt wurde. Fr. Notter erzählt, daß ihm aus demselben Jahre ein Manuskript mitgetheilt wurde, auf dessen Titelblatt sich der junge Dichter Ludwig Rio nannte, welches folgende Gedichte enthielt: Entsagung. Gesang der Jünglinge. Lied eines Armen. Die Kapelle. Die Nonne. Der Schäfer. Lied des Gärtners. An den Tod. Der Kranz. Aber auch das unübertrefflich innige und sinnige „Schäfers Sonntagslied" ist aus diesem Jahr. Lieder, wie die Kapelle, die sanften Tage, Lied eines Armen, Schäfers Sonntagslied, sind schon so vollendet, daß sie mit den besten Göthe'schen wetteifern können. Sie sind ebenso klar und gegenständlich geformt, als warm und innig empfunden, schlicht und einfach, voll innerer Musik und zum Singen auffordernd.

Im Jahre 1805 mußte das eigentliche Studium der Rechtswissenschaft aufgenommen werden und der achtzehnjährige Uhland ging, wenn auch ohne Neigung, doch mit Ernst und Pflichteifer an seine Fachwissenschaft. An ein lustiges Burschenleben war bei ihm nicht zu denken; seine still in sich abgeschlossene Natur hatte ein so reiches inneres Leben, daß ihm die Freuden des geselligen Lebens kein Bedürfniß waren. Dagegen war sein empfängliches, treues und tiefes Gemüth ganz für die Freundschaft geschaffen; im engeren Kreise gleichgestimmter Seelen und gleichstrebender Freunde öffnete sich gern der sonst schweigsame Mund zu Scherz und Ernst. Im Jahre 1804 war Justinus Kerner nach Tübingen gekommen, dessen Liebe zur Poesie, dessen stets bewegliche und fruchtbare

Digitized by Google

Phantasie und biedere Offenherzigkeit die Anziehungskraft auf den spröder in sich verschlossenen Uhland nicht verfehlte. Durch Kerner ward er mit anderen strebsamen und tüchtigen Studenten bekannt und es bildete sich ein Freundeskreis, in welchem Uhland die angenehmsten Stunden verlebte. Nächst Kerner trat seinem Herzen besonders Karl Mayer, später Oberjustizrath in Tübingen, nahe; das mit ihm geknüpfte Band der Freundschaft hielt fest bis zum Tode.

Die Stimmung während dieser Studienjahre war eine gehobene, poetische und manches Lied des Dichters stammt aus dieser Zeit. Die großen politischen Ereignisse, die Schlag auf Schlag einander folgten — die Siege der Franzosen über die Oesterreicher, das Ende des deutschen Kaiserthums, dann die Niederwerfung Preußens in Folge der Schlacht bei Jena — berührten die Württemberger in geringerem Maaße; der König hielt es mit Napoleon, und die Rheinbundstaaten waren nach Auflösung des deutschen Reichs zufrieden, den mächtigen Franzosenkaiser zum Beschützer zu haben — alle diese Ereignisse brachten keine Störung in das Universitätsleben zu Tübingen. In den Herbstferien des Jahres 1806 unternahm Uhland mit einigen Freunden eine Reise in die deutsche Schweiz; in starken Fußreisen wurde der größte Theil derselben durchwandert. Die großartige Alpennatur mit ihren reizenden Thälern, namentlich der wunderherrliche Vierwaldstädtersee mit seinen Erinnerungen an Wilhelm Tell gewährten nicht geringe Freude und Erhebung. Das Gedicht „Tell's Platte" ist von dieser Reise. Seinen Plan, altdeutsche Sagen und Volkslieder, Sprachdenkmäler und Sitten zu erforschen, schon damals festhaltend, suchte Uhland auch bei den Schweizern nach Volksliedern, und als er sich bei einem Schuhmacher in Meiringen die Stiefel besohlen ließ, glückte es ihm, dort zwei alte Balladen zu finden, die in Seckendorffs Almanach abgedruckt wurden. Dankbar schickte er von Tübingen aus dem Schuhmacher als Gegengeschenk Schillers Wilhelm Tell.

Die vor wenigen Jahren erschienene Sammlung von Volksliedern, veranstaltet von Achim von Arnim und Clemens Brentano, unter dem Titel „des Knaben Wunderhorn", hatte ihre Wirkung auf den Kreis der jungen schwäbischen Dichter nicht verfehlt und ganz besonders anregend auf Uhland gewirkt, der sich fortan getrieben fühlte, auch fleißig das Französische und Englische zu lernen und später auch das Spanische und die nordischen Sprachen zu studiren, um die alten Lieder im Urtext lesen zu können. Das Studium der volksthümlichen Dichtungen des Mittelalters, das die sogenannte romantische Schule mit besonderem Eifer anregte, war eine wohlthätige Reaktion gegen das Weltbürgerthum unserer Klassiker Göthe und Schiller, die auf ihrer stolzen Höhe des über das Nationale sich erhebenden Allgemein-Menschlichen nur die griechische Formenschönheit als mustergültig anerkannten. So manches gediegene Gold und Silber der Poesie lag in den alten Heldensagen, in den Märchen und Liedern unseres Volkes und wartete nur der glücklichen

Digitized by Google

dichterischen Hand, die es aus den Erzstufen hervorarbeitete und zu schöner Gestaltung brachte. Während aber hochbegabte Romantiker, wie Tieck und die beiden Schlegel, ihre Kraft zu sehr zersplitterten, und weil sie des einfachen keuschen Sinnes ermangelten, der die Einfalt und Treuherzigkeit der Volkspoesie ebenso schlicht und einfach wieder zu geben vermochte, auch den Weg zum Herzen des Volkes nicht fanden; während sie in ihren Dichtungen sich in einer bunten Phantastik der Märchenwelt ergingen, die zum wirklichen Leben alle Beziehung verloren hatte und dem Volke unverständlich und ungenießbar blieb: hielten sich die schwäbischen Dichter im engeren Kreise des gemüthlichen Liedes, der Romanzen- und Balladenform, und Uhland war es vorbehalten, auf diesem Gebiete unvergängliche Lorbeeren zu pflücken. Indem er von allen Uebereizungen und Ueberspannungen der Romantiker sich lossagte und an das Gesunde, Natur- und Volksgemäße ihres Strebens sich hielt, indem er Lieder sang, die in ihrer knappen, gedrungenen und doch leicht und frei hingeworfenen, klar durchsichtigen Form der vollendeten Schönheit Göthe'scher Kunstdichtung gleich kamen, brachte er zugleich das Volkslied und die Romantik wieder zu Ehren und ward recht eigentlich der „Klassiker unter den Romantikern", wie ihn Strauß sehr bezeichnend genannt hat.

In Opposition gegen das „Morgenblatt für gebildete Leser", das damals im Cotta'schen Verlag unter Redaktion des in Stuttgart lebenden Satyrikers Weisser erschien und in etwas nüchterner Weise wider die Romantik Front machte, beschlossen die Romantiker des Uhlandschen Kreises, ein nur geschriebenes „Sonntagsblatt für ungebildete Leser" herauszugeben und unter sich zirkuliren zu lassen. Gedichte und Aufsätze, Kritiken und allerlei lustige Schnurren wurden diesem Blatte anvertraut, zu dem der in originellem Humor übersprudelnde Kerner die meisten Beiträge lieferte. Auf Kerners Zimmer im sogenannten „Neuen Bau" kamen die poetischen Genossen zusammen und lasen das Sonntagsblatt vor. Uhland legte darin einen mit jugendlicher Begeisterung verfaßten Aufsatz „über das Romantische" nieder, das er als die Sehnsucht nach dem Unendlichen erklärt. „Die Griechen", heißt es u. A., „in einem schönen, genußreichen Erdstriche wohnend, von Natur heiter, umdrängt von einem glänzenden thatenvollen Leben, mehr äußerlich als innerlich lebend, überall nach Begrenzung und Befriedigung trachtend, kannten oder nährten nicht jene dämmernde Sehnsucht nach dem Unendlichen. Ihre Philosophen suchten es in lichten Systemen aufzufassen, ihre Dichter stellten jeder inneren Regung des Höheren äußerlich eine helle, mit kräftigen Umrissen abgestochene, mit bezeichnenden Attributen ausgerüstete Göttergestalt entgegen. Ihr Olymp stand in lichter Sonne da, jeder Gott, jede Göttin ließ sich klar darauf erblicken.

„Der Sohn des Nordens, den seine minder glänzenden Umgebungen nicht so ganz hinreißen mochten, stieg in sich hinab. Wenn er tiefer in sein Inneres schauete, als der Grieche, so sah er eben darum nicht so

Digitized by Google

klar. Seine Natur lag selbst in den Wolken. Darum waren seine Götter ungeheure Wolkengestalten, ossianische Nebelgebilde; er wußte von Meerfeien, die aus der blauen unendlichen See auftauchten; von Elfen, Zwergen, Zauberern, die alle mit seltsamer Kunde aus den Tiefen der Natur hervortraten. Er verehrte seine Götter in unscheinbaren Steinen, in wilden Eichenhainen; aber um diese Steine bewegte sich der Kreis des Unsichtbaren, durch diese Eichen wehte der Odem des Himmlischen."

Dann spricht er vom romantischen Christenthum und von der romantischen Liebe, die auch in dem geliebten Gegenstande ein Höheres, Himmlisches, Unendliches erblickt. „Religiosität und Minne sind es, für die der Helden Kraft rang und strebte. Religiosität, Minne und Tapferkeit machen den Geist des Ritterthums aus. Es giebt romantische Charaktere, d. h. solche, die der romantische Glaube ganz ergriffen hat und Motiv ihrer Gesinnungen und Handlungen wird: Mönche, Nonnen, Kreuzritter." „Auch die Natur hat ihre Romantik. Blumen, Regenbogen, Morgen- und Abendroth, Wolkenbilder, Mondnacht, Gebirge, Ströme, Klüfte ꝛc. lassen uns theils in lieblichen Bildern einen zarten geheimen Sinn ahnen, theils erfüllen sie uns mit wunderbarem Schauder." — „Eine Gegend ist romantisch, wo Geister wandeln, mögen sie uns an vergangene Zeiten mahnen oder sonst in geheimer Geschäftigkeit sich um uns her bewegen. Wir stehen noch außer dem Reigen der luftigen Elfen, die, nach der nordischen Sage, nur Der sieht, der innerhalb ihres Kreises steht; aber wir fühlen ihre wehende Bewegung, wir hören ihre flüsternde Stimme. Die Romantik ist nicht bloß ein phantastischer Wahn des Mittelalters; sie ist hohe, ewige Poesie, die im Bilde darstellt, was Worte dürftig oder nimmer aussprechen; sie ist das Buch voll seltsamer Zauberbilder, die uns im Verkehr erhalten mit der dunkeln Geisterwelt; sie ist der schimmernde Regenbogen, die Brücke der Götter, worauf, nach der Edda, sie zu den Sterblichen herab und die Auserwählten zu ihnen emporsteigen."

Man sieht, wie es in dem äußerlich so trockenen Juristen innerlich glühete, und wie er sich mit voller Seele den herrschenden Gedanken der Romantiker hingab. Die Arbeiten für die Prüfung und Promotion als Doctor juris mochten dem so poetisch erregten Gemüthe drückend genug sein, doch gelangen sie alle gut und die Prüfungs-Dissertation ward von Sachverständigen als „ein Muster von Feinheit, Schärfe und Reichhaltigkeit" gerühmt. Am 3. April 1810 ward die Ernennung zum Doktor mit einem Schmause gefeiert. Am 6. Mai trat Uhland die Reise nach Paris an, auf die er sich schon lange gefreut hatte, denn er hoffte, in den Pariser Bibliotheken werthvolle Urkunden für die Kenntniß mittelalterlicher Sagendichtung zu finden. Der eigentliche Zweck der Reise war freilich nähere Beschäftigung mit dem französischen Recht und die Kenntniß des französischen Gerichtsverfahrens, welche seit der Einführung des Code Napoléon einem jungen Juristen sehr förderlich werden konnte. Doch da der Zutritt zu den Pariser Gerichtsverhandlungen schwer zu



Digitized by Google

erlangen war, besuchte der junge Gelehrte um so eifriger die Pariser Bibliothek. Dort lernte er Immanuel Becker, den nachmaligen Professor der klassischen Literatur und Mitglied der Akademie in Berlin, eine ebenso schweig- und strebsame Natur, wie Uhland, kennen und Beide wurden bald vertraut mit einander. Uhland lernte von Becker Spanisch und Portugiesisch und gab ihm dafür Unterricht in den nordischen Sprachen. Er traf auch mit Varnhagen zusammen und machte die Bekanntschaft von Chamisso, der den hohen Werth der Uhlandschen Gedichte gleich bei dem ersten Bekanntwerden mit denselben erkannt und verkündet hatte. Noch von Paris aus schrieb Chamisso (am 7. Dezbr. 1810) an Varnhagens Schwester: „Ich kann wohl sagen, daß mich nach Göthe kein Dichter so angeregt hat. Es gibt sehr vortreffliche Gedichte, die Jeder schreibt und Keiner liest, gar schöne Sonette und was dergleichen mehr ist; andere wiederum, die Keiner schreibt und Jeder liest, und von dieser letzten Gattung sind die Uhlandschen; die Form darin ist wegen der Poesie da, wie bei anderen die Poesie wegen der Form. Er selbst ist klein, unscheinbar, dickrindig und schier klotzig."

Uhlands Aufenthalt in Paris verlängerte sich bis in den Winter; die Kälte im großen Bibliothekssaale wurde oft so empfindlich, daß die rechte Hand im Schreiben erstarrte und dann mit der linken Hand weiter geschrieben wurde. Besonders freuete er sich über die Auffindung einer Reihe fränkischer Sagen von Pipin, Karl dem Großen und seinen Helden. Im Tagebuche heißt es unter dem 3. Dezbr.: „Ich hatte Morgens in Lope de Vega die Romanze von Kaiser Karl u. s. w. gelesen. Mit dem Gedanken an diesen Fabelkreis ging ich gegen die Notredame-Kirche, auf dem Pont St. Michel vergeblich nach alten Büchern suchend, bis ich endlich ganz unerwartet beim Louvre den Volksroman von Karl dem Großen fand." Köstliche Früchte dieser Lektüre waren die Sagenlieder von Klein Roland, Roland Schildträger und Karls Meerfahrt, die zu dem Besten gehören, was Uhland gedichtet hat und was überhaupt in dieser Gattung vorhanden ist. In Paris selber wurden folgende Gedichte geschrieben: Der Rosenkranz. Der nächtliche Ritter. Das Reh. Amors Pfeil. Schicksal. Das Ständchen. Graf Eberhards Weißdorn. Die Jagd von Winchester. Todesgefühl. Der Ring. Die drei Schlösser. Altfranzösische Gedichte. Eine Abhandlung über das altfranzösische Epos, welche Uhland gleich nach seiner Rückkehr von Paris begann, aber erst im Jahre 1812 von Fouqué's „Musen" abdrucken ließ, war bahnbrechend für dieses Gebiet der Forschung. Er wies darin nach, daß in der alten nordfranzösischen Sprache ein Cyklus epischer Gedichte vorhanden sei, welche durch gegenständliche Darstellung einer mächtigen Heldenzeit, durch ruhige Entfaltung der Handlung, durch angemessene Haltung des Styls und Beständigkeit der Versweise den homerischen Gesängen und den Nibelungen würdig sich anreiheten. An dieser fränkischen Heldensage hatte aber das deutsche Volk nicht minder Antheil als das französische, und Uhland hat sie für deutsche Kunst und

Digitized by Google

Wissenschaft erobert. Auf diesen Erwerb war schon lange sein Sinnen und Trachten gerichtet gewesen. Schon am 26. Januar 1807 hatte er an seinen Landsmann Kölle, der in Paris sich aufhielt, geschrieben: „So wollte ich Sie beschwören bei dem heiligen Mutternamen Deutschlands, gehen Sie, wenn Sie immer können, in die Bibliotheken von Paris, suchen Sie hervor, was da vergraben liegt an Schätzen altdeutscher Poesie. Da schlummern sie, die bezauberten Jungfrauen, goldene Locken verhüllen ihr Gesicht; wohlauf, ihr männlichen Ritter, löset den Zauber! sie werden heißathmend die Locken zurückwerfen, aufschlagen die blauen, träumenden Augen. Allein sehen Sie nicht ausschließend auf deutsche Alterthümer, achten Sie auf die romantische Vorwelt Frankreichs. Ein Geist des Ritterthums waltet über ganz Europa. Wo Sie in einem Buche eine schöne Kunde, Legende u. s. w. finden, lassen Sie die nicht verloren gehen, wir haben ja so großen Mangel an poetischem Stoff, an Mythen."

Der Kreis früherer Studiengenossen hatte sich aufgelöst; dagegen schloß sich Gustav Schwab, der im Herbst 1809 in das Tübinger Stift gekommen war, mit ganzer Seele an Uhland an. Der poetische Sinn des jungen Mannes, sein lebhaftes und feines Naturgefühl wirkten belebend und erfrischend auf den älteren Freund, um den sich bald ein neuer Kreis gleichstrebender Freunde sammelte. Mit Justinus Kerner, der sich als praktischer Arzt in Wildbad niedergelassen hatte, ward fleißig gebriefwechselt; Uhland nahm sorglichen Antheil an dessen „poetischem Almanach", der im Jahre 1812 erschien, in welchem er außer den altfranzösischen Gedichten die beiden vortrefflichen kleinen Gedichte „der gute Kamerad" und „der Schmied" abdrucken ließ. Das Jahr 1813 brachte einen ähnlichen Almanach unter dem Titel „Dichterwald", den Uhland mit seinem „Singe, wem Gesang gegeben, in dem deutschen Dichterwald" eröffnete und worin er die oben erwähnten Sagenlieder „König Karls Meerfahrt" und „Roland Schildträger" nebst den Perlen volksthümlicher Lyrik „Wanderlieder" mittheilte.

Bei diesem poetischen Schaffen vergaß der Jurist doch nicht sein Brodstudium und er arbeitete auf juristischem Felde rüstig weiter. Der junge Doktor hatte schon die Aufmerksamkeit der Regierung auf sich gezogen und es ward ihm der Antrag gemacht, als Accessist (provisorisch angestellter Sekretär) in die Kanzlei des Justizministers von der Lühe einzutreten. Der Vater rieth sehr zur Annahme des Postens und so bezog denn Uhland (im Dezember 1812) die Kanzlei des Justizministeriums. Seine Aufgabe war, die Strafurtheile der Gerichtskollegien, besonders die Todesurtheile, zum Vortrag für den König zu bearbeiten. Der Minister wünschte die Berichte immer so abgefaßt zu sehen, wie er glaubte, daß sie am sichersten bei Sr. Majestät durchdringen möchten. Der junge Sekretär wollte aber keine Umwege machen und hatte nur das strenge Recht im Auge, Kabinets-Justiz war nicht seine Sache. Da der Minister seinen Untergebenen zu wenig fügsam fand, unterstützte er



Digitized by Google

auch nicht dessen Gesuch um die Stelle eines besoldeten zweiten Sekretärs beim Justizministerium, und Uhland nahm seinen Abschied, um als Rechtsanwalt in Stuttgart auf eigene Hand seinen Lebensunterhalt zu gewinnen.

Unterdessen war der allgemeine Kampf wider Napoleon ausgebrochen und selbst Württemberg war dem Völkerbunde beigetreten, obwohl es der König im Herzen mit Napoleon hielt. Uhland war durch seine, wie durch seines schwäbischen Vaterlandes eigenthümliche Stellung verhindert, thätigen Antheil an der Befreiung Deutschlands zu nehmen; aber seine Leyer sollte nicht stumm bleiben; er sang das frische, trompetenhelle „Vorwärts" in den Landsturm hinein und nach dem Sieg der deutschen Waffen machte sich der Schmerz der Resignation in den beiden Strophen „an das Vaterland" Luft:

Dir möcht' ich diese Lieder weihen,
Geliebtes deutsches Vaterland!
Denn dir, dem neuerstand'nen freien,
Ist all' mein Sinnen zugewandt.

Doch Heldenblut ist dir geflossen,
Dir sank der Jugend schönste Zier;
Nach solchen Opfern, heilig großen,
Was gälten diese Lieder dir?

Bald jedoch sollte ihm die Genugthuung werden, nicht bloß als Dichter, sondern auch als Vertreter der Volksrechte seine vaterländische Gesinnung bethätigen zu können. Der Aufschwung, den der Volksgeist genommen, forderte gebieterisch, daß dem Belieben unbeschränkter Fürstenmacht durch Volks-Abgeordnete, die über die wichtigsten Landesangelegenheiten ein Wort mitzusprechen und in der Gesetzgebung eine mitentscheidende Stimme hatten, ein Damm entgegengesetzt werde. König Friedrich, der im Jahre 1805 die alte württembergische Verfassung aufgehoben hatte, war geneigt, dem Lande eine freisinnige Verfassung wieder zu Theil werden zu lassen; aber sie sollte ein freies Geschenk seiner königlichen Machtvollkommenheit sein, nicht erst durch gemeinsame Berathung der Regierung mit den Ständen Geltung erlangen. Uhland stellte sich auf Seite Derer, welche sich nichts durch fürstliche Gnade wollten schenken lassen, weil sie in der Wiederherstellung der alten Verfassung schon den rechten Grund und Boden wiedergewannen, auf welchem von Unten auf weiter gebaut werden konnte. War doch das Hauptrecht, Steuern zu bewilligen und zu verweigern und einen Theil derselben selbst zu verwalten, dem Volke bereits in der alten Verfassung gewährleistet. Wie sehr der begonnene Verfassungskampf den patriotisch gesinnten Dichter ergriff, zeigt sich in dem unwillkürlichen Hervordrängen jener Verszeilen in dem Heldenliede von Graf Eberhard dem Rauschebart: Ueberfall in Wildbad (gedichtet im Juli 1815):

Digitized by Google

Da denkt der alte Greiner: Es thut doch wahrlich gut
So sänftlich sein getragen von einem treuen Blut.
In Fährden und in Nöthen zeigt erst das Volk sich recht,
Drum soll man nie zertreten sein altes, gutes Recht.

Uhland ward einer der feurigsten und beharrlichsten Verfechter des „guten, alten Rechts"; er redigirte die Eingabe der stuttgarter Bürger an den König, worin derselbe auf sehr freimüthige Weise um Wiederherstellung der alten Verfassung ersucht ward, und dazu dichtete er seine „vaterländischen Lieder", welche in Scherz und Ernst und volksthümlichem Humor ihre Lanze für das alte Staatsgrundgesetz einlegten. In dem schönen Lied am 18. Oktbr. 1816 heißt es u. A.:

Ihr Völker, die ihr viel gelitten,
Vergaßt auch ihr den schwülen Tag?
Das Herrlichste, was ihr erstritten,
Wie kommt's, daß es nicht frommen mag?
Zermalmt habt ihr die fremden Horden,
Doch innen hat sich nichts gehellt,
Und Freie seid ihr nicht geworden,
Wenn ihr das Recht nicht festgestellt.

Das ist das Rechte, wenn sich der Dichter nicht selbstgenügsam und ruheliebend auf sein Ich und dessen Liebhabereien zurückzieht, sobald — sei es im Frieden oder im Krieg — das Volk im Kampfe um seine Freiheit und seine auch ihm von Gottes Gnaden zukommenden Rechte begriffen ist. Diese vaterländischen Gedichte gewannen dem Dichter ganz besonders das Herz seiner Landsleute. Im April des Jahres 1817 erklärte er sich gegen eine Adelskammer, welche in dem Verfassungsentwurf der Regierung angenommen war; mit scharf einschneidendem Wort heißt es darin: „Wir machen dem Adel seine Rechte nicht streitig. Aber man spreche uns nicht von Söhnen Gottes und Söhnen der Menschen, man stelle nicht Geburt und Verdienst in Vergleichung! Adelsvorurtheil ertragen wir nicht. Darum keine Adelskammer! Kein Stand soll dem menschlichen Verkehr mit dem andern enthoben sein, alle sollen sich gegenüberstehn; Aug' in Auge, wie es Menschen gegen Menschen geziemt." — „Dreißig Jahre hat die Welt gerungen und geblutet. Menschenrecht sollte hergestellt, der entwürdigende Aristokratismus ausgeworfen werden; davon ist der Kampf ausgegangen. Und jetzt, nach all' den langen blutigen Kämpfen, soll eben dieser Aristokratismus durch neue Staatsverträge geheiligt werden? Hierzu einwilligen, ihr Volksvertreter, hieße den Todeskeim in die Verfassung legen, neue Umwälzungen vorbereiten, unsere vernünftige altwürttembergische Verfassung entweihen, die Sache des Vaterlandes und der Menschheit verlassen."

Ehe noch der Verfassungsstreit geschlichtet war, starb König Friedrich I. von Württemberg (30. Oktbr. 1816); es folgte ihm Wilhelm I., der

Digitized by Google

als Kronprinz an der Spitze der württembergischen Jugend tapfer gegen die Franzosen gefochten hatte. Ihm rief der Dichter bittend zu:

Jetzt, da von neuem Lichte
Die Hoffnung sich belebt,
Und da die Volksgeschichte
Den Griffel warnend hebt:
O Fürst! für dessen Ahnen
Der Unsern Brust gepocht,
Und unter dessen Fahnen
Die Jugend Ruhm erfocht,
Jetzt, unvermittelt, neige
Du dich zu unserm Schmerz!
Ja, du vor Allen zeige
Für unser Volk ein Herz!

Der Minister Freiherr v. Wangenheim, welcher das Vertrauen des verstorbenen und des neuen Königs besaß, war den Bestrebungen der Altwürttemberger sehr entgegen, mußte aber von Uhland das bittere Wort hören: Du meinst es löblich, doch du hast für unser Volk kein Herz!

Die Stände wurden neu berufen und abermals aufgelöst. Der König regierte zwei Jahre ohne sie. Vom besten Willen für das Wohl seines Landes beseelt, gab er während dieser Zeit durchaus freisinnige Gesetze und verminderte dadurch die Spannung. Als er im Jahre 1819 eine Verfassung den Ständen darbot, die der bürgerlichen Freiheit volle Gewähr leistete, wurde sie (am 23. Septbr.) mit Freuden angenommen, obwohl sie das Zweikammer-System enthielt; Uhland hatte die Ehre, daß am 18. Oktbr. zur Feier des Konstitutionsfestes sein Trauerspiel „Herzog Ernst von Schwaben" im Stuttgarter Hoftheater aufgeführt wurde. Der Prolog schließt mit den begeisterungsvollen Worten:

Ja, mitten in der wildverworr'nen Zeit
Ersteht ein Fürst, vom eignen Geist bewegt,
Und reicht hochherzig seinem Volk die Hand
Zum freien Bund der Ordnung und des Rechts.
Ihr habt's gesehen, Zeugen seid ihr alle,
In ihre Tafeln grab' es die Geschichte:
Heil diesem König, diesem Volke Heil!

Während Uhlands Gedichte erst nach langem Zögern von der Cotta'schen Buchhandlung in Verlag genommen wurden (sie erschienen zur Herbstmesse 1815), boten sich zur Herausgabe des „Herzog Ernst" gleich vier Buchhandlungen an: der Name des Dichters war schon populär geworden. Anfangs wurden die Gedichte wenig beachtet, endlich aber schlugen sie durch und nun folgte schnell eine Auflage der anderen.

Die beiden Dramen Herzog Ernst von Schwaben*) und Ludwig

*) Im August 1817 vollendet.

Digitized by Google

der Baier wurden während der Verfassungswirren gedichtet; sie geben beide ein rühmliches Zeugniß von der edeln, freien, männlichen Gesinnung des Dichters, enthalten getreue Schilderungen der Zeit und sind voll einzelner poetischer Schönheiten. Wenn sie auch nicht die dramatische Kraft eines Schillerschen Drama's erreichen und überhaupt nicht bühnengerecht sind: so ist doch ihre Lektüre namentlich der Jugend zu empfehlen, der sie die deutsche Treue auf das Eindringlichste zu Gemüthe führen.

Der neue Landtag trat am 15. Januar 1820 zusammen und Uhland als Abgeordneter der Stadt Tübingen gehörte zu dem Ausschuß, welcher dem Könige die übliche Antwort auf die Thronrede zu überbringen hatte. Der Monarch unterhielt sich bei dieser Gelegenheit sehr freundlich mit dem Dichter. Am folgenden Tage feierte derselbe seine Verlobung mit Emilie Vischer aus Kalw, Tochter erster Ehe der allgemein verehrten Frau Emilie Pistorius, zu deren Andenken Rückert im Jahre 1816 seine elf Sonette „Rosen auf das Grab einer edeln Frau" dichtete. Am 29. Mai war die Hochzeit und gerade an diesem Tage fand eine wichtige Sitzung im Abgeordnetenhause Statt, der Uhland beiwohnen mußte und alle Hände voll zu thun hatte, so daß er von früh bis 2 Uhr Mittags im Ständehause blieb, und nach der Trauung, die um 3 Uhr stattfand, noch einmal dahin zurückkehrte. Er gewann an seiner Gattin die treueste Gehilfin und Theilnehmerin an seinem ferneren Leben und Streben, sie gewährte ihm eine befriedigte, auch äußerlich sicher gestellte Häuslichkeit. Die geist- und charaktervolle Frau begleitete den geliebten Mann auch auf seinen Reisen, die er zur Erforschung altdeutscher Sprachschätze in den Bibliotheken nach verschiedenen Städten Deutschlands unternahm. Sie hatte dabei die Genugthuung, überall Zeuge zu sein von der innigen Verehrung, mit der man den Dichter und Patrioten Uhland in Nord- wie in Süddeutschland feierte. Das Glück dieser Ehe währte ungetrübt über 42 Jahre, und nur die Kinderlosigkeit war ein Schatten, der in dieselbe fiel.

Um die Freude des Jahres 1820 voll zu machen, berichtete die Cotta'sche Buchhandlung, daß die erste Auflage der Uhlandschen Gedichte vergriffen sei; die zweite wurde bedeutend vermehrt. Die heitere Stimmung des Dichters zeigte sich in den geselligen Abendzirkeln, wo der sonst so ernste und gemessene Mann humoristische Einfälle zum Besten gab und ein nicht geringes Talent für das Komische offenbarte. Verkleidungen aus dem Stegreif gelangen ihm vortrefflich und lange nachher wußte man noch von einer spaßhaften Darstellung der Charade „Genoseva" zu erzählen, in welcher Uhland den „Schmerzenreich" vorstellte, der einen wilden Apfel verspeist. Bei einem anderen lebenden Bilde stellte er den wild-romantischen „Kometen" dar, welcher mit höchst excentrischen Bewegungen in die geordnete Reihe der „Planeten" hineinfuhr, über welche kühne Schwenkungen die Dame „Vesta" so in's Lachen gerieth, daß sie von dem brennenden Spiritus, den sie in einer Schaale

Digitized by Google

hielt, einige Tropfen auf den langen Flachsbart des „Saturn" ausschüttete, der augenblicklich zu brennen begann. Der „Komet" hatte jedoch Geistesgegenwart, riß den in Flammen stehenden Planeten gleich zu Boden und deckte ihn mit seinem Körper; der Komet war plötzlich ein Feuerlöscher geworden.

Uhland konnte seine Hochzeitsreise nach der Schweiz erst im Juli unternehmen. Kurz vor der Abreise ward er durch den Besuch des Freiherrn Joseph von Laßberg überrascht, mit dem er schon vorher in freundschaftlicher Correspondenz gestanden und der ihm unlängst mit dem 1. Bande seines „Liedersaals" ein Geschenk gemacht hatte. Die Freundschaft des edlen Laßberg, der dem Dichter mit innigster Verehrung zugethan war und ihm seine seltenen alten Handschriften und Sammelwerke auf das Freundlichste zur Verfügung stellte, war für Uhland von großem Werth. Er wurde durch Laßberg mit den ausgezeichnetsten Männern vom Fach bekannt und verlebte viele lehr- und gemüßreiche Stunden auf dessen Schlössern Meersburg am Bodensee und Eppishausen im Thurgau.

Uhlands landständische Wirksamkeit dauerte von 1820—26. So sehr ihn dieselbe in Anspruch nahm, so setzte er doch seine Studien eifrig fort, und noch während der Sitzungsperiode 1822 gab er seine gehaltreiche Monographie über den Minnesänger Walther von der Vogelweide heraus. Nach Beendigung der Sitzungsperiode lehnte er die Wiederwahl ab, denn er hatte wohl erkannt, daß ihm seine staatsmannische Thätigkeit nie rechte Befriedigung geben werde. Er war nicht Parteimann, aber auch nicht Andere mit sich fortreißender Redner, und obwohl er klarer als die Meisten die Mängel deutscher Verfassungszustände erkannte, hielt man doch meist seine Forderungen und strengen Urtheile für unpraktischen Idealismus.

Um so erfreulicher ward ihm die Berufung an die Universität Tübingen als Professor der deutschen Literatur. Nach den Osterferien im Jahre 1830 eröffnete er seine Vorlesungen in dem größten, von Zuhörern voll besetzten Hörsaale; er las über Geschichte der deutschen Poesie im 13. und 14. Jahrhundert und später auch über romanische und germanische Sagengeschichte. Dazwischen fielen Erklärungen des Nibelungenliedes. Einmal in der Woche hielt er auch Uebungen im mündlichen und schriftlichen Vortrag, es wurden von den Studenten Gedichte und prosaische Aufsätze eingereicht, von Uhland vorgelesen und dann auf ebenso freundliche als belehrende Weise kritisirt. Der Dicher selber erfreute seine Zuhörer mit seinen neuentstandenen Gedichten, wie „Tells Tod", „Ver sacrum", „Merlin der Wilde".

Diese schöne und erfolgreiche Wirksamkeit sollte aber bald wieder unterbrochen werden. Die Pariser Juli-Revolution hatte auch in Württemberg die konstitutionellen Ideen neu belebt und von dem neu zusammentretenden Landtage erwartete man viel. Die Hauptstadt des Landes rechnete es sich zur Ehre, den Mann zu ihrem Abgeordneten zu wählen,

Digitized by Google

der sich durch Festigkeit, Freimuth und Unabhängigkeit der Gesinnung das Vertrauen der Bürger erworben hatte. Uhland nahm die Wahl an. Die Regierung schob aber die Eröffnung des Landtages bis zum Januar 1833 hinaus und löste ihn schon am 22. März wieder auf. Es wurden neue Wahlen ausgeschrieben und die Regierung bot Alles auf, diese nach ihrem Sinne zu lenken. Einen so freisinnigen und hartnäckigen Deputirten wie Uhland suchte sie fern zu halten; sie verweigerte ihm den Urlaub, um den er vorschriftsmäßig nachsuchte. Uhland aber bedachte sich, so sehr es ihn auch schmerzte, keinen Augenblick und legte alsbald sein Professoramt nieder. Daß er alle liberalen Anträge lebhaft unterstützte, war selbstverständlich. In seiner Rede zur Unterstützung des Antrages seines Freundes Schott, „die Regierung um Wiederherstellung der verfassungsmäßigen Preßfreiheit durch Aufhebung der Censur zu bitten", sagte er u. A.: „Es war eine alte Verheißung: ein freies großes Deutschland, lebenskräftig und in Einheit gehalten, wiedergeboren aus dem ureignen Geiste des deutschen Volks, sollte wieder unter den Völkern Europa's erscheinen. Das hatten nicht deutsche Demagogen verkündigt, sondern mächtige Monarchen den Völkern zum Lohn ihrer Anstrengungen verheißen. Es ging aber Nichts in Erfüllung. Im Gegentheil wurde der Volksgeist in immer engere Bande geschlagen. Die Beschlüsse, wodurch die Preßfreiheit vernichtet, Bücher und Zeitungsblätter verboten, die öffentlichen Verhandlungen der Volkskammern unter besondere Aufsicht gestellt, Vereine und Versammlungen untersagt, gemeinschaftliche Vorstellungen an den Bundestag über öffentliche Angelegenheiten für ungesetzlich erklärt wurden: alle diese Beschlüsse waren nicht geeignet, den ureignen Geist des deutschen Volkes zur Gestaltung zu bringen." Am Schluß des Jahres wurde die Kammer vertagt, und als Uhland nach Tübingen zurückkehrte, ward ihm von der Studentenschaft ein schöner silberner Pokal überreicht, welcher in einem Kranze von Eichenlaub die Inschrift trug: „Dem Meister deutschen Rechts und deutscher Kunst. Die Studirenden der Universität Tübingen." Auf dem Deckel hält ein ruhender Löwe eine kleine Tafel mit der Inschrift: „Das alte Recht." Auch von seinen Stuttgarter Wählern ward ihm ein kostbarer silberner Pokal verehrt. Den untern Theil desselben bildet eine schön modellirte Jünglingsgestalt mit dem Schwert in der Hand, den anderen Arm um den Stamm einer Eiche geschlungen. Am Baume lehnt der Schild mit der Aufschrift: Wahrheit. An dem äußeren Rande der Trinkschaale sind die vier Stände abgebildet: der Handelsstand mit der abgebrochenen Zollschranke, der Lehrstand, die Kunst und der Ackerbau. Den Deckel ziert ein goldener Lorbeerkranz und eine Lyra. Von Seiten der Frauen und Jungfrauen Stuttgarts ward ihm ein höchst geschmackvoller Arbeitssessel und kunstreich gearbeiteter Fußteppich dargebracht.

Der Regierung gegenüber hatte sich übrigens die Oppositionspartei, zu welcher Uhland gehörte, keiner großen Erfolge zu rühmen; sie wurde vom Volke zu wenig unterstützt und die reaktionäre Stimmung nahm

Digitized by Google

überhand. Dieß bestimmte Uhland sammt anderen Liberalen, für die im Jahr 1839 stattfindende Neuwahl die Wahl abzulehnen. Er hatte sich 1836 in seiner Vaterstadt ein eigenes Haus gekauft; frei am Fuß des Osterbergs gelegen, mit herrlichem Blick auf das Neckarthal und die Höhen der Alb, und er widmete sich mit neuem Eifer den alten Studien. Ein Heft Sagenforschungen, die Abhandlung „der Mythus von Thor" (Stuttgart 1836), dann die Sammlung „alter hoch- und niederdeutscher Volkslieder" (Stuttgart 1844—45), für welche er so manche Reise in Deutschland und den Nachbarländern unternommen hatte, geben Zeugniß von seiner fruchtbaren literarischen Thätigkeit. Bei seinem Aufenthalte in Wien 1838 ward er vom Erzherzog Karl zur Tafel geladen und von den Wiener Gelehrten und Dichtern sehr gefeiert. Von Herrn von Karajan zu Tisch geladen, bemerkte er während des Essens, wie das älteste Söhnchen seines Wirthes ihn unverwandten Blickes anschaute. Herr v. Karajan gestand seinem Gast, daß er seinem Buben eingeschärft habe, er möchte sich den zu Tisch kommenden Mann ja recht anschauen, das sei ein berühmter Mann. Uhland ward durch diese Mittheilung sehr heiter gestimmt, spielte nach Tisch mit den Kindern und ließ sie trotz aller Abwehr der Eltern an sich heraufklettern.

Im dichterischen Hervorbringen war er sehr an die Stimmung gebunden. War diese einmal günstig, dann folgte binnen wenigen Tagen Lied auf Lied, aber dazwischen fielen dann lange, unfruchtbare Zwischenräume. Die letzte ergiebige Zeit war der Frühling und Sommer des Jahres 1834; nachher kamen nur vereinzelte Momente dichterischer Stimmung und Kraft. Einem jungen Manne, der den Dichter fragte, warum er seine Muse so lange in Ruhe lasse, erwiderte er lachend, daß die Muse ihn in Ruhe lasse. Es war das auch ein charaktervoller Zug Uhlands, daß er nur mit ganzer Seele dichten wollte und sich nicht herausnahm, die Muse zu commandiren. In den Gedichtsammlungen so vieler hochberühmter Dichter stehen manche höchst mittelmäßige Gedichte, die füglich hätten wegbleiben können; in der Uhlandschen Sammlung, die nur Einen nicht allzustarken Band umfaßt, findet sich nur wenig mattes Flittergold, da ist fast Alles edles gediegenes Metall.

Als im Jahre 1846 der Gedanke einer regelmäßigen Zusammenkunft der deutschen Alterthumsforscher in Anregung gebracht wurde, ließ Uhland im Verein mit den Gebr. Grimm, mit Dahlmann, Ranke, Pertz, Gervinus, Reyscher und Arndt den Aufruf an die deutschen Geschichts-, Rechts- und Sprachforscher ergehen und im September desselben Jahres kam die zahlreich besuchte Germanistenversammlung in Frankfurt a. M. zu Stande. In einem begeisterten Toaste hob Uhland hervor, daß die in Poesie und Wissenschaft gepflegten Ideen nun auch bald in die Wirklichkeit eintreten würden, es werde bald wieder von einem deutschen Reich und Parlament die Rede sein und es wäre ihm zu Muthe, als müßten die Bilder der alten Kaiser (die Versammlung

Digitized by Google

tagte im Römer, dem alten Krönungssaale der Kaiser) aus ihren Rahmen hervorspringen.

Zwei Jahre darauf, im März 1848, wehete ein Frühlingswind der Freiheit durch die deutschen Lande. Uhland ward von dem freisinnigen württembergischen Ministerium auf Anregung Paul Pfizers, des Kultusministers, zu einem der siebzehn Vertrauensmänner ernannt, welche dem frankfurter Bundestag zur Vorberathung einer Verfassungsreform beigegeben werden sollten. Vor der Abreise nach Frankfurt ehrte ihn Universität und Stadt durch einen schönen Fackelzug. Bald nach seiner Abreise ward er vom Bezirk Tübingen-Rottenburg zum Abgeordneten für die Nationalversammlung gewählt. Er nahm in der Paulskirche, wo das erste deutsche Parlament tagte, seinen Sitz auf der linken Seite des linken Centrums und stimmte auch meist mit der Linken. Bei der Wahl des Reichsverwesers am 27. Juni 1848 wollte es der Zufall, daß Uhland zuletzt seine Stimme abgab. Als der Vorsitzende als Ergebniß der Abstimmung die Wahl des Erzherzogs Johann von Oesterreich zum deutschen Reichsverweser verkündete, erscholl aus der Versammlung und von den Galerien ein dreimaliges weithinschallendes Lebehoch, alle Glocken läuteten und die Kanonen donnerten ihre Freudenschüsse. Uhland hatte nicht für den Erzherzog, sondern für Heinrich von Gagern gestimmt; er war im republikanischen Sinne für eine periodische Wahl des Reichsoberhaupts. Hingegen erklärte er sich entschieden gegen einen Ausschluß Oesterreichs aus dem Reichsverband und sprach sich am 26. Oktober in einer denkwürdigen Sitzung u. A. also aus:

„Meine Herren! Wir sind hierher gesandt, die deutsche Einheit zu gründen; wir sind nicht gesandt, um große Gebiete und zahlreiche Bevölkerungen von Deutschland abzulösen, Gebiete, welche durch Jahrhunderte deutsches Reichsland gewesen, welche auch in den trüben Tagen des deutschen Bundes deutsches Bundesland waren. Nur die Fremdherrschaft, nur die Zeit der tiefsten Schmach hat Deutschland zerrissen; jetzt aber soll der Tag der Freiheit, der Tag der Ehre aufgehen und jetzt steht es uns nicht an, mit eigenen Händen das Vaterland zu verstümmeln. — — „Man hat wohl gesagt: Oesterreich hat den großen providentiellen Beruf, nach dem Osten hin mächtig zu sein, nach dem Osten Aufklärung und Gesittung zu tragen. Aber wie kann das deutsche Oesterreich Macht üben, wenn es selbst überwältigt ist? — Mag immerhin Oesterreich den Beruf haben, eine Laterne für den Osten zu sein, es hat einen näheren, höheren Beruf: eine Pulsader zu sein im Herzen Deutschlands. — „Man kann für die Verschiebung anführen, daß gegenwärtig in Oesterreich große Gährung herrsche. Ich glaube nicht, daß dieser Grund stichhaltig ist: diejenigen Beschlüsse sind immer die besten, wahrhaftig praktischen, die an der brennenden Sachlage angezündet sind. Eben weil es gährt, müssen wir die Form bereit halten, in die das siedende Metall sich ergießen kann, damit die blanke, unverstümmelte, hochwüchsige Germania aus der Grube steige."

Digitized by Google

Und in der Rede am 22. Jan. 1849, wo er sich für eine Wahl des Reichsoberhauptes auf 6 Jahre erklärte und entschieden hervorhob, daß die Wurzel des deutschen Staatslebens eine demokratische sein müsse, äußerte er sich abermals mit Bezug auf den Ausschluß Oesterreichs:

„Eine wahre Einigung muß alle deutsche Ländergebiete umfassen. Das ist eine stümperhafte Einheit, die ein Drittheil der deutschen Länder außerhalb der deutschen Einigung läßt. Daß es schwierig ist, Oesterreich mit dem übrigen Deutschland zu vereinigen, wissen wir Alle; aber es scheint, Manche nehmen es auch zu leicht, auf Oesterreich zu verzichten. Manchmal, wenn in diesem Saale österreichische Abgeordnete sprachen und gar nicht in meinem Sinne redeten, war mir doch, als ob ich eine Stimme von den Tyroler Bergen vernähme und das Adriatische Meer rauschen hörte. Wie verengt sich unser Gesichtskreis, wenn Oesterreich von uns ausgeschieden ist. Die westlichen Hochgebirge weichen zurück, die volle und breite Donau spiegelt nicht mehr deutsche Ufer. — — Zum Schluß, meine Herren, verwerfen Sie die Erblichkeit, schaffen Sie keinen herrschenden Einzelstaat, stoßen Sie Oesterreich nicht ab, retten Sie das Wahlrecht, dieses kostbare Volksrecht. Glauben Sie, meine Herren, es wird kein Haupt über Deutschland leuchten, das nicht mit einem vollen Tropfen demokratischen Oels gesalbt ist."

Das war nun freilich nur die ideale Ansicht eines treuen deutschen Gemüths. Uhlands Stimme ist nicht durchgedrungen und es ist anders gekommen, als Uhland und viele Patrioten dachten; aber war es auch zunächst nur ein schöner Traum, — etwas Prophetisches lag doch darin. Mag die Gegenwart zu widersprechen scheinen, die Zukunft wird darthun, daß Uhland in zwei Forderungen Recht hatte: „Eine wahre Einigung muß alle deutsche Ländergebiete umfassen" und — „das Haupt Deutschlands muß mit einem vollen Tropfen demokratischen Oels gesalbt sein."

Bei der Kaiserwahl am 28. März erklärte Uhland: „Ich wähle nicht." Nachdem der König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen die Kaiserkrone zurückgewiesen hatte, von der deutschen Nationalversammlung keine Einigung des großen deutschen Vaterlandes erzielt worden war und Viele ihr Mandat freiwillig niederlegten, stimmte er gegen ein Rumpfparlament, das in Stuttgart seine Sitzungen fortsetzen sollte. Doch sein Antrag ging auch hier nicht durch. Uhland hätte nun den triftigsten Grund gehabt, sich von der ohnehin macht- und trostlosen Versammlung ganz zu trennen; aber er wollte trotz der damit verbundenen Gefahr treu ausharren bis an's Ende und ging mit nach Stuttgart. Das Schicksal des in der württembergischen Hauptstadt seine Sitzungen fortsetzenden Parlaments war vorauszusehen; der Minister drohete, er werde die Abgeordneten mit Waffengewalt auseinander treiben lassen, wenn sie nach dieser erhaltenen Weisung noch eine Sitzung halten würden. Die Mitglieder der Nationalversammlung aber beschlossen, die Gewalt über sich ergehen zu lassen; Uhland selber war dafür und fand

Digitized by Google

sich um 3 Uhr Nachmittags im Hotel Marquardt ein, von wo aus der Zug der Abgeordneten nach dem Sitzungssaale angetreten wurde. Er stellte sich dem Präsidenten Löwe zur Seite und begann, mit Schott ihn in die Mitte nehmend, den Zug, der sich durch die Langestraße nach dem Reithause bewegte. Am oberen Ende derselben war quer über die Straße Infanterie aufgestellt, hinter dem Reithaus auf der Hohenstraße hielt Kavallerie. Ein Civilkommissär mit einer über die Schulter geworfenen weißen Schärpe trat vor die Reihen des Fußvolks und erklärte den Ankommenden, daß keine Sitzung gehalten werden dürfe; dann ging er schnell hinter die Fronte zurück. Der Präsident Löwe forderte die Soldaten auf, ihm, dem Vorsitzenden der Reichsversammlung, Raum zu geben. Kaum aber begann er zu sprechen, so wirbelten die Trommeln, und als er zum zweiten Male sprechen wollte, übertäubte abermals der Trommelschlag seine Worte. Da die Abgeordneten nicht von der Stelle wichen, erhielten die Soldaten Befehl zum Vorrücken, zugleich schwenkten die Reiter ein und nun wurden die Hartnäckigen rechts und links zur Seite gedrängt, Uhlanden wurde der Hut vom Kopfe gestoßen, doch verwundet ward keiner.

Noch eine traurige Enttäuschung sollte er 1859 erleben. Sardinien im Bunde mit Frankreich schickte sich an, über Oesterreich herzufallen; er war kein Gegner der italienischen Freiheit, fühlte aber richtig, daß, wenn man jetzt das immer mehr um sich greifende Frankreich gewähren lasse, der Kampf gegen dasselbe immer schwieriger werde. Die deutsche Nation blieb aber in ihrem Handeln gelähmt. Im November desselben Jahres war die Feier des hundertjährigen Geburtstags seines großen Landsmanns Schiller. Der 72jährige Greis zog rüstig nach dem Stuttgarter Schillerfeste und brachte bei dem Festmahl einen schönen Toast auf Schiller aus, der an des großen Dichters unsterbliches Gedicht „die Glocke" anknüpfte. „Er hat," sagte er unter Anderem, „die Glocke zum Symbol einer umfassenden, dichterisch-sittlichen Weltanschauung erkoren. Eine große, weit hallende Glocke ist Schillers ganze Poesie. Der Dichter hat gleichwohl nicht das Haupt emporgeworfen. Im Augenblick, da die blühenden Töchter der Stadt den Fuß der Säule bekränzten, sahen wir das edle gebeugte Haupt vom hervortretenden Sonnenschein beleuchtet. Ueber Länder und Meere tönt heute die Festglocke der Schillerfeier. Auch jenseits des Ozeans werden Deutsche, die nun seit zehn Jahren in der Verbannung leben, von einer heftig erregten Zeit her, in welcher selbst die Edelsten nicht auf festem Boden standen, diesen Laut vernehmen, mit schmerzlicher Erinnerung und doch mit freudigem Stolz auf den Gewaltigen aus dem Heimathlande. — — „Heil'ge Ordnung, Himmelstochter", spricht der Meister des Glockengusses; zu der heil'gen Ordnung aber zählt er das frohbewegte Leben „in der Freiheit heil'gem Schutze". Ertönen wird der Glockenruf in die Zerrissenheit des deutschen Gesammtvaterlandes, in dessen klaffende Wunde wir eben erst tief hinabblickten. „Concordia soll ihr Name sein";

Digitized by Google

Einigung der Herzen, in Schillers Sinne gewiß: Eintracht frischer thatkräftiger redlicher deutscher Herzen. Concordia schalle hoch!"

Uhland ist glücklich zu preisen, daß er nicht mehr das Jahr 1866, das Jahr unseligen Bruderzwistes, das Jahr des blutigen Bürgerkrieges erlebte. Hätte er es erlebt, so würde er jedoch seine Ansicht über Oesterreich geändert und Deutschland weniger aus der Vogelperspektive betrachtet haben.

Er feierte noch frisch und munter sein funfzigjähriges Doktor-Jubiläum (5. April 1860) und unternahm noch im September des folgenden Jahres die gewohnte Reise an den Bodensee und badete auch bei kühlem Wetter. Er hatte sich so abgehärtet, daß er an einem kalten, unfreundlichen Morgen dennoch baden wollte, aber die Badfrau nicht fand. Nachmittags machte er ihr Vorwürfe über ihr Ausbleiben, erhielt jedoch die Antwort: „Wer wird denn auch bei 11 Grad im See baden, und vollends ein so alter Herr, wie Sie!" Er machte in demselben Herbst noch einen Ausflug an den Wallenstädter-See und besuchte auf der Rückreise seines Freundes Laßberg Grab in Meersburg. Am Schluß des Jahres geleitete er seinen Schwager, den Staatsrath Noser in Stuttgart, mit dem ihn die innigste Freundschaft verband, zu Grabe, und am 25. Febr. des folgenden Jahres (1862) starb sein alter Freund Kerner in Weinsberg und bei strengster Winterkälte geleitete er auch diesen zu seiner Ruhestätte. Einige Tage nach seiner Rückkehr mußte er abermals einem alten Jugendfreund, dem in Tübingen verstorbenen Baur, Professor der Anatomie, die letzte Ehre erweisen. Nun aber stellte sich Heiserkeit ein, der Vorbote ernsten Unwohlseins. Der 26. April, sein 75jähriger Geburtstag, ward in allen deutschen Gauen besonders festlich gefeiert, von allen Seiten trafen glückwünschende Telegramme und Liebeszeichen ein; aber Uhland lag still in seinem Bett und schlummerte öfters ein. Doch konnte er zu Tisch aufstehen und mit den Pflegesöhnen eine gemüthliche Stunde zusammen sein. Da ward ihm noch eine Geburtstagsgabe, die ihn sichtlich erheiterte und rührte. Aus einer oberschwäbischen Stadt war ein Briefchen angelangt — nach der Handschrift zu schließen, von weiblicher Hand —, in welchem ein Goldstück lag. Die Verfasserin des Briefes erzählte, wie sie am letzten Feste der Verkündigung Mariä (25. März) nach der Messe spazieren gegangen sei und zu dem blauen, sonnenhellen Frühlingshimmel aufgeschauet habe. Da wären ihr die herrlichen Verse von Uhlands „Waller" in den Sinn gekommen und sie hätte so recht lebhaft der Worte gedacht:

Blieb der goldne Himmel offen,
Als empor die Heil'ge fuhr?
Blüht noch auf den Rosenwolken
Ihres Fußes lichte Spur?

daß sie, „froh in dem Bewußtsein, daß die Reine, die der Himmel mit seinen Gnaden überschüttet, solch' einen würdigen Sänger gefunden, den

Digitized by Google

Entschluß gefaßt habe, demselben zu seinem 75. Geburtsfeste den Tribut ihrer Verehrung darzubringen." „Trinken Sie dafür," heißt es ganz naiv, „eine Flasche des allerbesten Weins, der Ihr Herz mit Himmelswonne laben möge." Wir wollen das Geld in's Armenhaus schicken! meinte Uhlands Gattin. „Zweimal so viel," entgegnete der greise Dichter, „aber der Dukaten gehört mir und der freundlichen Geberin muß ihr Wille geschehen." Dieses so treuherzig dargebrachte Geschenk mußte aber auch dem Dichter wohler thun, als die glänzendsten Ehrenbezeigungen. Die hohen Orden, mit denen ihn zwei gekrönte Häupter, die Könige von Preußen und von Baiern, schmücken wollten, hatte er mit fast eigensinniger Entschiedenheit ausgeschlagen, aber diese aus dem Volksherzen kommende Huldigung erquickte ihn.

Noch unternahm der Greis eine Badereise nach Jartfeld, doch das Bad blieb ohne Wirkung; die schlaflosen Nächte mehrten sich und es entwickelte sich ein Gehirnleiden, das öfters das Bewußtsein trübte. Den nicht geringen Athembeschwerden, welche der Kranke mit gottergebener Geduld ertrug, machte der Tod, der am 13. November Abends 9 Uhr erfolgte, ein Ende.

Nach den Reden, die der Dekan Georgii, der Oberjustizrath Sick (Stadtschultheiß von Stuttgart) und der 76jährige Busenfreund Uhlands, der Dichter Karl Mayer, gehalten hatten, trugen auch Ludwig Seeger und J. G. Fischer ihre Trauergedichte vor. Fischers schönes Dichterwort möge auch die biographische Skizze schließen:

### Am Grabe Ludwig Uhlands.

Heilige Stätten sind es, wo der Fußtritt
Hoher Menschen gewandelt; aber eine
Ist die heiligste: wo um ihre Asche
Dankend die Nation sich sammelt;

Wo in den Markstein, welcher eines großen
Lebens Grenze beschließt, die Weltgeschichte
Einen Namen gegraben, dessengleichen
Nur in Jahrhunderten Einer aufsteht.

Heute auch dir, du sonnenheller Name,
Wies die Stätte der Geist, der dich gesendet,
Deinem Volke zu zeigen, welch ein Segen
Eines erprobten Mannes Kraft ist.

Und wir empfinden ganz den Meistersegen
Mit den Tausenden allen, welche ferne
Dieses seltenen Tags mit uns gedenken,
Dankend wie wir dem selt'nen Todten.

Digitized by Google

Wenige Augenblicke — und wir scheiden,
Deinem Schlummer allein dich überlassend;
Aber deines begeisterten Volkes Herz wird
Stärkung an deinem Grabe suchen.

Weinende Jungfrau'n, denen deine Harfe
Goldne Lieder in's Herz klang, werden kommen,
Die Gelübde zu lösen, die sie deiner
Frauengestalten Vorbild schwuren.

Aber an Euch, ihr deutschen Musensöhne,
Die die Fackel vor Uhlands Namen schwingen,
Wird sein Mahnen ergehn und vom Pokal Euch
Rufen zum ernsten Männerkampfe.

Jünger des Lied's, auch ihr, ihr kommt und lernet,
Welche Lieder und Thaten eurem Volke
Perlen gelten, die echten Werth's gewiß sind;
Kommet und lernt's an diesem Grabe.

Drängen doch die sich selbst zur Fahne, denen
Keine Ader von seinem Geist geworden,
Weil sie hörten, wie hell der Schild erglänze
Ueber dem Grab des Patrioten.

Endlich, wenn du erscheinst, du Geist der Zukunft,
Suchst du unter den Namen, die für Deutschlands
Sieg und Ehre im Vordertreffen stritten,
Und du wirst rufen: Ludwig Uhland!

Die zahlreiche Trauerversammlung ward tief ergriffen, als das Echo die letzten Worte des begeisterten Redners wiederholte und wie zur Bestätigung und Bekräftigung des Gesprochenen rief: Ludwig Uhland!

---

## Lord Byron.*)

George Noël Gordon, Lord Byron, stammte väterlicher Seits aus einer Familie, deren Stammbaum bis in die Zeiten Wilhelms des Er-

*) Briefe und Tagebücher des Lord Byron mit Notizen aus seinem Leben. Von Thomas Moore. In 4 Bänden. Aus dem Englischen (Braunschweig, Meyer 1830—1831). Conversation of Lord Byron by Capt. Thomas Medwin (London, 1824). Deutsch: Gespräche mit Lord Byron. Ein Tagebuch ꝛc., Stuttgart 1825. Lord Byron en Italie et en Grèce etc. par le Marquis de Salvo (dem Vertrauten des Lords), London 1825. Lord Byron and some of his contemporaries etc. by Leigh Hunt, woraus im Morgenblatt 1856, Nr. 5. 6. 7. sehr schätzenswerthe Mittheilungen sich finden.

Digitized by Google

oberers hinaufreicht; von mütterlicher Seite stand er mit der schottischen Königsfamilie in verwandtschaftlicher Beziehung. Sein Großvater, John Byron, war der bekannte Admiral, der durch seine kühnen Seereisen und seine Unglücksfälle die allgemeine Theilnahme erregte. Der Großoheim, Lord William Byron, ein sehr heftiger Mann, ward 1765 von dem Hause der Pairs in Untersuchung gezogen, weil er in einem Duelle seinen Verwandten und Nachbar Chaworth getödtet hatte. Byrons Vater, John Byron, Kapitän der königlichen Garde, entführte dem Lord Carmarthen die Gemahlin nach dem Kontinente und heirathete sie, nachdem jener Lord die Ehescheidung erlangt hatte. Doch schon 1784 starb dem Kapitän diese seine Frau, und da er wegen seiner vielen Schulden in sehr mißlichen Umständen war, warf er sein Auge auf Miß Katharine Gordon, einziges Kind und Erbin von Georg Gordon Esq. von Gigth. Die schottische Dame hatte ein gutes Herz, war aber geneigt zu leidenschaftlichster Erregung des Gefühls. Eines Abends, als sie im Edinburger Theater die Rolle der Elisabeth (in Otway's „Gerettetem Venedig") von der Miß Siddons darstellen sah, war sie von der hinreißenden Kunst dieser großen Schauspielerin so sehr ergriffen, daß sie gegen das Ende des Stücks in heftige Nervenkrämpfe fiel und unter dem lauten Ausruf: „O, mein Byron, mein Byron!" fortgebracht wurde. Bei Gelegenheit ihrer Verheirathung erschien, von einem schottischen Reimsänger verfaßt, die Ballade:

### Miß Gordon von Gigth.

Wohin bist Du gegangen, Miß Gordon so schön,
Wohin bist Du gegangen, Du wackere Maid?
Ach, vermählt Dich, vermählet mit Byron zu seh'n,
Der die Güter von Gigth so bald zerstreut!

Von England kam er, der ruchlose Mann,
Der Schotte weiß nichts von seinem Hauf',
Er hält Weiber, um Geld geht die Pächter er an,
Bald ist's mit den Gütern von Gigth da aus.
Wohin bist Du gegangen ꝛc.

Das Knallen der Büchsen, der Trommeln Schall,
Des Spürhunds Gebell, das Heulen der Jagd,
Das Horn in dem Wald, die Pfeife im Saal —
Bei den Tönen ist Gigth bald durchgebracht.
Wohin bist Du gegangen ꝛc.

Es dauerte nur zwei Jahre, bis die Worte des Balladensängers sich erfüllten. Im Jahre 1785 war die Hochzeit, im Sommer 1786 ging das Ehepaar nach Frankreich, im Jahre 1787 wurden die Besitzungen von Gigth nebst Zubehör verkauft „von Gerichtswegen", und Byrons Gattin sah sich aus ihrem Ueberflusse plötzlich auf ein jährliches Ein-



Digitized by Google

kommen von 150 Pfund herabgebracht. Mit schwerem Herzen kehrte sie am Ende des Jahres 1787 nach England zurück, und bald nachher, am 22. Januar 1788, gebar sie ihr erstes und einziges Kind, George Gordon Byron.

Die arme Frau sah sich genöthigt, aus dem theuren London nach dem wohlfeileren Aberdeen in Schottland zu ziehen, wohin ihr der Kapitän folgte, nicht um sie zu trösten, sondern noch das letzte Geld von ihr zu erpressen, dessen er habhaft werden konnte. Mistreß Byron, obwohl sie den ungetreuen Gemahl noch immer zärtlich liebte, kam aus einem Verdruß in den andern und konnte ihren Unmuth doch nur an ihren Hauben und Kleidern auslassen, die sie in ihrer leidenschaftlichen Aufregung oft zerriß, welches Experiment ihr der kleine Geordie (wie man das Kind nannte) bald nachzuahmen verstand. Als er einst von seiner Amme heftigen Tadel erfuhr, daß er sein neues Kleid beschmutzt, überfiel ihn jene „schweigende Wuth", wie er selbst sie nennt; er ergriff das Kleid mit beiden Händen, zerriß es von oben bis unten und stand da, dem Zorn seiner Tadlerin die Stirn bietend, in trotzigem Schweigen.

Durch einen Zufall war der Knabe von seiner Geburt an mit einem Fußübel behaftet, das für ihn eine Quelle vieler Schmerzen und Beschwerlichkeiten ward. Der kranke Fuß ward zwar geheilt, aber das Hinken blieb. Die treue Amme sang den kleinen Patienten, wenn ihm die Maschinen oder Verbände angelegt wurden, oftmals in Schlaf, oder erzählte ihm auch allerlei Märchen und Geschichten, an denen er gleich den meisten Kindern großen Gefallen fand. Sie lehrte ihn auch früh eine Menge Psalmen hersagen; der erste und dreiundzwanzigste waren die ersten, die gelernt wurden. Unter der Leitung des sehr achtungswerthen Frauenzimmers wurde er früher, als es sonst bei der Jugend der Fall ist, mit der heiligen Schrift vertraut, und das Lesen des Buches der Bücher war ihm so zum Bedürfniß geworden, daß er noch 1821 an seinen Buchhändler Murray aus Italien schrieb, er wünsche mit erster Gelegenheit eine Bibel zu erhalten. „Vergessen Sie es nicht, denn ich bin ein großer Verehrer dieses Buches, in welchem ich häufig lese; — ich hatte es von Anfang bis zu Ende, ehe ich acht Jahre alt war, gelesen, d. h. das alte Testament, denn dieses zog mich an als ein Vergnügen, während die Lektüre des neuen nur den Reiz eines Unternehmens für mich hatte." Immerhin ein psychologisch merkwürdiger Zug, wie ein dem Kinde lieb gewordenes Buch noch bei einem durchaus weltlichen, wüsten Leben des Mannes seine Anziehungskraft behaupten konnte.

Durch ihr zugleich festes und frommes Wesen gewann die Amme und ihre im Dienst ihr folgende Schwester bald mehr Einfluß und Ansehen bei dem Kinde, als die Mutter, deren launenhafte Ausbrüche von Verdruß und Zärtlichkeit stets wechselten. Jedes körperliche Uebel, wenn es sonst nicht nachtheilig auf das Gehirnleben wirkt, zeitigt die Entwickelung der Seelenkräfte; dies war auch bei Byron der Fall, dem der kranke mißgestaltete Fuß früh das Selbstbewußtsein weckte. Als einst

Digitized by Google

seine Amme mit einer andern auf dem Spaziergange zusammentraf, sagte letztere: „Was für ein hübsches Kind doch der Byron ist! Schade, daß er ein solches Bein hat!“ Bei dieser Erwähnung seiner Schwäche funkelten die Augen des Kindes vor Zorn, es schlug nach der Person mit einer Peitsche und rief: „Sprich nicht davon!“ Indessen gewann bald sein Geist solche Ueberlegenheit, daß er selber über seine Lahmheit scherzte, und als er einst mit einem Knaben zusammentraf, der an dem gleichen Fehler litt, rief er lachend: „Kommt und sehet die beiden jungen Herren, wie sie mit ihren Krummfüßen die breite Straße hinauf gehen!“

Eines Abends nahm die Amme ihren Pflegebefohlenen mit in's Theater, wo Shakespeare's Lustspiel „die gezähmte Zanksüchtige“ gegeben wurde. Eine Zeit lang folgte der Kleine dem Stücke mit schweigender Aufmerksamkeit, als aber in der Szene zwischen Katharina und Petruchio die folgende Stelle kam:

Kath. Ich weiß, es ist der Mond!

Petr. O nein, ihr lügt, es ist die liebe Sonne!

fuhr Geordie von seinem Sitz auf und rief keck: „Ich sage aber doch, es ist der Mond, Herr!“

Kapitän Byron war wieder nach Frankreich gegangen, nachdem er seine Frau zur Bettlerin gemacht hatte. Diese lebte zwar schon in Aberdeen getrennt von ihm, konnte aber doch nicht umhin, von Zeit zu Zeit die Geldforderungen des Verschwenders zu befriedigen. Er starb zu Valenciennes 1791; bei der Nachricht von seinem Tode sollen die Aeußerungen des Schmerzes der Mrs. Byron bis fast zur Geistesverwirrung gegangen und ihr Geschrei so laut geworden sein, daß es in den Straßen gehört wurde.

Der junge Byron ward in seinem fünften Jahre in die Schule von Aberdeen geschickt, wo er jedoch das zu Lesende viel eher auswendig lernte, als daß ihm die Buchstaben geläufig wurden. Er machte sehr langsame Fortschritte in den Schulwissenschaften, zeichnete sich aber desto mehr in allerlei gymnastischen Uebungen aus, und als die Mutter im Jahre 1796 mit ihm nach den schottischen Hochlanden zog, wirkte die gesunde Bergluft zusehend auf die Gesundheit des Leibes und der Sinne. Der Anblick der Berge trug gewiß viel dazu bei, die in der jungen Seele vorhandenen Keime der Dichtkunst zu wecken und das Gemüth mit den Bildern des Großen und Erhabenen zu erfüllen.

Dort irrt' ich als Kind in früheren Stunden,
Die Mütz' auf dem Haupt, um die Schultern den Plaid,
Ich dacht' an die Führer, schon lange entschwunden,
In die Schatten gestreckt, die der Fichtenwald beut.
Heim kehrt' ich nicht, eh' nicht die Sonne gesunken,
Die dunkelnde Luft der Polarstern erhellt,
In Sagen des Ruhms war die Seele versunken
Von Loch-na-Gars rauhen Bewohnern erzählt.



Digitized by Google

Die Bergwelt an sich macht keine Seele poetisch, die es nicht schon ist; aber sie zieht poetische Gemüther unwiderstehlich an und plötzlich treten dann die Jugendeindrücke, auch wenn sie Jahre lang zu schlafen schienen, in aller ihrer Glorie hervor. „Nie vergesse ich" — schrieb Byron später — „den Eindruck, den einige Jahre nach meiner Ankunft in England, nachdem ich seit so langer Zeit nichts gesehen hatte, was einem Berge auch nur en miniature ähnlich war, die Malvernberge auf mich machten. Seit meiner Rückkehr nach Cheltenham war ich gewohnt, sie jeden Abend nach Sonnenuntergang zu betrachten, wobei mich Gefühle bewegten, die zu beschreiben ich unfähig bin."

Auch während seines Aufenthaltes zu Aberdeen pflegte der Knabe Byron nicht selten sich vom Hause ganz heimlich zu entfernen und seinen Weg nach dem Meere zu nehmen, das er ebenso liebte wie die Berge. Einmal nach langem und ängstlichem Rufen fand man den abenteuernden kleinen Schwärmer in einem morastigen Bruche stecken, aus dem er sich selbst nicht hatte wieder emporarbeiten können.

Früher noch als Dante, der in seinem neunten Jahre Beatrice liebte, faßte Byron, da er noch nicht das achte Jahr erreicht hatte, eine zärtliche Neigung für ein kleines Mädchen, Mary Duff, und eine Stelle aus seinem Tagebuche vom Jahre 1813 zeigt, wie lebendig sich diese seine erste Liebe in der Erinnerung festgesetzt hatte.

„Ich habe mich in der letzten Zeit recht viel in Gedanken mit Marie Duff beschäftigt. Wie seltsam, daß ich die innigste hingebendste Zärtlichkeit für dieses Mädchen in einem Alter fühlte, wo ich weder Leidenschaft empfunden, noch selbst die Bedeutung des Wortes verstehen konnte. Meine Mutter pflegte mich immer mit dieser kindischen Liebe aufzuziehen; zuletzt, lange Zeit nachher, als ich sechzehn Jahre alt war, sagte sie mir eines Tages: „„Byron, ich habe einen Brief aus Edinburg von Miß Abercromby erhalten; deine alte Geliebte, Marie Duff, hat sich mit einem Herrn C. verheirathet."" Was war meine Antwort? Ich kann die Gefühle, die in jenem Augenblick mich bewegten, nicht auseinandersetzen; aber es fehlte wenig, daß sie mir Krämpfe zuzogen, wobei meine Mutter so erschrak, daß, als ich hergestellt war, sie gänzlich vermied, den Gegenstand wieder zu berühren, und sich damit begnügte, ihn allen ihren Bekannten zu erzählen."

Obgleich seine Aussicht, zu dem Titel seiner Vorfahren zu gelangen, anfangs sehr ungewiß war, da ein Enkel des damals noch lebenden Lord Großvaters vorhanden war, so hegte doch Mrs. Byron von der Geburt ihres Sohnes an die feste Zuversicht, daß derselbe nicht nur dereinst Lord, sondern auch ein großer Mann werden würde. Vielleicht hatte ein Dorfwahrsager — denn sie war sehr abergläubisch — ihr so etwas prophezeit, da sie ihre Hoffnung gerade auf die Lähmung des Knaben gründete, und solche Schwächen in der Regel von den Wahrsagern benutzt werden, um eine Ausgleichung von Seiten des Schicksals

Digitized by Google

damit in Verbindung zu bringen. Doch schnell genug ging die Hoffnung in Erfüllung.

Jener Enkel des Lords Byron starb, bald darauf der Lord selbst zu Newstead-Abbey, und George Byron ward Erbe von Rang und Eigenthum. In das unverhoffte Glück konnte sich der Knabe anfangs selber kaum finden; er soll zu seiner Mutter gelaufen sein und sie gefragt haben: „ob sie an ihm wohl irgend einen Unterschied wahrnehme, seit er Lord geworden sei, denn er könne keinen bemerken.“ Daß jenes kurze Wort eine zauberähnliche Veränderung hervorbringen müsse, hatte das Kind nur zu richtig geahnt; es war ein Wendepunkt in seinem Leben, der diesem nun eine ganz andere Richtung gab. Als sein Name in der Schule zum ersten Mal mit dem Titel Dominus aufgerufen wurde, war er unfähig, die übliche Antwort „adsum“ (bin gegenwärtig) auszusprechen; er stand schweigend da, ringsum von seinen Mitschülern angestarrt, und brach zuletzt in Thränen aus.

Es war im Sommer des Jahres 1798, als der eilfjährige Lord Byron mit seiner Mutter und ehemaligen Amme Schottland verließ, um von dem alten Wohnorte seiner Ahnen Besitz zu nehmen. Sie waren schon bei der Zollschranke von Newstead angelangt und sahen die Waldungen der Abtei vor sich ausgebreitet, als Mrs. Byron, sich stellend, als ob ihr der Ort unbekannt sei, die Bewohnerin des Zollhauses fragte, wem der Rittersitz gehöre? Sie erhielt zur Antwort, daß der Eigenthümer, Lord Byron, vor einigen Monaten gestorben sei. „Und wer ist der nächste Erbe?“ fragte die stolze und glückliche Mutter. „Man sagt, es sei ein kleiner Knabe, der zu Aberdeen wohnt.“ „Dies ist er, Gott erhalte ihn!“ rief die Amme, die sich nicht länger halten konnte, und den jungen Lord mit Entzücken küßte, der auf ihrem Schooße saß.

Wäre der Knabe zehn Jahre später ein „Herr“ geworden und seine Erziehung nur einigermaßen folgerecht gewesen, so würde bei seiner Begeisterung für alles Edle und Große wahrscheinlich auch ein sittlich großer Mann aus ihm geworden sein. Nun aber war seine Person plötzlich mit einem Glanze umgeben, der den Stolz und Eigenwillen steigern mußte; die Mutter, launenhaft und leidenschaftlich, zu unrechter Zeit streng und wieder nachsichtig, wirkte geradezu verderblich auf die Charakterbildung ihres Sohnes. Wollte sie zuweilen in ihrer Wuth einen Versuch machen, den ungezogenen Buben zu züchtigen, so war dieser, trotz seiner lahmen Füße, viel schneller als die kleine und sehr korpulente Mutter, und lachte sie aus. Dann rief sie wohl, von Leidenschaft geblendet: „Du lahmer, hinkender, ungezogener Junge!“ und solche Demüthigung schlug dem bei aller Wildheit doch zarten Gemüthe Byrons tiefe Wunden. Er behielt die Mutter wohl lieb, ohne sie eigentlich achten zu können. Und sonst war Niemand, der dem Knaben fest entgegentrat.

Der Vormund, Lord Carlisle, hatte nie Gelegenheit gehabt, den Knaben näher kennen zu lernen, und übernahm sein Geschäft nur mit

Digitized by Google

Widerstreben. Das heftige Wesen der Mrs. Byron kannte er wohl, und hütete sich deßhalb um so mehr, mit ihr in nähere Berührung zu kommen. Das Einzige, was dem jungen Lord Byron imponirte, war — der verstorbene Großoheim. Von diesem gingen allerlei seltsame Geschichten unter den Leuten um, da er nach den letzten Ausbrüchen seiner Leidenschaften ganz einsam gelebt hatte. Wenn er sich aber sehen ließ, dann zitterten die Landleute vor ihm. Auf die leicht entzündbare Phantasie seines Nachfolgers wirkte dieß höchst eindringlich. Der junge Lord folgte sogleich dem Großoheim in der Sitte, beständig Waffen mit sich zu führen; er hatte gewöhnlich die Seitentaschen mit kleinen geladenen Pistolen versehen und übte sich frühzeitig im Schießen, um später die Duelle, auf welche er sich schon freuete, gut ausfechten zu können.

Die Mutter hatte immer noch Hoffnung, den Fußschaden ihres Sohnes geheilt zu sehen und brachte den Knaben nach Nottingham zu einem Heilkünstler, Namens Lavender, der ein roher Empiriker war; er rieb den Fuß eine Zeit lang mit vielem Oel ein, drehte das Glied gewaltsamer Weise um und zwängte es in eine hölzerne Maschine ein. Damit der Patient indeß nicht in seinen Schulkenntnissen zurückkomme, erhielt er von einem achtungswerthen Lehrer, Rogers, in der lateinischen Sprache Unterricht und lernte den Virgil und Cicero kennen. Während der Unterrichtsstunden litt er oft, wegen der gewaltsamen Stellung seines Fußes, heftige Schmerzen, weshalb der Lehrer ihm einstmals sagte: „Es thut mir sehr leid, Mylord, Sie da so in Schmerzen zu sehen, denn ich weiß, daß Sie leiden." „Thut nichts," antwortete der Schüler, „Sie sollen davon bei mir keine Spur erblicken." Den Lehrer Rogers hatte er sehr lieb, seinen Quäler Lavender, dessen Quacksalberei er durchschauete, verachtete er. Um seine Unwissenheit lächerlich zu machen, schrieb er einstmals eine Reihe sinnloser Wörter auf ein Blatt Papier, brachte solches dem „Alles wissenden" Herrn und fragte, was für eine Sprache das sei? Der dumme Medikus, welcher seine Unwissenheit nicht eingestehen wollte, antwortete voll Zuversicht: „das ist italienisch!" — unter triumphirendem Gelächter des jungen Satyrikers.

Da die Heilversuche des Nottinghamer Arztes ohne Erfolg blieben, ging Mrs. Byron mit ihrem Sohne nach London, wo der Dr. Baillie die Kur übernahm und der Schulunterricht im Institut des Dr. Glennie zu Dulwich fortgesetzt wurde. Der kranke Fuß ward abermals in eine künstliche Form eingezwängt und sehr mäßige Bewegung vorgeschrieben. Dr. Glennie hatte aber große Noth, dieser Vorschrift Gehorsam zu verschaffen; denn so ruhig sich auch der junge Lord beim Lernen verhielt, um so ausgelassener war er, wenn es zum Spiel ging; er wollte es in Leibesübungen allen Mitschülern zuvor thun.

In den Mittheilungen, die Dr. Glennie später über seinen Zögling machte, heißt es: „Er war fröhlich, gutmüthig und von seinen Mitschülern geliebt. Seine Bekanntschaft mit der Geschichte und Poesie ging weit über die gewöhnlichen Grenzen seines Alters hinaus und in meinem

Digitized by Google

Studirzimmer (wo ihm sein Bett eingeräumt war) fand er manches Buch, um seinen Geschmack zu bilden und seine Neugierde zu befriedigen; unter andern eine Reihenfolge von Dichtern von Chaucer bis zu Churchill, von denen ich behaupten möchte, daß er sie mehr als Ein Mal von Anfang bis zu Ende durchgelesen hat. Mit dem historischen Theile der heiligen Schrift zeigte er schon in diesem Alter eine vertraute Bekanntschaft; er war höchlich erfreut, sich über selbige mit mir, insbesondere nach unseren Religionsübungen am Sonntag Abend, unterhalten zu können, und sprach dann über die Gegenstände der Bibel mit jedem Anzeichen der Ueberzeugung von den in ihr enthaltenen Wahrheiten. Daß die auf solche Weise in seinem Knabenalter empfangenen Eindrücke sich ungeachtet der Unregelmäßigkeiten seines nachherigen Lebens tief seinem Herzen eingeprägt hatten, das — setzt der Erzähler hinzu — muß jedem aufmerksamen Leser, der seine Werke im Ganzen betrachtet, unbezweifelt erscheinen, und ich habe mich niemals von der Ueberzeugung trennen können, daß bei den befremdenden Verirrungen, die seine spätere Lebensbahn so unglücklich bezeichnen, es ihm sehr schwer gefallen sein müsse, die besseren in früher Jugend eingesogenen Grundsätze zu verletzen.

Die Mutter hätte dem tüchtigen Pädagogen die Erziehung ihres Sohnes überlassen sollen; statt dessen ließ sie ihn, dem Willen des Dr. Glennie entgegen, vom Sonnabend bis Montag in ihre Wohnung zu London kommen, ja behielt ihn nach Laune wohl eine ganze Woche bei sich, ließ ohne Auswahl Gespielen kommen und sorgte für allerlei Kurzweil. Zuweilen trat der Lord Carlisle dazwischen, und durch ihn ermuthigt, versuchte Dr. Glennie, sich den Sonnabendsbesuchen zu widersetzen. Aber dann kam Mrs. Byron wie eine Furie in seine Anstalt und brachte Alles in Allarm, so daß selbst ein Mitschüler zu dem Sohne sagte: „Byron, Deine Mutter ist eine Närrin!" „Ich weiß es," antwortete dieser finster.

Aus dem stillen Dulwich kam der Knabe nach dem Harrow-Gymnasium, in das Geräusch einer öffentlichen Schule, das ihn anfangs beängstigte. Der damalige Vorsteher, Dr. Drury, berichtet: „Der Geschäftsträger Lord Byrons überwies diesen meiner Aufsicht, als er 13½ Jahre alt war; er bemerkte, daß seine Erziehung vernachlässigt und er zum Eintritt in eine öffentliche Schule nicht gehörig vorbereitet sei, daß er jedoch Spuren eines hellen Verstandes zu verrathen scheine. Als er weggegangen war, nahm ich meinen neuen Schüler in mein Studirzimmer, und versuchte es, ihn durch Erkundigungen nach seinen bisherigen Unterhaltungen, Beschäftigungen und Bekannten gesprächig zu machen, hatte aber wenig Erfolg und sah bald, daß ein wildes Gebirgsfüllen meiner Führung übergeben war. Aber es lag Geist in seinen Blicken. Vor allen Dingen war es erforderlich, ihn mit einem älteren Knaben vertraut zu machen, um ihn an seine Umgebungen und einige Theile des Systems, in dessen Kreisen er sich bewegen mußte, zu gewöhnen. Die

Digitized by Google

Auskunft aber, die er von seinem Führer erhielt, befriedigte ihn wenig, als er von den Fortschritten einiger Schüler, die jünger als er selbst waren, hörte, und aus seiner eigenen Schwäche abnahm, daß er unter sie gesetzt und dadurch gedemüthigt werden würde. Als ich dieß sah, ordnete ich ihn unter die besondere Aufsicht eines Lehrers und gab ihm die Zusicherung, daß er nicht eher seinen Platz erhalten sollte, als bis er durch Fleiß in den Stand gesetzt sei, mit seinen Altersgenossen es aufzunehmen. Dieß gefiel ihm und er befand sich nun mit seinen Mitschülern auf einem besseren Fuße, doch blieb bei ihm noch geraume Zeit eine gewisse Scheu zurück. Sein Betragen und sein Temperament halfen mir bald zu der Ueberzeugung, daß es leichter sein werde, ihn an einem seidenen Faden als an einem Ankertau zu lenken — und danach verfuhr ich." Byron selber erzählt von seiner Schulzeit zu Harrow, daß er beim Spiel oder Anstiften von Unfug wohl thätig gewesen sei, auch gern die Werke der neueren englischen Literatur gelesen habe, „in jeder anderen Hinsicht aber faul gewesen sei." „Zu streng anhaltenden Arbeiten konnte ich mich nicht entschließen. Meine Fähigkeiten waren mehr oratorisch und martialisch als poetisch, und Dr. Drury, unser erster Lehrer und mein großer Gönner, hegte nach der Geläufigkeit meines Vortrags, meinem stürmischen Wesen, meiner Stimme, meiner Fülle der Darstellung, eine starke Vermuthung, daß ich einst Redner werden würde." Der berühmte Staatsmann und Redner Sir Robert Peel war mit Lord Byron in Einer Klasse, und letzterer erzählt, daß sie mit einander auf gutem Fuße standen. „In gelehrtem Wissen war er mir bei Weitem überlegen, in der Deklamation und Aktion stellte man mich ihm wenigstens an die Seite; als Schüler war ich, außer der Schule, beständig in Händel verwickelt; er nie; in der Schule wußte er seine Lektion immer, ich selten." Einst fiel es einem älteren Schüler ein, den kleinen Peel als seinen Fuchs zu behandeln und ihn zu allerlei Dienstleistungen zu zwingen. Peel weigerte sich und leistete Widerstand, doch vergeblich. Der Große bezwang ihn nicht allein, sondern machte sich auch gleich daran, den rebellischen Unterthan auf eine empfindliche Weise zu züchtigen. Er ertheilte nämlich dem inneren fleischigen Arme des Knaben eine Art von Bastonade, wobei er selbigen mit ordentlich kunstmäßiger Geschicklichkeit herumzwängte, um den Schmerz noch empfindlicher zu machen. Während ein Schlag auf den andern folgte und der arme Peel sich unter demselben krümmte, kam Byron und sah die klägliche Lage seines Freundes. Obgleich er wohl wußte, daß er viel zu schwach sei, um den Grausamen mit Erfolg angreifen zu können, ja daß es gefährlich sei, in dem Momente sich ihm zu nähern, trat er doch hinzu und fragte mit dem Erröthen der Wuth und mit einer vor Entsetzen und Unwillen zitternden Stimme, „wie viel Schläge jener noch zu geben gesonnen sei?" „Was, kleiner Schlingel — lautete die Antwort — geht Dich das an?" „Weil ich — antwortete Byron und streckte seinen Arm aus — mir die Hälfte davon ausbitten wollte."

Digitized by Google

Th. Moore bemerkt sehr wahr: „In diesem kleinen Zuge liegt eine Mischung von Einfachheit und Seelengröße, die wahrhaft heroisch ist; und wie wir auch auf die Freundschaft unter Knaben herablächeln mögen, selten findet sich Freundschaft unter Männern, die auch nur die Hälfte von jenem zu thun im Stande wäre."

Stoßweise machte wohl Byron einige Anstrengungen des Fleißes, dann fiel er aber schnell wieder in die liebgewordene Träumerei, die oft selbst das Schauerliche suchte. Auf dem Kirchhofe von Harrow zeigt man ein Grab, von wo aus man einen schönen Blick auf Windsor hat, das, als sein Lieblingsplatz bekannt, „Byrons Grab" genannt wurde; dort konnte er stundenlang sitzen, brütend über den ersten Regungen der Leidenschaft und des Genius in seiner Seele, vielleicht auch in Gedanken künftigen Ruhmes versunken, wie er denn, nach kaum zurückgelegtem 15. Lebensjahre, die bemerkenswerthen Verse schrieb:

Mein Grabstein soll mein Name sein!
Ist's Ehre nicht, die meinen Staub bedeckt,
O daß kein andrer Ruhm mich dann befleckt!
Er soll des Ortes Merkmal, er allein
Mit ihm gedacht, wo nicht, vergessen sein.

Im Herbst 1802 machte er einen Ausflug nach Bath, wo sich seine Mutter aufhielt, und an diesem luxuriösen Orte nahm er an allen Lustbarkeiten Theil, erschien auf einer Maskerade in der Tracht eines türkischen Knaben, und war höchst lustig. Den Tod seiner zärtlich geliebten Kousine, Miß Margareth Parker, die in Folge eines Falles, der ihr Rückgrat verletzte, gestorben war, hatte er längst vergessen, obwohl ihre zarte Schönheit ihn ganz bezaubert und, wie er selber sagt, seinen ersten poetischen Aufschwung veranlaßt hatte. Im Jahre 1803, wo er sein Erbgut Newstead-Abbey besuchte, wandte sich sein Herz der Miß Mary Chaborth zu, deren Vater von Lord William, wie schon erwähnt, im Duell getödtet worden war. Das einige Jahre ältere Mädchen, eine reiche Erbin und im Begriff, sich zu verloben, neckte den jungen Thoren, und einst mußte der verliebte Byron es selber hören, wie sie zu ihrem Kammermädchen sagte: „Kannst Du glauben, daß ich für den lahmen Jungen das Mindeste empfinde?" Das war ein Stich in sein Herz, den er sein Lebelang empfunden hat.

Im Jahre 1805 verließ Lord Byron die Schule zu Harrow und bezog die Universität Cambridge, wo er in das Trinity-College eintrat. Zur großen Unzufriedenheit der Lehrer ging er dort ganz seinen eigenen Weg, that für das Studium der alten Klassiker und der Mathematik (die ihm vollends zuwider war) außerordentlich wenig, desto mehr dagegen für seine Ausbildung im Fechten, Schießen, Schwimmen, Reiten und — in der Kenntniß der neueren englischen Dichter. Er selber übte sich nun öfters im Dichten, und die Darstellungen eines Privattheaters machten ihm das größte Vergnügen. Auch die Lektüre historischer Schriften

Digitized by Google

zog ihn sehr an und er besaß in diesem Fache eine große Belesenheit. Ein im Dezember 1806 (wo er also das 19te Jahr noch nicht vollendet hatte) verfaßtes Gedicht, „das Gebet der Natur" überschrieben, zeigt, daß schon damals der Zweifel seinen religiösen Glauben angegriffen hatte und wie er nun versuchte, den „Gott in der Natur" zu finden und festzuhalten. Der Anfang des Gedichts lautet:

Vater des Lichts! Gott in der Höh!
Hörst du des Zweifels Ruf in der Huld?
Wird uns verziehn die Sünde je,
Sühnt das Gebet des Lasters Schuld?
Vater des Lichts im Sternenzelt,
Du kennst des Herzens tiefe Noth,
Du, ohne den kein Sperling fällt,
Nimm ab von mir der Sünde Tod!

In melancholischen Anwandlungen kamen ihm oft Todesgedanken, wie denn überhaupt die Gegensätze zwischen Trauer und Lust sehr schroff bei ihm hervortraten. Zu seinen Sonderbarkeiten gehörte auch das System der Abmagerung, das er seit seinem Eintritt in Cambridge angenommen hatte. In der Furcht, zu wohlbeleibt zu werden, wozu er von Natur Anlage hatte, vereinfachte er seine Diät, unterzog sich den heftigsten Leibesbewegungen und nahm häufig warme Bäder. „Seit unserem letzten Beisammensein," schrieb er einem Freunde, „habe ich mich durch heftige Bewegung, viel Arznei und heiße Bäder von 14 Stein 6 Pfund auf 12 Stein 7 Pfund reduzirt. Zusammen habe ich 27 Pfund verloren. Bravo. Was sagen Sie?" Im nahen Southwall machte er öfters Besuche, und war dann besonders ergriffen, wenn einfache Balladen zum Pianoforte gesungen wurden. Obwohl er selber wenig Geschick als ausübender Musiker zeigte, so war doch sein Gemüth den Eindrücken der Musik jeder Zeit offen. Dieß, und die pünktliche Korrespondenz im Briefwechsel mit seinen Freunden bildete auch einen wesentlichen Zug seines Charakters. An seinen Jugendfreunden hing er stets mit aller Treue, was ihn jedoch nicht abhielt, zuweilen auch seine satyrische Laune über sie ergehen zu lassen. Denn für alles Lächerliche hatte er den schärfsten Blick, und die Kraft seiner Satyre mußten auch die Professoren von Cambridge erfahren. Als er die Universität verließ, ließ er in seiner Wohnung seinen jungen Bären zurück, damit dieser, wie er sich ausdrückte, bei der nächsten offenen Stelle eines Kollegienmitgliedes als Kandidat auftreten möchte.

Auf Zureden seiner Freunde hatte er eine Sammlung derjenigen Gedichte veranstaltet, die in vertrauten Kreisen Interesse erregten; sie erschienen 1807 unter dem Titel: „Stunden der Muße". Die Rezensenten fielen darüber her, und namentlich das Edinburg-Review unterwarf sie einer schonungslosen Kritik. Byrons Stolz war bis in das Innerste seiner Seele verwundet und sein Ehrgeiz schmerzlich gedemüthigt;

Digitized by Google

doch dauerte dieß Gefühl der Erniedrigung nur einen Augenblick. Bald erhob ihn der Angriff wieder zum vollen Bewußtsein seiner Kraft und die Schaam der Beleidigung ward verdrängt durch das stolze Gefühl einer sicheren Rache. Er erzählte später, daß an dem Tage, als er jene Kritik gelesen, er nach der Mittagstafel drei Flaschen Wein trank; daß aber nichts ihm Erleichterung verschaffte, als bis er seinem Unwillen in satyrischen Versen Luft gemacht, und daß er nach den ersten zwanzig Zeilen sich beträchtlich wohler gefühlt habe. Dann war aber seine Sorge mit kindlicher Liebe darauf gerichtet, die Empfindlichkeit der Mutter zu lindern, die den Angriffen auf seinen Ruhm hülfloser als er selbst ausgesetzt war, weil sie nicht dasselbe Gegengewicht in die Waagschaale werfen konnte. Lord Byrons Satyre erschien unter dem Titel: „Englische Barden und Schottische Kritiker"; er hatte sich furchtbar an seinen Rezensenten gerächt, dabei freilich auch manchen ehrenwerthen Mann angegriffen, was ihm nachher wieder leid that.

Er theilte nun seine Zeit zwischen den Zerstreuungen von London und Cambridge; in der Weltstadt gerieth er bald in schlechte Gesellschaft und stürzte sich in den Strudel des sinnlichen Vergnügens. Das beseligende Gefühl seiner kindlichen Unschuld war bald dahin geschwunden, und je mehr er den Mangel fühlte, desto mehr suchte er ihn durch Genüsse zu ersetzen, die ihn bald anekelten. „Es war eins der schmerzlichsten Gefühle," sagt er selbst, „zu fühlen, nicht mehr Knabe zu sein. Von dem Augenblicke an schätzte ich mich alt und nach meiner Ansicht ist das Alter nicht schätzenswerth. Ich machte mit großer Schnelligkeit Fortschritte im Laster, obgleich dieß nicht eigentlich mein Geschmack war." Die Mutter verstand es nicht, den stürmischen Sohn zu leiten, und sonst hatte er keinen Verwandten, der ihn unter seine Fittige hätte nehmen können.

Eine Zeit lang hauste er in Newstead-Abbey, wo er sich nach seinem Geschmack einrichtete. Sein Arbeitszimmer hatte die Aussicht auf den Garten, war mit antiken Büsten und einer gewählten Bibliothek geziert. Es hing darin noch seit alter Zeit ein vergoldetes Kruzifix und ein Schwert mit einer vergoldeten Scheide; zwei wohlpolirte Schädel standen in der Ecke des Zimmers auf fein gearbeiteten silbernen Gestellen. In der Vorhalle waren eine Menge von Thierstücken aufgehangen; auf der rechten Seite der Treppe logirte ein Bär, auf der linken Seite ein Wolf. Im Bedientenzimmer stand ein steinerner Sarg, der einen Vorrath von Fechthandschuhen und Rappieren enthielt. Der Weinkeller war mit den besten Weinsorten versehen. Für Maskeraden und sonstige gesellige Belustigungen waren aus einem Kleidermagazine verschiedene Mönchskleider angekauft worden; die Gäste saßen dann zuweilen in ihren Klosteranzügen bis tief in die Nacht hinein, tranken tüchtig Champagner und ließen den edlen Burgunderwein in einem zum Trinkgeschirr zugerichteten Menschenschädel herumgehen. Ein Gast Byrons berichtet in einem Briefe: „Ich, der ich gewöhnlich zwischen 11 und 12 Uhr auf-

Digitized by Google

stand, war jederzeit, selbst während meines Unwohlseins, der Erste in der Gesellschaft und wurde als ein Wunder des frühen Aufstehens betrachtet. Oft war es 2 Uhr vorüber, ehe die Frühstücksgesellschaft aufbrach. Dann unterhielt man sich für den Morgen mit Lesen, Fechten, Federballspiel, Stockfechten im großen Zimmer, mit Pistolenschießen in der Halle, Spaziergehen, Reiten, Ballspiel, Schiffen auf dem See, Spielen mit dem Bären und Abrichten des Wolfs. Zwischen 7 und 8 Uhr aßen wir zu Mittag und der Abend dauerte dann bis ein, zwei, auch drei Uhr." Byron wurde bei diesen Gelagen als „Abt" titulirt. Auch bei diesem wilden Treiben hatte er Stunden, wo er am liebsten allein war und nur mit seinem großen Newfoundländer Hunde, Namens Boatswain, verkehrte. Als er das treue Thier 1808 durch den Tod verlor, setzte er ihm ein Denkmal und verfaßte eine besondere Grabschrift.

Nachdem er des Aufenthaltes in den gothischen Hallen seines Schlosses allgemach überdrüssig geworden war, beschloß er, eine Reise nach Griechenland zu unternehmen; sein Freund Hobhouse, ein Mann von vielseitiger Bildung, begleitete ihn. Sie gingen zuerst nach Lissabon, wo sie eine Zeit lang verweilten; dann über den Bergrücken, der die Provinz Alentejo theilt, an die Ufer der dunkeln Guadiana und in die sonnigen Ebenen von Andalusien. Von Sevilla begaben sie sich nach Cadix, von wo sie sich auf einer englischen Fregatte nach Albanien einschifften, unterwegs Sardinien, Sicilien und Malta berührend. In Janina, der Hauptstadt Albaniens, wurden die Reisenden dem Ali Pascha von Janina vorgestellt, und von diesem mit der größten Auszeichnung empfangen. Byron erzählt von seiner ersten Audienz bei diesem Fürsten: „Ali Pascha sagte zu mir, er sei überzeugt, daß ich von hoher Geburt sei, da ich kleine Ohren, gelocktes Haar und kleine weiße Hände habe*), drückte mir sein Wohlgefallen über meine Person und Kleidung aus, und bat mich, ich solle ihn, so lange ich in der Türkei verweile, als seinen Vater betrachten; er sehe mich ganz als sein Kind an. Auch behandelte er mich wie ein Kind, denn er schickte mir wohl zwanzig Mal des Tags Sorbet, Früchte und Eingemachtes."

Die Berge Albaniens erinnerten Lord Byron an die Hügel von Morven, wie die bunte Tracht der Albanesen an die Hochschotten. Er wurde von den stets wechselnden Szenen des Neuen und Schönen in eine freudige Begeisterung versetzt, und dichtete während der Reise die ersten Gesänge seines berühmten Werkes: „Ritter Harolds Pilgerfahrt". Es war ein poetisches Tagebuch in großartigem Styl, in das er die empfangenen Eindrücke niederlegte. Mit einer Wache von 50 Albanesen setzte er seine Reise fort durch Akarnanien und Aetolien nach Morea.

*) Auf seine kleinen weißen Hände war L. Byron ganz besonders eitel. Er suchte, wie Leigh Hunt bemerkt, die Aufmerksamkeit durch Ringe auf sie zu ziehen. „Eine solche Hand hielt er fast für das Einzige, wodurch sich gegenwärtig noch ein Gentleman unterscheiden könne. Er ließ sich oft mit einem Schnupftuch sehen, in welches seine beringten Finger eingebettet lagen wie auf einem Gemälde."

Digitized by Google

In Athen ward sein Unwille auf's Aeußerste erregt, als er sehen mußte, wie die eigenen Landsleute, und namentlich Lord Elgin, den Ort seiner schönsten Zierden beraubt und manches Kunstdenkmal muthwillig zerstört hatten. Dafür ward Lord Elgin im „Harold" als der Herostratus der Neuzeit nach Gebühr gezüchtigt. Nach einem Aufenthalt von zehn Wochen ging's von Athen weiter nach Smyrna in Kleinasien, wo Byron mit dem Homer in der Hand die klassischen Gefilde Troja's durchwanderte. Auf der Reise nach Konstantinopel, bei den Dardanellen angelangt, unternahm er das kühne Wagstück und schwamm, ein zweiter Leander, von Sestos nach Abydos hinüber binnen einer Stunde und zehn Minuten. Er war nicht wenig stolz auf dieses Heldenstück, das ihm freilich ein Fieber zuzog. Doch dieß trug er gern, wenn man nur von ihm redete und sein Name gefeiert ward.

Indessen waren die Vermögensumstände daheim in eine große Verwirrung gerathen und Lord Byron mußte auf die Rückreise denken. An Mr. Dallas, dem er mit dem Ertrag mehrerer seiner Werke ein Geschenk machte, schrieb er den 28. Juni 1811: „Nach zweijähriger Abwesenheit (bis auf den Tag am 2. Juli, vor welchem wir nicht in Portsmouth anlangen werden), nehme ich meinen Weg nach England zurück. Ich komme mit wenig Aussicht auf häusliches Vergnügen, zugleich mit einem vom Fieber etwas angegriffenen Körper, indessen, wie ich hoffe, mit einem noch ungebrochenen Geiste. Meine Angelegenheiten scheinen beträchtlich verwickelt zu sein und es wird mit Advokaten, Kohlenhändlern, Pächtern und Gläubigern hinlängliche Geschäfte geben. Für einen Mann, der den Lärm so sehr wie einen Bischof haßt, ist dieß eine sehr ernste Sache." Als ihn Dallas in London besuchte, zeigte er diesem ein Gedicht, eine Paraphrase von Horazens „Kunst zu dichten", das er nun herauszugeben dachte. Jener wunderte sich, daß Lord Byron seine zweijährige Reise zu nichts Besserem benutzt habe, als zu solch einer Nachahmung. Da holte der Dichter noch seinen „Harold" hervor, von dem er aber nur eine geringe Meinung hatte, und nur mit Mühe gelang es den Freunden, die sich alsbald vom hohen Werth des Gedichts überzeugten, ihn zur Herausgabe desselben zu bewegen.

Der Erfolg war durchschlagend wie ein Blitz, aber nicht flüchtig, wie dieser, denn das Gedicht war voll hoher poetischer Schönheit; mit kühnen Pinselstrichen waren nicht nur treffend Länder und Leute gezeichnet, sondern selbst geschichtliche Ereignisse mit in die Darstellung verwoben; man fühlte den Sturm und Drang der welthistorischen Gegenwart heraus; und daß der Dichter seine eigene Person selber vorgeführt und geschildert hatte, erhöhte nur das Interesse an seinem Werke. Mit Einem glücklichen Wurf war sein Dichterruf fest gegründet, das Glück war über Nacht gekommen, wie der Autor selber sagte: „Ich erwachte eines Morgens und fand mich berühmt." Selbst die früheren Feinde des Autors begrüßten sein Gedicht mit Begeisterung; der Name „Lord

Digitized by Google

Byron" war in Aller Munde, der Dichter-Lord in den vornehmsten Zirkeln gesucht.

Doch es war ihm nicht vergönnt, sich nun friedlich in der aufgegangenen Glückssonne zu wärmen, und in der Heimath festen Fuß zu fassen. Von einer Wahrsagerin war ihm einstmals prophezeit worden, sein 27stes und 37stes Lebensjahr würden unglücklich für ihn sein. In seinem 27sten Jahre vermählte er sich mit Miß Milbank, der einzigen Tochter des Baronets Sir Ralph Milbank Noël, die seine Hand bereits früher ein Mal ausgeschlagen hatte. Gerade dieß hatte aber die Eitelkeit Byrons angeregt, so daß er sich vorgenommen hatte, sich durch neue Bewerbung zu rächen. In ähnlicher Weise mochte die Eitelkeit der Miß Milbank in's Spiel kommen, die, von strengsittlichen Grundsätzen, zwar immer ein gewisses Mißtrauen gegen den leichtsinnigen Lord gehegt hatte, doch nun der Versuchung nicht widerstand, den allgemein Gefeierten zum Manne zu haben. Es war von beiden Seiten ein unüberlegter Schritt, denn die Dame irrte sich sehr, wenn sie meinte, der junge Ehemann solle nun ausschließlich ihr huldigen und seine ganze freie Zeit ihr widmen. Schon das unabweisbare Bedürfniß, das den Dichter nach öfterer Einsamkeit verlangen machte, stand dem entgegen. In Nachdenken versunken, blieb Byron nach erfolgter Trauung noch auf den Knieen und mußte erinnert werden, sich zu erheben. Dann nannte er in seiner Zerstreuung die Neuvermählte noch „Miß", was auf die Angehörigen einen übeln Eindruck machte.

Dazu kam noch ein sehr fataler Umstand. Da das Gerede ging, Lord Byrons Gemahlin bringe ein reiches Heirathsgut mit, so meldeten sich nun auf Ein Mal alle Gläubiger, jeder Schuldenrest sollte nun bezahlt werden, und in das Haus des jungen Ehepaars wurden im Laufe des Jahres neun Mal Gerichtsdiener einquartiert, die sogar die Betten mit Beschlag belegten. Dieß Alles ertrug die Lady Byron mit Standhaftigkeit. Sie beglückte ihren Gemahl mit der Geburt einer Tochter. Aber bald nachher, in Folge eines über eine geringfügige Sache entstandenen Wortwechsels faßten beide Gatten den Entschluß, sich freiwillig von einander zu trennen. Dieß ward auch alsbald in's Werk gesetzt.

Doch nun erhob sich die öffentliche Meinung wider den „treulosen" Gatten, obwohl dieser keineswegs so schuldig war, als die Lästerzungen ihn ausschrieen. Es erschienen Spottgedichte auf Lord Byron, und selbst ehrenwerthe Damen konnten der Lust nicht widerstehen, beißende Verse auf den unglücklichen Dichter zu machen, der nun gereizt auch manche Aeußerungen that, die nicht geeignet waren, seine Gunst beim Publikum wiederherzustellen. Ergrimmt über das englische Volk und seine Einrichtungen beschloß er, dem Vaterlande auf immer den Rücken zu kehren; am 25. April 1816 verließ er England zum zweiten Mal.

Die Mutter war bald nach seiner Rückkehr von der ersten Reise gestorben, so plötzlich, daß er sie nicht einmal wiedersehen konnte. Aber merkwürdig, als so viel Ungemach auf ihn einstürmte und als sein häus-

Digitized by Google

liches Leben sich verfinsterte, schrieb er seine „Belagerung von Korinth" und die „Parisina", die kurz vor seiner zweiten Abreise erschienen. Wie ein genialer Verschwender hatte er während des kurzen Zeitraums einen Reichthum von Gedichten in's Publikum geworfen; außer und vor den beiden letztgenannten „die Braut von Abydos", „den Korsar", die „Ode auf Napoleon", „Lara", „hebräische Melodieen". „Es ist seltsam," bekannte er selber, „aber ein Hetzen und Ringen jeder Art erweckt die Schnellkraft meines Geistes, und macht mich jedes Mal zu dem, was ich sein muß." Er suchte in der Poesie die höhere Gerechtigkeit, jenen Schutz vor den Anfeindungen Anderer, ja vor seinen eigenen Gedanken und Empfindungen. Mit finsterem Groll und trüber Schwermuth blickte er auf das Land seiner Jugend zurück, wo nur wenige Freunde und nur eine Freundin, seine Halbschwester Auguste, ihm lebten.

Seine Reise ging dießmal zunächst nach Belgien; er besuchte das Schlachtfeld von Waterloo, wo „das Kaiserreich in Staub begraben" lag. Die schönen Rheingegenden entzückten ihn. Er schrieb an Mr. Murray, seinen Londoner Verleger: „Mein Weg durch Flandern und den Rhein entlang nach der Schweiz hat meine Erwartungen nicht allein erfüllt, sondern sogar übertroffen. Ich habe, die Heloise vor mir, das ganze Territorium von Rousseau durchstreift, und die Kraft und Genauigkeit seiner Schilderungen, und die Schönheit in ihrer wahren und treuen Darstellung hat einen unbeschreiblichen Eindruck auf mich gemacht. Meillerie, Clarens, Vevay und das Schloß von Chillon sind Plätze, von denen ich wenig sagen werde, weil Alles, was ich sagen könnte, doch bei Weitem nicht an das reichen würde, was der Betrachtende dabei empfindet." Am Genfersee wurde der dritte Gesang des Harold gedichtet, worin fast mit noch glühenderem Feuer, als in den ersten Gesängen, die Eindrücke der neuen Reise niedergelegt wurden und der Dichter sich ohne Maske nun selber als den abenteuerlichen Helden darstellte. In Coppet besuchte er Frau v. Staël, deren Bekanntschaft er bereits in England gemacht hatte. Als er in das Gesellschaftszimmer eintrat, soll eine der anwesenden Damen bei seinem Erscheinen ohnmächtig geworden sein, und eine andere wegen seines Hinkens geglaubt haben, daß Seine satanische Majestät selber in den Saal getreten wäre. Die Staël bot alle ihre Beredsamkeit auf, den Dichter zu bewegen, Schritte zur Aussöhnung mit Lady Byron zu thun; der Lord versprach es auch und versuchte eine Annäherung, aber vergeblich.

Auf andere Weise ward er durch das Zusammentreffen mit dem jungen „atheistischen" Dichter Shelley angeregt, dessen kühne Gedanken ihn fesselten, obwohl er nie ganz mit solch hohler und abstrakter Phantasie sympathisiren konnte; Byron blieb auch in seinen Verirrungen und Ueberschwenglichkeiten immer noch eine positive Natur und den Gottesglauben konnte ihm auch seine „Naturreligion" nicht gänzlich rauben. Sein dichterischer Genius war auf der Schweizerreise in höchster Thätigkeit. Die beiden ersten Akte des dramatischen Gedichtes „Manfred",

Digitized by Google

„der Gefangene von Chillon", traten hervor nebst den beiden sehr ernsten Gedichten „Finsterniß" und „der Traum", von denen das letztere ihm beim Schreiben manche Thräne kostete, da es wirklich die ergreifendste Schilderung „eines herumziehenden Lebens" ist. Auch jene Verse, „der Zauber" betitelt, die nachher ohne Weiteres in den „Manfred" geschoben wurden, entstanden in dieser Zeit — ein Herzenserguß nach dem letzten fruchtlosen Versuche der Versöhnung.

Im Oktober 1816 brach er aus der Schweiz auf nach Italien, und nahm seinen Weg über Mailand und Verona nach Venedig, wo er den Winter zubrachte; im folgenden Jahre machte er eine Reise über Florenz nach Rom und kehrte dann wieder nach Venedig zurück, ganz in dem wüsten ausgelassenen Leben der „lustigen italienischen Gesellschaft" sich austobend. Der originelle englische Lord machte bei den Italienern nicht geringes Aufsehen. Schon seine Reiseequipage war ziemlich sonderbar und lieferte der Dogana ein wunderliches Verzeichniß: sieben Bedienten, fünf Wagen, neun Pferde, ein Affe, ein Bullenbeißer und eine englische Dogge, zwei Katzen, drei Pfauen und einige Hennen machten seinen Haushalt aus; diese und alle seine Bücher, eine ziemlich große Bibliothek neuerer Werke (denn er kaufte alle die besten, welche herauskamen) zusammengenommen mit einer Menge Hausgeräth konnten wohl mit Cäsars Ausdruck „impedimenta" genannt werden.

Im Juni 1819 zog er nach Ravenna, und lebte dort mit der schönen Gräfin Guiccioli in einem sehr vertrauten Verhältnisse. Sie war in ihrem 16ten Jahre mit einem 60jährigen Manne, dem Grafen Guiccioli, vermählt worden; lebhaft, muthig, veränderlich, schien sie ganz für Byron geschaffen und nahm fast an allen seinen Vergnügungen und öfteren Seefahrten Theil. Als Byron, ohne Jemand ein Wort zu sagen, nach Ithaka gesegelt war, um die Heimath des Odysseus zu sehen, folgte ihm die Gräfin, von einem Knaben begleitet, trotz dem sehr stürmischen Wetter, auf einem leichten Fahrzeuge nach jener Insel, wo sie den flüchtigen Barden erreichte, der nicht wenig über ihre Unerschrockenheit erstaunte. Byrons Leben war ganz geeignet für das große Gedicht „Don Juan", das er nun hervorbrachte als einen außerordentlichen, aber auch traurigen Spiegel der leidenschaftlichen, wildaufgeregten Welt, in der er sich bewegte. Auch die „Ode auf Venedig", „der Mazeppa" und „Tasso's Klage" entstanden um diese Zeit.

Als die Grafen Gamba, Vater und Bruder der Gräfin Guiccioli, wegen carbonarischer Umtriebe aus Ravenna verbannt wurden, nahm Lord Byron die ganze Familie in seinen Schutz und ging mit ihr nach Pisa; als die Gamba auch dort nicht mehr sicher waren, führte sie Byron nach Genua. Trotz all den Wirren hatte er noch drei dramatische Dichtungen: „Kain", „Sardanapalus" und die „beiden Foscari" verfaßt, ohne daß ihn diese Werke befriedigt hätten. Seine Theilnahme an der „Befreiung Italiens" war erfolglos geblieben; nun faßte er den Entschluß, all' sein Vermögen und seine Kräfte der Sache Griechenlands

Digitized by Google

zu weihen, wo ein herabgekommenes, aber heldenmüthiges kleines Volk Unterstützung von Europa forderte. Im Frühling 1823 ward die Reise nach Griechenland in's Werk gesetzt. In Livorno ward er noch freudig von einem Gedicht Göthe's überrascht*), welches sogleich — der Eile willen in Prosa — beantwortet wurd e.

Byrons Antwort lautete:

Livorno, den 24. Juli 1823.

Verehrungswürdiger,

Ihnen nach Gebühr für Ihre mir durch meinen jungen Freund, Herrn Sterling, zugeschickten Verse zu danken, vermag ich nicht; und es würde mir nur schlecht anstehen, wenn ich mit dem Manne einen poetischen Tausch treiben wollte, der seit 50 Jahren der unbestrittene Gebieter der europäischen Literatur gewesen ist. Sie müssen daher meine herzlichen Danksagungen in Prosa — und noch dazu in eilig hingeworfener Prosa hinnehmen; denn ich bin jetzt auf einer abermaligen Reise nach Griechenland begriffen und von einem Wirrwarr und Getümmel umgeben, wovor selbst Dankbarkeit und Bewunderung kaum einen Augenblick dazu kommen können, sich auszusprechen. Ich segelte vor einigen Tagen von Genua ab, wurde aber durch einen Windstoß wieder zurückgetrieben; darauf stach ich wieder in See und bin diesen Morgen hier in Livorno angekommen, um einige Griechen, die mit dieser Gelegenheit in ihr kämpfendes Vaterland zurückkehren wollen, an Bord zu nehmen.

Hier habe ich auch Ihre Verse und den Brief des Herrn Sterling gefunden, und eine günstigere Vorbedeutung, eine angenehmere Ueberraschung hätte mir nicht zu Theil werden können, als ein eigenhändig geschriebenes Wort von Göthe.

Ich will wieder nach Griechenland gehen, um zu sehen, ob ich dort vielleicht einen geringfügigen Nutzen stiften kann; komme ich je zurück,

*) Göthe's Verse lauteten:

Ein freundlich Wort kommt eines nach dem andern*)
Vom Süden her und bringt uns frohe Stunden;
Es ruft uns auf zum Edelsten zu wandern,
Nicht ist der Geist, doch ist der Fuß gebunden.

Wie soll ich dem, den ich so lang begleitet,
Nun etwas Traulich's in die Ferne sagen?
Ihm, der sich selbst im Innersten bestreitet,
Stark angewohnt, das tiefste Weh zu tragen.

Wohl sei ihm doch, wenn er sich selbst empfindet,
Er wage selbst, sich hoch beglückt zu nennen,
Wenn Musenkraft die Schmerzen überwindet;
Und wie ich ihn erkannt, mög' er sich kennen.

*) Der englische Dichter hatte dem deutschen sein Trauerspiel „Werner" zugeeignet und wiederholt freundliche Grüße gesandt.



Digitized by Google

so will ich meinen Besuch in Weimar abstatten, um Ihnen die herzlichsten Huldigungen Eines von den vielen Millionen Ihrer Bewunderer darzubringen. Ich habe die Ehre, stets und innigst zu sein

Ihr gehorsamster

Noël Byron.

Nach zehn Tagen ging das Schiff bei Argostoli in Cephalonien vor Anker. Die Ankunft eines so berühmten Mannes erregte unter den Griechen sowohl wie unter den Engländern eine lebhafte Sensation, und namentlich die Landsleute wurden ganz bezaubert von dem freundlich offenen Wesen des Mannes, den sie sich als finstern Menschenhasser gedacht hatten. Die griechische Regierung gab dem Lord Byron den Wunsch zu erkennen, daß er unverzüglich nach Morea abgehen möchte; der Gouverneur von Missolunghi, Metaxa, bat ihn, zum Entsatz dieser Stadt herbeizueilen. Kolokotroni lud ihn ein zur Theilnahme am Kongreß von Salamis, und Maurokordato lag ihn an, sich nach Hydra zu begeben. Jede Partei wollte ihn in Beschlag nehmen und ihn zu ihrem Vortheil ausbeuten. Um sich über den Stand der Dinge aufzuklären, machte er sich ein Vergnügen daraus, die Agenten der verschiedenen Parteien zusammenkommen zu lassen; da ward ihm alsbald der gefährliche Zwiespalt des griechischen Volkes klar, der nicht gerade geeignet war, Hoffnungen auf einen glücklichen Erfolg des Aufstandes zu nähren. Doch Lord Byron ließ sich keineswegs abschrecken; er kannte die Griechen von früher her, hatte den traurigen Druck in der Nähe gesehen, unter dem sie schmachteten, wußte wohl, daß man in Hellas keine homerischen Helden suchen dürfte, vertraute aber auf den hingebenden Muth des armen Völkchens. Er vertheilte sofort ansehnliche Summen unter viele griechische Flüchtlinge zur Anschaffung von Kriegsbedürfnissen, und ging dann über Zante nach Missolunghi ab, das er am 4. Januar 1824 erreichte. Bei seiner Ankunft ward er mit freudiger Begeisterung empfangen; die Kanonen der Festung salutirten; der Prinz Maurokordato, alle Würdenträger, die Truppen und Bürger geleiteten ihn im festlichen Zuge zu seiner Wohnung.

Er errichtete sogleich eine Truppe von 500 Sulioten, die er bei dem beabsichtigten Sturme auf die Festung Lepanto mit dem jungen Grafen Gamba, der ihn begleitete, kommandiren wollte. Von der Regierung erhielt er sein offizielles Patent als Befehlshaber der Expedition. Trotzdem nun aber, daß er seine Sulioten aus eigenen Mitteln besoldete, stellten sie, von dem eifersüchtigen Kolokotroni aufgewiegelt, höchst unbillige Forderungen an den Lord. Sie verlangten, daß aus ihrer Mitte zwei Generäle gewählt würden; eine große Zahl (150) wollten gar nicht als Gemeine dienen. Zwar wurde dieser Zwiespalt bald ausgeglichen, aber auf Byrons Gemüth hatte der Vorfall sehr niederschlagend gewirkt. Ein lang anhaltendes Regenwetter hatte ihn an der gewohnten Leibes-

Digitized by Google

bewegung gehindert, sein Gemüth war verstimmt und es stellten sich plötzlich Krampfanfälle ein, die ernstliche Besorgniß erregten.

Kaum hatte sich sein Gesundheitszustand etwas gebessert, so zog er sich auf einem Spazierritt von Neuem durch eine Erkältung ein heftiges Katarrhalfieber zu. Ihm mußte wiederholt zur Ader gelassen werden, es stellten sich abwechselnd Ohnmachten und wilde Phantasieen ein; die Aerzte, die wenig verstanden, seine Umgebung, die in verschiedenen Sprachen redete und die Verwirrung vermehrte, machten den Kranken so ungeduldig, daß er auf die Fragen der Aerzte gar nicht mehr antworten wollte. Als er sein Ende nahe fühlte, sprach er: „Ich habe Griechenland meine Zeit, mein Vermögen, meine Gesundheit geopfert — und nun gebe ich ihm auch mein Leben hin! Konnte ich mehr thun?" In lichten Augenblicken gedachte er mit Rührung seiner Gemahlin und seiner Tochter. Am 18. April Abends 6 Uhr sagte er: „Jetzt will ich schlafen gehen!" wandte sich um, und blieb wie ohne Besinnung; am andern Morgen öffnete er die Augen noch einmal, schloß sie aber sogleich wieder, um sie nie mehr zu öffnen.

„Er starb — sagt Graf Gamba — in einem fremden Lande und unter fremden Menschen; aber mehr geliebt und aufrichtiger beweint hätte er nirgend werden können, wo er auch verschieden wäre. Die mit einer Art von Ehrfurcht und Begeisterung gemischte Anhänglichkeit, die er denen, die um ihn waren, einflößte, war so groß, daß nicht ein Einziger unter uns war, der für ihn nicht bereitwillig jeder Gefahr Trotz geboten hätte."

Sein Kammerdiener Fletcher, indem er den Todesfall in einem Briefe an Murray berichtet, sagt: „Entschuldigen Sie gütigst alle Mängel dieses Schreibens, denn ich weiß wirklich nicht, was ich sage oder thue; denn Mylord war mir seit den zwanzig Jahren, die ich bei ihm diente, mehr als ein Vater, und ich bin zu tief gebeugt, um jetzt einen genauen Bericht von jedem einzelnen Umstande geben zu können."

Ganz Griechenland trauerte; in der Nikolaikirche zu Missolunghi ward eine rührende Todtenfeier gehalten. Umgeben von seiner Brigade, von den Truppen der Regierung und der gesammten Volksmenge, auf den Schultern der Offiziere seines Korps, die gelegentlich von anderen Griechen abgelöst wurden, ward der köstlichste Theil seiner sterblichen Reste in die Kirche getragen, wo die Leichen des Marko Bozzari und des Generals Normann liegen. Da wurde der Sarg, eine roh zusammengefügte hölzerne Kiste, niedergesetzt; ein schwarzer Mantel diente statt des Leichentuchs; darüber ward ein Helm, ein Degen und eine Lorbeerkrone gelegt. Diesen einfachen Akt hätte keine Pracht feierlicher machen können, als er war. Das Elend und die Trostlosigkeit des Ortes selbst, die halbwilden Krieger rings umher, die nun schmerzlich fühlten, was für einen Wohlthäter sie verloren hatten, die traurigen Ahnungen, die auf jedem Antlitz zu lesen waren — Alles das trug dazu bei, eine tief ergreifende Szene zu bilden.



Digitized by Google

Die Leiche ward nach England gesandt und die Asche fand in dem Erbbegräbnisse der Ahnen ihre Ruhestätte, wo die Schwester, Freifrau Marie Auguste Leigh — hinter dem Altar der Kirche zu Hucknell — ihm auf weißer Marmortafel eine einfache Denkschrift setzte.

Lord Byron war an seinem fieberhaften Ehrgeize, der ihn ohne Unterlaß peinigte, zu Grunde gegangen, ohne den sittlichen Schwerpunkt eines praktischen Lebens gefunden zu haben.

Eine so übermächtige Phantasie, ein so heißes, übersprudelndes Gefühl, verbunden mit einer ebenso heftigen als schwankenden, durch die erste Erziehung falsch geleiteten Willenskraft und einem brennenden Durst nach Auszeichnung konnte kein in sich befriedigtes harmonisches Leben erzeugen; es mußten jene Kontraste entstehen von idealem Aufschwung, geistiger, ja sittlicher Erhabenheit und Zartheit des Herzens einerseits und von cynischer Gemeinheit, verzweiflungsvoller Abspannung und Kleinmüthigkeit andrerseits. Wie in Apriltagen begegnen sich liebliche Sonnenblicke von kindlichem Glauben und innigem Gottesgefühl mit kalten Hagelschauern des Zweifels und vermessener Auflehnung wider alles Höhere und Uebersinnliche. Die „Poesie der Zerrissenheit" hat in Lord Byron ihren glänzendsten Repräsentanten gefunden, aber das Gemüth erheitern und stärken, das Herz befriedigen vermag eine solche in der leidenschaftlichen Stimmung des Subjekts beruhende Dichtkunst nicht. Wohl aber kann sie dem gereiften Manne, indem sie in scharfen Lichtern und Schatten die Gegensätze des Lebens erkennen lehrt, einen tiefern Blick in die Natur und Menschenwelt eröffnen, und ihm Manches sagen, was nur in und mit der Leidenschaft gesagt werden kann.

Lord Byrons Poesie, mit der unsers Lenau verglichen, ist glänzender, hinreißender, pikanter; aber Lenau's Lyrik ist reiner, inniger, vollendeter. Byron war zu sehr Engländer, um eine Lyrik frei und rein hervor zu bringen, wie sie in Deutschland erblüht ist; er war wiederum zu sehr lyrisch, um als epischer und dramatischer Dichter die Mannigfaltigkeit des Lebens treu abspiegeln zu können. Auch Byron rettete sich wie Lenau in die Natur, wenn ihn das Menschenleben drückte, aber doch nur, um sich an ihrem Glanze, ihrer Kraft wieder aufzufrischen, aus einem egoistischen Triebe; Lenau suchte und fand in der Natur das Symbol für die Gemüthswelt des Denkers, und vermochte selbst die absterbende Natur zu lieben, weil er in ihr das Befreiende, Versöhnende und Beseligende des Todes erblickte. Wir finden bei Lenau eine größere Pietät vor der Idee. Auch er hat es zwar nicht vermocht, an der objektiven Gestaltung des Lebens sich zu betheiligen und aus dem Bann seiner Subjektivität herauszugehen; aber er ist frei geblieben von jenem maaßlosen Ehrgeiz und jener eiteln Effekthascherei des englischen Lord, dem zuletzt die Verherrlichung des eigenen Selbst doch der Götze war, den er anbetete.

Digitized by Google

## Walter Scott.*)

Als Mensch wie als Dichter bildet Walter Scott den entschiedensten Gegensatz zu Lord Byron. Wenn dieser, von der Gluth seiner Gefühle verzehrt, von der Macht seiner Phantasie fortgerissen, stets der Gewalt subjektiver Stimmung anheimgegeben war und nie den rechten Schwerpunkt des Lebens zu finden wußte: so sehen wir in Scott den von Kindheit an ruhig und sicher fortschreitenden, politisch und religiös, wissenschaftlich und künstlerisch in sich festgegründeten Mann, bei dem Alles nach Einem Ziele hin wirkt. Ausgestattet mit einer überreichen Phantasie ist sein Gedächtniß doch nicht minder stark, die Fülle des unaufhörlich auf ihn eindringenden Stoffes zu bewältigen und festzuhalten, und der kühle Verstand nicht minder thätig, das Mannigfaltige zu sondern und in die gehörigen Fächer zu schieben. Mit leichtester Erregbarkeit verbindet sich ein gesundes Phlegma, und ein glücklicher Humor weiß die schroffsten Gegensätze schnell auszugleichen. Scott ist wie Byron von früher Jugend an mit einem lahmen Fuße heimgesucht, aber dieses Uebel trägt nur dazu bei, seinen Fleiß, die Liebe zur stillen sinnenden Beschäftigung zu verdoppeln; es verstimmt ihn nicht, macht ihn nicht nervös, stört nicht die innere Harmonie, den ruhigen Fortschritt seiner Thätigkeit. Selten ist ein Dichter wohl so belesen gewesen, namentlich so in den alten Chroniken, Legenden und Sagen seines Vaterlandes erfahren, wie Scott; aber keinem ist auch die natürliche Romantik seines Landes und Volkes so zu Statten gekommen wie diesem schottischen Dichter, der in seinen Umgebungen, in den Bergen und Thälern Schottlands, in den Sitten ihrer Bewohner und ihrer geschichtlichen Vergangenheit einen noch unbenutzten jungfräulichen Boden für seine poetischen Schöpfungen fand. Indem er sich innig an Land und Leute, an das Nationale und Historische anschloß und das Naturwüchsige darin sich aneignete, blieb seine Romantik kerngesund, ward sie nicht von der „bleichen Reflexion" angekränkelt. In den gelungensten Romanen des Dichters erscheinen die Gedanken, welche ein Zeitalter bewegten, vollkommen verkörpert in den vorgeführten Charakteren, und diese sind historisch; nicht weil sie eine poetisch-aufgestutzte Geschichte liefern, sondern weil sie aus dem Geist der Geschichte, aus der Natur der Sitte und Volksindividualität heraus erschaffen sind. Die wirklichen Heroen der Geschichte hat der Dichter als echter Künstler nur im Hintergrunde gezeigt, als hohe Alpengipfel, welche die Aussicht auf die schöne Landschaft begrenzen,

*) Denkwürdigkeiten aus Walter Scott's Leben. Mit besonderer Beziehung auf seine Schriften. Nach Lockhart's Memoirs of the Life of Sir Walter Scott und den besten Originalquellen bearbeitet von Moritz Brühl. (5 Bdchen. Leipzig, 1839—40.) Vergl. Leben und Werke Walter Scott's. Nach Allan Cuningham ꝛc. von G. v. Krämer in der Brodhag'schen Ausgabe W. Scott's sämmtlicher Werke. Und Willibald Alexis in den Wiener Jahrbüchern der Literatur. 1821, XV.

Digitized by Google

aber er hat ihre ureigne Poesie zu sehr geachtet, um sie künstlerisch nachschaffen zu wollen. Es fehlt auch nicht an lieblichen Blüthen des Gefühls und zarten Früchten des Verstandes, aber sie sind keusch unter dem grünen Laube der Thatsachen verborgen. So ist Scott der Schöpfer und echte Repräsentant des historischen Romans geworden, der, nachdem die Zeit des Epos vorüber und der Roman an seine Stelle getreten, diesem eine neue Kunstform sammt der reichsten Quelle des Stoffes eröffnete. Was seinen Vorgängern nicht gelungen war: das Leben treu zu kopiren und doch der freien poetischen Schöpfung keinen Abbruch zu thun — das gelang ihm, der nicht wie Smollet und Fielding bloß das Glück und Unglück eines Erdensohnes vor unserem Auge entrollt, daß wir uns für die gelungene Darstellung des Privatlebens interessiren; sondern uns mit dem Privatleben seiner Helden vertraut macht, daß wir uns für die Zeit, Volksthümlichkeit, für eine historisch gewordene Natur und Sitte begeistern und davon ein treues Bild empfangen. Das Reinmenschliche tritt dabei keineswegs zurück; selbst die unbedeutendsten Charaktere gewinnen uns ein tiefes psychologisches Interesse ab, und die gemüthlichsten Darstellungen des inneren Lebens wechseln mit der objektiven oft allzu ausführlichen Darstellung des äußeren. Das Talent, zu beschreiben und zu schildern, war so groß, daß es freilich oft den Dichter selber mit fortriß und zuweilen in's Maaßlose verführte. Und doch mußte die Epik des Romans sich erst Bahn brechen durch die Lyrik der Romanzen und Balladen. An der Nachbildung von Bürgers „Lenore" und „wildem Jäger" versuchte sich zuerst des jungen Schotten poetische Kraft; dann trat sie selbstständig hervor in den „Balladen von Schottlands Grenze", im „Lied des letzten Minnesängers" und im „Mädchen vom See", welches letztere Gedicht besonders ihm reichsten Beifall erwarb, der den Dichter ermuthigte, diese Bahn zu verlassen, und auf einer neuen sich noch schönere Lorbeeren zu erwerben. Er begann mit außerordentlicher Fruchtbarkeit die große Reihe der „Waverley-Novellen", die seinen Namen weit über England hinaus im ganzen gebildeten Europa und Amerika gleich berühmt und beliebt machen sollten.

Wie nun Alles, was den vollendeten Mann und Dichter auszeichnete, schon im Kindes- und Knabenalter mit merkwürdiger Bestimmtheit als hoffnungsvoller Keim hervortrat: das erzählt uns Walter Scott selber in den unschätzbaren Fragmenten seiner Selbstbiographie, wovon wir nur einige Hauptzüge mittheilen, ihnen aber folgende Notizen vorausschicken.

Walter Scott wurde am 15. August 1771 zu Edinburg (als der älteste von 12 Geschwistern) geboren, wo sein Vater ein sehr geachteter Anwalt und Signetschreiber*) war. Seine Mutter, eine Tochter des

*) Die Writers of the Signet bilden in Edinburg eine eigene Klasse von Juristen, welche alle Schriften, die dem königlichen Gerichtshofe vorgelegt werden sollen, zu gegenzeichnen (kontrasigniren) haben.

Digitized by Google

Squire Rutherford, war durch hohe Tugend und besonderes Talent für die Dichtkunst ausgezeichnet; mehrere ihrer Gedichte wurden nach ihrem 1789 erfolgten Tode der Bekanntmachung würdig befunden. Sie nahm sich mit großer Sorgfalt der Erziehung und des Unterrichts ihres Erstgebornen an, zumal da dieser seiner anfänglichen Schwächlichkeit und einer Lähmung des rechten Fußes willen sich viel im Zimmer hielt. Walter brachte jedoch die erste Zeit seiner Kindheit theils auf Sandy-Knove, dem Landsitz seines Großvaters, theils in Seebädern zu, und erst im achten Jahre finden wir ihn im elterlichen Hause zu Edinburg, von welcher Zeit er also berichtet:

„Meine Beschäftigungen an Wochentagen waren sehr angenehm. Mein lahmer Zustand und öfteres Alleinsein hatten mich schon frühe zum Lesen angeleitet, und die Freistunden wurden gewöhnlich damit zugebracht, meiner Mutter Pope's Uebersetzung Homers vorzulesen, welche mit Ausnahme einiger Balladen und der Gesänge in Allan Ramsay's Immergrün, meine erste poetische Lektüre bildete. Meine Mutter hatte einen sehr guten, natürlichen Geschmack und tiefes Gefühl. Sie pflegte mich bei den Stellen pausiren zu lassen, welche großartige und edle Gesinnungen ausdrückten, und wenn sie meine Aufmerksamkeit auch nicht ganz von solchen Stellen abziehen konnte, die Schlachten und Gefechte beschrieben, so suchte sie dieselbe wenigstens in solchen Fällen zu theilen. Mein eigener Enthusiasmus wurde indessen vorzüglich durch das Wunderbare und Schauervolle geweckt — der gewöhnliche Geschmack der Kinder, doch bin ich in dieser Beziehung stets Kind geblieben. Ich lernte, ohne daß ich mich darum bemühete, leicht diejenigen Stellen auswendig, die mir gefielen; sagte sie dann auch wohl laut her, am liebsten wenn ich allein war, denn ich hatte bemerkt, daß einige Zuhörer über meine Redeübungen lächelten, und für das Lächerliche war ich damals empfindlicher als in späterer Zeit."

Nachdem Walter eine Zeit lang die lateinische Schule in Edinburg besucht hatte, wurde sein Gesundheitszustand wieder so bedenklich, daß sein Vater es für nöthig hielt, ihn abermals auf's Land und zwar dieß Mal nach Kelso zu seiner Tante, Miß Janet Scott, zu senden, wo er täglich bloß einige Stunden die Schule des Ortes besuchte. Auf diese Zeit bezieht sich folgende Notiz aus Scott's Selbstbiographie:

„Meine Kenntniß in der englischen Literatur nahm zu. Wenn ich nicht in der Schule sein mußte, verschlang ich begierig Geschichten, Gedichte, Reisebeschreibungen, wie sie mir ein günstiges Geschick zuführte, ohne alle Auswahl, da meine gute Mutter mich nicht mehr lesen hörte und der Lehrer es für eine Sünde hielt, ein profanes Gedicht oder Drama selber zu lesen oder seinen Zöglingen zur Lektüre zu empfehlen. Ich hatte indeß im Zimmer der Mutter, wo ich eine Zeit lang schlief, mehrere Bände von Shakespeare gefunden — und nicht leicht werde ich das Entzücken vergessen, das ich empfand, wenn ich im Hemd beim Schein des Kaminfeuers darin las, bis der Lärm der Familie, die vom

Digitized by Google

Souper kam, mich mahnte, daß es Zeit sei, in's Bett zurückzukehren, wo man mich schon seit neun Uhr vermuthete. Der Zufall führte mir jedoch auch einen poetischen Lehrer zu, nämlich den gütigen, vortrefflichen Dr. Blacklock, zu seiner Zeit als ein literarischer Charakter wohlbekannt. Ich weiß nicht, womit ich seine Aufmerksamkeit erregt hatte, aber bald war ich in seinem Hause ein häufiger und gern gesehener Gast. Der freundliche Mann öffnete mir die Schätze seiner Bibliothek, und so wurde ich auch mit Ossian und Spenser bekannt, die er mir empfahl. Beide versetzten mich in Entzücken, doch Spenser noch mehr als Ossian, dessen Wiederholungen ich früher überdrüssig ward, als von einem Jungen meines Alters zu erwarten gewesen wäre. Den Spenser hätte ich immer lesen können. Zu jung noch, um mich um die Allegorie zu kümmern, nahm ich alle die Ritter und Damen und Drachen und Riesen buchstäblich, und Gott nur weiß, wie wohl mir war, mich in solcher Gesellschaft zu befinden. Da ich stets mit vollkommener Leichtigkeit diejenigen Verse im Gedächtniß behielt, die mir besonders zusagten, so konnte ich eine Menge von Spensers Stanzen rezitiren. Jedoch war mein Gedächtniß ein gar launiger Bundesgenosse und operirte Zeit meines Lebens stets auf eigene Hand. Es behielt mit größter Treue eine Lieblingsstelle aus einem Gedichte, oder ein Liedchen aus irgend einem Theaterstücke und vor Allem eine volksthümliche Ballade; aber Namen, Daten und das übrige Technische der Geschichte entfielen mir auf die traurigste Weise.

„Ich verließ die höhere Schule, ausgerüstet mit einer großen Masse allgemeiner Kenntnisse, die, im Grunde schlecht geordnet und ohne System aufgegriffen, doch in meinem Gemüthe tiefe Wurzeln geschlagen hatten — was ich gerade bedurfte, hielt meine Kraft der Association und des Gedächtnisses stets bereit, übergoldet, wenn ich so sagen darf, von einer lebhaft arbeitenden Phantasie. Standen meine Studien in Edinburg unter keiner Leitung, so war dieß, wie man leicht denken kann, auf dem Lande noch weniger der Fall. Ein respektabler Lesezirkel, eine Leihbibliothek von altem Datum, und einige Privatbibliotheken lieferten mir das ungeordnete Material für meine Lektüre, und ich watete im Strome gleich einem blinden Manne. Mein Bücherappetit war ebenso umfassend und grenzenlos, als unersättlich, und ich habe seitdem nur zu oft schon Gelegenheit gefunden zu bemerken, daß Wenige je so viel und so zwecklos lasen. —

„Vor Allem muß ich erwähnen, daß ich in jener Periode zuerst mit Bischof Percy's „Reliquien alterthümlicher Poesie" bekannt wurde. Von Kindheit an auf Legenden dieser Art erpicht, hatte ich meine Neigung doch nur selten befriedigen können, weil die in meinem Besitz befindlichen zu roh und ungeordnet waren. Man kann sich daher wohl denken — denn beschreiben läßt es sich nicht — mit welchem Entzücken ich sah, daß Poesieen, die meine Kindheit ergötzten, nun des Kommentars und der ernsten Untersuchung eines Herausgebers würdig erachtet wurden, der poetisches Genie genug besaß, um das Erhaltungswerthe in's gün-

Digitized by Google

stigste Licht zu setzen. Ich entsinne mich noch ganz wohl des Ortes, wo ich diese Bände zum ersten Mal las — es war unter einem dicken Platanenbaume. Der Sommertag verflog so schnell, daß ich, der gesunden Eßlust eines 13jährigen Knaben ungeachtet, die Zeit des Mittagsessens versäumte, bis man mich nach längerem Suchen mit dem geistigen Mahle beschäftigt fand. Lesen und Behalten war zu jener Zeit eins und dasselbe, und sofort überfluthete ich meine Schulkameraden und alle, die mich anhören wollten, mit tragischen Vorträgen aus den Balladen des Bischofs Percy. Und als ich bald darauf ein paar Schillinge zusammenbringen konnte, kaufte ich mir ein Exemplar des vielbeliebten Buches, und ich glaube nicht, daß ich je ein Werk mit so großem Enthusiasmus gelesen habe.

„In diese Zeit fällt auch, wie ich mich deutlich erinnere, das Erwachen jenes entzückenden Gefühls der Schönheit der Natur, welches mich seitdem nie verlassen hat. Die Nachbarschaft von Kelso, dem schönsten Dorfe in ganz Schottland, ist ganz vorzüglich geeignet, solche Ideen zu erwecken; diese Landschaft ist reich an Gegenständen, die nicht bloß großartig an sich, sondern auch ehrwürdig in ihren Beziehungen sind. Das Zusammentreffen zweier prächtiger Flüsse, des Tweed und des Teviot — beide berühmt in Gesängen — die Ruinen der alten Abtei, die entfernteren Spuren vom Schloß Roxburg, das moderne Herrenhaus Fleurs, welches zugleich an alte Baronengröße erinnert — sind an sich selbst Punkte von höchster Schönheit, jedoch mit so vielen andern minder hervorstechenden Schönheiten vermengt, daß sie in ein großes allgemeines Gemälde harmonisch zusammenfließen und mehr durch ihren Totaleindruck als in ihrer Vereinzelung gefallen. Die romantischen Gefühle, welche ich als vorherrschend in meinem Gemüthe geschildert habe, vereinigten sich auf die natürlichste Weise mit der grandiosen Physiognomie der Landschaft, die mich umgab; die historischen Erinnerungen oder überlieferten Legenden, die sich daran knüpften, gaben meiner Bewunderung ein tiefes Gefühl von Ehrfurcht, so daß mir zuweilen war, als müßte mein Herz die enge Fessel des Busens sprengen. Von dieser Zeit an wurde die Liebe zur Naturschönheit, besonders wenn sie mit alten Ruinen oder Ueberbleibseln von der Pietät und dem Glanz unsrer Väter verbunden ist, eine unersättliche Leidenschaft."

Dieselbe „Leidenschaft für die Romantik" bestimmte den angehenden Jüngling, als er 1783 nach Edinburg zurückkehrte und in's Kollege eintrat, die italienische und spanische Sprache zu erlernen, wozu auch bald das Deutsche und Französische kam. Der Vater hielt es für das Beste, seinen Sohn zuvörderst bei ihm eine förmliche Lehrzeit als Signetschreiber durchmachen zu lassen, und so betrat denn der junge Romantiker die beiden Jahre 1785 und 1786 „die trockene und unfruchtbare Wildniß des Formel- und Schriftwesens". „Ich kann mir nicht vorwerfen," erzählt Scott, „ein gänzlich unnützer Lehrling gewesen zu sein. Zwar war mir das Mechanische der Büreauarbeiten zuwider und das

Digitized by Google

beständige Eingesperrtsein verabscheuete ich gänzlich; aber ich liebte meinen Vater und fand meinen Stolz und mein Vergnügen darin, mich ihm nützlich zu machen. Außerdem war ich ehrgeizig, und unter meinen Gefährten war das einzige Mittel, Auszeichnung zu erlangen, anstrengend und gut zu arbeiten. Auch versöhnten mich andere Umstände mit meiner Gefangenschaft: das Kopirgeld lieferte einen kleinen Fond für die menus plaisirs der Leihbibliothek und des Theaters, und dieß war kein schwacher Sporn zum Arbeiten. War ich einmal am Ruder, so konnte gewiß Niemand es fleißiger handhaben, und ich erinnere mich, über 120 Folio-Seiten*) geschrieben zu haben, ohne daß ich mich des Essens oder der Ruhe wegen unterbrochen hätte. Auch wurden die Büreauſtunden dadurch um Vieles erträglicher, daß mir die freie Wahl meiner Lektüre blieb und ich nach meiner eigenen Manier ungestört lesen durfte, d. h. ich fing oft am Ende oder in der Mitte des Buches an. Ein verstorbener Freund, der zugleich mit Lehrling war, äußerte oft sein Erstaunen darüber, daß ich nach einem solchen Sprung- und Hupflesen eben so viel vom Buche wußte als er, der es doch in größter Ordnung durchgelesen hatte. Mein Pult enthielt gewöhnlich einen Vorrath der ungleichartigsten Werke, besonders Phantasiestücke jeder Gattung, denn diese gewährten mir das höchste Entzücken. Novellen las ich mit Auswahl, Familienerzählungen u. dergl. mochte ich nicht; doch Alles, was abenteuerlich und romantisch war, verschlang ich ohne nähere Prüfung und Auswahl, und ich glaube wirklich, von diesem Zeuge ebenso viel als irgend ein Zeitgenosse gelesen zu haben. Alles, was auf die irrende Ritterschaft Bezug hatte, war mir besonders willkommen, und bald versuchte ich nachzuahmen, was in so hohem Grade meine Bewunderung erregte. Meine Versuche waren indeß eher in der Manier des Erzählers als des Barden gehalten.

„Am Schlusse der achtziger Jahre begannen die eigentlichen juristischen Studien. Ein kleines, nettes Zimmer ward mir im Hause meines Vaters eingeräumt, und ich trat in den ausschließlichen Besitz meines neuen Reiches mit den so süßen Gefühlen der Neuheit und Freiheit. Mein Freund Clerk und ich hatten es uns zur Regel gemacht, an jedem Morgen, den Sonntag ausgenommen, einen gewissen Punkt der Gesetzeslehre für das Examen in's Klare zu bringen, und uns darüber selber gegenseitig zu prüfen. Unser Examen sollte wechselsweise in dem Hause des Einen oder Andern Statt finden, aber bald zeigte sich's, daß mein Freund seine Stunde verschlief. So ließ ich mich willig finden, jeden Morgen zu ihm zu kommen; aber er wohnte zwei englische Meilen von mir entfernt! Doch mit großer Pünktlichkeit schlug ich jeden Morgen um 7 Uhr Lärm, und so arbeiteten wir uns im Laufe zweier Sommer auf katechetische Weise durch Heineccius Analysis der Institutionen und Pandekten und durch Erskine's Institutionen des schottischen Gesetzes.

*) Werden wohl keine enggeschriebenen und ungekochenen gewesen sein.

Digitized by Google

Diese Methode des Studirens setzte uns in den Stand, mit Ehren die gewöhnlichen Prüfungen zu bestehen, welche jeder Rechtskandidat durchmachen muß, ehe er Advokat werden kann."

Am 11. Juli 1792 ward Walter Scott mit der Robe bekleidet und begann in Gemeinschaft mit seinem Freunde Clerk noch in selbigem Jahre die regelmäßigen Besuche des Gerichtshofes. Nach und nach „schmuggelte er sich in solche Theile des Geschäfts ein, als durch die Konnexionen eines Writer of the signet am füglichsten zu erreichen waren." Eine Advokatenlaufbahn ist mühsam, und bevor es ihm vergönnt war, als Anwalt zu glänzen, hatte er einen andern Ruhm errungen: der beste Geschichtenerzähler unter seinen Kollegen zu sein. Diese hatten eine Gesellschaft gebildet, welche — für jene Zeitepoche charakteristisch genug — der „Berg" hieß. In diesem literarischen Klub hatte jedes Mitglied seinen besondern Namen; Scott ward Duns Scotus, Clerk der „Baronet" genannt. Letzterer erzählt, daß, als er eines Morgens eine um Scott versammelte Gruppe in konvulsivischem Lachen fand, und merkte, daß ihm Duns Scotus mit einer guten Anekdote zuvorgekommen sei, die er ihm doch unter vier Augen den Abend zuvor erzählt habe, er sich gegen Scott beklagte und ihm vorwarf, die Geschichte nicht allein gestohlen, sondern auch noch verändert zu haben. Darauf habe aber Scott geantwortet: „Je nun, so macht's der Baronet doch immer! Stets behauptet er, ich änderte seine Histörchen, während ich ihnen doch nur einen dreieckigen Hut aufstülpe und einen Stock in die Hand gebe, damit sie fähig werden, in Gesellschaft zu gehen."

Im Jahre 1792 wurde auch noch kurz vor Weihnachten die deutsche Stunde eingerichtet, an der fast alle Mitglieder des „Berges" Theil nahmen. „Die literarischen Personen Edinburgs — schreibt Walter Scott — wurden endlich aufmerksam auf das Dasein von Geistesprodukten in einer Sprache, die, mit der englischen verwandt, von gleicher männlicher Kraft des Ausdrucks ist; sie erfuhren zu gleicher Zeit, daß der Geschmack, welcher jene deutschen Schöpfungen hervorrief, ebenso nahe dem englischen verwandt sei, als die Sprache, worin sie geschrieben. Diejenigen, welche von Jugend auf gewöhnt waren, Shakespeare und Milton zu bewundern, wurden endlich mit einem Geschlecht von Poeten bekannt, die der gleiche schwindelnde Ehrgeiz beseelte, die flammenden Grenzen des Universums zu erspähen, die Reiche des Chaos und der ewigen Nacht zu ergründen (!); mit Dramatikern, welche, die Pedanterie der drei Einheiten verachtend, danach strebten, auf den Bretern — selbst auf Kosten gelegentlicher Unwahrscheinlichkeiten und Uebertreibungen — das Leben in seinen wildesten Gegensätzen darzustellen und in aller grenzenlosen Verschiedenheit der Charakterzeichnung. Auch die Erzählungen voller Fiktion, die Balladenpoesie und andere Zweige dieser Literatur erregten in hohem Grade die Aufmerksamkeit der englischen Literaten, und namentlich mußte zu Edinburg die frappante Aehnlichkeit zwischen dem deutschen und niederschottischen Dialekte die jungen Leute ermuthigen,

Digitized by Google

an der neu entdeckten Literaturquelle sich zu laben." Ihr Lehrer im Deutschen war Dr. Willich, der sich aber vergebens bemühete, in seinen Schülern Sympathie für „die kränkliche Monotonie" und die „affektirten Entzückungen" von Geßners „Tod Abels" zu erwecken. Dagegen wandten sich Einige zu den philosophischen Abhandlungen Kants, Andere zu den Dramen von Schiller und Göthe.

Im Sommer des Jahres 1793 machte Scott einen für ihn bedeutungsvollen Ausflug in's schottische Hochland, wo er mit Bewunderung und Freude zum ersten Mal sich jener Bilder freuete, die er später so gut in seinen Romanen zu zeichnen verstand. Auf den bedeutendsten Familiensitzen seiner Genossen „vom Berge" nahm er einen bald längeren, bald kürzeren Aufenthalt, und als er von dieser Reise zurückkehrte, fand er in Jedburg zum ersten Mal Gelegenheit, als öffentlicher Vertheidiger in einem kriminellen Rechtsfalle aufzutreten, bei dessen Abschluß er die Genugthuung hatte, „einem alten Wild- und Schafdiebe durch einige Maschen des Gesetzes durchschlüpfen zu helfen."

Im Herbst des folgenden Jahres (1794) kam eine Dame nach Edinburg auf Besuch, die in einer Gesellschaft William Taylors Uebertragung von Bürgers „Lenore" vorlas. Scott wurde davon sehr aufgeregt; er hatte nichts Eiligeres zu thun, als sich das deutsche Original zu verschaffen, das er mit Entzücken las. Sogleich begann er die Uebersetzung und stand nicht eher vom Schreibtisch auf, als bis er sie vollendet hatte. Er las sie den Freunden vor in einem sehr leisen, feierlichen Tone; sein ganzes Gemüth war von dem Gedichte erfüllt. Bald darauf hatte er die Freude, seine Uebersetzung der „Lenore" und des „wilden Jägers" gedruckt in einem dünnen Quartbändchen herausgeben zu können; seinen Namen hatte er jedoch nicht genannt. Sein Exemplar von Bürgers Werken hatte er einer Verwandten, der jungen Frau Scott von Harden, Tochter des Grafen Brühl (früheren sächsischen Gesandten am englischen Hofe) zu verdanken, die, vollkommen mit der deutschen Sprache und Literatur vertraut, ihn noch mit andern deutschen Klassikern und Adelungs Wörterbuche versah, und durch ihr treffendes Urtheil viel zu seiner ästhetischen Bildung beitrug. Dankbar äußerte sich Walter Scott nachher, daß sie die erste Frau aus der wirklich höhern Welt gewesen, die sich seiner angenommen habe; daß sie von den Vorrechten ihres Geschlechts und Standes mit der gewinnendsten Güte Gebrauch machte, daß sie ihn in tausend Kleinigkeiten zurechtwies, welche sonst Niemand zu rügen sich die Mühe genommen hätte, und daß sie überhaupt für ihn that, was nur eine elegante Frau für einen jungen Mann thun kann, der seine Jugendjahre in engen Kreisen der Provinz verlebt hatte. Frau Scott von Harden äußerte sich ihrerseits: „Als ich zum ersten Mal Sir Walter sah, war er ungefähr vier- oder fünfundzwanzig Jahr alt, sah aber viel jünger aus. Er schien schüchtern und linkisch; aber schon von vorn herein waren in seiner Konversation solche Funken eines höheren Geistes und Verstandes, daß ich erstaunt war, als

Digitized by Google

unsere Bekanntschaft ein wenig älter wurde, mit einem Manne von Genie mich im Gespräch zu finden. Er war sehr bescheiden und zeigte seine kleinen Piècen, offenbar ohne daran zu denken, daß sie eine besondere Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen berechtigt seien. Nichts war natürlicher und gutmüthiger als die Art, wie er meine Winke aufnahm, wenn er am Englischen etwas stutzig wurde. So fällt mir bei, wie er einmal über sich selbst lachte, als ich ihn darauf aufmerksam machte, daß die „kleinen zwei Hunde" (the little two dogs) in einigen seiner Verse einem englischen Ohre nicht gefielen, das gewöhnt sei, an die „zwei kleinen Hunde" (the two little dogs).

Obwohl die näheren Freunde Scott's seinen Uebersetzungen (auch Göthe's „Erlkönig" ward bald nachher in's Englische übertragen) viel Beifall zollten, wurden sie doch vom Publikum nicht eben beachtet, was übrigens den guten Humor des angehenden Dichters nicht störte, der sich immer mehr zu seinem Vortheil als Reiter und heiterer Gesellschafter hervorthat, auch im Jahr 1797 als Adjutant eines Kavallerieregiments von Freiwilligen der Grafschaft Mid-Lothian erschien. Im Sommer desselben Jahres, während der Gerichtsferien, unternahm Scott einen Ausflug nach den englischen Seen in Begleitung seines Bruders Johann und seines Freundes Fergusson. Als er mit letzterem eines Tages in der Nähe des Brunnenortes Gilsland spazieren ritt, trafen sie plötzlich eine junge Dame zu Pferde, welche keiner von beiden früher bemerkt hatte, und deren reizende Gestalt die Herren so fesselte, daß sie ihr von fern folgten, bis sie die Ueberzeugung erlangt hatten, die junge Dame gehöre wirklich zu der Gesellschaft in Gilsland. Denselben Abend war ein Ball daselbst, für den Scotts Bruder und Fergusson ihre hochrothe Uniform der Edinburger Freiwilligen anlegten. Die Reisenden wetteiferten, der Schönheit vom Morgen zuerst vorgestellt zu werden; die uniformirten Gefährten genossen des Vortheils, mit der schönen Fremden zu tanzen, doch Freund Walter war so glücklich, sie zum Souper zu führen — und damit begann seine Bekanntschaft mit Charlotte Margarethe Charpentier, engl. Carpenter, die er so lieb gewann, daß er bald darauf um ihre Hand anhielt, die ihm auch nicht verweigert wurde. Sie war die Tochter eines französischen Emigranten aus Lyon und stand unter Vormundschaft des Marquis von Downshire; als Protestantin getauft und erzogen, von lebhaftem Geist, klarem Verstande und heiterer Lebenslust, war sie ganz für Walter Scott geschaffen, der in ihr eine sehr tüchtige Hausfrau und würdige Lebensgefährtin erhielt. Noch im Dezember des Jahres 1797 ward die Hochzeit gefeiert. Im folgenden Jahre kaufte sich Scott ein Haus zu Edinburg, verlebte aber den Sommer auf einem reizend gelegenen Landhäuschen, das er für einige Jahre gemiethet hatte. Dem Einfluß der Familie gelang es, daß Scott im Jahre 1799 zum Sheriff der Grafschaft Selkirk erwählt wurde, mit einem Gehalte von 300 Pfund Sterling. In seiner richterlichen Eigenschaft entwickelte er einen bewundernswürdigen Scharfsinn, ja die größte

Digitized by Google

Schlauheit, wenn es darauf ankam, die Angeklagten und Zeugen auszuforschen und das Wahre aus dem Gewirr der widerspruchsvollen Aussagen zu scheiden. Aber der Romantiker verleugnete sich auch hier nicht, denn der sonst so gerechte Mann nahm stets Partei für die Wildschützen und Schmuggler. Seinen vertrauteren Freunden war es übrigens längst kein Geheimniß mehr, daß die Jurisprudenz ihn nur halb beschäftigte, denn oft fanden sie bei seinen Akten die Skizzen von Erzählungen und Gedichten, zu denen er bei jeder Gelegenheit übersprang.

Auf die Uebersetzung von Göthe's „Götz von Berlichingen" folgte die Herausgabe einiger trefflicher Balladen in den Wundergeschichten („Tales of Wonder") von Lewis, sodann das erste größere Werk, das auch die verdiente Aufmerksamkeit erregte: die „Balladen von Schottlands Landgrenze" (The Minstrelsy of the Scottish Border) in einer prachtvollen Ausgabe von drei Bänden. Die geistreichen und belehrenden Anmerkungen, womit der Herausgeber die Sammlung schmückte, waren nicht minder anziehend als die Balladen selbst, zu deren Sammlung und Aufzeichnung Walter Scott in die entlegensten Thäler und zu den armseligsten Schäferhütten gewandert war. Namentlich mußten ihm die alten Leute erzählen und singen, und sein starkes Gedächtniß faßte Alles schnell und sicher auf.

Er erhielt zwar die erste Stelle am Sessionshof, aber der günstige Erfolg seiner Arbeiten bestärkte ihn in seinem Entschluß, sich vorzugsweise der Literatur zu widmen, zumal da er nach dem Tode seines Vaters der lästigen Advokatenarbeiten ledig wurde, die er nur aus Rücksicht übernommen hatte. Sein erstes Gedicht, womit er als selbstständiger Dichter hervortrat, war „das Lied des letzten Minnesängers" (Lay of the last Minstrel), das in Schottland mit wahrer Begeisterung aufgenommen wurde und alle öffentlichen Blätter mit dem Lobe Scott's erfüllte. Bald darauf folgte ein neues Gedicht „Marmion", eine Erzählung aus der Schlacht von Floddenfield, das dem Dichter noch allgemeineren Ruhm erwarb, obschon es nicht die lyrische Kraft des Minstrels hatte. Als er im Jahre 1809 mit seiner Gemahlin London besuchte, ward er mit den schmeichelhaftesten Huldigungen überrascht, die aber weder seine Bescheidenheit noch Besonnenheit störten. „Alles das" — pflegte er zu sagen — „ist sehr schmeichelhaft, ist sehr höflich; und wenn es die Leute unterhält, mich alte Geschichten erzählen oder lebendigen jungen Mädchen und gähnenden Matronen ein Pack Balladen vortragen zu hören, so kann man ihnen leicht den Gefallen thun, und es wäre sehr unhöflich, etwas zu versagen, was so wohlfeilen Kaufs gegeben werden kann." Speiste er mit Freunden und fand fremde Gesichter, so war seine gewöhnliche Frage: „Nun, soll ich heute den Löwen spielen? Ich will brüllen, wenn Sie wollen, wie Sie's nicht besser verlangen können." Er bot dann auch wirklich alle seine unnachahmlichen Talente der Unterhaltung auf, und lachte über sich selbst, wenn die Gäste fort

Digitized by Google

waren, die Worte aus Shakespeare's Lustspiel citirend: „Doch wisse, daß ich Snug, der Schreiner, bin, kein stolzer Löwe" 2c.

Im folgenden Jahre (1810) erschien Scott's schönstes Gedicht: „das Mädchen vom See" (the Lady of the Lake), das stürmischen Beifall erhielt, besonders wegen der unübertrefflichen naturgetreuen Schilderung der Sitten und Gebräuche der Hochschotten, der frischen glänzenden Farbe der Naturschilderungen und des ebenso zarten als eindringlichen Styles willen.

Der reiche Ertrag seiner Werke setzte den fleißigen Autor in den Stand, sich ein kleines Landgut nahe bei der Abtei Melrose zu kaufen, dem er den Namen „Abbotsford" gab. Es lag am Ufer des Tweed in einer höchst romantischen Gegend, und war selber, wie ein geistreicher französischer Reisender sagte, ein „Roman von Schutt und Ruinen". Sein neuer Besitzer machte aber treffliche Gartenanlagen, baute nach Innen und Außen und schuf einen höchst gemüthlichen Herrensitz, dessen Einrichtung ihm allmählig freilich die große Summe von 60,000 Pfund Sterling kostete. Trotz dem unruhigen, mannigfach bewegten Leben in der ersten Zeit der Uebersiedelung ward der Umgang mit den Musen doch nie vernachlässigt; doch blieben die folgenden Gedichte mittelmäßig. Da fiel ihm wieder ein altes Manuskript von einer angefangenen Novelle „Waverley" in die Hände; er las das Fragment mit großem Interesse und beschloß, einen vollständigen Roman daraus zu schaffen. Die Arbeit dauerte auch gar nicht lange, aber der Verfasser wollte aus seiner neuen Richtung vorläufig noch ein Geheimniß machen und gab sein Werk seinem Freunde Ballantyne, der es dem Buchhändler Constable mittheilte. Dieser erkannte bald, von welcher Feder die neue Schöpfung herrühren möchte, und bot sogleich 700 Pfund Sterling für den Verlag. Scott ließ antworten, daß dies zu viel sei, wenn der Erfolg nicht den Erwartungen entspräche, aber zu wenig, wenn der Roman Glück machte. Autor und Verleger einigten sich also, den Gewinn zu theilen. Im Jahre 1814 erschien „Waverley, or t'is sixty years ago" („so war es vor 60 Jahren"), und die Aufnahme übertraf alle Erwartungen des Verfassers, dessen Namenlosigkeit noch mehr das Interesse erhöhte. Mehr Sittengemälde als Roman, ist Waverley in der vollendeten Sittenschilderung die ausgezeichnetste Novelle Scott's. Die Charaktere sind so meisterhaft gezeichnet, der Dichter weiß das Herz und die Phantasie des Lesers so zu erregen, daß bei der größten Einfachheit der Darstellung die Entwicklung immer spannender wird, und die ästhetische und stoffliche Wirkung sich vollkommen durchdringen. Mit gewohnter Bescheidenheit äußerte sich Scott: „Ohne mir einzubilden, den Geist, das Gefühl und die bewunderungswürdigen Charakterschilderungen in den Schriften meiner Freundin Miß Edgeworth zu erreichen, glaubte ich doch auch den Versuch machen zu dürfen, etwas der Art über Schottland zu schreiben, wie sie es über Irland that; und ich hoffte das, was meinem Talente fehlte, durch meine Kenntniß des Landes, seiner Geschichte und

Digitized by Google

der Sitten und Gebräuche der Einwohner ersetzen zu können." Gleich nach dem Erscheinen des Waverley hatte er, mit neuen Plänen beschäftigt, eine Reise nach den Shetlands-Inseln unternommen; wie freute er sich nun, als er zurückkehrte, und seinen ersten Roman „auf der höchsten Stufe der Volksthümlichkeit" fand! Es fehlte natürlich nicht an vielen Versuchen, dem Autor das Geheimniß zu entreißen, das nur im Besitz von etwa zwanzig Personen war; aber es gelang nicht.

Billig erstaunt man über die riesenmäßige Thätigkeit, mit der Walter Scott jedes Jahr einen neuen, zuweilen selbst zwei Romane an's Licht brachte! Es erschien:

1815 Guy Mannering oder der Sterndeuter;
1816 der Antiquar und der schwarze Zwerg;
1817 der Todtengreis (dein Presbyterianer);
1818 Robin der Rothe und das Herz von Mid-Lothian;
1819 die Braut von Lammermoor und die Legende von Montrose;
1820 Ivanhoe, das Kloster und der Abt;
1821 Kenilworth;
1822 der Pirat und Nigels Schicksale;
1823 Peveril vom Gipfel und Quentin Durward;
1824 St. Ronansbrunnen und Redgauntlet;
1825 die Verlobten und Richard Löwenherz (die Kreuzfahrer);
1826 Woodstock;
1827—1828 die Chronik von Canongate;
1829 Anna von Geierstein;
1828—1830 die Erzählungen eines Großvaters (aus der schottischen Geschichte);
1831 Graf Robert von Paris und das gefährliche Schloß.

Ivanhoe, Kenilworth, Woodstock und Nigel spielen in England, Quentin Durward in Frankreich; die meisten und lebensvollsten natürlich in Schottland. Anfangs sind sie oft etwas breit und schleppend und brechen am Ende die Entwicklung über's Knie, aber die Fehler sind gering im Vergleich zu der übrigen Gediegenheit dieser historischen Romane, auf denen der Geist der Pietät ihres Verfassers ruht, der von sich sagen durfte, daß er keine Zeile geschrieben, die irgend Jemand hätte in seinem Glauben irre machen können. Die sittliche Würde des echt konservativen Tory hat sich auf schöne Weise mit dem ästhetischen Charakter des Dichters verschmolzen in der treuen Hingabe an den Gegenstand und der Achtung vor der Eigenthümlichkeit des Individuellen und historisch Gewordenen.

Die außerordentliche Fruchtbarkeit Scott's wird noch erstaunlicher, wenn man die lange Reihe der übrigen Arbeiten überblickt, die er neben den Romanen veröffentlichte. So gab er die Werke Dryden's heraus, und begleitete sie mit einer werthvollen Biographie des Dichters, ebenso die Werke Swifts; schrieb Artikel für das Edinburgh und Quarterly-

Digitized by Google

Review, nach einer Reise auf's Festland „die Schlacht von Waterloo", dann „die Alterthümer auf dem Grenzgebiete von England" ꝛc.

Im Jahre 1820 wurde Walter Scott zur Würde eines englischen Baronets erhoben, 1821 zum Präsidenten der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Edinburg erwählt. Als König Georg IV. im Jahre 1822 Schottland besuchte, kam ihm W. Scott auf der Rhede von Leith zu Schiffe entgegen, begleitet von einer Deputation schottischer Damen, die dem König zum Willkommen ein reich mit Brillanten besetztes Andreaskreuz überreichen wollten. Kaum hatte Georg von der Annäherung Scotts Kunde erhalten, so rief er freudig aus: „Wie, Sir Walter Scott! der Mann Schottlands, den zu sehen ich das größte Verlangen trage? Laßt ihn sogleich an unsern Bord steigen!" Der König empfing den Dichter auf das liebreichste, behielt ihn zu Tische, und er mußte zu seiner Rechten sitzen.

Bei allen Arbeiten behielt Scott immer noch Zeit für frohe Geselligkeit und kleine Reisen. Er war mit allen Notabilitäten Englands und Schottlands bekannt, und sein gastfreies Haus stand den vielen Besuchenden offen.

Walter Scott wurde auch mit Lord Byron bekannt, und die Art, wie er das Zusammentreffen mittheilt, ist charakteristisch für beide Dichter, die, so grundverschieden in ihrem Charakter, doch sich anzogen. „Meine erste Bekanntschaft," erzählt Walter Scott in einer Mittheilung, die er dem Dichter Thomas Moore für dessen Biographie Byrons machte — „meine erste Bekanntschaft mit Byron fing etwas verdächtig und bedenklich an. Ich war so weit von aller Theilnahme an der anstößigen Rezension in dem Edinburger Blatte (worin Lord Byrons „Stunden der Muße" hart mitgenommen wurden) entfernt, daß ich, wie ich mich noch deutlich erinnere, unserem Freunde, dem Herausgeber, mißfällige Bemerkungen darüber machte, weil ich glaubte, daß „die Stunden der Muße" mit ungebührlicher Strenge behandelt worden wären. Sie waren, wie alle jugendlichen Poesieen, mehr Reminiszenzen von dem, was dem Verfasser an Andern gefallen hatte, als Schöpfungen eigner Einbildungskraft; dessen ungeachtet glaubte ich, daß Stellen darin vorkämen, die etwas Ausgezeichnetes versprächen. Ich nahm mir die Sache so zu Herzen, daß ich mit dem Gedanken umging, an den Verfasser zu schreiben; aber gewisse übertriebene Schilderungen von seinen Eigenheiten, die mir zu Ohren gekommen waren, und mein natürlicher Widerwille gegen unberufenes Aufdringen von Meinungen, bewogen mich, meinen Vorsatz wieder aufzugeben.

Als Byron seine berüchtigte Satyre schrieb, bekam ich auch meinen Theil von den Geißelhieben, so gut wie viele Andere von größerer Bedeutung, als ich. Mein Verbrechen war, ein Gedicht (ich glaube Marmion) für tausend Pfund geschrieben zu haben; woran weiter nichts Wahres war, als daß ich das Manuskript für die angegebene Summe an den Verleger abgelassen hatte. Nicht zu gedenken, daß ein Schrift-



Digitized by Google

steller wohl schwerlich deßwegen getadelt werden kann, wenn er sich so viel geben läßt, als die Buchhändler ihm zu geben Lust haben, so kam es mir auch so vor, als ob Einmischung in meine Privatangelegenheiten außer den Grenzen einer literarischen Satyre läge. Auf der andern Seite überstieg das Lob, das mir Lord Byron in mehreren Stellen ertheilte, so sehr mein Verdienst, daß ich weit empfindlicherer Natur gewesen sein müßte, um mich nicht ganz ruhig zu verhalten und die Sache zu vergessen.

Ich wurde, wie die ganze Welt, von der Lebendigkeit und Stärke der Einbildungskraft gewaltig ergriffen, welche sich in den ersten Gesängen von Childe Harold und den andern glänzenden Produkten an den Tag legt, die Lord Byron mit einer an Verschwendung grenzenden Leichtigkeit in's Publikum schleuderte. Mein eigener Dichterruf war damals im Abnehmen und ich hatte aufrichtige Freude darüber, einen Schriftsteller von solcher Kraft und Energie auftreten zu sehen. Mr. John Murray (der Verleger der Werke L. Byrons) war um diese Zeit gerade in Schottland, und da ich ihm sagte, daß ich sehr gerne L. Byrons Bekanntschaft machen möchte, hatte er die Güte, Sr. Lordschaft meinen Wunsch zu erkennen zu geben, welches dann zu einigem Briefwechsel führte.

Es war im Frühling des Jahres 1815, daß ich zufällig in London so glücklich war, Lord Byron in Person vorgestellt zu werden. Das Gerücht hatte mich darauf vorbereitet, einen Mann von eigenthümlichem Wesen und heftigem Temperament zu finden, und ich war besorgt, ob wir auch im geselligen Leben zu einander passen würden. Hierin hatte ich mich aber, wie ich zu meinem großen Vergnügen sah, gänzlich geirrt. Ich fand Lord Byron im höchsten Grade artig, selbst herzlich. Wir kamen fast täglich ein paar Stunden in Mr. Murray's Gesellschaftssaale zusammen, und wußten einander immer recht viel zu sagen. Auch trafen wir uns häufig bei Diners und Abendgesellschaften, so daß ich zwei Monate hindurch in ziemlich engem Verkehre mit diesem ausgezeichneten Charakter lebte. Unsere Ansichten stimmten mehrentheils überein, Alles ausgenommen, was Religion und Politik betraf, in welchen beiden Punkten ich geneigt war, zu glauben, daß es Lord Byron eigentlich an festen Grundsätzen fehlte.

In der Politik hatte er zuweilen einen starken Anklang von dem, was man jetzt Liberalismus nennt; aber es war mir wahrscheinlich, daß die gute Gelegenheit, die ihm dieser Parteiton darbot, seinen Witz und sein Talent der Satyre gegen die hohen Staatsbeamten spielen zu lassen, eigentlich der Grund war, warum er ihn anstimmte, nicht aber wirkliche Ueberzeugung von der Wahrheit der politischen Maximen, denen er das Wort redete. Er war gewiß stolz auf seinen Rang und das Alter seiner Familie, und in dieser Hinsicht ein so vollkommener Aristokrat, als sich mit einem gebildeten Verstande und seiner Erziehung vereinigen ließ.

Digitized by Google

Lord Byrons Beleſenheit ſchien mir eben nicht ausgebreitet zu ſein, in der Poeſie ebenſo wenig als in der Geſchichte. Da ich ihm in dieſer Hinſicht überlegen und mit einem ziemlich eifrigen Quellenſtudium an Manches gerathen war, das wenig geleſen wird: ſo konnte ich ihn zuweilen mit Gegenſtänden bekannt machen, die für ihn noch den Reiz der Neuheit hatten. So erinnere ich mich, ihm einmal das ſchöne Gedicht von Hardiknut, eine Nachahmung der alten ſchottiſchen Ballade, hergeſagt zu haben, wovon er ſo ergriffen wurde, daß mich Jemand, der ſich in demſelben Zimmer befand, fragte, was in aller Welt ich Byron mitgetheilt habe, wodurch er ſo ſehr aufgeregt ſei?

Das letzte Mal ſah ich Byron im Jahre 1815, nachdem ich von Frankreich zurückgekehrt war, bei einem ſehr vergnügten Mittageſſen. Wie die alten Heroen im Homer tauſchten wir Geſchenke; ich gab Byron einen ſchönen mit Gold verzierten Dolch, der ein Eigenthum des gefürchteten Elfi Bey geweſen war. Es ging mir aber wie dem Diomedes in der Iliade; der Lord Byron überſandte mir einige Zeit nachher eine große ſilberne Graburne. Sie war mit Menſchenknochen angefüllt, und hatte auf zwei Seiten des Fußgeſtells Inſchriften. Die eine lautete: „Die in dieſer Urne enthaltenen Knochen wurden in alten Gräbern innerhalb der Landmauern von Athen gefunden, im Monat Februar 1811.“ Die andere Seite zeigte die Juvenaliſchen Verſe:

Expende — quot libras in duce summo invenies
— Mors sola fatetur, quantula hominum corpuscula.*)
(Juv. X.)

Ich fügte noch eine dritte Inſchrift hinzu, nämlich: „Geſchenk von Lord Byron an Walter Scott.“

Waſhington Irving, auf den Scott viel hielt, wollte den berühmten Schotten perſönlich kennen lernen, und hatte, als er ſich Abbotsford nahete, zuvor eine Karte überſandt mit der Anfrage, ob ſein Beſuch nicht ungelegen komme. Scott war gerade beim Frühſtück, ſprang voll Freude ſogleich hinaus, die Hunde und Kinder ihm nach, wie gewöhnlich, um den Gaſt zu begrüßen und ihn von der Landſtraße in's Haus zu geleiten. „Das Geraſſel meines Wagens,“ erzählt Irving, „hatte die Ruhe des Landſitzes geſtört. Heraus ſprang der Wächter des Schloſſes, ein ſchwarzes Windſpiel, ſchwang ſich auf einen der Steinblöcke und hob ein wüthendes Gebell an. Dieſes Lärmen brachte die ganze Hundsgarniſon heraus, ſämmtlich offenen Rachens und laut bellend. Nach einer kleinen Weile erſchien der Herr des Schloſſes ſelbſt. Ich erkannte ihn ſogleich, da ich die Porträts geſehen hatte, die von ihm erſchienen waren. Er hinkte den Sandweg herab und half ſich mit einem ſtarken Spazierſtocke fort, bewegte ſich aber raſch und kräftig. An ſeiner Seite lief ein großer eiſengrauer Jagdhund von ſehr ernſtem Gebahren, welcher an dem Toben des Hundepöbels keinen Antheil nahm, ſondern der

*) Der Tod allein bringt an's Licht, wie gering der Menſchen Gebeine.



Digitized by Google

Würde seines Hauses gemäß sich für verpflichtet hielt, mir einen höflichen Empfang angedeihen zu lassen.

„Ehe Scott das äußere Thor erreichte, rief er mich in einem herzlichen Tone an, indem er mich zu Abbotsford bewillkommnete. Als er zum Wagenschlage gekommen war, nahm er mit Wärme meine Hand und sagte: „Kommen Sie, fahren Sie herab an's Haus. Sie kommen gerade recht zum Frühstück! und dann sollen Sie alle Wunder der Abtei sehen." Ich wollte mich entschuldigen, indem ich anführte, ich hätte mein Frühstück bereits eingenommen. „Still, Mann!" rief er, „eine Morgenfahrt in der scharfen Luft der schottischen Berge ist hinreichende Bürgschaft für ein zweites Frühstück!"

„Demzufolge wurde ich im Fluge an die Thür der Cottage gefahren, und sah mich nach wenigen Augenblicken an dem Frühstückstische sitzen. Außer der Familie war Niemand anwesend; diese bestand aus Mrs. Scott, ihrer ältesten Tochter Sophie, damals ein schönes Mädchen von ungefähr 17 Jahren; Miß Anna Scott, zwei oder drei Jahre jünger; Walter, ein großgewachsenes Bürschchen, und Charles, ein lebhafter Knabe von 11—12 Jahren.

„Ich fühlte mich bald ganz zu Hause und mein Herz schlug warm bei dem herzlichen Empfange, der mir zu Theil ward. Ich hatte geglaubt, einen bloßen Morgenbesuch zu machen, fand aber bald, daß man mich sobald nicht wieder loslassen würde. „Sie müssen nicht glauben, daß unsere Gegend an einem Morgen wie ein Zeitungsblatt gelesen werden kann," sagte Scott; „sie erfordert das mehrtägige Studium eines aufmerksamen Reisenden, der einiges Wohlgefallen an dem Plunder der alten Welt hat. Nach dem Frühstück statten Sie der alten Melrose-Abtei Ihren Besuch ab; ich werde nicht im Stande sein, Sie dahin zu begleiten, da ich einige häusliche Geschäfte zu besorgen habe; allein ich werde Sie meinem Sohne Charles anvertrauen, der in Allem sehr gelehrt ist, was die alte Ruine und die Gegend betrifft, in welcher sie steht. Wenn Sie wiederkommen, nehme ich Sie zu einem Spaziergange in die Nachbarschaft mit. Morgen werden wir den Yarrow sehen und übermorgen nach Dryburgh-Abtei fahren, die eine schöne alte Ruine und wohl werth ist, daß Sie sie ansehen." Mit Einem Worte, ehe Scott mit seinem Plane fertig war, fand ich, daß mein Besuch mehrere Tage dauern würde, und es schien, als ob ein kleines Reich der Romantik sich mir plötzlich erschlossen hätte."

Der gute Scott sollte aber auch die Ungunst des Schicksals erfahren. Mitten in sein heiteres Stillleben traf wie ein Donnerschlag die Nachricht, daß die Häuser Ballantyne und Constable, mit denen er den Kontrakt über den Verlag seiner Werke abgeschlossen hatte, ihre Zahlungen eingestellt hätten. Durch diesen Bankerott verlor der Dichter die Früchte eines zwanzigjährigen Fleißes und sah sich plötzlich mit einer Schuld von 170,000 Pfund Sterling belastet. Heldenmüthig ertrug er das Unglück. „Es ist sehr hart — sagte er — den Lohn eines thätigen

Digitized by Google

Lebens plötzlich zu verlieren und von Wohlhabenheit zu bitterer Armuth herabzusinken; wenn mir indessen der liebe Gott nur noch wenige Jahre Gesundheit und Kraft verleiht, so hoffe ich, mich dieser schrecklichen Lage wieder entwinden zu können." Er begann mit seinem Bienenfleiße wieder zu schriftstellern, aber wenn auch die Bücher des berühmten Autors willen Abgang fanden, so war doch der alte Geist und Humor nicht mehr darin, und namentlich das großangelegte historische Werk „Leben Napoleons" in 9 Bänden zeigte bedeutende Mängel. Erfolgreicher war's, daß Scott von seinen bereits erschienenen Romanen eine neue verbesserte mit Anmerkungen bereicherte Ausgabe veranstaltete; er erhielt für das Manuskript 8400 Pfund Sterling. Die Hälfte des Ertrags sollte gleichfalls dem Dichter zukommen, der sie aber sogleich seinen Gläubigern überwies. Das Verlangen des Publikums, eine vollständige Sammlung der Romane Walter Scotts zu besitzen und seinen Vermögensumständen wieder aufzuhelfen, bewirkte, daß in kurzer Zeit 24,000 Exemplare verkauft wurden. Man kann sich einen Begriff von der Rührigkeit machen, mit welcher dieß Unternehmen betrieben wurde, wenn man erfährt, daß mehr als 1000 Menschen dabei beschäftigt waren. Das Geheimniß der Autorschaft war nun auf gewaltsame Weise gelöst worden; die Chronik von Canongate war der erste Roman-Cyklus, der unter Scotts Namen erschien. Bald folgte noch „Karl der Kühne oder die Tochter des Nebels" und „das schöne Mädchen von Perth", ein sehr gelungener Roman. Diese Werke und die „Geschichte Schottlands", welche wie Ivanhoe in alle Schichten des Volkes drang und von Jung und Alt mit Begeisterung gelesen wurde, setzten den Verfasser in den Stand, schon zu Ende 1830 fast die Hälfte seiner Schulden abtragen zu können und seine Gläubiger gaben ihm bei dieser Gelegenheit alle seine Bücher, Manuskripte und Alterthümer, welche sie von ihm zum Unterpfande erhalten hatten, unter Bezeigung ihrer innigen Hochachtung für seinen edlen Charakter wieder zurück.

Die außerordentliche Anstrengung in den letzten Jahren mochte wohl der Hauptgrund sein, daß Walter Scott zu Anfang 1831 von einem Schlaganfall heimgesucht wurde, der ihn fast gänzlich lähmte; doch behielt er die Lebendigkeit seiner Denkkraft und die ihm eigene überraschende Beredsamkeit bei sichtbar zunehmender leiblicher Schwäche.

Als das Publikum von dem leidenden Zustande des geliebten Dichters hörte, war die Theilnahme allgemein; von Nah und Fern kamen Verehrer des schottischen Barden, ihn zu sehen und die Stätte, die einen so erhabenen Geist beherbergte. Die Aerzte riethen zu einer Reise in die milden Länder des Südens. Die englische Regierung, hiervon unterrichtet, bot dem kranken Dichter sogleich ein Schiff an. So gern er dies ehrenvolle Anerbieten annahm, so traurig schied er doch von seinem geliebten Abbotsford, das er nimmer wiederzusehen fürchtete. Vorerst ging er nach London, und nachdem er in seinem letzten Romane (das gefährliche Schloß), den er ankündigte, der Welt eine Art von Lebewohl

Digitized by Google

gesagt hatte, segelte er nach Italien. Unterwegs traten hoffnungsvolle Momente ein, wo seine Kraft zu neuem Leben zu erwachen schien, aber die schöne Hoffnung war nur vorübergehend. Bei seiner Ankunft in Neapel befand er sich so übel, daß er die ihm zugedachten Ehrenbezeigungen sich verbitten mußte. Von Neapel ging er nach Rom; aber inmitten der Wunderwerke alter Kunst und Größe, nach deren Anblick er sich so oft gesehnt hatte, überkam ihn die Sehnsucht nach den heimischen Ufern des Tweed. Er fühlte, wie schnell seine Lebenskräfte sanken und sein sehnlichster Wunsch war, in seinem Vaterlande zu sterben. So kam er denn bis zum Tode erschöpft im Herbste 1832 wieder in London an, wo ihn ein zweiter heftiger Schlaganfall befiel. Kaum so weit hergestellt, um sich einschiffen zu können, ging er nach Schottland unter Segel.

Als er durch das Portal seines Schlosses fuhr, sprangen ihm freudig seine Hunde, die treuen Gefährten so mancher frohen und traurigen Stunde, entgegen — unter Thränen und Lächeln streichelte er sie und ließ sich von ihnen die Hände lecken, bis er ermüdet auf das Bett in seinem Schlafzimmer sank und einschlummerte.

Ruhig und sanft wie ein Kind ließ er sich die folgenden Tage in einem Rollstuhle in den Garten fahren, genoß des warmen Sonnenscheins und labte sich an dem Grün der Bäume. Doch schon vom 17. September an konnte er das Bett nicht mehr verlassen, er phantasirte viel und hatte nur auf Augenblicke klares Bewußtsein. Am 21. September 1832 schloß er die Augen für immer. Es war ein warmer sonnenheller Herbsttag; die Fenster waren geöffnet, um die milde Luft hereindringen zu lassen, und in der Stille rings umher vernahm des Dichters Ohr zum letzten Mal das Plätschern des Tweed. Die Kinder knieten an seinem Sterbebett und sein Sohn Walter drückte ihm die Augen zu. Er hatte sein Alter auf 62 Jahre gebracht.

In Dryburgh Abtei ward seine sterbliche Hülle beigesetzt, Tausende von schlichten Landleuten folgten dem Sarge ihres Sheriffs. Das dankbare Schottland aber eröffnete eine Sammlung, um der Familie Scotts das Gut Abbotsford zu erhalten, und neuerdings hat es ihm in Edinburg ein schönes, würdiges Denkmal errichtet.

---

Druck der Hofbuchdruckerei (H. A. Pierer) in Altenburg.

Digitized by Google